Orpr. 553 r/12

<36614241590011

<36614241590011

Bayer. Staatsbibliothek

Auguſt Wilhelm von Schlegel's

vermiſchte und kritiſche Schriften.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Sechster Band.

Recenſionen.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1847.

Auguſt Wilhelm von Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zwölfter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1847.

Wb/64/1850

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Kritiken aus dem Athenäum 1798...1800.

Ueber kritiſche Zeitſchriften. 1798. (Als Einleitung der ‘Beiträge zur Kritik der neueſten Litteratur’. Ath. I. 1. S. 141...149. Zum Theil wieder in den Krit. Schr. I. S. 259...264.) . 3
Mode=Romane. Lafontaine. 1798. (Ath. I. 1. S. 149...167. Krit. Schr. I. S. 290...307.) 11
Ludw. Tiecks Volksmärchen von Peter Leberecht. 1798. (Ath. I. 1. S. 167...177.) 27
Notizen. 1799.
Vorbemerkungen (Ath. II. 2. S. 285...288.) 36
Germaniſche Bardengeſänge. (Daſ. S. 306...399.) . . . 39
Lichtenberg. (Daſ. S. 309. f.) 42
Ueber H—r's ‘Kritiſches Geſpräch’ und ‘Ueber Weiblichkeit’ u. ſ. w. (Daſ. S. 310. f.) 43
Mary Wolſtonecraft. (Daſ. S. 312. f.) 44
Joh. Müllers Briefe an Bonſtetten. (Daſ. S. 313...316.) 46
Amathonte. (Daſ. S. 316. f.) 48
Romulus von Lafontaine. (Daſ. 317...319. Krit. Schr. I. S. 307...309.) 49
Schinks Fauſt. (Daſ. S. 319.) 51
Thümmels Reiſe durch das mittägliche Frankreich. (Daſ. S. 319...21. Krit. Schr. I. S. 309...311.) . . . . —
Aus einem Briefe aus Paris über Kotzebues Menſchenhaß und Reue. (Daſ. S. 321. f.) 53
Madame de Genlis, Les voeux téméraires. (Daſ. S. 322...324.) 54
Matthiſſon, Voß und F. W. Schmidt. Eine Zuſammenſtellung. 1800. (Ath. III. 1. S. 139...164. Krit. Schr. S. 82...121.)
1. Matthiſſon 55
2. Voß (Vergl. oben die Rec. aus der A. L. Z. 1797. Nr. I. f.) 69
3. Vergleichung 76
Wettgeſang (Vgl. Gedichte Bd. II. S. 194. f.) 80
Anmerkung zum neuen Abdruck. 1828. (Krit. Schr. II. S. 112...121.) 84
Parny, La Guerre des Dieux. 1800. Ath. III. 2. S. 252...266.) 92
Soltau, Ueberſetzung des Don Quixote. 1800. (Daſ. S. 295...327.) 106
Abfertigung eines unwißenden Recenſenten der ſchlegelſchen Ueberſetzung des Shakſpeare. 1800. (Daſ. S. 327...334.) . . 133

Seite

Aus der Europa 1803.

Sprachlehre von A. F. Bernhardi. 2 Thle. Berlin 1801. 1803. (Europa II. S. 193...204.) 141

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Litteratur-Zeitung 1804...1808.

Vier Tragödien des Aeſchylos überſetzt von Fr. Leop. Grafen zu Stolberg. Hamb. 1802. (1804. Nr. 48...50.) 157
Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Énéide ... par Ch. V. de Bonstetten. Genève. An XIII. (1805. Nr. 15.)* 169
Manuscrits de Necker, publiés par sa fille. Genève. An XIII. (1805. Nr. 149.) 177
Del cavallo alato d'Arsinoe. Lettere filologiche di V. Monti. Milano 1804. (1806. Nr. 21.) 182
Prolusioni agli studj dell' università di Pavia per l'anno 1804, recitate da V. Monti. Milano 1804. (1806. Nr. 34.) . . 185
Corinne ou l'Italie, par Mad. de Staël Holstein. Paris 1807. (1807. Nr. 152. f.) 188
Dichtergarten. Herausg. von Roſtorf (v. Hardenberg). Violen. Würzburg 1807. (1807. Nr. 220.) 206
Prometheus. Eine Zeitſchrift von L. v. Seckendorf und L. Stoll. 1. Heft. Wien 1808. (1808. Nr. 94.) 216

Recenſionen aus den Heidelbergiſchen Jahrbüchern der Litteratur 1810...1816.

Buch der Liebe. Herausgeg. durch J. G. Büſching und Fr. H. v. d. Hagen. 1. Band. Berlin 1809. (1810. Philoſ. S. 97...118.) 225
Ludovico Arioſtos Raſender Roland, überſetzt von J. D. Gries. 4 Thle. Jena 1804...1808. (Ebend. S. 193...234.) . . 243
Erſtes Sendſchreiben über den Titurel ... von B. J. Docen. Berl. u. Leipz. 1810. (1811. Nr. 68...70. S. 1073...1111.) 288
Winckelmanns Werke, herausg. von Fernow, Meyer u. Schulze. Bd. 1...4. Dresden 1808...1811. (1812. Nr. 5...7. S. 65...112.) 321
Altdeutſche Wälder, herausg. durch die Brüder Grimm. 1. Band. Caſſel 1813. (1815. Nr. 46...48. S. 721...766.) . . . 383
A. L. Chézy. 1) Yadjnadatta-Badha. Paris 1814. 2) Discours prononcé au Collége Royal de France. Paris 1815. (1815. Nr. 56. S. 881...893.) 427
Sui quattro cavalli della basilica di S. Marco in Venezia. Lettera di Andrea Mustoxidi Corcirese. Padova 1816. (1816. Nr. 42. S. 657...64.) 438
Römiſche Geſchichte von B. G. Niebuhr. 2 Thle. Berlin 1811. 1812. (1816. Nr. 53...57. S. 833...906.) 444
Recenſion von Humboldts Vues des Cordillères. 1817. Ungedruckt. 513

Seite

Aus der Europa 1803.

Sprachlehre von A. F. Bernhardi. 2 Thle. Berlin 1801. 1803. (Europa II, 2, 193–204.) 141

Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung 1804–1808.

[illegible] (1804 Nr. [illegible]) . . . [illegible]
[illegible] (1805 Nr. [illegible]) . . . [illegible]
[illegible] (1806 Nr. [illegible]) . . . 177
[illegible] . . . [illegible]
[illegible] . . . [illegible]
[illegible] . . . [illegible]
[illegible] . . . [illegible]
[illegible] . . . [illegible]

Recensionen aus [illegible]

[illegible]

Buch der Liebe, [illegible] . . . [illegible]
[illegible] 2 Thle. [illegible] . . . [illegible]
[illegible] 1810. 1812. [illegible] . . . [illegible]
[illegible] 1.–4. [illegible] . . . [illegible]
[illegible] 1812. (1812. Nr. [illegible]) . . . [illegible]
A. L. Chezy. 1) [illegible] prononcé au Collège Royal de France [illegible] Nr. [illegible] . . . [illegible]
[illegible] S. 357–[illegible] . . . [illegible]
[illegible] 1812. (1812, Nr. [illegible]) . . . [illegible]
[illegible] . . . [illegible]

Kritiken aus dem Athenäum 1798...1800.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

*) Ueber kritiſche Zeitſchriften.

1798.

Deutſchland iſt unſtreitig jetzt die erſte unter den ſchreibenden Mächten Europas, wenn man auch noch ſo viel darauf abrechnet, daß ſich aus der Anzahl der gedruckten Artikel kein ſichrer Schluß auf die Maſſe des Gedruckten ziehn läßt, weil eben die **) Menge von Mitwerbern die Stärke der Auflagen vermindert. Das viele Schreiben, ſagt man, kommt vom vielen Leſen, und dieß iſt auch bis auf einen gewiſſen Punkt ſehr richtig; aber darüber hinaus möchte beides in umgekehrtem Verhältniſſe gegen einander ſtehn. Wer viel ſchreibt, hat deſto weniger Zeit zum Leſen. So wie Niemand gehört wird, wo Alle ſprechen, ſo würde auch, wenn ſich einmal alle Leſer zu Schreibern konſtituierten (eine Revolution, zu der wir keinen ſo großen Schritt zu thun haben, als man vielleicht denkt), jeder darauf ***) beſchränkt ſein, von ſich ſelbſt geleſen zu werden; er würde in ſeiner eignen Perſon Schriftſteller, Beurtheiler und Publikum, die ganze litterariſche Welt im Kleinen, vorſtellen müßen. Die damit

---

*) [Im Athenäum I. 1. (1798.) als Einleitung der 'Beiträge zur Kritik der neueſten Litteratur.']

) die Konkurrenz die St. 1798. *) reduzirt ſeyn 1798.

verknüpfte Langeweile und ſonſtigen Unbequemlichkeiten würden eine neue Epoche herbeiführen, wo man gar nichts ſchriebe, um recht viel und mit gutem Bedacht zu leſen.

Bis dieſer Kreißlauf vollendet iſt, bei der jetzigen Lage der Dinge, da es noch ziemlich Viele giebt, die nicht bloß ſchreiben, ſondern mitunter auch leſen, ja ſogar Einige, die bloß leſen ohne zu ſchreiben, iſt das Recenſieren ein nothwendiges Uebel. Man würde ſeine ganze Zeit und Mühe darauf wenden müßen, um zu erfahren, was und wie geſchrieben worden iſt, wenn es keine *) Anſtalten gäbe, die darüber amtliche Berichte ertheilen. Die früheſte, kürzeſte, und alſo auf gewiſſe Weiſe die beſte aller Recenſionen iſt der Meßkatalog. Ihm wird aber Schuld gegeben, man könne ſich auf ſeine Nachrichten nicht ſonderlich verlaßen: unter andern erfahre man nicht einmal mit Sicherheit daraus, ob ein Buch wirklich exiſtiert; ein Umſtand, der freilich zuweilen ſchwer genug auszumachen iſt. Es läßt ſich eine Recenſionsanſtalt denken, wobei dieſe Mängel vermieden würden, und die doch mit dem Meßkatalog beinah gleichen Schritt halten könnte. Man ſchnitte nämlich aus jedem zur Meſſe gebrachten Buche aufs Gerathewohl einige Blätter heraus, ließe ſie nebſt den Titeln zuſammendrucken, und ſo wäre die Sache für das halbe Jahr mit einem Male abgethan. Dieß iſt im Ganzen genommen die Methode der engliſchen Journaliſten **) bei bloß litterariſchen Erſcheinungen, die keinen Bezug auf politiſche Parteien haben: ſie pflegen zwar des Wohlſtands wegen die abgedruckten Blätter mit einer Vorerinnerung oder einem Nachrufe zu begleiten; aber gewöhnlich ſind dieß

*) Inſtitute gäbe, die darüber offizielle B. 1798.

**) 'bei . . . haben' fehlt 1798.

*) nur unweſentliche Zuthaten, die unbeſchadet der Vollſtändigkeit der Recenſionen wegbleiben könnten. Bei der gewißenhaften deutſchen Umſtändlichkeit iſt es auch in den umfaßendſten Inſtituten unvermeidlich, daß nicht viele Anzeigen verſpätet werden oder gar unterbleiben ſollten. Noch nie hat man es erlebt, daß ein litterariſches Tageblatt inne gehalten hätte, weil einmal Alles fertig recenſiert geweſen wäre; ſie ſind vielmehr wie Menſchen, die nur eben das Kinn über dem Waßer halten, und, wenn ſie einen Augenblick abließen zu rudern, in der großen Flut untergehn würden. Dieß iſt auch wohl der Grund, warum noch niemand darauf gefallen iſt, ungeſchriebne Bücher zu recenſieren, was ſonſt Gelegenheit gäbe, viel Neues zu ſagen, und das ziemlich trockne Geſchäft ein wenig genialiſch zu machen.

Das Leben iſt kurz und die Bücher ſind lang: was Wunder alſo, wenn man ſich ſo geſchwind mit ihnen abzufinden ſucht, als man weiß und kann? Viele fleißige Leſer kritiſcher Zeitſchriften würden es eine ſehr unbillige Zumuthung finden, erſt die Recenſion und dann noch hinterdrein die Schrift ſelbſt zu leſen. Sie betrachten jene vielmehr als eine für ſich verſtändliche Abbreviatur von dieſer, und den Recenſenten als einen lebendigen Storchſchnabel, der ihnen die weitläuftigen Umriße ins Feine und Kleine bringt. Auch läßt ſich hiegegen nicht viel einwenden, da die Beurtheiler ja ſelbſt beſchuldigt werden, daß ſie oft bei den Phyſiognomien der Bücher ſtehn bleiben. Mit einiger Uebung muß man in dieſem Studium wirklich etwas leiſten können. Ein Blatt vorn und ein Blatt hinten geben ſchon viel Licht; beſonders aber ſind die Vorreden von unſchätzbarem Werth.

---

*) nur hors d'oeuvres 1798.

Gäbe es litterariſche Reichstage, ſo würde gewiß von Seiten der Beurtheiler der Vorſchlag zu einem Geſetze geſchehn, daß es erlaubt ſein ſolle, eine Vorrede ohne Buch, aber nicht ein Buch ohne Vorrede zu ſchreiben. Zwar wenn alle Schriftſteller ſo redlich und naiv zu Werke giengen, wie Jean Paul, ſo könnte man ſich mit den bloßen Titeln begnügen. Aber leider haben die mancherlei Kunſtgriffe der verderbten Welt auch aus dieſem Theile der Schriftſtellerei die Unſchuld verbannt. So wenige Titel gehören dem Verfaßer, oder zu ſeinem Werke. Wer einen Aufmerkſamkeit erregenden erſinnt, hat einen außerordentlichen Fund gethan, der ihm aber durch den Druck ſogleich entgeht und ein Gemeingut wird. Die troſtloſe Schwierigkeit, neu zu ſein, kann gerade hier auch den Beſten, wenn er noch nicht Ruhm genug hat, um fremder Hülfsmittel zu entrathen, aus ſeinem Charakter heraustreiben.

Ein Hauptnachtheil der allgemeinen kritiſchen Inſtitute iſt es, daß ſie die verſchiedenartigſten Dinge auf einerlei Fuß behandeln müßen. Zuerſt die guten Bücher und die ſchlechten. Von jenen muß dargethan werden, daß ſie gut, und von dieſen, daß ſie ſchlecht ſind. Wie ſehr dieß auch dem heiligen Grundſatze der Gleichheit gemäß ſcheint, ſo kann die Gerechtigkeit doch niemals verpflichten, etwas Ueberflüßiges zu thun. Entweder man nimmt an, daß alle Bücher ſchlecht ſind, bis das Gegentheil erwieſen iſt; ſo wird man ſich bloß mit dem Vortrefflichen beſchäftigen, und das Uebrige mit Stillſchweigen übergehn. *) Eine ſolche Zeitſchrift haben wir nicht, und ſie würde ſich aus mancherlei Urſachen nicht lange halten können. Oder man nimmt an,

*) Ein ſolches Journal 1798.

daß alle Bücher gut ſind, bis das Gegentheil erwieſen iſt, und daraus wird das umgekehrte Verfahren entſtehn. *) Dieſen demüthigen Grundſatz ſcheint die Allgemeine Deutſche Bibliothek (die das erſte Beiwort wohl nur noch pleonaſtiſch für Gemein führt) im Fache des Geſchmacks zu befolgen, indem ſie bloß bemüht iſt, die armſeligſten Produkte noch tiefer herunter zu reißen, von den Meiſterwerken aber, die den Fortſchritt der Bildung bezeichnen, gar keine **) Notiz nimmt. Man ſieht, daß dieſe Kritik dem Weſen nach viel milder iſt, als man nach ihren finſtern Geberden glauben ſollte, daß vielleicht gar eine ſtille Selbſterkenntniß der Recenſenten dabei zum Grunde liegt, die nur ſo die Ueberlegenheit behaupten zu können meinen, welche fälſchlich als das nothwendige Verhältniß zwiſchen dem Beurtheiler und dem Beurtheilten angenommen wird. Aber auch in Zeitſchriften, die zuweilen Meiſterſtücke der Kritik liefern, muß die Abfertigung des Schlechten und Unbedeutenden einen viel zu großen Raum anfüllen, und dadurch die Würdigung deſſen beengen, was die Wißenſchaft oder die Kunſt weiter bringt. Nachbarlich berühren ſich hier ***) Schriftſteller und Werke, die ſich ewig nicht kennen, ſondern in ganz getrennten Sphären ihr Weſen treiben: Alles wird nur durch die Begriffe Buch und Recenſion zuſammen gehalten. Manche Recenſionen ſind die Grabſchriften der angezeigten Bücher; andre können für nichts als Taufſcheine gelten. Nimmt man nun noch die vorwärts gekehrten Taufſcheine der Buchhändler (ihre Ankündigungen nämlich) und das Geſchrei der Antikritiken dazu, ſo hat man ein Concert, worin bei allen

---

*) Dieſe demüthige Maxime 1798. **) Kenntniß 1828. ***) Autoren 1798.

Diſſonanzen doch im Ganzen eine ziemliche Einförmigkeit herrſcht.

Man hat für das Bedürfniß der verſchiednen Fächer durch *) beſondere Zeitſchriften geſorgt; ſelbſt für die unlängſt mit Tode abgegangnen ſchönen Wißenſchaften hat man dergleichen geſtiftet. Hier findet der Gelehrte dasjenige ſchon aus der chaotiſchen Maſſe geſondert, was ihn angeht, und der beſchränktere Plan läßt bei dem Einzelnen mehr Ausführlichkeit zu. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß ſolche Anſtalten bei gleicher Güte in allem, was zum Gebiet des Schönen und der Kunſt gehört, doch weit weniger befriedigend ſein können, als für eigentliche Gelehrſamkeit und Wißenſchaft. Hier reicht oft ein treuer und mit Einſicht gemachter Auszug vollkommen hin; dort iſt die Form des Urtheils eben ſo wichtig, als der Gehalt: denn ſie iſt gleichſam das Gefäß, worin allein ſich die flüchtige Wahrnehmung auffaßen läßt. Der Genuß ſchöner Geiſteswerke darf nie ein Geſchäft ſein; ſie treffend charakteriſieren, iſt ein ſehr ſchweres, aber es muß nicht als ſolches erſcheinen; und wie iſt dieß anders zu vermeiden, als dadurch, daß es nach Luſt und Liebe, und losgeſprochen von dem Zwange äußrer Verhältniſſe, getrieben wird? Sobald man recenſiert, iſt man in der Amtskleidung: man redet nicht mehr in ſeinem eignen Namen, ſondern als Mitglied **) einer Körperſchaft. Das Pronomen der erſten Perſon iſt aus ſolchen Zeitſchriften, wo Anonymität die erſte Bedingung iſt, gänzlich verbannt: entweder der pluralis maiestatis, oder der abſtrakte Sigla ‘Rec.’ muß deſſen Stelle vertreten. Wer eigen=

---

*) ſpezielle Journale 1798.

**) eines Kollegiums. Wer eigenth. 1798.

thümlichen Geiſt hat, muß ihn dem Zweck und Ton des Inſtituts unterordnen; und es fragt ſich, ob durch die Theilnahme an der Würde deſſelben die Aufopferung erſetzt werden kann, da es mit einem kollektiven Geiſt immer eine verwickelte Bewandtniß hat. Hieraus entſteht gar leicht etwas Steifes und Zunftmäßiges, das mit jener beſeelten Freiheit, welche das gemeinſchaftliche Element der bildenden Kraft und der Empfänglichkeit für ihre Schöpfungen iſt, im Widerſpruche ſteht. Ueberdieß liegt in dieſem förmlichen Vortrage ein Anſpruch auf allgemeine Gültigkeit, den nur die wißenſchaftliche Anwendung wißenſchaftlicher Wahrheiten zu machen hat, der aber keineswegs auf Gegenſtände ausgedehnt werden kann, die erſt in der Seele des Betrachtenden durch ein wunderbares Spiel der innern Kräfte ihre Beſtimmung erreichen. Ein Kunſtrichter zu ſein, nämlich der über Kunſtwerke zu Gericht ſitzt und nach Recht und Geſetz Urtheil ſpricht, iſt etwas eben ſo Unſtatthaftes als Unerſprießliches und Unerfreuliches. Mit Einem Worte, da die Wahrnehmung hier immer von perſönlichen Bedingungen abhängig bleibt, ſo laße man ihren Ausdruck ſo individuell, das heißt ſo frei und lebendig ſein wie möglich.

*) Die folgenden Beiträge wollen ſich nicht zum Range von Recenſionen erheben: ihr Verfaßer erklärt ſie für nichts weiter, als Privatanſichten eines in und mit der Litteratur Lebenden. Seine Meinung glaubt er eben deswegen um ſo unbefangner und entſchiedner äußern zu dürfen, etwa wie in einem zwangloſen Geſpräche. Ein jedesmal vorangeſchicktes ‘ich ſollte vermeinen’ würde nur läſtig und langweilig ſein, ohne an der Sache etwas zu verändern; wem aber die tief in

*) [Das Folgende iſt in die Krit. Schr. nicht aufgenommen.]

der menſchlichen Natur eingewurzelte Unart des Behauptens anſtößig iſt, der mag es ſich immer hinzudenken. Der Raum, den dieſe Blätter von Zeit zu Zeit im Athenäum einnehmen werden, erlaubt unter der Menge der Erſcheinungen nur wenige auszuheben. Und wozu auch Vollſtändigkeit in Anſehung der litterariſchen Makulatur und

all such reading, as was never read,

womit gerade dieſes Fach ſo unſelig überladen iſt? Ich werde nur das zu charakteriſieren ſuchen, was eine Art von Leben hat, entweder durch ſeine ausgebreitete Popularität oder durch ſeinen innern Werth. Selbſt über die bedeutendſten Werke behalte ich mir vor ſchweigen zu dürfen, wenn ihr Eindruck mich nicht auf den Pfad eigenthümlicher Betrachtungen geleitet hat. Auch mache ich mich zu keiner Vollſtändigkeit der Beurtheilungen (wenn man es ſo nennen will) anheiſchig: meine Abſicht iſt nicht, den Leſer mit den erwähnten Schriften erſt bekannt zu machen; dieß ſetze ich ſchon voraus, und ſuche nur durch die Mittheilung über ſie die Entwicklung entgegengeſetzter oder übereinſtimmender Gedanken zu veranlaßen. Ohne um hiſtoriſch geordneten Zuſammenhang in dieſen Rhapſodien bemüht zu ſein, werde ich die Gegenſtände ſelbſt in ihrem Zuſammenhange zu faßen ſuchen. Beim Recenſieren iſt ein mehr oder weniger iſolierendes Verfahren nothwendig und hergebracht: alle vergleichenden Seitenblicke gelten da für Licenzen. Und doch laßen ſich nur die Buchſtaben eines Buches in die Scheidewände des Bandes einſchließen: in ſo fern es lebt, einen Geiſt und einen Gehalt hat, ſteht es als Wirkung und wiederum wirkend in mannichfaltigen Beziehungen. Das Verhältniß des Schriftſtellers zu ſeinen Vorgängern und Nebenbuhlern, die Laufbahn, die er ſchon durchmeßen hat oder zu betreten

anfängt, die Aufnahme, die er bei ſeinen Zeitgenoßen findet, ſind eben ſo viel aufklärende Geſichtspunkte. Wie ſich mir Ausſichten darbieten, werde ich ihnen nachgehn: denn wo das Ganze Digreſſion iſt, hat man ſich nicht vor Digreſſionen zu hüten; und ich kann zu einem nicht erſchöpften Gegenſtande immer noch zurückkehren, um ihn in einer verſchiednen Zuſammenſtellung zu beleuchten.

Mode-Romane. Lafontaine.

1798.

Der Punkt, wo die Litteratur das geſellige Leben am unmittelbarſten berührt, iſt der Roman. Bei ihm offenbart ſich daher am auffallendſten der ungeheure Abſtand zwiſchen den Klaſſen der leſenden Menge, die man durch den bloß poſtulierten Begriff eines Publikums in eine Einheit zuſammenſchmelzt: hier können die Unternehmungen des Meiſters, deſſen Blick, ſeinem Zeitalter voraus, in gränzenloſe Fernen dringt, dem regſten und vielſeitigſten Streben nach Bildung begegnen; ſo wie eben hier die ſtumpfe Genügſamkeit des Handwerkers, der nur denſelben verworrnen Knäuel der Begebenheiten auf- und abzuwinden verſteht, unaufhörlich für die Sättigung ſchlaffer Leerheit arbeitet. Die geſetzloſe Unbeſtimmtheit, womit dieſe Gattung nach ſo unzähligen Verſuchen immer noch behandelt wird, beſtärkt in dem Glauben, als habe die Kunſt gar keine Forderungen an ſie zu machen, und das eigentliche Geheimniß beſtehe darin, ſich Alles zu erlauben; während ſie doch vielmehr auf die Höhe der Aufgabe hindeutet, die wie eine irrationale Gleichung nur durch

unendliche Annäherung gelöſt werden kann. Wer hält ſich nicht im Stande einen Roman zu ſchreiben? Daß nebſt vielen und wichtigen Erforderniſſen unter andern auch ein bedeutendes Menſchenleben dazu nöthig iſt, läßt man ſich nicht im Traume einfallen. Wie könnten ſonſt die beliebten Romanenſchreiber ſo fruchtbar, und die fruchtbaren ſo beliebt ſein? Nur Einen Roman geſchrieben zu haben, wird für gar nichts gerechnet: man muß beinahe mit jeder Meſſe wieder erſcheinen, um nicht auf der Liſte der Beliebten ausgeſtrichen zu werden. Ich habe ſogar von Schriftſtellern gehört, welche geſtehn, daß ſie aus allen Kräften eilen, den Vorrath von Romanen, den ſie noch in ſich tragen, auszuſchütten, ehe die Geläufigkeit ihrer Feder und ihrer Phantaſie mit den zunehmenden Jahren erſtarrt. Wie verſchieden von der Sprödigkeit des zurückhaltenden Genius, der wie die Löwin nur eins gebiert, aber einen Löwen! Jene dürfen ſich nicht brüſten, wenn ſie für den Augenblick vor dieſem glänzen: ihr Ruhm wird ebenfalls erſtarren, ſobald ſie ihn nicht mehr beſtändig warm halten können.

Bei ſo unermüdlichen Ergießungen muß man natürlich auf ſeltſame Hülfsmittel verfallen, um die Armut an ſelbſtändigem Geiſte zu bemänteln, und wirklich iſt auch bis zur roheſten Abgeſchmacktheit nichts unverſucht geblieben. Wer Romane fertigen kann, ohne Geſpenſter zu citieren und die Rieſengeſtalten einer chimäriſchen Vorzeit aufzurufen, wer ſich ohne Geheimniſſe mit ſchlichten Leidenſchaften behilft, der hält ſchon etwas auf ſich und ſein Publikum. Macht er ſich denn auch mit Charaktern nicht viel zu ſchaffen, wenn ihm nur jene in einer gewiſſen Fülle zu Gebote ſtehen, ſo kann er gewiß ſein, den mittleren Durchſchnitt der Leſewelt für ſich zu gewinnen, der für das grobe Abenteuerliche ſchon zu

geſittet, für die heitern ruhigen Anſichten ächter Kunſt noch nicht empfänglich, ſtarke Bedürfniſſe *) der Empfindſamkeit hat.

Solch ein Schriftſteller iſt Lafontaine. Wundern kann man ſich alſo nicht über das große Glück, das er gemacht hat. Die Vorliebe für Jean Paul iſt ſchon etwas viel Ausgezeichneteres; er bewirthet nicht mit ſo leichten Speiſen, da ſich Lafontaine hingegen mit unglaublicher Schnelligkeit und in ganzen Bänden auf einmal genießen läßt, beſonders wenn man ſchon Einiges von ihm geleſen hat, und alſo gewiſſe Lieblingsſchilderungen nur wie alte Bekannte im Vorbeigehn begrüßt. Auch in dem einzelnen Werke wiederholt er die Scenen ſo reichlich, daß er dem geübteren Leſer die Hälfte der Zeit erſpart, obwohl **) dem Drucker nichts an der Bogenzahl. Man ſollte denken, ſelbſt die oberflächlichſten Liebhaber müßten auf die Länge dieſe ſchwach verkleideten Wiederholungen gewahr werden, und die Gewohnheit, ſich ſelbſt auszuſchreiben, müßte dem Rufe des Schriftſtellers Abbruch thun. Zwar ſollten wir ihn wohl nicht ſo ernſthaft nehmen. Dem fröhlichen Manne iſt es ſchwerlich um Vortrefflichkeit zu thun; er ſcheint vielmehr, ſo oft er auch die Ewigkeit als die große Ausſicht hinſtellt, gar ſehr in der Zeitlichkeit befangen zu ſein. Um es dabei noch recht bequem zu haben, macht man ſich eine Moral, eine

*) der Sentimentalität 1798.

**) dem Verleger nichts an der Bogenzahl. Sicher kommt das dieſem aber nicht ſo theuer zu ſtehn, da die leeren Bogen immer mitgekauft werden, als dem Verfaßer ſelbſt, dem es genügen kann, ſie dem Scheine nach angefüllt zu haben. Zwar ſollten wir ihn nicht ſo ernſthaft nehmen. 1798.

Tugend, eine Unſchuld, eine Liebe, die ein für allemal dafür gelten müßen: ein wenig auf den Kauf gemacht, unhaltbar, aber gut in die Augen fallend.

Wenn man indeſſen Lafontaine auch ſo jovialiſch anſehn will, wie er ſelbſt ſein Thun und Treiben, ſo iſt es doch nicht gleichgültig, was für Begriffe von allen jenen Dingen er unter die Leute bringt, und es iſt der Mühe werth, zu fragen, worin es liegt, daß er mit ſo viel gutem Willen und Glauben, ſittlich zu ſein, den ſchon ſo mächtigen Hang zur Erſchlaffung und Paſſivität befördert? Es iſt gewiß, wenn er ſich als Schriftſteller ſtrenger zu betrachten wüßte, ſo würde er auch die menſchliche Natur höher zu halten verſtehn. In ſeinen früheren Sachen ſchien er einen zugleich eigenthümlichen und gefälligen Gang nehmen zu wollen, ob er gleich von dem, was ein Gedicht iſt, nie einen reinen Begriff gehabt haben muß, da er ſeine Scenen Gedichte nennen, ja ſie ſogar als Annäherungen zur tragiſchen Dichtkunſt betrachten konnte. Vermuthlich hatte er ſchon damals kein höheres Ideal von dieſer letzten, als den 'tragiſchen Arnaud' (St. Julien), und verwechſelte mit Poeſie die Art von Feuer, welche die Franzoſen mit dem Ausdruck verve bezeichnen, und die er in vollem Maße beſitzt. Feinere Schattierungen deuteten bei allem dem auf Anlagen, von denen man, vorausgeſetzt daß der Schreiber noch ein Jüngling war, eine bedeutende Entwickelung hoffen durfte. Solche Zugaben, wie das Gegenſtück zu den ſamnitiſchen Heiraten, oder Kunigunde, ließ man unbeachtet hingehn, wie manche einzelne Flecken an ſeinen mehr ausgearbeiteten Erzählungen. Die erſte auffallende und nicht zu entſchuldigende Indelikateſſe begieng er an Julien in Liebe und Redlichkeit auf der Probe, und daß er den Rudolf von Werdenberg

nicht von ſolchen Auswüchſen wie die Begebenheit mit Heloiſen rein erhielt, zeigt, wie ſehr es ihm an Sinn für die Einheit und organiſche Bildung eines Werkes fehlte, und daß er ſich im mindeſten nicht um Zeichnung, ſondern nur um ein üppiges Kolorit bekümmerte. Die bloße Leidenſchaftlichkeit, ohne irgend einen ächt geiſtigen oder ſchön ſinnlichen Zuſatz, liefert ihm dieſes hinlänglich. Er geſteht ſelbſt in der Vorrede zur zweiten Auflage der Gewalt der Liebe, daß er nur Eine Empfindung des menſchlichen Herzens beleuchte (in welchem Sinn ſeine ſämmtlichen Schriften die Gewalt der Liebe heißen könnten), und von dieſer nur ein Paar Seiten. Schlimm genug, daß er von allen nur die gemeinſte und ſchwächſte aufzufaßen wußte! Schlimm genug, daß die erſten Keime in einen bloßen Blätterreichthum aufgegangen ſind, der ohne Stamm und Frucht ſich nie über eine gewiſſe Höhe erhebt!

Wenn ihn auch ſeine *) Bekanntſchaft mit den Alten, die er recht angenehm, man möchte ſagen auf weibliche Art, zu benutzen weiß, zu ſtrengerem Ernſt auffordert, wie in ſeinen neueren griechiſchen Geſchichten, ſo behandelt er doch Alles mit Spannung, Schlag auf Schlag, bunt durch einander, und ſpart die Aufopferungen und Tode fürs Vaterland ſo wenig, wie bei andern Gelegenheiten die Küſſe. Die wechſelnden Farben, das tumultuariſche Leben, ſtehen mit der Würde des Gegenſtandes in ſolchem Streit, daß man wohl ſieht, in wie fern er damit bekannt war. Eben dieſes Farbenſpiel iſt es denn doch, und ſeine **) blumenreiche Schreibart und ſtrömende Rhetorik, der es nicht an den Grazien der Nachläßigkeit fehlt, was ſchon ſo manchen

*) Lektüre der Alten. 1798 **) blühende Diktion 1798.

jungen Buſen erſchüttert hat, und manches ältere Urtheil ſo verwirrt, daß Clara du Pleſſis der Neuen Heloiſe an die Seite geſetzt und, um ſeiner ſchlechteſten Hervorbringungen willen, Lafontaine mit vieler Anmaßung zum Künſtler geadelt worden iſt (A. L. Z. 98. Nr. 47.). Es muß ihm ſelbſt ein wenig luſtig vorkommen, ſich von Kunſt vorſchwatzen zu hören, da man eher vermuthen ſollte, daß er ſich ſogar bei den Werken Anderer wenig daraus macht. Laßt ihn doch nur ſo gefallen, wie ein friſches Mädchen, die weder beſtimmte Züge, noch Seele in den Augen, aber ein Paar recht blühende Wangen und artige Lippen hat. Es iſt auch ſchon mehr begegnet, daß die edelſten Geſtalten unbemerkt ſtehen blieben, und ein großes Gedränge um ſolch ein Geſichtchen war, das eben Jedermann zuſagte, weil nichts darin zu leſen war, als was Jedermann verſteht. Seine Schriftſtellerei iſt recht ſichtlich die unerzogene 'Tochter der Natur', und es wäre ſehr zu wünſchen, daß das Dargeſtellte bei ihm (unter andern der dramatiſche Verſuch jenes Namens) eben ſo viel Natur an ſich haben möchte.

Kann denn aber wohl etwas unnatürlicher, und zugleich unſittlicher ſein, als ſeine Kinderliebſchaften? Er nimmt ohne weiteres an, daß das erſte, was ſich im Menſchen regt, das Intereſſe des einen Geſchlechtes für das andre iſt. Wenn ein ſo frühes Verhältniß ſtattfindet, ſo lehrt die Erfahrung wenigſtens, daß es ſich zuerſt als Abneigung offenbart. Man wird unter Kindern häufig Abſonderungen der Knaben und Mädchen wahrnehmen. Oder hätten beſondre Gewohnheiten und Antriebe dergleichen Bündniſſe geſtiftet, ſo trennt eine nachmalige verſchiedne Bildung ſie eben ſo oft wieder, als ſie glücklich oder unglücklich für beide Theile Beſtand behalten. Lafontaine impft der geſunden Natur durch ſeine Vor-

ausſetzung eine Reizbarkeit ein, die ihr fremd iſt. Wäre es erſt dahin gekommen, daß Kinder bei einer körperlichen Berührung ſo heftig empfänden, wie Liſſow und Käthe im Flaming, da er ihr die Hand zum Schreiben-lernen führt, ſo würde ihre Jugend dem Verwelken näher wie dem Reifen ſein, und Eltern und Aufſeher billig die Schuld davon tragen. Wenn die Unſchuld wie die zarte Blume einer 'Schneeflocke iſt, die ein Hauch verzehrt' (Flaming), ſo muß ſie bei jungen Geſchöpfen durch einen Blick in die meiſten ſeiner Bücher zerſtört werden. In den moraliſchen Erzählungen, in der Gewalt der Liebe, im Flaming, in Clara du Pleſſis, im Werdenberg, allenthalben verlieben ſich die Kinder in einander. Lafontaine iſt ihr wahrer Ovid.

Bedeutend iſt es allerdings, daß er die Liebe ſo oft in die Zeiten der gedankenloſen Kindheit verſetzt. Sie trägt durchgehends bei ihm etwas von dem Charakter ihres Urſprunges, von leerer Anhänglichkeit und blinder Gewalt an ſich, und es läßt ſich genau von ihr ſagen, was er bei Borde und Anne (im St. Julien) bemerkt: 'Beide waren jung, das iſt das ganze Geheimniß.' Dieſes Geheimniß auf halbem Wege ſtehn bleiben zu heißen, macht denn das Geheimniß ſeiner Unſchuld aus, deren ſeine Helden, ebenfalls nach einem eigenen Ausdruck von ihm, ſo unbeſchreiblich viel haben. Wenn er bei der geiſtigen Liebe recht fein verfahren und pſychologiſche Einſicht zeigen will, ſo hält er ſich bei Anſpornungen der Eitelkeit, bei jugendlichen Wallungen auf, kurz, er ſetzt ſie zu lauter Zufälligkeiten herab. Eben ſo iſt er, um hohe Unſchuld darzuthun, unerſchöpflich im Ausmalen aller Arten von vertrauten Verhältniſſen und ſinnlichen Annäherungen, in denen keine Sinnlichkeit ſein ſoll, und die ohne Folgen bleiben. Ein Maler wirft leicht

eine ſchwebende Stellung hin, aber laßt es jemand verſuchen, ſie in der Wirklichkeit nachzuahmen, ſo wird er bald das Gleichgewicht verlieren. In dieſer angeblichen Unſchuld hat Lafontaine gänzlich das Weſen ſchöner Menſchheit verkannt. Je vollkommner die Organiſation iſt, um ſo ſicherer müßen auch die Sinne eine edle Entzündbarkeit an ſich haben. Fürwahr, ſo ungeſtraft auf ſie losarbeiten zu dürfen, verriethe nicht Reinheit, ſondern eine große Stumpfheit der Sinne, und einen Mangel an Phantaſie, der nichts weniger wie reizend ſein möchte. Er aber glaubt der Natur ihr Recht erwieſen und auch die guten Sitten gerettet zu haben, wenn er Kindern ſowohl wie Erwachſenen eine Menge Vertraulichkeiten erlaubt, denen man gar nicht zuſehn mag, und wenn er ſie nicht mehr dabei fühlen läßt, als bei einem freundlichen Kopfnicken. Beide, die Natur und die guten Sitten, haben ſich denn doch bitterlich über ihn zu beſchweren. Solchen Leſern allein macht er es recht, deren Sinn ſich nicht von ſo widerwärtigen Vermiſchungen abwendet, die er in eine ſchmeichelnde Stimmung verſetzt, wo der Lockung kein Widerſtand geleiſtet zu werden braucht, weil doch die Tugend unverletzt bleibt.

Man nehme unter einer Menge von Beiſpielen nur ſeine Jacobine im Flaming. Sie lebt gleich anfangs mit Liſſow in der äußerſten Ungezwungenheit. 'Sie bot ihm die ſchöne Wange zum Morgengruß, er nahm ſie in Gegenwart ihrer Eltern in die Arme und liebkoſte ihr. Sie gieng, wenn ſie wollte, zu ihm, und ſaß neben ihm von ſeinem Arm umſchlungen. Kam ihr Vater dazu, ſo ſetzte er ſich auf die andre Seite und ſchlug ſeinen Arm gleichfalls um ihren Leib.' Die Zuſchauer müßen überhaupt oft bei ihm die Heimlichkeiten der Liebe ſanktionieren. Liſſow war

ein junger Mann, der Jacobinen nie geſagt hatte, daß ſie ſeine Frau werden könnte. So wird uns als das reinſte, erhabenſte Gemüth vorgeſtellt. Was Vertraulichkeit bedeutet, konnte ſie indes bei ihrer Erziehung wohl nicht umhin zu wißen, und Zurückhaltung von einer jeden, die nicht das erſte überraſchende Geſtändniß der Liebe oder deſſen Folge war, mußte die Bewegungen eines ſo gebildeten jungen Mädchens leiten. Heilige unwillkürliche Scheu ſich hinzugeben, iſt Unſchuld, nicht Lafontainens unendliche Argloſigkeit im Hingeben, die ſeine Frauen, er mag ſie nun ſo edel ſchildern als er will, mehr oder weniger zu Gurlis macht. Jacobine treibt ſie ſo weit, daß ſie auch als Liſſows Gattin dem jungen, ſchönen und reichen Maltheſer-Ritter, der ihr Hausfreund war, 'die ſchöne Wange hinhielt, wenn er kam und wenn er gieng'. Wie unverſtändig müßte ein ſittſames Weib ſein, um ſich ſo zu betragen! Welche Vorwürfe hätte ſie ſich zu machen, wenn ähnliches Unheil, wie bei dieſer Gelegenheit, daraus entſteht!

Ein andrer moraliſcher Hebel des Lafontaine iſt die Wohlthätigkeit und überhaupt alle die Rührungen, die aus der rohen Gutherzigkeit entſpringen. Nicht, als ob er verſäumte, in Worten die gehörige Doſis Weisheit beizumiſchen; wie er zum Beiſpiel dem Flaming einen alten Grumbach zugeſellt, der mit ſeiner Freigebigkeit haushält: aber er mag noch ſo ſehr dazu und davon thun, er bringt es doch zu keinem edleren Metall in der Tugend, als zu dieſem materiellen Triebe des Gebens; damit lockt er ſeine Thränen hervor, damit beruhigt er die zerrütteten Gemüther. Was darüber iſt, bleibt doch nur die trockne Moral der Fabel. Denn freilich weiß er wohl, daß noch Heroiſmus, Thätigkeit, Wißenſchaft, Bildung, Mäßigung dazu gehören

kann, aber da er die letzte niemals übt, ſo kommt das alles bei ihm heraus, wie die Beſchreibung von ungeheuern Thaten der Tapferkeit, wo Einer ganze Haufen in die Flucht jagt oder niedermacht. Iſt ſo ein Held einmal im Siegen, ſo weiß man auch ſchon, er wird ohne Wunde davon kommen. Sich aufopfern, ſich beherrſchen u. ſ. w. iſt leicht geſagt; es kommt nur darauf an, zu zeigen, wie das geſchah, und dann kann Ein Zug mehr werth ſein wie hundert. Lafontaine ſcheint aber ſo feſt überzeugt, daß in allen Dingen Viel mehr thut wie Wenig, als er es in Bücherfabrik-Angelegenheiten ſein darf. Selbſt die Fehler und Thorheiten, mit denen er den Schwall der Tugenden verſetzt, vermögen ſie nicht zu würzen, und eben ſo wenig ein recht natürliches Konterfei des Menſchen hervorzubringen, als dieſe ein idealiſches.

Im Verlauf ſeiner Schriftſtellerbahn iſt er auf mehrere Auswege verfallen. Er hat etwa eine launige und antithetiſche Charakterzeichnung zu Hülfe genommen, oder ſich an fremden Muſtern erwärmt. St. Julien gründet ſich auf den Landprieſter von Wakefield, im Flaming iſt etwas Siegfried von Lindenberg, zu Anfang von Natur und Buhlerei ſchimmert viel guter Wille, den Werther zu machen, hindurch, und, was das *) Ergötzlichſte iſt, er jean-paulrichteriſiert ſeit Kurzem mit dem beſten Anſtande. Iſt gleich die Wiegenrede unter den Platanen im St. Julien nicht im Koſtum, ſo beweiſt ſie doch, wie viel ſich in dieſer Gattung mit der bloßen Mechanik thun läßt. Einige andre Auftritte, wie die mit dem Rudern des Borde und der Familie des Kapitains, ſind dafür ganz im Ton franzöſiſcher Empfin-

*) pikanteſte 1798.

dungsart, deren Oberflächlichkeit wenigſtens elektriſche Funken ſprüht.

Man thäte Lafontainen vielleicht Unrecht, ihn nach dem Flaming allein zu beurtheilen, obwohl es ſein dickſtes Buch iſt. Eben darum wuchern die Begebenheiten darin ſo in die Breite, und es hat eine Menge Raiſonnement, Satire, Lehre und Beiſpiel auf einander gepackt, und das Drollige bis auf den Faden abgenutzt werden müßen ſo daß nichts wie der Ueberdruß zurückbleibt. Philoſophie iſt überdieß Lafontainens Sache nicht, weder die ſtrenge, noch die humoriſtiſche. Die Univerſalität, der er hier nachgeht, konnte alſo nur in allgemeine Plattheit ausarten. Dürfte man, unter andern, nicht annehmen, daß Hilberts Reden im dritten Theil den Geſichtspunkt angeben ſollen, aus denen der Philoſoph, oder der geſunde Menſchenverſtand, Flamings Narrheiten und ehrlicher Leute Enthuſiaſmus ungefähr ſo in Eins zu werfen habe, wie die Vorrede zum Flaming unkritiſche Hypotheſen und kritiſche Philoſophie? Und nun ſeht, wie leichtfertig er ſich dabei ausdrückt. ‘Hören Sie einmal jemand, der in Rom geweſen iſt! Er erzählt Ihnen mit einem Entzücken, das an Raſerei gränzt, von einem Kopfe — aus Stein oder aus Knochen geformt, das iſt wohl ſo ziemlich einerlei — und findet in Apolls Geſicht Stoff zu tagelangem Nachdenken, zu den erhabenſten Empfindungen. Sollten Sie den Apoll ſelbſt ſehn, ſo würden Sie glauben, der Menſch ſei nicht bei Sinnen geweſen.’ Dieſe Anſicht iſt noch viel weiter ausgeführt, und gehört zu ſeinen glänzenden Stellen. Ob aber die Leſer folgende aus dem Gebiet der Moral zu den glänzenden oder gründlichen rechnen werden? ‘Du ſollſt tugendhaft ſein, iſt der ewige Befehl der Vernunft; und du ſollſt glücklich ſein, der eben ſo

ewige, eben ſo ſtrenge Befehl aller unſrer Gefühle. Dieſe beiden — Inſtinkte unſrer Natur möchte ich ſie nennen, dieſe beiden Grundtriebe unſrer moraliſchen und fühlenden Natur, dürfen einander nie widerſprechen. Sie ſind gleich herrſchend, gleich ewig, gleich nothwendig; die beiden großen Lebensſtröme, durch die wir ſind was wir ſind. Sie wechſeln ewig ihre Natur mit einander. Die Tugend wird die Quelle unſers Glücks und aus dem unauslöſchlichen Wunſche, ſich glücklich zu machen, erhält die Tugend ihre Stärke. Der eine Befehl iſt gleichſam der Nachhall des andern: der eine tönt vom Richterſtuhl des Ewigen; der andre ſäuſelt von dem Meer der ewigen Liebe zu uns hernieder. Sei tugendhaft! ſei glücklich! Zwei Töne, die zugleich erklingen, und die ſchönſte Harmonie des Weltalls bilden; zwei Ströme aus Einer Quelle, die das Paradies einſchließen, und ſich dann wieder vereinigen. Der eine Befehl ohne den andern iſt todt, ſchrecklich, abſcheulich. Sei glücklich ohne Tugend! und die Erde fällt unter dem Glück des Menſchen in Trümmer. Sei tugendhaft ohne Glück! und der Thron der Liebe ſtürzt unter dieſem barbariſchen Befehle. Beide gehören ewig zuſammen, die beiden Stämme Einer Wurzel. Sie habe Eine Natur, Ein Weſen, und befehlen beide, ohne Gründe anzugeben. Sei glücklich! nur ein Narr fragt, warum. Sei tugendhaft! nur ein Raſender fragt nach der Urſache. Das eine erhält die fühlende Natur, das andre die moraliſche. Beide machen unſer Weſen aus, eins und unzertrennlich.' Das heißt doch gewiß Tugend und Glück von allen Seiten beleuchten, und iſt nun ſo die gehaltvolle Form deſſen, was er Weisheit nennt. Der glücklichſte Zufall iſt noch die Eile, womit er genöthigt iſt auf den letzten Seiten die franzöſiſche und die kantiſche Revolution abzufertigen.

Bei Iglou unterdrückt man gern die profane Vermuthung, daß Mignon im Wilhelm Meiſter auf dieſe Schöpfung geführt haben möchte; denn es iſt nicht zu leugnen, ſie macht zu Anfang eine mehr hündiſche als menſchliche Erſcheinung, mit der die nachherige hohe Bildung, die er ihr beilegt, nicht ausſöhnt. Den Hang, groteſke Figuren gleichſam auf die Spitze des Edlen zu treiben, hat er übrigens mit dem Itzehoer Müller gemein, ſo wie mehrere unſrer komiſchen Schriftſteller, auch Wezel, der dieſe beiden bei weitem überwiegt, oft luſtig anfangen und ſo ernſthaft endigen, daß die Natur der Sache und des Buchs gänzlich *) umgewandelt wird. Ihr Komiſches geht ins Betrübte über, denn wer bei Anſprüchen auf beide Gattungen nicht rein komiſch zu ſein weiß, erhebt ſich auch nicht bis zum Tragiſchen; und ſo wird Müller trocken, Wezel trübſinnig und Lafontaine convulſiviſch.

So viel ich weiß, zieht ſelbſt das lafontainiſche Publikum ſeinen St. Julien dem Flaming vor. Eben durch die Reminiſcenzen aus dem Landprieſter von Wakefield bekommt er eine bedeutendere Phyſiognomie. Die Striche, welche den Charakter ausdrücken ſollen, ſind zwar etwas gröber gerathen, und auch nicht immer unter ſich zuſammenhängend. Es war ſehr möglich, daß ein Mann, wie der Landprieſter, ſich mit allen ſeinen kleinen Schwächen ſchilderte. Er hatte grade Ueberlegenheit genug, um mit dem leiſen Spott über ſich ſelbſt, der den Reiz jener Darſtellung ausmacht, das Gemälde zu entwerfen. Aber St. Julien ſteht unter der Herrſchaft einer Schwäche, die kein ſo freies Geſtändniß verträgt, weder was die innere Wahrſcheinlichkeit, noch was die Wirkung betrifft. Die Furcht übermannt ihn, nicht bis zur Thorheit allein,

*) alterirt 1798.

bis zur Niedrigkeit. Der Landprieſter giebt ſeine Frau für nichts anders, als was ſie iſt; St. Julien erklärt die ſeinige für die beſte Frau für ihn in ganz Frankreich. Alle die gemeinen Züge an ihr kann er damit nicht adeln, wie es ſein Beſtreben iſt. In ihrem Charakter ſowohl, wie in dem ſeinigen, iſt auf einer Seite das Schlechte, was da iſt, zu ſchlecht, auf der andern das Reſultat, was herauskommen ſoll, zu hoch; daraus entſteht ein Mißverhältniß, woran ſich die Unächtheit *) der Erfindung erkennen läßt. Es kann ein Gegenſtand der reifſten Poeſie ſein, auch eine ſehr gewöhnliche Natur in ihrer vollen Wahrheit und Beſchränkung darzuſtellen; aber das erfordert eine Enthaltſamkeit, die Lafontaine freilich nicht kennt, da ſie eben mit zur reifen Poeſie gehört. Er kann über allem Schildern nicht zur Poeſie kommen. Wie kindiſch ſind einige von den erſten charakteriſtiſchen Familienſcenen angelegt, wo ſo viel von den Alten und vom Brutus die Rede iſt! Welche überzeugende argumenta ad hominem! Auch kommen gleich drei, vier Exempel von der nämlichen Sache hinter einander, und dazwiſchen die ausdrücklichen Berichte, wie ſich ein jeder benahm. Wenn das Rechte fehlt, ſo mögt ihr noch ſo viel darüber ſingen und ſagen; glauben mag man, aber ſehen wird man nicht, und der Ueberfluß macht es niemals aus. So muß man auch aufs Wort glauben, daß Anna ein außerordentliches Weſen iſt. Die geheimnißvolle Ankündigung löſt ſich nach und nach in trüben Dunſt auf. Alsdann tritt Adelaide als das 'ſeltne Geſchöpf' hervor, die ſich von 'ihnen allen durch ihren Charakter unterſcheidet. Ihr Herz war ein lebender Hauch der Liebe, und zugleich ſtark wie ein Diamant, ihr

*) der Fiktion 1798.

offnes Auge war heiter, aber in dieſem Auge ſpielte nicht der leichte Sinn der Jugend, es leuchtete darin ein Strahl des ewigen Lebens, es ſchien über das Elend hinweg in eine Welt voll Ruhe zu ſehn, und die Thräne, die an den langen Augenwimpern hieng, zeigte das Elend, das zwiſchen ihr und der Ewigkeit lag. Ihre Stimme war ſanft und ernſt triumphierend, wie der Hallelujah=Geſang der Engel, ihre Wange ſtrahlend von einem ſanften Morgenroth' u. ſ. w. So geht es ganze Blätter hindurch. Welche lockenden Worte! Könnte man mit Worten allein dichten, ſo wäre Lafontaine der Mann. Aber aus dem Ganzen ergiebt ſich, wie wenig poetiſchen Sinn dieſe Worte im Hinterhalt haben, und daß ſie höchſtens als eine muſikaliſche Verzierung zu betrachten ſind. Jean Paul muſiciert zuweilen auch ſo; doch iſt es wirklich ſeine Phantaſie die da ſpielt, nicht bloß eine mechaniſche Fertigkeit der Hände. Jenes ergreift wieder die Phantaſie, und oft nur allzuſtark: dieſes ſoll unſer Herz rühren; allein wie nicht jedem Freunde der Muſik die Fertigkeit genügen wird, ſo möchte ſich auch nicht jedes Herz von Lafontaine in Bewegung ſetzen laßen. Den Verſtand hat er nie beſonders in Anſchlag gebracht; er geht nur immer auf das Herz los, auf ein ſolches, das weder Kopf, noch Sinne hat. Gleichwohl könnte eben der Verſtand, wo er ſich mit dem Herzen im Bunde befände, ihm manche Beute abwendig machen, da er weder mit der bloßen Innigkeit zu gewinnen, noch mit deren bloßem Schein zu zu täuſchen iſt.

Das Ende von St. Julien iſt zu ſchwach, um etwas Anderes als den frommen Wunſch zu erregen, daß alle unſchuldig *) Hin=

---

*) Guillotinirten 1798.

gerichteten noch einmal auf dieſer Erde ſo lebendig verſammelt werden möchten, wie die Auferſtandenen in dieſer Familiengeſchichte.

Am erſten ließe ſich wohl in Natur und Buhlerei der beßere Lafontaine wieder finden. Der junge Mann iſt freilich nicht ſo ausgezeichnet, wie er dafür gelten ſoll. Er ſehnt ſich nach dem Lande, er ſchmähet die Stadt, es iſt ihm mit ſeinen Gefühlen zu eng darin. Was ſo einen Menſchen drückt, das könnte man am Ende wie eine Feder wegblaſen. Werthers Leiden giengen ein wenig tiefer, als daß er über das Lächeln einiger artiger Mädchen *) gegrübelt haben ſollte, wenn es ihm eingefallen wäre, getrocknete Jaſminblüthen aus dem väterlichen Garten zu küſſen. Warum braucht Lafontaine hier auch ſo zur Unzeit Ton und Wendungen, die eine ſolche Vergleichung, noch ſo flüchtig, herbeiziehen? Dazu paßt nachher der pathetiſche Ruf des Freundes, der den Eduard Bomſton macht, vollkommen. ‘Ich befehle dir, Jüngling, dort zu bleiben und deine Laufbahn zu vollenden!’ Der Jüngling predigt mit unendlichem Feuer von ſeinen Gefühlen und der Ewigkeit, und vertheidigt mit leidenſchaftlicher Hitze die Eindrücke der Jugend. Das **) bringt die Weltleute gar ſehr aus der Faßung, und daraus wird ſeine große Ueberlegenheit dargethan. Durch eine wohlthätige Handlung ſchlägt ſeine Geliebte allen Verdacht gegen die Güte und Aufrichtigkeit ihres Charakters bei ihm nieder; darüber kann Lafontaine alſo wieder nicht hinaus. Was aber die beiden Mädchen und ſonſt den Gang der Geſchichte betrifft, ſo iſt Wärme und

---

*) ſpekulirt 1798. **) dekontenanzirt die Weltleute gar ſehr 1798.

jener feinere Glanz in der Behandlung, welche von Lafantaine die angenehme Hoffnung erregten, er würde im Fach der Erzählungen vorzüglich werden. Wir haben ſo wenig Ausgebildetes darin! Unter dem Wenigen erinnert man ſich mit Vergnügen und Bedauern der Bagatellen von Anton Wall. Wie viel *) Anmuth iſt nicht beſonders in ſeiner Antonie!

Meißners Andenken, an deſſen Stelle Lafontaine gleichſam trat, **) iſt ſchon ziemlich erloſchen. Seine ſteife Eleganz hatte immer etwas Todtes an ſich. Er war ſo ***) geziert und koſtbar, als Lafontaine lebendig und ungezwungen, und es iſt ihm nie wie dieſem gelungen, der Liebenswürdige zu heißen. An Verſtand übertraf ihn Meißner leicht; aber es war †) Verſtand von der trocknen Art, die den Geiſt nicht zu feßeln vermag. Lieblingsſchriftſteller iſt er dennoch geweſen. Mehr kann Lafontaine auch nicht werden; das iſt wenig genug, aber immer zu viel für die im ganzen ſo herabziehende ††) Richtung ſeiner Romane, denen es an Poeſie, an Geiſt, ja ſogar an †††) romanhaftem Schwunge fehlt.

Ludwig Tiecks Volksmärchen von Peter Lebrecht.
1798.

Wer alſo einiges Bedürfniß für alle dieſe Dinge hat, wird ſich gern von jener materiellen Maſſe, jener breiten Natürlichkeit, zu luftigeren Bildungen der Phantaſie wenden,

*) Grazie 1798. **) ruft nur noch dann und wann ein grauer Apollo zurück 1798. ***) prüde 1798. †) von der dürren Gattung, die 1798. ††) Tendenz ſeiner Produkte 1798. †††) romantiſchen 1798.

die bald heitern Scherz hingaukeln, bald die Muſik zarter Regungen anklingen laßen. Ihm wird alsdann eine ruhige Darſtellung ſehr erquickend entgegen kommen, die, wenn ſie auch noch nicht bis zur Vollendung gediehen iſt, doch in der milden Temperatur eines künſtleriſchen Sinnes geboren wurde. Die theils dramatiſierten, theils erzählten Volksmärchen von Tieck unter dem Namen Peter Leberecht, ſind von dieſer Art: doch ſcheinen ſie bis jetzt nicht mit der Aufmerkſamkeit bewillkommt worden zu ſein, auf die eine ſo gefällige Erſcheinung wohl rechnen dürfte, wenn es nicht gar wenige gäbe, welche in der Dichtung nur die Dichtung ſuchen. Ob dieß letzte daher rührt, daß die Urheber derſelben ihre Unabhängigkeit ſo ſelten zu behaupten wißen, oder ob der Mangel an reinem Sinn dafür genöthigt hat, zu fremden Hülfsmitteln ſeine Zuflucht zu nehmen, um Eingang zu finden, will ich hier nicht unterſuchen. Allein gewiß iſt es, daß vieles, was für Poeſie gegeben und genommen wird, durch etwas ganz Anderes ſein Glück macht. Wie man guten Seelen immer die Gewalt der Liebe ans Herz legt, haben wir eben geſehen; andre und mitunter berühmte Männer ſind in dem Falle, daß die Lüſternheit bei ihnen ein nothwendiges Ingrediens zu einem Gedicht iſt, ohne welches ſie ſich gar nicht getrauen, es ſchmackhaft zu machen. Gegentheils können andre die Tugend niemals los werden, und ergießen ihr Bächlein, da gute Lehre und Warnung innen fleußt, hinter dem Dichterlande vorbei, um die Aecker der Pädagogik und Aſcetik zu wäßern. Die Unſchuld einer Muſe, welche weder ein bloß leidenſchaftliches Intereſſe zu erregen ſucht, noch dem gröberen Sinne ſchmeichelt, noch moraliſchen Zwecken fröhnt, kann daher leicht als Unbedeutendheit mißverſtanden werden. Und in der That iſt es

auch eine nähere Beziehung auf die Wirklichkeit, was unter dieſen Volksmärchen vorzüglich den geſtiefelten Kater mehr in Umlauf gebracht, und nach dem Maße des gegebenen Aergerniſſes ihm Leſer und Tadler verſchafft hat. In einer Erzählung der Mutter Gans das leibhaftige deutſche Theater ſammt allem Zubehör aufs Theater zu bringen, iſt wahrlich unerhört. Wenn die Satire noch methodiſch, deklamatoriſch, gallicht wäre; aber grade umgekehrt, ſie iſt durchaus muthwillig und poſſenhaft, kurz gegen alle rechtliche Ordnung. Ich gebe den Verfaßer verloren: er wird ſich niemals von den Streichen, die er ausgetheilt hat, erholen können. Oder glaubt er, den großen Schikaneder ungeſtraft antaſten zu dürfen? Beſonders, da er es mit den Schildbürgern durch ſeine Geſchichtschronik derſelben unheilbar verdorben hat, und wie ein Korſar kecklich in die Häfen dieſer angeſehenen Nation eingelaufen iſt, die durch ihr Schutz- und Trutz-Bündniß mit den ebenfalls zahlreichen Philiſtern noch furchtbarer wird. Sie werden es ihm ſchon einzutränken wißen, und den Spaß auf eine Art verſtehn, daß es ihm vergehn ſoll, welchen zu machen. Eher möchte der Prolog zu einem Schauſpiele, daß niemals aufgeführt wird, vor der Polizei der Ernſthaftigkeit durchſchlüpfen: der ganz heterogene Sinn der vom Theaterweſen entlehnten Einkleidung wird vielleicht nicht Allen klar werden, weil ſie in dem theologiſchphiloſophiſchen Vorſpiele ſelbſt zu eifrig mitagieren, um Unrath zu merken. Was den Theaterdirektor betrifft, über den hier viel ſpekuliert wird, ſo iſt er eine liberale Perſon, die gern Jedes in ſeiner Art leben läßt; wenn nur die Lampenputzer nicht in ſeinem Namen empfindlich werden, daß man ihren Verkündigungen über ihn den ſchwäbiſchen Dialekt aufrückt.

Dieß ſind ungefähr die Schalkheiten, die ſich unter dem ehrſamen Titel Volksmärchen (Böcke unter den Schafen) eingedrängt haben. Kann ihnen die unbeſonnene Leichtigkeit, womit ſie in die Welt geſprungen ſind, keine Verzeihung auswirken; ſcheinen ſie vielmehr wegen des jugendlichen Talents, das noch viel dergleichen befürchten läßt, doppelt bedenklich, ſo wird man ſie wenigſtens über der kindlichen Unbefangenheit, womit die übrigen Stücke behandelt ſind, vergeßen. Man erkennt in allen dieſelbe Hand, aber gewiß nicht an der Einförmigkeit der Manier. Der Dichter beſtrebt ſich vielmehr überall den Ton des Gegenſtandes zu halten, und er trifft ihn gewöhnlich mit der Sicherheit einer unabſichtlichen Richtung. Deshalb konnte er aus der Geſchichte von den Heymons-Kindern, in zwanzig altfränkiſchen Bildern, nichts Anderes machen wollen, als einen poetiſchen Holzſchnitt. Die genaue Beobachtung der Perſpektive muß man einem ſolchen ſchon erlaßen; aber in den eckichten und groben Umrißen dieſer koloſſalen Figuren dürfte leicht mehr Natur und Charakter ſein, als in der Kritik eines Kunſtrichters, der ſie unnatürlich und charakterlos nennt, ihre Erdichtung der Unwißenheit und dem Aberwitz zuſchreibt, und das Ganze vornehm in die Jahrmarktsbuden zurückweiſt. Man ſollte ſich doch hüten, in einem proſaiſchen Zeitalter ehrliche alte Volksſagen ſo ſchnöde anzulaßen, denen es, wie unförmlich ſie auch ſonſt ſein mögen, ſchwerlich ganz an poetiſcher Energie fehlt. Auf dem Grund und Boden ſolcher Märlein iſt der Feenpallaſt des göttlichen Meiſters Arioſto erbaut; und es könnte ſchon deswegen anziehend ſein, ſie in ihrer urſprünglichen rohen Treuherzigkeit vorgeführt zu ſehen, um damit die welſchen Umbildungen eines hellen und feinen Verſtandes zu vergleichen. Der jüngſte

und gewaltigſte unter den Heymonskinder, Reynold, iſt Arioſtos Rinaldo,

Figliuol d'Amon, Signor di Mont' Albano;

und ſein Pferd Bayart, das in der Geſchichte eine ſo große Rolle ſpielt, und zuletzt der Ausſöhnung ſeines Herrn mit Kaiſer Karl aufgeopfert und ertränkt wird (eine Begebenheit, welche Kindern und auch Erwachſenen, welche ſich noch nicht gegen dergleichen abgehärtet haben, immer eine große Rührung koſten wird, wie der Hund Argos beim Homer), iſt derſelbe Bayardo, der gleich zu Anfang des Orlando furioſo ſo klug, gewandt und ſtark erſcheint. Hat dieß treffliche Roß etwa keinen Charakter, weil die Motive ſeiner Handlungen nicht gründlich genug nach der Pferdepſychologie zergliedert worden ſind? Das iſt nun ſo die Art der Poeſie, daß ſie die lebendigen Kräfte hinſtellt, unbekümmert um das Problem, warum ihre Eigenthümlichkeit grade dieſe und keine andre iſt. Wenn nicht ein geheimer Grnnd zu einem beſtimmten Daſein in ihnen läge, ſo wären es ja eben keine Naturen.

In der wunderſamen Liebesgeſchichte der ſchönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence hat ſich der Erzähler eine zu ſchwere Aufgabe gemacht, die vielleicht nicht rein zu löſen war. Die Anlage iſt einfältig,

Und tändelt mit der Unſchuld ſüßer Liebe,
So wie die alte Zeit;

aber dieſen Gang der Begebenheiten ſollte nun ein Spiel der Empfindungen entfaltend begleiten, das nur über den Liebenden ſchwebt, und ſich ihnen nicht recht aneignen will. Jene ſchlichten Sitten und der Ausdruck einer Schwärmerei, die alle Gegenſtände in ihre glühenden Farben taucht, konnten vermiſcht, aber nicht völlig verſchmelzt werden, und man

fühlt das Fremdartige und die Willkür der Zuſammenſtellung. Zwar die Poeſie iſt die gemeinſchaftliche Zunge aller Zeiten, Geſchlechter, Alter und Sitten; und wenn ſich die innre Regung in Geſang ausathmet, findet ſie in einer höhern Region die Simplicität wieder, die ihr unter dem redneriſchen Bemühen, ſich in der gewöhnlichen Sprache vollſtändig mitzutheilen, verloren gegangen war. Die eben gerügte Mißhelligkeit erſtreckt ſich alſo nicht auf die zahlreich eingeſtreueten Lieder. Hätte der Dichter den lyriſchen Theil der Darſtellung ganz auf ſie verſparen, und noch mehr eine Erzählung mit Geſang (eine Gattung, von der ſich eben ſo wohl eine mannichfaltige Bearbeitung denken läßt, als von dem Schauſpiele mit Geſang) daraus machen können, als ſchon geſchehen iſt, ſo hätte für den veränderten Punkt der Betrachtung gewiß Alles an Wahrheit und Harmonie gewonnen. Allein auch wie es jetzt ſteht, fehlt es nicht an beſtechenden Reizen: die Proſa geht nie ſo in das Blühende und Ueppige über, daß nicht eine leichtere Fülle ſichtbar bliebe und ihre Bilder geſtaltet eine nicht bloß fruchtbare, ſondern beflügelte Phantaſie.

Die reifſten Stücke in der Sammlung ſcheinen mir Ritter Blaubart und der blonde Ekbert, jenes unter den dramatiſchen, dieſes unter den erzählten: es läßt ſich daraus ungefähr abnehmen, was Tieck in beiden Gattungen leiſten kann, ohne daß ich entſcheiden möchte, zu welcher ihn ſeine Anlagen mehr hinneigen. Die Umgebungen, wodurch das Ammenmärchen Blaubart zum Umfange eines Schauſpiels erweitert iſt, ſind mit Einſicht und Schicklichkeit gewählt: nichts Ablenkendes und Störendes, wenn auch manches Entbehrliche iſt in die Zuſammenſetzung aufgenommen worden. Die Figuren ſind beſtimmt gezeichnet, vielleicht durch zu

ſchneidende Gränzen geſondert: wenn man nicht darauf etwas rechnen will, daß, da die ganze Erdichtung der ungeübteſten Faßungskraft entgegen kommt, auch die einzelnen Gegenſtände in ihr leichter erkennbar ſein müßen, als in einer erwachſenen Welt. Das Wunderbare iſt in eine vertrauliche Nähe gerückt, der Dialog iſt ungezwungen und ohne Anmaßung, und die Handlung bewegt ſich in leichten Wendungen fort, bis ſie zu den entſcheidenden Momenten gelangt, wo die Beſonnenheit, in der wir durch eine heitre Gegenwart immer erhalten werden, in eine lebhaftere Theilnahme übergehen kann. Die Neugier der Agnes nach dem verbotnen Zimmer ſteigt mit großer Wahrheit von der erſten unmerklichen Anmuthung durch alle Grade hindurch bis zu einem unwiderſtehlichen Gelüſte, ohne daß ſich der Dichter auch nur einen Augenblick zu lange dabei verweilt hätte. Durch die Behandlung der folgenden Scenen hat er gezeigt, daß er ſelbſt eine volle tragiſche Wirkung zu erreichen fähig iſt, wo ſie, wie durch den Schrecken geſchieht, unmittelbar die Phantaſie berührt. Es iſt ein meiſterhafter Zug, wie Agnes in ihrem zerrütteten Zuſtande zu ſehen glaubt, daß ſich das Geſicht der Alten während der Geſpenſtergeſchichte verzerre; und eben ſo ergreifend offenbart ſich überhaupt ihre Angſt, ohne in ein widerwärtiges Grauſen überzugehn.

Im blonden Ekbert werden ebenfalls Schauer erregt, an denen keine Häßlichkeit der Erſcheinungen Theil hat, und die um ſo überraſchender treffen, weil ſie nicht mit großen Zurüſtungen herbeigeführt werden. Durch die ganze Erzählung geht eine ſtille Gewalt der Darſtellung, die zwar nur von jener Kraft des Geiſtes herrühren kann, welcher 'die Geſtalten unbekannter Dinge' bis zur hellen Anſchaulichkeit und Einzelnheit Rede ſtehn, deren Organ jedoch hier vor=

züglich die Schreibart iſt: eine nicht ſogenannte poetiſche, vielmehr ſehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetiſierte Proſa. Das Geheimniß ihres Maßes und ihrer Freiheit, ihres rhythmiſchen Fortſchrittes, und ihres ſchön entfaltenden Ueberflußes hat, für unſre Sprache wenigſtens, Goethe entdeckt; und die Art wie Tieck deſſen Stil, beſonders im Wilhelm Meiſter und in dem goldnen Märchen, dem Märchen par excellence, ſtudiert haben muß, um es ihm ſo weit abzulernen, würde allein ſchon ſeinen Sinn für dichteriſche Kunſt bewähren.

Die ſchmeichelnden kleinen Lieder habe ich oben bei Gelegenheit der Magelone erwähnt; auch in den andern Stücken ſind ihrer einzelne eingeflochten. Es liegt ein eigner Zauber in ihnen, deſſen Eindruck man nur in Bildern wiederzugeben verſuchen kann. Die Sprache hat ſich gleichſam alles Körperlichen begeben, und löſt ſich in einen geiſtigen Hauch auf. Die Worte ſcheinen kaum ausgeſprochen zu werden, ſo daß es faſt noch zarter wie Geſang lautet: wenigſtens iſt es die unmittelbarſte und unauflöslichſte Verſchmelzung von Laut und Seele, und doch ziehn die wunderbaren Melodien nicht unverſtanden vorüber. Vielmehr iſt dieſe Lyrik in ihrer heimlichen Beſchränkung höchſt dramatiſch; der Dichter darf nur eben die Situation andeuten, und dann den ſüßen Flötenton hervorlocken, um das Thema auszuführen. In dieſen klaren Thautropfen der Poeſie ſpiegelt ſich alle die jugendliche Sehnſucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem was der friſche Glanz der Morgenſonne enthüllt, und der ſchwülere Mittag wieder mit Dunſt umgiebt; die ganze ahndungsvolle Wonne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben dieſes Helldunkel ſchwebt und wechſelt darin: ein Gefühl, das nur

aus der innerſten Seele kommen kann, und doch leicht und loſe in der Außenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der vollen Bruſt weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leiſe herüberhallen. Es iſt der romantiſche Ausdruck der wahrſten Innigkeit, ſchlicht und phantaſtiſch zugleich.

Um mehr als alles bisher Geſagte in eins zuſammen=zufaßen: ich weiß nicht, wer außer Goethen unter uns ähn=liche Lieder gedichtet hätte. Wenn man nun dazu und zu der Nachbildung der götheſchen Proſa hinzunimmt, daß Tieck nach dem Beiſpiele desſelben Meiſters in dem Prolog die hans=ſachſiſche Manier glücklich genug auf neuere Gegenſtände angewendet, ſo ſieht man, daß er ſein Vorbild eben ſo wenig einſeitig gefaßt hat, als er ihm ohne ſelbſtändige Aneignung nachgefolgt iſt. Er verbindet damit ein tiefes und vertrau=tes Studium Shakſpeares (für den Goethe ein neues Me=dium der Erkenntniß geworden iſt, ſo daß nun von beiden gemeinſchaftlich eine Dichterſchule ausgehen kann), und eben das, was ihn für die Entwickelung ſeiner Anlagen ſo rich=tig leitete, läßt hoffen, daß er ſie auch vor ungünſtigen Ein=flüßen zu bewahren wißen wird. Seine Einbildungskraft, die ſich im ‘William Lovell’ zum Theil in trüben Phanto=men herumtrieb und ihre Flüge verſchwendete, iſt ſeitdem auffallend zu größerer Heiterkeit und Klarheit hindurchge=drungen. Das Trauerſpiel ‘Karl von Bernek’ und ſonſt hie und da Spuren von Gewölk gehören noch dem erſten Mor=gennebel an: in jenem weniger das Einzelne, als die Kraft=loſigkeit des Ganzen. Man ſchreibt freilich die Trauerſpiele nicht ſo obenhin: in dieſer Gattung artet allzugroße Leich=tigkeit unfehlbar in Oberflächlichkeit aus. Enthaltſamkeit und Mäßigung, ſeltne Eigenſchaften bei jungen Dichtern, ſind dem Verfaßer der Volksmärchen ſo natürlich, daß ſie

3 *

für ihn keiner beſondern Empfehlung bedürfen; deſto mehr hat er die zweite Hälfte von dem Rath ſeines Freundes Shakſpeare zu beherzigen, der, wie er den Schauſpieler ermahnt hat, niemals die Beſcheidenheit der Natur zu überſchreiten, zu der erſten Warnung vor dem Overdone ſogleich die zweite vor dem Come tardy off hinzufügt. Er vergeße nicht, daß alle Wirkung der Kunſt einem Brennpunkte gleicht, diesſeits und jenſeits deſſen es nicht zündet, er behalte immer ihr Höchſtes vor Augen, und achte ſein ſchönes Talent genug, um nichts Geringeres leiſten zu wollen, als das Beſte was er vermag. Er ſammle ſich, er dränge zuſammen, und ziehe auch die äußern Formen vor, welche von ſelbſt dazu nöthigen.

Notizen.

1799.

Vorbemerkungen.

Vortreffliche Werke pflegen ſich ſelbſt zu charakteriſieren, und in dieſer Rückſicht iſt es überflüßig, wenn ein Andrer dasſelbe Geſchäft noch einmal verrichtet, was der Autor ohne Zweifel ſchon gethan haben wird. Iſt eine ſolche Charakteriſtik indeſſen, wie ſie es immer ſein ſollte, ein Kunſtwerk, ſo iſt ihr Daſein zwar nichts weniger als überflüßig, aber ſie ſteht ganz für ſich, und iſt ſo unabhängig von der charakteriſierten Schrift, wie dieſe ſelbſt von der in ihr behandelten und gebildeten Materie. Sie dürfte dann geſchickter ſein, denen, die ſchon eingeweiht ſind, einen noch tieferen Blick in den unerſchöpflichen Geiſt eines originellen Gedichts oder einer reellen Philoſophie zu geben, als völligen Laien die erſte Bekanntſchaft mit ſolchen Myſterien zu verſchaffen.

Daher wird auch dieſe höhere Kritik mehr das anerkannt Klaſſiſche, ſei es noch ſo alt, zum Anlaß und Gegenſtand ihrer Thätigkeit wählen, als jede merkwürdige Neuigkeit, die am litterariſchen Horizonte erſcheint, aufmerkſam beobachten, und das Bemerkte in der Kürze aufzeichnen. Dieſes letztere iſt es eigentlich, was eine litterariſche Zeitung vorzüglich leiſten ſollte, damit der Leſer, welcher mit Auswahl zu ſeiner eigenen Bildung leſen will, von allem, was ihm intereſſant ſein muß, früh genug Nachricht erhielte. Nicht bloß eine Nachricht, daß ſo etwas da ſei, ſondern eine Auseinanderſetzung, was es eigentlich ſei; Alles mit ſteter Rückſicht auf ihn, auf ſeine Bildung und auf die Mißverſtändniſſe, deren Möglichkeit man bei ihm vorausſetzen darf, in einer allgemein verſtändlichen Sprache klar und kurz. Aber freilich iſt die Kürze relativ: denn wenn ein Werk etwa aus einem Standpunkt, der noch nicht populär iſt, betrachtet ſein will, ſo muß dieſer Standpunkt erſt aufgeſtellt und an den populären angeknüpft werden; oder wenn das Werk, wie es bei Philoſophen der Fall ſein kann, ſeine eigene Sprache redet, alſo ſeinen Charakter ſelbſt auch nur in dieſer Sprache giebt, ſo iſt es nöthig, da in das Mittel zu treten und den Zweck des Ganzen in die allgemeine Sprache zu überſetzen und neu darzuſtellen. Doch ſolcher Werke giebt es immer nur ſehr wenige, und die Menge derjenigen, von denen der gute Leſer eigentlich gar keine Notiz nehmen, und der gute Kritiker gar keine Notiz geben ſollte, iſt ſo unermeßlich groß, daß es wohl eher an vielen andern Dingen, als an Raum und Zeit gebrechen würde, um das Ideal einer litterariſchen Zeitung zu realiſieren.

Für jetzt ſcheint es am zweckmäßigſten, daß die Einzelnen für ſich zur Befriedigung des allgemeinen Bedürfniſſes

beitragen was ſie mögen und vermögen. Und wenn dieß in einem Journal geſchieht, wo die Herausgeber zugleich die hauptſächlichſten Mitarbeiter ſind, ſo hat der Leſer dabei den Vortheil, daß er die Urtheilenden aus ihren eignen Arbeiten ſchon kennt, und alſo leicht wißen kann, in wiefern er mit ihnen übereinſtimmt.

Wir haben uns daher entſchloßen, unſern Leſern von Zeit zu Zeit Notizen über die merkwürdigſten Produkte der einheimiſchen Litteratur zu geben. Es iſt dabei nicht die Abſicht, den Charakter wichtiger Werke zu erſchöpfen oder immer förmliche Exempel kritiſcher Virtuoſität aufzuſtellen; ſondern nur ihren Charakter, ehe die öffentliche Meinung ihnen ſchon einen vielleicht unrichtigen gegeben hat, im Allgemeinen vorläufig, in jeder freieſten Form die nur zum Zweck führt, zu beſtimmen, damit weder das Vortreffliche, weil es keinen berühmten Namen an der Stirn trägt, unbekannt bleibe, noch was ſchlecht oder mittelmäßig iſt, der Autorität wegen für gut gelte.

Wir werden auch wohl auf einzelne Aufſätze in Journalen Rückſicht nehmen, und uns dann und wann eine kleine Epiſode in die ausländiſche Litteratur erlauben; wenn der Begriff der Epiſode da ſtatt finden kann, wo noch gar keine Anſprüche auf Vollſtändigkeit gemacht werden. Selbſt Nachrichten über Kunſt und Theater bei uns und bei den Fremden würden wir gern geben, wenn wir nur hoffen dürften mehrere zu erhalten, die unſerm Sinne nicht widerſprächen.

Wir werden unſre Anſichten ſo klar als möglich darzuſtellen verſuchen, und die Motive nie verſchweigen. Aber freilich giebt es Fälle, wo es am beſten iſt, kategoriſch zu urtheilen, und das, wodurch das Urtheil motiviert iſt, in

dieſes ſelbſt hineinzulegen, ohne alle Förmlichkeit; auch giebt es in jeder Kritik, ſie mag noch ſo förmlich ſein, irgend einen Punkt, wo das Motivieren ein Ende hat, und wo es nur darauf ankommt, ob der Leſer mit dem Beurtheiler übereinſtimmen kann und will. Wir erkennen dieß ausdrücklich an und geſtehen ſonach, daß dieſe Notizen zwar, inſofern ſie ſich bemühen werden, den litterariſchen Fortſchritten der Zeit auf dem Fuß zu folgen — zum Archiv der Zeit, aber nur zu einem Archiv der Zeit und ‘unſers’ Geſchmacks gehören werden. Um jedoch auch der ‘Zeit und ihrem Geſchmacke’ ſein Recht widerfahren zu laßen, werden wir auch den neueſten litterariſchen Unarten immer einige flüchtige Worte ſchenken, und wir glauben das ernſte Geſchäft keinesweges zu entweihen, ſondern vielmehr zu erheitern, wenn wir dem Cachinnus, dem höchſten beſten Gotte, der einen ſo großen Theil der vaterländiſchen Litteratur zu ſeiner und zur allgemeiuen Beluſtigung muthwilligerweiſe erſchaffen zu haben ſcheint, ländlich beſcheidne Geſchenke von ſeiner eigenen Gabe darbringen.

Germaniſche Bardengeſänge.

In verſchiednen Zeitungen wird bekannt gemacht, daß ein deutſcher Edelmann auf die Entdeckung der ‘alten Bardengeſänge’, welche Karl der Große hatte aufzeichnen laßen, oder auch nur eines einzigen davon, einen Preis von 100 Dukaten geſetzt hat. Hr. Gräter verſpricht nähere Nachricht darüber in ſeiner Zeitſchrift Braga und Hermode. Der Patriotiſmus, welcher zu dieſer Preisaufgabe bewogen hat, iſt gewiß ſehr rühmlich. Schade nur, daß dabei ein freilich popular gewordner Irrthum zum Grunde liegt. Es wird

daher nicht undienlich ſein, zu erinnern, daß der Preis ſicher nicht gewonnen werden kann, daß ſich alſo nur Niemand auf vergebliche Mühe einlaßen mag. Fürs erſte haben die alten Germanier keine Barden gehabt, folglich auch keine Bardengeſänge. Das Wort ‘Barde’ iſt galliſch, und die heilloſe Verwirrung der galliſchen Völkerſchaften mit den germaniſchen unter der griechiſchen Benennung der Celten iſt ſchon längſt für ungültig erkannt. Daß die Germanier Schlachtgeſänge gehabt, Lieder auf ihre Stammväter, und daß ſie noch zu Tacitus Zeiten den Arminius beſungen, wird bezeugt; aber nirgends, daß die Sänger einen eignen Stand bei ihnen ausgemacht haben. Wo die Nationalgeſänge einer ſolchen Zunft anvertraut ſind, welcher Alles daran gelegen iſt, ſie zu erhalten, da können ſie in der mündlichen Ueberlieferung ſelbſt Veränderungen der Dynaſtie und Religion lange überdauern, wie einige nordiſche Beiſpiele gezeigt haben. Auch ohne das, wo ein Völkerſtamm unvermiſcht in uralten Sitten beharrt. Aber wie läßt ſich denken, daß das Gedächtniß eines Arioviſtus oder Arminius ſich die lange Periode der allgemeinen Gährung und Wanderung hindurch, wo in den neuen Völkerbünden ſelbſt die Namen der alten Stämme zu Grunde giengen, Jahrhunderte lang nach Annahme des Chriſtenthums erhalten habe? Und wird Karl der Große, der alle Spuren des Heidenthums auszurotten ſuchte, bemüht geweſen ſein, Geſänge dem Untergange zu entreißen, in denen ohne Zweifel das Lob der Helden mit heidniſcher Mythologie verwebt war? Die germaniſchen Sprachen aus dem erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt waren ſchwerlich im achten noch verſtändlich; und hätten ſie ſich mit dem Fortgange der Zeit umgewandelt, und wären etwa in der Sprache des Kero und Otfried abgefaßt geweſen: wie könn-

ten wir ihrer Aechtheit und ihres Alterthums gewiß ſein? Endlich, wie lautet das einzig vorhandne Zeugniß des Eginhart über dieſe Sache? Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit.' Wo iſt hier nur eine Spur, die auf jene älteſten Zeiten der heidniſchen Germanier hinwieſe? Barbara heißt nach dem damaligen Sprachgebrauch nichts weiter als 'nicht lateiniſch'; Gedichte, die vor zwei oder dreihundert Jahren entſtanden ſind, kommen uns ſchon ſehr alt vor: wie viel mehr, wo es keine rechte Zeitrechnung giebt, und die mündliche Ueberlieferung Alles in eine unbeſtimmte Ferne wegrückt. Kurz, Eginhart konnte ſich nicht anders ausdrücken, wenn von Gedichten die Rede war, welche die Geſchichte der älteren fränkiſchen, burgundiſchen und langobardiſchen Könige enthielten. — Aber wie, wenn der Inhalt der auf Karls Befehl aufgeſchriebnen Lieder, in einer ſpäteren Bearbeitung, wirklich auf uns gekommen, ſchon längſt bekannt, und das Nachſuchen alſo doppelt vergeblich wäre? Das Lied der Nibelungen bezieht ſich auf burgundiſche Geſchichten aus dem fünften Jahrhundert; Johannes Müller (in der Beurtheilung der müllerſchen Ausgabe in den Götting. Anz. vom J. 1783.) glaubt, die Grundlage der Fabel ſei ſchon zu Karls des Großen Zeiten vorhanden geweſen. Wirklich deutet die herbe Wildheit dieſer koloſſaliſchen Dichtungen auf hohes Alterthum: das eigentlich Ritterliche kann ihnen in der Behandlung aus dem Zeitalter der Minneſinger, die wir beſitzen, erſt angebildet ſein. Daß der ältere Text durch dieſe verdrängt wurde und gänzlich verſchwand, darf uns nicht wundern. Scheint es doch dem Heldenbuch, deſſen Sagen zum Theil mit denen im Liede der Nibelungen in Verbindung ſtehn, bei der Moderniſierung zum Behuf

ſeiner Erſcheinung im Druck eben ſo ergangen zu ſein. Doch es iſt hier nicht der Ort, obige Hypotheſe weiter auszuführen. Die Geſchichte unſrer Sprache und Poeſie bedarf noch von ſo vielen Seiten aufgehellt zu werden, daß ſich an die Stelle jener Preisfrage leicht andre ſetzen ließen, von denen mehr Erfolg zu hoffen wäre.

Lichtenberg.

Seit in dem vorhergehenden Aufſatze 'über Zeichnungen zu Gedichten'*) die den Hogarth betreffende Stelle geſchrieben ward, hat Deutſchland an dem Erklärer ſeiner Kupfer einen der ſinnreichſten Schriftſteller verloren. Er hatte grade eine ſchalkhafte Note mitten durchgeſchnitten, als die Parce ſeinen Lebensfaden entzweiſchnitt, und man kann gewiß nicht ſagen, daß er ſeinen Witz und ſeine liebenswürdige Laune überlebt habe. Die fünfte Lieferung der Kupferſtiche zeigt noch deutlicher als die vorhergehenden die platte Tendenz der hogarthiſchen Gattung; der erſt ſeit Lichtenbergs Tode erſchienene Text dazu dagegen um ſo ausgezeichneter die Feinheit, womit er ſie liberaliſiert, die Bereitwilligkeit, aus eignen Mitteln zuzubüßen, wo ihn ſein Kommittent im Stiche läßt, die Kunſt der Wendungen und Uebergänge, um ſeine Anmerkungen zu einem beziehungsvollen und reichen Ganzen zu erweitern. Freilich können bei ſolchen Umſtänden ſeine Einfälle nicht immer das Anſehen freiwilliger und augenblicklicher Entſtehung haben, ſie gerathen zuweilen ins Spitzfindige, Weithergeholte und Verworrne. Ueberhaupt hat

*) [S. den Aufſatz aus dem Athenäum II. 2. S. 193. ff. oder den Krit. Schr. Nr. XX. in Band 9. S. 102. ff.]

Lichtenberg dem Hogarth ſo viel geliehen, daß man bei einem Urtheil über dieſen wohl auf ſeiner Hut ſein muß, die Grundfäden von dem feineren Einſchlage des Auslegers zu unterſcheiden. Wer die Fortſetzung des unvollendeten Werkes unternehmen wollte, müßte ſich ſelbſt ſogleich für einen witzigen Kopf erklären: eine Maßregel, die, wenn man ſie nicht recht durchzuſetzen weiß, dazu führt, von Andern für das grade Gegentheil erklärt zu werden; welches allerlei unangenehme Namen trägt. Hier gilt es, den Wein ſelbſt anzapfen, nicht bloß wie ein *) Böttiche r das leere Faß vor ſich herrollen, worin ſo oft die angeblich litterariſche Thätigkeit beſteht.

Ueber H—r's 'Kritiſches Geſpräch' und 'Ueber Weiblichkeit in der Kunſt, in der Natur und in der Geſchichte.

In den Muſageten (98. 4. St.) haben ſich zwei kleine Aufſätze, 'kritiſches Geſpräch' und 'über Weiblichkeit in der Kunſt, in der Natur und in der Geſellſchaft', beide mit H— r unterzeichnet, verirrt, wer weiß durch welchen Zufall, aber verirrt gewiß, denn ſie gehören gar nicht in das Gefolge dieſes lahmen Muſenführes, wie er auch durch eigenhändige Noten deutlich zu machen geſucht hat. Das Geſpräch enthält Urtheile über die beiden engländiſchen Schriftſtellerinnen, Mrs. Inchbald und Mrs. d'Arblay, artig eingekleidet in eine Unterhaltung zweier Freunde, wozu eine Anzeige des Romans Nature and art von der erſten in der A. L. Z. den Anlaß giebt. Die Beliebtheit, Fruchtbarkeit und Ma-

*) Böttiger 1799.

nier der Verfaßerin von Evelina, Cecilia, Camilla u. ſ. w. wird mit der intereſſanten — Armut der Mrs. Inchbald zuſammengeſtellt. Ueber die erſte iſt ſchwerlich noch etwas ſo Durchgreifendes geſagt worden. — Der andre Aufſatz ſchließt ſich dem Inhalt und Geiſt nach an dieſen an: er iſt ungemein belebt und anziehend geſchrieben, voll gutgedachter Winke, die reicher und treffender ſind, als förmliche methodiſche Abhandlungen über die Weiblichkeit. So muß man eben von ihr reden, ſo muß man ſie nehmen. Einzelne Hinweiſungen, anſchauliche Beiſpiele ſind ihr viel gemäßer, als ein vollſtändiges Syſtem, das ſie grade recht vernichtet, ſtatt ſie feſtzuſetzen. Der Verfaßer freut ſich darüber, daß Deutſchlands erſter Dichter zugleich der Dichter der Weiblichkeit iſt; dieß werden auch die Frauen eben ſo ſchön als billig finden.

Mary Wolſtonecraft.

In dem eben erwähnten Aufſatze wird die Bemerkung gemacht, daß die Nationen nicht ſo verſchieden von einander ſind, als es oft der Charakter beider Geſchlechter in der nämlichen Nation ſein kann, wie z. B. die Engländerin von dem Engländer, und, wir müßen hinzuſetzen, die Engländerin von der Engländerin. Davon zeugt das Leben der bekannten Mary Wolſtonecraft, von ihrem Freunde, nachherigem Gatten, William Goodwin, beſchrieben. Woher hat ſie doch ihren Charakter, ihre Vorurtheilsloſigkeit genommen? Sie iſt weit merkwürdiger dadurch, als durch ihre Schriften, die keineswegs über die engliſche Bildung hinausgehen und zum Theil einen etwas ſteifen Zuſchnitt haben. Wie viel Beharrlichkeit, Innigkeit und edler Kampf mit dem Unglück!

Die Freiheit ihres Geiſtes konnte ſie nicht über das häufige Looß ihres Geſchlechtes hinwegführen; ſie wurde von dem Mann gefühllos verlaßen, dem ſie ſich anvertraut hatte, und ihr Herz brach darüber. Ihr Geſchichtſchreiber ſchildert ihr Aeußeres ſanft und anmuthig, und wenn das Bildniß, das vor der deutſchen Ueberſetzung ſteht, ihr glich, ſo müßen wir ihm glauben. Freilich verändert es die Sache erſtaunlich, ob die Vertheidigerin der Frauenrechte ein widerwärtiges Mannweib war, für welches ſchon die Natur auf das ſchönſte aller Rechte Verzicht geleiſtet hatte, oder ob ein zartes liebendes Weſen kühn die Forderungen der Vernunft geltend machte. Was den Grund und Boden der gewöhnlichen Weiblichkeit ausmacht, das war bei dieſer ſelbſtändigen Frau gleichſam die letzte Hand und Zierde. Selbſt die Heftigkeit, die ihr Freund nicht wegleugnen will, würde gemildert worden ſein, wenn ſie glücklicher geweſen, es früher geworden und länger geblieben wäre. Sie wurde ſtiller und heiterer im Arm der Liebe. Aber auch im Zuſtande der gewaltſamſten Spannung, auf einer Reiſe durch Norwegen, die ſie in Geſchäften ihres ſchon aufgegebnen Geliebten unternahm, erſcheint ſie eben ſo liebenswürdig als wunderbar: allein unter den Scenen einer wilden Natur, mit ihrem entſchloßnen Muthe und feſten Blicke bei einem höchſt verwundbaren und ſo verwundeten Herzen. Schade, daß ihr Ausdruck tiefer Empfindungen durch das Medium der geordneten Flachheit in den Begriffen engliſcher Popularphiloſophen gehen mußte, zum Beweiſe, daß ſich das Gemüth leichter als der Geiſt von nationaler Eingeſchränktheit losreißt.

Joh. Müllers Briefe an Bonſtetten.

Wenn eine leere und planloſe Zeitſchrift durch Einen vortrefflichen Beitrag bedeutend werden könnte, ſo müßte dieß dem deutſchen Magazin widerfahren ſein, da es ihm vergönnt wurde (im 15., 16. und 17. B.) die 'Fragmente aus den Briefen eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund', der Welt mitzutheilen: Johannes Müllers Briefe an Bonſtetten, während der Jahre 1775...1778 in der Schweiz geſchrieben, in denen er dem angebeteten Freunde ſeine ganze Seele hingiebt, ihn zum Vertrauten von Allem macht, was er will, was er verehrt und liebt. Welch ein herrliches Gemüth und ernſtes großes Streben offenbaren ſich da! Wie weihet ſich der junge Mann, zu werden was er ſeitdem wurde, der erſte Geſchichtſchreiber der Neueren, oder vielmehr der letzte der Alten, wie Brutus der letzte Römer war! Solche Andacht, ſolche Arbeit, und eine beſtändige Gegenwart des höchſten und würdigſten Zieles. Den ganzen Menſchen in ſich bildet er zu dem erwählten Berufe ſeiner Kunſt. Die Briefe ſind allein ſchon wegen der ſchönen Harmonie merkwürdig, die ſie darlegen, zwiſchen dem, was er gewollt und was er geleiſtet hat. Immer war ihm aber die Verkettung der Umſtände zuwider. Damals kämpfte er mit Noth, mit Abhängigkeit, mit der Schwierigkeit durchzubringen; als Mann von feſtgegründetem Ruhme dient er Verhältniſſen, die ſeines Genius nicht bedurften, wenn die Geſinnungen des Helvetiers ſich auch zu ihnen bequemen konnten. Die Nachwelt, wenn ſie ihn im Gemälde früherer Zeiten erkennt, wird ihn in der Geſchichte der unſrigen vermißen, denn die große Betrachtungsart der Begebenheiten ſcheint die gültigſte Vollmacht bei großen Gelegenheiten zu

handeln. Ehedem konnte er ſeinem Vaterlande nicht auf eine würdige Art angehören: ‘es ſchlummere’, hat er prophezeit, ‘und ſein Erwachen werde tödtlich ſein’; jetzt hat er vielleicht kein Vaterland mehr. — Der Jüngling arbeitete für die Zukunft, ja für die Ewigkeit, während ihn der Mangel des Augenblicks niederdrückte; ‘er war nur glücklich, indem er komponierte’, die übrige Zeit gehörte der Sorge: und doch konnte er ſich nie überwinden abzulaßen, um etwa durch leichthin geſtreute Saat eine bald verzehrte Frucht zu ernten. Ein Theil ſeines unſterblichen Werkes war geſchrieben, und nun fand ſich kein Buchhändler, der einen hinlänglichen Preis geboten hätte, um ihm bei der Fortſetzung Unterhalt zu ſchaffen. Vor zwanzig Jahren wurde es freilich noch dem jungen Schriftſteller ſchwerer gemacht, indeſſen iſt die Frage, ob es ihm nicht jetzt mit ſeiner Geſchichte eben ſo hätte gehen können, da nichts als eine ungewohnte, ja unverſtandne Vortrefflichkeit ſie empfiehlt. — Dazu kam nun noch die Pfahlbürgerei kleinrepublikaniſcher Cenſoren, und der tröſtliche Rath guter Freunde, wovon einer die deutſche Sprache verwarf und das Werk franzöſiſch wünſchte, ein andrer (Bonnet, der ihm auf jede Weiſe viel gelten mußte) ſeine Schreibart viel zu trocken und ſchmucklos fand. Er hatte wirklich Charakter nöthig, um ſein Talent nicht einzubüßen.

Man ſieht hier die entſcheidende Wirkung, welche die Bekanntſchaft mit den Alten auf ihn machte, und wie ſie ſeiner verwandten Natur das Siegel der Erkenntniß aufdrückte. Sie trafen bei ihm nicht auf Empfänglichkeit des Geiſtes allein, ſondern auf ein liebendes Herz. Die in dieſen Briefen athmende Freundſchaft iſt ein Beweis davon: ſie iſt im antiken Stil wie ſeine Werke. Wer kann zweifeln,

daß ſie ihn ganz durchdrungen hat, daß ſie ſein Troſt und gleichſam die Nahrung des Bedürftigen war? In dieſer, wie in jeder andern Beziehung, die aus den Briefen hervorgeht, erſcheint er mit einer originalen und naiven Liebenswürdigkeit, und die kleinſten ſeiner Aeußerungen, ſeiner Urtheile, ſeiner Wünſche, geben Stoff für das doppelte Intereſſe des Verſtandes und des Gefühls. Ihr gröſter Reiz iſt, daß ſie nicht für einen Dritten daſtehn, und was der Dritte nun darin findet, um ſo mehr der Grund ſeiner Seele war. Sie ſind wie ächte Liebesbriefe, die zufällig in fremde Hände fallen. Der Mann kann lächeln über die Wärme ſeiner Jugendtage, aber er wird nur auf dieſem Wege ein Mann.

Wer Müllers Schweizergeſchichte kennt, muß dieſe Briefe leſen, um ſie noch beßer zu verſtehen; wer ſie nicht kennt, muß ſie leſen, um ſich dafür empfänglich zu machen. Was Geſchichte iſt, darüber kann die Heiligkeit aufklären, womit Müller ſie behandelt.

Amathonte.

Es klingt wie ein Märchen, der längſt verſchwundne Anton Wall ſei wieder auferſtanden, und ergötze durch Erzählung von Bagatellen; und es iſt auch wirklich eins, und zwar ein perſiſches, Amathonte genannt. Ein Bagatelle verdient es zu heißen, und das iſt keine Kleinigkeit: dabei iſt es artig, ſchalkhaft, und oft von franzöſiſcher Leichtigkeit beflügelt. Gewiſſe Kunſtrichter werden mehr Moral und Allegorie verlangen, während die, welchen ein Märchen nichts iſt, als die gaukelnden Farben der Phantaſie im vielfach geſchliffnen Glaſe der Bizarrerie gebrochen, es vielleicht noch nicht orientaliſch und feenhaft genug finden. In der anfangs

gehegten Hoffnung, der Zauberer werde alle vier Brüder zum Beſten haben, wird man getäuſcht: zu einigem Erſatz hat der eine Bruder den Zauberer zum Beſten; der vierte wird am Schluße gar vergeßen. Die Sultanin Viribi mit den funkelnden Edelgeſteinen von Augen geht durch die große Unſchuld ihrer Liebe für Solmar aus dem Koſtum heraus: nach den erſten Vertraulichkeiten erwartet man, ſie werde ſich ihrem Range gemäßer zu betragen wißen. — Jedem Autor iſt zu wünſchen, daß ihn die Fee Amathonte dreimal umarmen möge, und Anton Wall, der die reizende Sitte aufbringt, ſoll nicht von dem Wunſche ausgeſchloßen ſein.

Romulus von Lafontaine.

Es ſcheint nicht billig, daß dieſer Romulus im zweiten Bande der Sagen aus dem Alterthum, — eigentlich Sagen in das Alterthum hinein, — nur als Romulus *) kurzweg angekündigt wird. Da er ſo vieles iſt, deſſen ſich der wirkliche nicht rühmen konnte: nicht bloß gerecht und milde, ſondern zärtlich und gefühlvoll, unendlich friedſam, bis zur tugendhaften Pein verliebt, und bis zur **) Albernheit großmüthig; ſo ſollte dieß auch auf dem Titel angedeutet ſein, und das Buch könnte, nach dem Beiſpiele älterer bei unſern ehrenfeſten Vorfahren beliebter Romane, Romuliſcus und Romuliſca heißen ***). Zur Vignette die kleinen Zwillingsbrüder, †) ſtatt der Wölfin von einer Schafmutter geſäugt. Wenn nicht zum Unglücke immer die Götter genannt

*) tout court 1799. **) Niederträchtigkeit 1799. ***) oder der chriſtliche Romulus 1799. †) von einem Schafe geſäugt 1799.

würden, ſo dächte man gar nicht unter blinden Heiden zu ſein. Für die Liebhaber der Rittergeſchichten kommt Ilia nach einer neunzehnjährigen Gefangenſchaft wieder an das Tageslicht, aus einem unterirdiſchen Kerker, der, mit den gehörigen Modifikationen, ein wahres Burgverließ iſt *). Es iſt abſcheulich, wie die Geſchichte die älteſten Römer verleumdet hat: Romulus hat den Remus keinesweges erſchlagen, ſondern dieſer weiche Jüngling hat ſich aus Heroiſmus und Bruderliebe ſelbſt entleibt. Auch bei dem verrufenen Raube der Sabinerinnen iſt es ſo unſchuldig und liebevoll zugegangen, daß ſich die Engel im Himmel darüber freuen mußten. Nur Amulius iſt und bleibt ein grauſamer Tyrann. Romulus ſelbſt wäre um ein Haar 'kein Menſch geworden, weil er kein Sohn ſein konnte'; aber er kommt zu einer Familie, 'deren Umarmungen mehr werth ſind, als alle Heldenthaten der Vorwelt', er lernt die ſchöne und ſympathetiſch geſtimmte Herſilia kennen, findet ſeine Eltern wieder, und nun ſegnet ſein Blick alle Völker; er lehrt ſeine räuberiſchen Hirten 'ihre Eltern zu lieben, Allen zu helfen und den Armen wohl zu thun'; ehe er ſich in eine Schlacht einläßt, bittet er ſeine Feinde 'zu bedenken, daß ſie Menſchen ſeien'. Hierauf erbaut er Rom, und gründet durch die allerweiſeſten Geſetze und Einrichtungen die ſanften Sitten und friedlichen Geſinnungen, wodurch, wie man weiß, dieſer Staat nachher ſo groß wurde. Und das alles, verſteht ſich, ohne die geringſte Einmiſchung von Verſtand, bloß vermittelſt des Herzens. Ja das Herz, in der That, — c'est un merveil-

*) Die Antiquare werden ſich beſonders über das Helmviſier freuen, das Romulus einmal herunterzieht, um nicht erkannt zu werden. Es iſt 1799.

leux instrument! wie Boufflers in ſeinem Gedichte darüber ſagt. Und eine unverſiegbare Romanenquelle, kann man hinzufügen.

Schinks Fauſt.

Dem Dramaturgen Schink iſt aus ſeinem Fauſt, an welchem er verſchiedene Jahre gearbeitet, und wovon er in Zeitſchriften Proben gegeben hat, unter den Händen ein traveſtierter Hamlet geworden. Man behauptet, es würde auf alle Fälle auch nur ein traveſtierter Fauſt geworden ſein. Aber freilich giebt es Traveſtien, die es ſind, ohne zu wollen, und andre die gern möchten, und nicht können.

Reiſe durch das mittägliche Frankreich,
vom Frhrn. von Thümmel.

Als die beiden erſten Theile dieſer dichteriſchen Reiſe erſchienen waren, bewunderte ſie ein Bibliothekar der ſchönen Wißenſchaften, der ihre Schönheiten weitläuftig ins Licht ſtellte, beſonders als ein gerundetes und in ſich beſchloßenes Ganzes: nicht das Geringſte laße ſich weder davon noch dazu thun. Drei neue Theile, die einige Jahre nachher dieſem Kunſtrichter zum Poſſen erſchienen, und dem Buche einen plötzlichen, aber, was meiſtens damit verbunden zu ſein pflegt, einen etwas zweideutigen Ruf verſchafften, ließen die Möglichkeit einſehen, daß es noch wohl eine Weile fortgeſetzt werden könne; und das jetzt erſchienene ſechste Bändchen beſchließt man mit der Ueberzeugung, daß das Werk ſeiner innern Einrichtung nach niemals ein Ende zu nehmen braucht. Doch, weit entfernt, in dieſer Art von *) Gränzenloſigkeit

*) Unſterblichkeit 1799.

etwas Furchtbares zu finden, wird man ſich gern bequemen, von Zeit zu Zeit mit dem Verfaßer einen Streifzug in der Provence zu machen, ja wenn hier der Stoff erſchöpft ſein ſollte, über das Meer ſetzen, und bis in die Barbarei nach unterhaltenden Figuren jagen. Die einzelnen Partien ſind artig ausgeführt, aber in dem Ganzen iſt nicht mehr Kompoſition, als Zuſammenhang unter den Abenteuern einer wirklichen Reiſe zu ſein pflegt, wo auch zuweilen eine reizende Ausſicht für lange Stunden Weges durch die Haide entſchädigen muß. Dieſe Sorgloſigkeit der Verknüpfung äußert ſich auch in kleineren Theilen: die eingeſtreuten Verſe ſind poetiſche Spaziergänge aufs Gerathewohl, und manchmal artet das Fortleiten der Gedanken an den Reimen in ein engliſches steeplehunting aus. An drolligen Einfällen und Erfindungen fehlt es nicht: nur manchmal ſcheint in kleinen Umſtänden etwas nicht richtig zu ſein, was dann der Anſchaulichkeit in den Weg tritt, da doch der Romanendichter immer nur Großhandel mit Unwahrſcheinlichkeiten treiben, *) im Einzelnen aber äußerſt ſorgfältig und genau ſein ſollte. — Wie ſich ein berliniſcher Viſitator und ſeine Nichten beim Anfange ihrer erſten Seefahrt, wodurch ſie einer großen Erbſchaft entgegen reiſen, benehmen, erfährt man mit nicht geringem Ergötzen; allein die Diatribe des Landedelmanns gegen den guten Geſchmack iſt zugleich eine Sünde dagegen, ſelbſt nach Voltaires toleranter Erklärung über die Gattungen: denn ſie iſt langweilig. Ueberhaupt bleibt es dabei: Margot war die erſte Liebe, und dieſe empfindet man nur einmal.

---

*) im Detail 1799.

Aus einem Briefe von Paris über Kotzebues Menſchenhaß und Reue.

'Seit einigen Wochen weint man hier, daß die Leinwand theuer werden möchte, und rathen Sie, worüber? — Nichts als unſre alten ci-devant Thränen über Menſchenhaß und Reue. Es wurde Manches ſehr gut geſpielt, aber Eulaliens Rolle nicht zur Hälfte ſo edel und ſchön, wie bisweilen von der Unzelmann. Das Aergſte waren die heftigen Konvulſionen, die mir ordentlich mediciniſch merkwürdig ſchienen. Die Franzoſen, denen eine ſolche Reue ganz unbegreiflich vorkommt, glauben bonnement, der weibliche Körper müße dadurch wohl aus ſeinen Angeln gehoben werden, und ſo applaudieren ſie unbändig; wie denn das Stück überhaupt einen ganz ekelhaften Beifall erhalten hat. Von einem einzigen jungen Menſchen hörte ich die ſehr geſunde Kritik: cependant je préférerais toujours une femme innocente à une femme convulsivement vertueuse.

Zum Beweis, wie wenig das Koſtum hier immer vortrefflich iſt, will ich Ihnen nur anführen, daß der Menſchenfeind ſchwarze Beinkleider, Stiefeln mit doppelten ſchwarzen Aufklappen, eine ganz lange ſcharlachene Weſte, und einen altmodiſchen blauen Rock mit einem kleinen Zopf hatte. Das heißt doch den Geſchmack noch mehr haßen, als die Menſchen!

Das Schauſpielhaus erdröhnt vom Klatſchen bei jeder moraliſchen Plattitude, die bei uns auf keine Penſionsmamſell mehr Eindruck machte. So jung iſt das Volk hier, außerdem daß durch die vielfachen Revolutionsgreuel die Tugend ihnen ganz pikant geworden iſt.'

Madame de Genlis, Les voeux téméraires.

Wenn man den Roman der Genlis, Les voeux téméraires in einem Strich durchgeleſen hat, mit allen ihren Künſtlichkeiten und appretierten Tugenden und Delikateſſen, ſo ſehnt man ſich ordentlich nach ein wenig derber Natürlichkeit und Härte, wie man ſich nach einer Krankheit, in der man zu Haberſuppen verdammt war, nach irgend einer Säure ſehnt. — Die Langeweile, welche einen wegen der gänzlichen Abweſenheit des Witzes dabei ergreift, abgerechnet, iſt das Buch weder ſo gut noch ſo ſchlecht, als man es gefunden hat. Viel Phantaſie, aber ohne Blüthe und ohne Friſchheit, Alles wie im Treibhauſe getrieben; viel Kenntniß ihrer Welt, bonton, Galanterie, aber Alles geſchnürt und im Reifrocke. Die Charaktere werden immer erſt beſchrieben, und dann müßen ſich die Menſchen in dieſe Vorſchrift einpaſſen, wie die Probe zu einem Rechnungsexempel. Die Heldin, eine völlige Engländerin, wie ſie ſich der übertreibenden Phantaſie einer Franzöſin darſtellt, flieht alle menſchliche Geſellſchaft mehrere Jahre lang: es wird aber doch ſehr künſtlicher Weiſe ſo eingerichtet, daß ſie immerwährend geſehen und beobachtet wird; ſie iſt unaufhörlich von einem ihrer geheimen Anbeter unſichtbar umgeben, der ihre geheimſten Bewegungen ſogar des Nachts in ihrem Zimmer bemerkt. Zwar liegt dieſes ſo hoch, daß man von draußen nicht gradezu hinein ſehen kann: aber der Liebhaber, der Jahre lang weder ſchläft noch ißt, um in immer neuen Verkleidungen unaufhörlich um das Schloß zu ſchleichen, kann doch wenigſtens am Schatten ihrer Geſtalt und ihrer langen Haare, der am Plafond ſichtbar iſt, wahrnehmen, daß ſie unruhig auf und abgehe. Auf jedem noch ſo einſamen Spa=

ziergang muß ſie entdeckt und geſehen werden. — Dieſe Eitelkeit iſt mit der devoteſten Ehrfurcht dargeſtellt und der Schleier der ausgelaßenſten Pruderie über ſie gehängt. Und welche Prätenſionen an die Männer! Es iſt naiv, ſo etwas zu geſtehen, als wäre es ſehr tugendhaft. Die Darſtellung in einzelnen Scenen iſt von hinreißender Lebhaftigkeit; aber Thränenſtröme durchwäßern das ganze Buch auf eine höchſt traurige Art. Alles iſt auf gut Pariſiſch künſtlich darin: Felder und Wälder, Waßer und Brücken, Bauern und Bauernhochzeiten, ſogar die Kühe dieſer Bauern und die ganze Natur. In dieſer Krankenluft der Verhältniſſe athmet die Liebe nur mit großer Beängſtigung, und verwegen iſt in dem Buche nichts ſo ſehr, als daß es ſich an die Liebe wagte. Seine moraliſche Abſicht iſt übrigens nur, zu zeigen, daß es für einen Mann gefährlich ſei, ein Malteſerritter zu werden, von wegen des Keuſchheitgelübdes; und daß eine Wittwe ſich hüten muß, mit goldenen Buchſtaben auf das öffentliche Denkmal ihres verſtorbenen Mannes zu ſchreiben, daß ſie niemals die Frau eines andern werden wolle; weil beide nicht ſicher ſein können, ob es ſie nicht einmal gereuen wird.

Matthiſſon, Voß und F. W. A. Schmidt.

Eine Zuſammenſtellung.

1800.

1.

Matthiſſon.

*) Von dem Lieblinge unſerer ſchwärmeriſchen Freundinnen der empfindſamen Landſchaftmalerei iſt kürzlich dreier=

*) Von Matthiſſon iſt kürzlich 1800.

lei erſchienen: Basrelief am Sarkophage des Jahrhunderts, Alins Abenteuer, und ein Nachtrag zu ſeinen Gedichten.

Vielleicht giebt es auch für die Poeſie einen Lapidarſtil, in welchem ſich eine ſo große Maſſe, wie die wichtigſten Thaten und Begebenheiten eines denkwürdigen Jahrhunderts ausmachen, ohne Formloſigkeit und mit lichter Anordnung zur bündigen Kürze einer Inſchrift zuſammendrängen ließe. Aber wer von einem Jahrhunderte würdig reden will, muß die Ueberſicht eines Jahrtauſends dabei im Sinne haben. Von zufällig und *) perſönlich beſtimmten Eindrücken des Augenblicks dabei ausgehen, heißt, mit einer Sinnesart, die nicht über die Mauern einer kleinen Stadt hinaus kann, die Geſchichte eines Reiches ſchreiben, oder den Himmel aus einem engen Brunnen heraus überſehen wollen. Das Basrelief am Sarkophage des Jahrhunderts entſpricht daher ſeinem Titel gar nicht, wenn es bloß von dem Unheile der politiſchen Faktionen und des gegenwärtigen Krieges, und von der dabei erlittenen Schmach Deutſchlands redet. Machen dieſe partialen Begebenheiten der letzten Jahre das Jahrhundert aus? Und geſetzt, ſie könnten es vertreten, ſo giebt es doch wohl für ſie im Zuſammenhang der Bildungsgeſchichte des geſammten Menſchengeſchlechtes noch einen ganz andern Geſichtspunkt; und ein Geiſt, der ſich zu dieſem erheben kann, wird ſchwerlich bei dem einſeitigen Jammern über phyſiſche Leiden ſtehen bleiben.

Es ſcheint überhaupt mißlich, **) dichteriſche Kunſtnamen aus der Bildnerei zu entlehnen: ſoll aber der Name Basrelief für ein Gedicht gelten, ſo läßt er offenbar die klarſte

---

*) individuell 1800. **) poetiſche Kunſtnamen aus der Plaſtik 1800.

und ruhigſte Darſtellung eines Gegenſtandes erwarten, am wenigſten lyriſche und lyriſch ſein ſollende Ergießungen einer Stimmung darüber. Alſo auch hierin hat der Verfaßer nur eine verworrene Vorſtellung von ſeiner eignen Abſicht gehabt. Sein Gedicht iſt eine ſogenannte Ode, und zwar nach ramleriſchem Zuſchnitt. Die Ode an den Frieden hat ihm dabei am meiſten vorgeſchwebt, und da dieſe einer der wenigen ſchönen jugendlichen Blicke von Ramlers nachher bis zur gänzlichen Austrocknung dürftigem Geiſte war, ſo wäre die Wahl des Vorbildes an ſich nicht zu tadeln. Allein die Nachfolge geht bis zur Erinnerung an ein Paar einzelne *) Strophen. Dann tritt auch jenes Gedicht mit weniger Anmaßung auf, es hat mehr Einfalt und Natürlichkeit, und ohne durch innige Herzlichkeit zu rühren, widerſpricht es doch nicht aller Theilnahme durch Künſtelei und Peinlichkeit. Hier lautet es gleich anfangs:

Von Afrika bis zu des Gotthards Wolkenpfaden
Raſt furchtbar der Zerſtörung Wuth,

und nachher:

Des Krieges ehrner Fuß zertrat,
Von Irlands Rieſendamm bis zu den Katakomben
Parthenopes, die Saat.

Wie ſoll man an den Schmerz des Dichters glauben, an welchem nicht nur die Geographie, ſondern geographiſche Curioſa, die er auch nicht ermangelt in Noten zu erläutern, ſo großen Antheil haben? Mit Recht kann es von dem Gedichte heißen, was dem Jahrhundert Schuld gegeben wird:

---

*) Strophen, und dann macht jenes Gedicht weniger Prätenſion, 1800.

Das Mitgefühl verdumpft: man hört mit kaltem Lächeln,
Was tief die Seele ſonſt bewegt;

aber nicht aus dem angeführten Grunde:

Seit jeder Zephyr, der uns kühlt, ein Todesröcheln
Auf ſeinem Fittig trägt:

— als ob der Zephyr damit bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewartet hätte, und das Sterben nicht von jeher Sitte geweſen wäre!*) — ſondern weil ein jeder Vers, der uns, ſtatt zu erwärmen, abkühlt, irgend eine anmaßende Koſtbarkeit oder Ziererei auf ſeinem ſchwerfälligen Fittig trägt. Eben ſo hohler Wortklang iſt der patriotiſche Aufruf an die Deutſchen, zu welchem ſchließlich noch die Geiſter der Helden bemüht werden, bei welcher Gelegenheit der Verfaßer auch den Trumpf der altfränkiſchen Vorſtellungen über das Verhältniß der Deutſchen und Franzoſen, die Schlacht bei Roßbach, glücklich ausſpielt. Kurz, vom ‘Jahrhundert’ finden wir bloß unbeſtimmte Allgemeinheiten, von einem ‘Sarkophage’ hat das Gedicht die Eigenſchaft an ſich, daß es Todtes und nicht Lebendiges verwahrt, und zum ‘Basrelief’ fehlen ihm nur Figuren und Stil; die Kälte und Härte des Steins hat es, aber nicht einmal einer edlen Steinart: das Velin, worauf es gedruckt iſt, ſtellt geglätteten Marmor weit beßer vor.

---

*) Dieſen unaufhörlichen Wechſel von Geburt und Tod hat ſchon Lucretius auf eine wahrhaft erhabene Weiſe ausgedrückt:

miscetur funere vagor,
Quem pueri tollunt, visentes luminis oras:
Nec nox ulla diem, neque noctem aurora sequuta est,
Quae non audierit, mixtos vagitibus, aegros
Ploratus, Mortis comites, et Funeris atri. 1828.

Mit eben ſolcher typographiſchen Pracht, und noch mit Vignetten verziert, erſcheinen 'Alins Abenteuer'. Daß der Dichter uns gleich auf dem Titelblatt das Haupt der Gorgo entgegenwirft, darf den Beurtheiler nicht ſchrecken: auswärts gewandt, wie es jetzt ſteht, muß es ſich auf die unausbleibliche Verwunderung des Leſers beziehn; nach dem Gedichte zugekehrt, hätte ihre verſteinernde Kraft deſſen Beſchaffenheit erklären können. Die Zueignung an den Luftgeiſt Ariel kündigt fälſchlich eine recht leichte hingegaukelte Dichtung an: ſie iſt aber ehrlicher, als ſie ſelbſt weiß, indem ſie es durch ihre ungemeine Geſchraubtheit deutlich wieder zurücknimmt. Das Gedicht ſoll, ſo viel wir haben entdecken können, ein ſpaßhaftes Märchen ſein: aber der Himmel weiß, was für ein Märchen und was für Spaß! Ein Märchen ohne Verwickelung und Auflöſung, überhaupt ohne Fortgang, ohne Erfindung, ohne Darſtellung; und erzwungener, froſtiger, feierlich-ernſthafter, unluſtiger Spaß ohne Geiſt und Gehalt. Spaßhaft wird dem Leſer gewiß nicht zu Muth, der dieſe Abenteuer mit der Vorausſetzung zur Hand nimmt, es müße in einem angeblichen Kunſtwerke doch irgend ein Sinn, ein Zuſammenhang, eine Beziehung der Theile auf einander zu finden ſein.

Alin, ein ſpaniſcher Ritter, verrichtet erſt in Afrika eine Menge ganz ernſthafter Heldenthaten, und zeigt ſich überall tugendhaft und als den Retter der Unterdrückten; hierauf erlegt er in Japan ein Ungeheuer, und als ihn der Wirbelwind einer blinden Willkür plötzlich nach Egypten führt, ſo geräth der Verfaßer, bei Gelegenheit, *) daß der Held ſich mit den dortigen Alterthümern abgiebt, in eine

*) daß er ſich mit 1800.

Erzählung ſeiner litterariſchen Laufbahn hinein, wobei Alin immer durch ſpitzfindige Gelehrſamkeit oder verkehrten Geſchmack lächerlich erſcheinen ſoll. Dann wird der Faden ſeiner handgreiflichen Thaten wieder aufgenommen: Alin bringt auf dem Brocken den Teufel um, und der alte Witz von einer Lücke im Manuſkript endigt das vom Erzähler ſelbſt eingeſtandene Einerlei der Geſchichte, die eigentlich keine iſt. Doch es iſt unmöglich, durch den bloßen Abriß einen Begriff von den vorkommenden Disparaten zu geben, und der Unglaublichkeit wegen müßen wir ein Paar Proben herſetzen. Der Anfang lautet ſo:

Früh, bei des Morgenſterns Erbleichen,
Verließ Alin der Väter Schloß:
Laut wieherte, zu gutem Zeichen,
Dreimal ſein andaluſiſch Roß.

Gleich den Alciden und Rinalden,
Grüßt' er, mit ſeinem Schildkumpan
Hans Degenhaupt von Unterwalden,
Der Helden lorbervolle Bahn.

Zuerſt erſchien er in Marokko,
Wo ihm ein abgefeimter Skies,
Des Gauklers Urbild im Tarokko,
Der Kaiſerſtadt Armiden pries.

Taub wie Ulyß, der Vielgereiſte,
Dem ſchmelzenden Sirenenton,
Eilt' er, gewarnt vom beßern Geiſte,
In ſauſendem Galopp davon.

Den Dey, der Mörderhorden ſchirmte,
Durchrannt' er mit demantnem Spieß,
Und malmte ſeine ſtolzbethürmte
Granitne Felſenburg zu Kies.

Entkerkerte gefangner Weiber
Ein ganzes Türkenparadies,

Indeß der Schildknapp ihre Räuber
In ſiedend Bergöl tauchen hieß.

Zwölf Ritter, durch Cytherens Gnade
Mit Roſen Amathunts bekränzt,
Höhnt' er zurück zum ſteilen Pfade,
Wo hehr des Nachruhms Tempel glänzt.

Hüllt' einen Fant, der, halb verſchäfert,
Oft mit Sonett und Madrigal
Des Hains Dryaden eingeſchläfert,
Zu beßerm Zeitvertreib in Stahl.

— — — — — — — — — — —

Den Vicekönig, noch verwundet
Durch edler Fraun gerechte Wehr,
Sandt', in ein Stachelfaß geſpundet,
Er auf dem nächſten Strom ins Meer. u. ſ. w.

Folgendes ſind Stücke aus dem litterariſchen Theile der Biographie:

Er zählt' im zarten Lebenskeime
Die Sippſchaft bis zum jüngſten Tag,
Und jede Million der Bäume,
Die deutlich in der Wallnuß lag.

Welch Staunen! als, vom Erſtlingspiepen
Der Brut im Ei, ſein Preistraktat
Verherrlicht durch Bodonis Typen
Ans Licht in Salamanka trat.

Des Paradoxen großer Prieſter,
Sprach er dem Anerkannten Hohn;
Merkurs germaniſchen Torniſter
Warf er im Zorn vom Helikon.

Wie blühſt du, rief er, hier ſo ſpärlich,
O Zauberblume des Genies?
In Fülle zog dich, Seltne, jährlich
Vordem das Treibhaus zu Paris.

Noch immer in Apolls Revieren,
Klariſſe, Triſtram, Agathon?
Nach Rußland euch zu deportieren,
Bemannt ſich die Fregatte ſchon.

Hier dulden wir nur Mönchsgeſichter,
Der Humpen Klang, des Turneys Kampf,
Geſpenſterklupp, vermummte Richter.
Banditengräul und Höllendampf.

A l'ordre! brüllt er ungezogen,
Als, bei der Muſen Weihgeſang,
Sich königlich zum Sternenbogen
Ein Rieſenadler, Goethe, ſchwang.

Wer ſchnöder Gleißner Myſtik haßte,
Wer Garve, Mendelſohn, und Kant
In Kopf und Herz lebendig faßte,
Hieß Frömmler ihm und Obſkurant.

Er läſterte der Vorwelt Schätze
Im Vatikan und Kapitol, u. ſ. w.

— — — — — — — — —

Ihm lag Athen in gleicher Ferne
Mit Grönland und Botanybay;
Drum zeigt' er klar: Wie das Moderne
Des Bildners ächter Kanon ſei.

Die Luſt am Nackten zu verwürzen,
Moderniſierte, ſehr galant,
Alin durch Pantalons und Schürzen
Des Paradieſes Urgewand;

Vergoldete die Zwickelbärte
Den Heiligen des Laterans;
Pflanzt' einen Cherub mit dem Schwerte
Fromm auf das Grabmal Hadrians;

— — — — — — — — — — —

Sprach zu des Koliſeums Mauern:
Zerfleiſchter Chriſten Todesruhm,

Verwegne! wollt ihr überdauern?
Und ſtürzte ſie zu Bauſtoff um;

Löſt' am Gebälke die Verkröpfung,
Durch ein Dekret, vom Künſtlerbann,
Und predigte, bis zur Erſchöpfung,
Im Volkston gegen Winckelmann;

Kam oft geſpornt, recht ſanskülottiſch,
Zu Ball, Konzert und Pikenik,
Den deutſchen Dreher walzt er ſchottiſch,
Und gähnte frech bei Glucks Muſik;

Pries auf Luteziens Theater
Den Gang des griechiſchen Kothurns,
Und ſchaute voll entbrannter Krater,
Den Mond? O nein! den Ring Saturns. u. ſ. w.

Die Art, wie in der zuletzt angeführten Strophe Alins Geſchmack am franzöſiſchen Trauerſpiel mit ſeinen aſtronomiſchen Träumereien durch ein 'und' verknüpft iſt, kann ein Bild vom Zuſammenhange des Ganzen abgeben. Wie ſtimmt es zuſammen, daß der Bewunderer der ehemaligen franzöſiſchen Litteratur, der Goethe unregelmäßig findet, die deutſchen Ritterromane vorzieht? daß der, welcher Garve und Mendelſohn Frömmler nennt, aus abergläubiſchem Eifer die Denkmäler des Alterthums ſchändet? Haben nur eine Menge Verkehrtheiten des Zeitalters auf Eine Perſon zuſammengehäuft werden ſollen, ſo iſt auch das gänzlich verfehlt: wer ſetzt heutiges Tages Bernini über die Antike? Eben ſo ſind die gelehrten Anſpielungen zum Theil veraltet: wo iſt z. B. noch von der Einſchachtelungs-Theorie die Rede? Dazwiſchen ſtehen nun ganz erlaubte und ehrbare Unterſuchungen, die Alinen allerdings Ehre gemacht haben würden, wenn er etwas Taugliches darüber geſchrieben hätte. Man ſieht alſo von keiner Seite, wo es hinaus will, und wenn man da-

mit die erſten Abenteuer zuſammenhält, die ohne weitere Beziehung doch gar zu ungeſalzen wären, ſo wird man faſt verſucht zu glauben, das Ganze ſei nicht buchſtäblich zu nehmen, es ſtecke irgend eine allegoriſche Bedeutung dahinter. Aber, nicht gerechnet, daß es eine unbillige Zumuthung wäre, ſich an einer ſolchen Einkleidung derſelben den Kopf zu zerbrechen, ſo müßte doch irgendwo ein Endchen vom Faden der Ariadne hervorgucken. Ungeachtet es alſo ſcheint, als wollte die voranſtehende Sphinx ſo etwas glauben machen, bleiben wir dabei, daß das Geheimniß des Märchens, wie mancher Orden, darin beſteht, gar keines zu haben. — Was rein und wahrhaft phantaſtiſch iſt, wird freilich eben dadurch wieder ſymboliſch: es entſteht dann ein beſtändiges, aber unbeſtimmtes Anſpielen, das eben mit der Auflöslichkeit in einen Begriff den gröſten Theil ſeines Reizes verlieren würde. Das iſt der Fall bei Goethes Märchen, wo der Wechſel der heiterſten vorüberziehenden Erſcheinungen von geiſtigen Anklängen wie von einer unſichtbaren Muſik begleitet wird. Hat der Verfaßer etwas Aehnliches im Sinne gehabt, ſo wäre er auf den ſchlimmſten Abweg gerathen. Die Anſpielungen ſind derb genug ausgeſchrieben, nur die Bilder erſcheinen nicht. Statt daß dort die Phantaſie auf ihren eignen Flügeln getragen wird, geht hier die Künſtelei unbeholfen auf den Stelzen harter Verſe und ſeltſamer Reime einher. Was endlich den Scherz und die Anſprüche auf Satire betrifft, ſo machen die Noten, in welchen noch die abgenutzte Form eines Commentars mit erdichteten Namen wiederkommt, es bis zum Ueberfluße klar, daß es dem Verfaßer niemals eingefallen iſt, der Witz müße auf etwas gehen. Dieſe zum Theil obendrein erborgten Einfälle ſtehen hier als nichts, aus nichts und zu nichts.

Merkwürdig bleibt bei allem dem die Verirrung gewiß von einem Dichter, den man immer unter den Korrekten geprieſen hat, und wer ein poetiſches Naturalienkabinet hält, mag ſogleich dieſem Petrefaktum von Fratzen ohne Phantaſie, von nüchternen Fieberträumen, von ungenialiſcher Tollheit, einen ausgezeichneten Platz darin anweiſen. Den etwanigen Nachahmern dient zur Nachricht, daß ſie ſich Fehler wie dieſe nicht ohne große Mühſeligkeit erwerben werden. Denn ohne Zweifel hat es der Erzähler noch ſaurer gehabt, als der Leſer, und ſelbſt als der Vorleſer, dem doch manchmal von 'des Wortſchwalls Katarakte' die Zähne knäkken möchten, und dieß Märchen iſt wohl eben ſo wenig als Rom in Einem Tage gebauet oder gedrechſelt.

Wenn man ſich nun unter Matthiſſons früheren Arbeiten nach etwas umſieht, das als Uebergang ein ſolches Extrem einigermaßen begreiflich machen könnte, ſo bietet ſich in dem Nachtrage, der großentheils in den ſchilleriſchen Almanachen abgedruckte Gedichte enthält, gleich zuvörderſt die 'Sehnſucht nach Rom' dar. Eine auffallende Aehnlichkeit in der ganzen Manier, dieſelbe überladene Eleganz und leere Gedrängtheit des Ausdrucks, daſſelbe Haſchen nach ungewohnten Reimen, die mit fleißiger Künſtlichkeit zuſammengebracht ſind, ſogar bei der großen Verſchiedenheit der Gattung und des Gegenſtandes daſſelbe Silbenmaß. Aber die Hauptähnlichkeit liegt in *) dem gänzlichen Mangel an Zuſammenhang, Reihenfolge und Fortſchritt. Eben ſo wie man die Abenteuer Alins beliebig durch einander würfeln und auf den Kopf ſtellen könnte, iſt auch die Sehnſucht nach Rom

*) der Struktur und dem Gange, oder vielmehr Nichtgange des Ganzen. 1800.

ein bloßer Cento von Erinnerungen, wo man gar nicht ſieht, wie eine die andre anregt, und die ſich eben ſo gut ganz anders hätten ſtellen laßen. Indeſſen weil die geſchilderten Gegenſtände doch alle in Rom befindlich ſind oder waren, und von ſelbſt unter gewiſſe Rubriken fallen, ſo tritt hier noch eine Art von Ordnung und Einheit ein, wiewohl gar keine poetiſche. Hingegen im Alin, wo ſich der Dichter ohne einen ſolchen fremden Halt ins Weite gewagt, hat er völlig die Tramontane verloren, und man kann ohne Bedenken ſagen, daß, wer einmal ſo etwas macht, niemals ein Ganzes muß haben machen können. Dieß iſt nun die andre Beziehung, worin das eben genannte Gedicht mit den früheren ſteht: als *) pſychologiſche Erſcheinung muß es aus dieſen erklärt werden; kritiſch betrachtet kann es Licht über ſie verbreiten. Zwar ſoll und kann eine mißlungene Hervorbringung dem Verdienſte beßerer nichts abziehen, wohl aber kann eine manierierte Ausartung, wenn ſie aufs Aeußerſte gediehen iſt, die Spuren und Keime derſelben Manier da entdecken laßen, wo vorhin andre Vorzüge darüber verblendeten.

Die Gedichte, welche Matthiſſons Ruhm hauptſächlich gegründet haben, ſind von der landſchaftlichen Gattung. Sie ſchildern theils ausgezeichnet ſchöne Gegenden, oder, wo dieß nicht der Fall iſt, leiht ihnen doch die Bekanntſchaft des Verfaßers mit der großen und anmuthigen Natur in der Schweiz, dem ſüdlichen Frankreich und Italien, einen glänzenden Widerſchein. Außerdem iſt das Neue, was ſie günſtig von der meiſten bisherigen **) beſchreibenden Poeſie unterſcheidet, der Gebrauch lyriſcher in Strophen abgetheilter

*) pſychologiſches Phänomen 1800. **) descriptive poetry 1800.

Silbenmaße. Zwar hatte ſchon Haller die Alpen in einer Art von Strophen geſchildert, aber dieſe waren bei ihrem Umfange mehr auf das rhetoriſch Didaktiſche und Sententiöſe eingerichtet. Die fortgehenden *) reimloſen Versarten begünſtigten bei Thompſon und Kleiſt die urſprüngliche Formloſigkeit der Gattung, und trieben ſie in zufällig durch Zeit und Ort an einander gereihten Naturerſcheinungen herum. Die engere metriſche Begränzung ladet von ſelbſt dazu ein, ein landſchaftliches Gemälde **) abzuſondern und muſikaliſche Einheit hineinzubringen. Hierin hat ein philoſophiſcher Beurtheiler die ***) Ausübung des Dichters mit ſeiner Theorie von der Möglichkeit der ganzen Gattung übereinſtimmend zu finden geglaubt: aber es könnte leicht ein tieferes Nachdenken bei der Betrachtung, als bei der Hervorbringung aufgewandt worden ſein. Wenigſtens verräth es keine bis zur Klarheit gediehene Abſicht des Dichters, wenn er die Silbenmaße ſo willkürlich und unpaſſend wählt, z. B. eine Alpenreiſe in dreifüßigen Jamben beſchreibt. In andern Stücken iſt die Bilderreihe gar nicht hinlänglich lyriſiert, um zu dem Gebrauche ſelbſt einer leichten Liederſtrophe zu berechtigen. Das Gedicht auf den Genferſee, das nur in einer ähnlichen Epoche des korrekt ſentimentalen Geſchmacks eben ſo berühmt werden konnte als Grays Elegie auf einem Kirchhofe, iſt durchaus kein Ganzes, und nachdem beträchtliche Stücke vorn und hinten dazu gekommen, und in die Mitte hineingeſchoben ſind, noch weniger als anfangs. Wie paſſen, um nur eins anzuführen, die Erinnerungen an Rouſſeaus Heloiſe zu dem unmittelbar vorhergehenden Stücke aus

---

*) 'reimloſen' fehlt 1800. **) zu iſoliren 1800.
***) Praxis 1800.

der Urgeſchichte des Erdbodens? Die empfindſame Mattigkeit des Schlußes hat man ſchon öfters gerügt; aber ſo viel ich mich erinnere, iſt es noch nirgends bemerkt worden, daß der Gedanke, die uralte Wüſtenei in jenen Gegenden mit ihrem jetzigen ſo lachenden Anblick zu kontraſtieren, und die Hauptzüge dieſer Schilderung aus Johannes Müllers Geſchichte der Schweiz (1. B. S. 3. 4.) entlehnt ſcheinen: nur daß die Proſa des Geſchichtſchreibers viel größer und bedeutender darſtellt. — Allerdings hat das Gedicht einzelne gelungne Stellen uud ſchöne Zeilen. Dieſe haben ſein Glück gemacht, und mußten es machen, da die meiſten Leſer ſich nie dazu erheben, irgend eine geiſtige Hervorbringung als ein Ganzes zu betrachten. Wie hätte es ſonſt der Bemerkung entgehen können, daß Matthiſſon ſelbſt in den kleinſten Kompoſitionen nicht Ton und Kolorit zu halten weiß?

In dem Liede 'die neue Heilige' finden ſich folgende Erwähnungen unmittelbar nach einander: Pygmalion, eine Göttin, Anſpielung auf Orpheus oder Amphion, der Tanz der Elfenkönigin, Geiſtergruß, ein Irrlicht, das nachher zum Heiligenſcheine wird, wiederum Oberon, und endlich Raphaels Madonnenbilder. Iſt es wohl möglich, in ſieben kurzen Strophen die Phantaſie ärger aus einem fremdartigen Gebiete ins andere zu hetzen? So beginnt 'der letzte Troſt' mit der Schilderung einer düſtern Nacht, von allen nordiſchen Schauern begleitet, die dem Dichter, ſchon wunderlich genug, die Schmerzen der Sehnſucht lindert. Hierauf blinken ihm die Sterne (da es noch zwei Strophen vorher, in dem — wohl zu merken! — nicht beweglichen, ſondern ſtillſtehenden Gemälde ſo neblicht und ſtockfinſter war) Hoffnung in die Seele, und mit der vierten Strophe iſt er auf einmal glücklich von der Unſterblichkeit überzeugt. Welche Pſychologie

ſoll dieß erklären? Und wenn ſo etwas nicht inkorrekt zu heißen verdient, was ſoll denn den Namen führen? *)

2.

Voß.

Muſenalmanache für 1796., 97. und 1800.

Der Herausgeber hat dieſe Sammlungen mit einer beträchtlichen Anzahl von Liedern in der ſchon bekannten Weiſe ausgeſtattet. Von einer neuen Seite lernt man ihn nicht kennen: aber gerade dieſes unverrückte Stehenbleiben, oder Herumdrehen im Kreiße giebt einen Aufſchluß, denn es iſt ein Kennzeichen der ſchon in Verhärtung übergegangenen Manier. Einige Stücke ernſteren Inhalts nähern ſich dem, was aufgeklärte Kirchenlieder leiſten ſollen, denen es freilich **) an Schwung und Innigkeit zu fehlen pflegt. Die Geſinnung darin iſt löblich, der Gedanke aber und die ganze Anſicht des Lebens und ſeiner Verhältniſſe geht nicht über den Horizont des gemeinen Menſchenverſtandes hinaus. Andre ſind in einer fremden Perſon gedichtet: irgend ein Knabe oder eine junge Näherin ***) erzählt Schalkheiten, womit ſich eine unſchuldige Liebſchaft anſpinnt; ein Bauer=

---

*) 1800 hat dieſen Uebergang: Eine Bemerkung über Mathiſſons Diktion und beſonders ſeinen Gebrauch des Reimes wird ſich mit dem verbinden laßen, was uns der

Muſenalmanach für 1800. von Voß, der letzte,

über dieſen Punkt bei Voß und F. W. A. Schmidt zu ſagen veranlaßt.

Der Herausgeber hat ihn außer ein Paar Ueberſetzungen aus den Alten mit etwa dreißig Liedern in

) mit aller ächten Myſtik auch an 1800. *) erzählen 1800.

burſch ſagt einer waßertragenden Magd allerlei Artiges, und dergleichen mehr. Das Lied iſt zu eigentlicher Mimik nicht die geſchickteſte Form, wenigſtens muß alsdann der muſikaliſche Ausdruck den Abgang an der Unmittelbarkeit des mimiſchen erſetzen, und dieß kann durch keine Behandlung erlangt werden, wenn ſich der Stoff nicht dazu eignet. So verdienſtlich das Ergreifen der gemeinſten Naturen in ihrer ganzen Beſchränktheit im Zuſammenhange eines Romans oder Schauſpiels ſein kann, ſo wenig ſagt es uns zu, wo ſie für ſich allein etwas bedeuten ſollen; in einem lyriſchen Gedichte erwarten wir ſchöne oder wenigſtens anziehende Individualität. Allein wenn jenes recht gelungen ſein ſollte, ſo müßte man nicht, ſowohl in der Klarheit der eingeführten Perſonen über ſich und ihre Empfindungen, als in Eigenheiten der Sprache, den Dichter immer hindurch hören.

Der gröſte Theil der Lieder bezieht ſich auf Familienfeſte, und würde, mit den bisherigen derſelben Art zuſammengetragen, ein ziemlich vollſtändiges ökonomiſch-poetiſches, nicht gerade Noth- und Hülfs-, aber doch Luſt- und Arbeits-Büchlein ausmachen.*) Einige darunter beſingen einen fei-

---

*) 1800 fährt kürzer ſo fort: Zufolge dem: Introite, nam et heic dI sunt! ſoll zwar die Poeſie überall und alſo auch in die Haushaltung eingeführt werden; hier möchte aber grade umgekehrt nur die Haushaltung in die Poeſie eingeführt ſein. Verſifikation und Sprache müßen das Beſte thun, um das, was bei einer gewiſſen Gelegenheit nach Zeit und Ort vorkommt, und die darüber angeſtellten Betrachtungen zu einem Gedicht zu ſtempeln. Und welchen Ton geſelliger Luſtigkeit ſoll man ſich denken, wenn 'der Ehemann' vor einem Schmauſe ſeine Bitten vorträgt.

Frau, du biſt ſo gut! u. ſ. w.

[Wir wollen in dieſem Abdrucke lieber die wenigen Stellen aus der

neren Naturgenuß; viele haben dagegen ein körperliches Gewicht, und es wird fleißig darin gegeßen und getrunken. Es iſt gut, daß für die Haushaltung geſorgt werde: nur die Muſen müßen es nicht thun. Sie hören auf, Göttinnen zu ſein, wenn ſie ſich mit dem alltäglichen Treiben des Menſchen ſo gemein machen, da ſie ihn vielmehr vor der unbedeutenden Leere des Lebens, in die er beſtändig zu verſinken geneigt iſt, bewahren ſollten. Ein Familienfeſt, wie das in dem 'Agneswerder' geſchilderte, mochte recht artig ſein, wenn es durch eine geiſtvolle Unterhaltung gewürzt ward; aber wodurch ſonſt, als durch Sprache und Verſifikation, wird es zum Gedichte, da die Einheit ganz zufällig und von außen gegeben iſt, und die Bilder bloß, an den Faden einer gleichgültigen Aufzählung gereiht, auf einander folgen? Wodurch wird es insbeſondre zum lyriſchen Ganzen? Der Verfaßer ſcheint hier und in ähnlichen Fällen den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Natur und Kunſt, den unermeßlichen Abſtand von gemeiner Wirklichkeit bis zu ſchöner Dichtung ganz aus den Augen verloren zu haben. Gern ſieht man in der Roſenfeier eine Sitte erneuert, womit ein zarterer Sinn, ein geiſtigeres Bedürfniß ſeinen Lebensgenuß erfinderiſch zu ſchmücken wußte:

In ambroſiſchem Roſenkranze
Trank Anakreon ſingend aus.
Roſen kränzten den Held zum Tanze;
Roſen flocht er nach Kampf und Strauß.
Roſ', auch Götteraltären,
Roſ', auch heiligen Chören,
Gabſt du Kränz' um den Opferſchmaus:

oben mitgetheilten Recenſion (A. L. Z. 1797. Nr. 1. f.) mit der letzten Bearbeitung des Verfaßers wiederholen, als durch Verweiſungen den Leſer ſtörend eine Seite Papiers erſparen.]

und man läßt ſich den Flug in die Fabelwelt gefallen, wenn er auch nicht ganz gelungen ſein ſollte. Die Ode ‘vor dem Braten’ (Alm. v. 96. S. 75.) iſt dagegen ein rechter Gipfel von hausbackner Poeſie. Der Titel iſt noch zu allgemein; er ſollte lauten, wie die umſtändlichen Angaben der Situation in alten Gebetbüchern: ‘Zu ſingen, bevor man einen gebratenen Haſen verzehrt, der nicht auf der Jagd erſchoßen, ſondern von einem Bauern todtgeſchlagen worden.’ Dieſer letzte Umſtand macht obigen Braten zu einer dichteriſchen Behandlung noch um vieles untauglicher. Die Vorkehrungen der Küche pflegt man der Aufmerkſamkeit ſeiner Gäſte ſorgfältig zu entziehn; und was iſt geſchickter, alle Eßluſt zu verſcheuchen, als wenn einem vorerzählt wird, wie das Thier, wovon man eßen ſoll, in der Todesangſt gequickt hat? Um dergleichen Geſellſchaftlieder noch entſchiedener aus dem Gebiete der ſchönen Kunſt zu verweiſen, frage man ſich nur: welches Maß von Geiſt und Bildung man wohl in geſelligen Kreißen vorausſetzen dürfte, die dadurch nicht herab, ſondern heraufgeſtimmt werden, und wo ſie keine Mittheilungen von beßerem Gehalt verdrängen ſollten? Durch Künſteleien der Sprache und des Versbaues wird der Mangel nur ſchlecht verkleidet. In folgenden Verſen zum Beiſpiel:

Aber jeder bringt, wie billig,
Auch ſein Theil von Muth!
Jeder lacht und lächelt willig;
Zank und Aerger fleucht vom Drillig
Weit nach Kalekut!

Wo des Putervolks Gekoller
Rothe Kämme ſchwellt:
Dorthin, Brüder, dorthin troll' er,

Wer als Eiferer und Toller
Uns den Schmaus vergällt!

Weg zu Tafelrechtsverletzern,
Krähn und Ueberkrähn!
Zu den Pfaffen, die verketzern,
Zu den Deutern und den Hetzern,
Die nicht Scherz verſtehn?

macht es einen widrigen Kontraſt, eine in der That etwas platte Laune in wunderliche Ausdrücke und ſeltne Reime, denen der Verfaßer überall nachjagt, gezwängt zu ſehen. Ob 'Krähn und Ueberkrähn' Infinitive oder Subſtantive im Plural ſein ſollen? Manche der voſſiſchen Stücke ſind ganz aus entſtellenden Zügen, unedeln Bildern und gezwungenen oder niedrigen Ausdrücken zuſammengeſetzt, z. B. der gute Wirth, und Vaterfreude.

Der Frauentanz ſcheint hinter dem Rücken der Grazien gedichtet worden zu ſein: die groben ſinnlichen Aufforderungen der Mädchen an ihre Burſche (ſo nennen ſie ihre Tänzer) verſtoßen eben ſo ſehr wie der handgreifliche Triumph der Frauen, die auf jene herabſehen, weil nur ſie 'das Männchen' mit zu Bett nehmen dürfen, gegen die Gefühle ganz gemeiner, geſchweige den veredelter Weiblichkeit.

Welchen Ton geſelliger Luſtigkeit ſoll man ſich denken, wenn der Ehemann vor einem Schmauſe ſeine Bitten vorträgt:

Frau, du biſt ſo gut!
Gieb mir meinen Hut,
Heute mir zum Feſte;
Daß die lieben Gäſte
Uns nicht mißverſtehn,
Barhaupt mich zu ſehn.

oder wenn es in der Märzfeier heißt:

Klingt, und flecke Wein den Drillig;
Unſre Frau verzeiht ja willig!

oder wenn in der ‘bunten Reihe’ die Bildung der Männer durch den Umgang der Frauen in recht züchtigem Ernſt mit dem Lecken der jungen Bären verglichen wird?

Das iſt ein wahres Wort,
Was uns die Alten lehren;
Wir brummten noch als Bären
Durch düſtre Wälder fort,
Wenn nicht die Weiblein uns gezüchtet,
Und uns geſtellt und aufgerichtet.

Des Bären Weiblein leckt
Die ungeformten Klumpen,
Die zwar als Bären plumpen,
Doch regſam und geſtreckt.
Selbſt aufrecht lernt ein Bärchen wandern,
Und ſteigt nach Honig, wie wir andern.

Der Enthuſiaſmus des Eßens bricht in der Kartoffelernte in ganz eigene fromme Ergießungen aus:

Kindlein, ſammelt mit Geſang
Der Kartoffeln Ueberſchwang!
Ob wir voll bis oben ſchütten
Alle Mulden, Körb' und Bütten;
Noch iſt immer kein Vergang.

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die ſchön gekerbten Knollen,
Weiß und roth und dick geſchwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt!
— — — — — — — —

Nur ein Knöllchen eingeſteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott ſein Weſen!
Kaum ſind Hände gnug zum Leſen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was iſt nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch
Dampft Kartoffelſchmaus für Alle!
Unſre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog.

Die Milchkuh wird vermuthlich auch mitbrummen wollen, wenn das Lied geſungen wird, und man ſieht nicht, was ſich gegen eine ſo ſchweſterlich angebotene Begleitung einwenden ließe.

Wo die Darſtellung ihren Fleiß nicht an gemeine Wirklichkeit verſchwendet, ſondern ſich einem idealiſchen Bilde nähert, wie in dem 'Roſenkranz' und der 'Schläferin', fehlt doch ein gewiſſes Etwas, jener zauberiſche Duft, der Alles lieblich verſchmelzt, und jedes Wort, jeden Laut in der Verbindung zu etwas Höherem und Bedeutenderem macht. Die Arbeit der Hand, wie leicht und ſicher ſie auch ſei, iſt immer noch zu ſichtbar. Gäbe es, außer der Kunſt, noch ein Handwerk der Poeſie, ſo würde Voſſens Liedern der erſte Rang nicht abzuſteiten ſein. Hierin verhalten ſie ſich zu den ſchmidtſchen, bei aller Aehnlichkeit der Gegenſtände und zum Theil auch der Sinnesart, wie ächte engliſche Manufakturwaaren zu ſchlecht nachgemachten. Für jemanden, der genau in dieſe Studien eingeht, kann Voſſens Behandlung der Sprache (deren Eigenthümlichkeit ein Gemiſch aus Erneuerung altdeutſcher Wörter und Wendungen, aus niederſächſiſchem Provinzialiſmus und gelehrter Ummodelung iſt)

und der Silbenmaße immer lehrreich ſein. So hat er in der 'Schläferin' die gleitenden Reime, die überhaupt im Deutſchen ſelten, und ſeit den älteren Dichtern, zum Beiſpiel Weckherlin, ſehr aus der Acht gelaßen ſind, mit Erfolg durchgeführt: nur würde es noch anmuthiger ſein, wenn ſie mit weiblichen, nicht mit männlichen abwechſelten. *)

3.

Vergleichung.

Die Verwandtſchaft zwiſchen den voſſiſchen und ſchmidtſchen Liedern iſt einleuchtend genug: bei manchen gehört ſchon ein geübtes Ohr und Urtheil dazu, beim erſten Vorleſen zu entſcheiden, von wem ſie ſind. Ich glaube, es würde ſich niemand verwundern, wenn man unter dem 'Windmüller' den Namen Voß, und unter der 'Reiſe' Schmidt läſe. Der Unterſchied liegt mehr in Aeußerlichkeiten: ſo wird z. B. bei den voſſiſchen Feſten meiſtens jubiliert, daß es etwas ſo Gutes zu eßen und zu trinken giebt; der Prediger von Werneuchen freut ſich hingegen, daß er nichts Beßeres hat, ihm hat das Schickſal ein uneigennütziges Wohlgefallen an der Armſeligkeit beſchieden. — Paradoxer könnte es ſcheinen, wenn Matthiſſon mit beiden zuſammengeſtellt wird.

---

*) 1800 folgt: Die verſuchten Kombinationen des Reimes mit klaſſiſcher Rhythmik, zu denen hier überdieß nichts Neues hinzugekommen, ſetzen zu ihrer Beurtheilung eine gründliche Erörterung über die oft verkannte ganz entgegengeſetzte Tendenz der antiken Silbenmaße und der gereimten Versarten voraus, wovon jene die genaueſte Beſtimmung der Quantität fordern, dieſe ihrem Weſen nach ſie mehr ſchwebend erhalten, und den Accent und die Silbenzahl herrſchend machen.

Von Schmidt ſteht er durch die Gegenſtände am weiteſten ab, und doch kann man Spuren genug aufweiſen, daß bei einer Vertauſchung des ganzen Kreißes der Anſchauungen, wenn ſich dieß Experiment machen ließe, ungefähr daſſelbe herausgekommen wäre. In Matthiſſons ‘Kinderjahren’ ſind viele Züge ganz im ſchmidtſchen Geſchmack:

Den Hag, wo Nachbars Lotte
Zur Veilchenleſe kam,
Den Teich, wo meine Flotte
Von Tannenborke ſchwamm;
Die alten Eichenſtümpfe
Am ſchilfumrauſchten Moor,
Die blaue Waſſernymphe,
Gewiegt am ſchlanken Rohr;
— — — — — — — —
Die Schule, dumpf und düſter,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernſte Küſter
Ein Weltgebieter ſchien u. ſ. w.

Wenn hingegen Schmidt (Almanach S. 169.) anhebt:

Dicht über Eis und Flimmerflocken wiegt
Sich Nebelgrau, umflorend das Gebüſch.

ſo iſt hierin ſo viel Matthiſſon, als möglicher Weiſe in zwei Zeilen ſein kann. Ja in folgendem Sonett:

In der Nachtviole Grau verſchmelzen
Allgemach des Abends Roſengluthen,
Schwebend im Gewäßer, deſſen Fluthen
Sanfter ſich ans Muſchelufer wälzen.

Müde von dem Gartenfleiß, vom Pelzen
Junger Apfelſtämm' und Kirſchenruthen,
Raſt' ich hier zur Seite meiner Guten
Im Gebüſch von Haſelnußgehölzen.

Nun, mein Liebchen, wider Durſt und Hunger
Hol uns keinen Cyper, keinen Unger,
Aber Milch in meinem Deckelglaſe.

Klapp' ein Tiſchchen auf in dieſem Graſe,
Daß wir fröhlich unſre Heidelbeeren
Mit den lieben Kindern hier verzehren:

hat er im erſten Quartett Mathiſſons überladene Eleganz und fleißige Landſchaftspinſelei, im zweiten Voſſens häusliche Behaglichkeit, und in den beiden Terzetten ſeine ſelbſteigene Lobpreiſung des Dürftigen vorzuführen gewußt. Eines ſolchen Mangels an Haltung wäre wohl Matthiſſon, aber gewiß nicht Voß fähig geweſen;*) und Mißgriffe, wie das Geſchlepp der fünffüßigen Trochäen bei lauter weiblichen Reimen (nur einmal hat Bürger dieſe unſelige Wahl getroffen) und die Zwängung eines ſolchen Stoffes in die gebundene Form eines Sonetts, wo das letzte Terzett, welches der concentrierende Gipfel des Ganzen ſein ſoll, mit Heidelbeeren kümmerlich abgeſpeiſt wird: das ſind Unglücksfälle, die dem märkiſchen Dichter allein begegnen.

---

*) Ich habe hier zu viel geſagt, und ſehe mich genöthigt, es zurückzunehmen. Auch in Voſſens Liedern fehlt es oft an Haltung. Man lege zum Beiſpiel folgende Zeile einem einigermaßen in der Dichterſprache bewanderten Leſer vor:

Unterm Einklang ſeliger Vereinung:

und gebe zu rathen auf, wovon hier die Rede iſt? Vermuthlich wird er antworten: von der Harmonie der Sphären. Nun ſteht aber die Zeile folgendergeſtalt im Zuſammenhange:

Lieblich dreht der Tanz im Pantoffeltakt
Mann und Weib herum, daß der Boden knackt
Unterm Einklang ſeliger Vereinung.

Die allen dreien gemeinſchaftliche Jagd nach ſeltenen *) Reimen iſt eine hervorſtehende Ecke, wobei man die **) Verwandtſchaft der Manieren auf der That ertappen, und das ſcheinbar Abweichende auf innere Uebereinſtimmung zurückführen kann. Unſtreitig können dergleichen Reime ſelbſt im edlen Stil von ſehr guter Wirkung ſein, wenn ſie ſelbſt edel und wohlklingend ſind, wie lichte Punkte die Hauptmomente des Gedankens hervorheben, und mit Nothwendigkeit an ihrer Stelle ſtehen. Wiederum wirft der ſcherzende Dichter den Reim mit Fleiß auf barocke und niedrige Wörter, und läßt ſich zum Scheine von ihm beherrſchen, weil die poetiſche Form auf dieſe Art ſich ſelbſt drollig ironiert. Führt aber der Reim in einem ernſthaften Gedichte ganz ernſtlich das Regiment, brüſtet er ſich mit ſeiner Seltenheit, und mit nichts als ſeiner Seltenheit, wie bei Matthiſſon, Voß und Schmidt ſo häufig der Fall iſt, ſo fürchte ich, dieß Verfahren würde, offenherzig in Grundſätzen ausgeſprochen, eine umgekehrte Poetik geben, worin es hieße: das Dichten iſt ein Mittel zum Verſemachen; das Verſemachen zum Reimen; das Reimen hilft wieder allerlei wunderliche Wörter und Redensarten an den Mann bringen, welches der letzte und endliche Zweck von Allem iſt. Eben ſo mit den Spracherweiterungen: ſie ſind dem ächten Dichter nur Mittel zur Bezeichnung ***) der ihm vorſchwebenden Schattierung. Wo ſie an ſich Zweck werden, da fallen ſo verſchiedenartige Dinge wie die Provinzialiſmen und Kunſtwörter der Landwirthſchaft bei Voß und Schmidt, und die klaſſiſchen und artiſtiſchen Namen, die geſuchten Zuſammen-

*) und ſchwierigen 1800. **) Analogie 1800. ***) einer ihm vorſchwebenden Nuance 1800.

ſetzungen bei Matthiſſon, in poetiſcher Hinſicht in Eine Klaſſe.

Um das Obige über die Verwandtſchaft und Abweichung der Manieren anſchaulicher zu machen, als es durch die umſtändlichſte Entwickelung werden könnte, ſei mir die Fiktion eines Wettgeſanges zwiſchen den drei Dichtern erlaubt, wo jeder, durch das Medium gemeinſchaftlicher Reime, aber in einem ihm beſonders angemeßenen Silbenmaße, dem Inhalte nach ſeine Eigenthümlichkeit behaupten ſoll.

Wettgeſang.*)

Voß. Poeſie wie die ſchwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einſt: Gott gebs!
Matth. Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuſchet fern den Blick, als leb's.
Schm. Rothbebackt wie ein gekochter Krebs,
Grüßt die Muſe mich in ſchmutz'ger Suppe.

Voß. Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:
Lieder fertig' ich dutzendweis.
Matth. Wie Morgenduft die Flur entfalbe,
Das tuſch' ich hin mit ſauberm Fleiß.
Schm. Wer Begeiſtrung recht zu ſparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

Voß. Wie geſchaukelte Mädchen wippten
Jambus **) mir ſich und Anapäſt.
Matth. In labyrinth'ſchen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Aſbeſt.
Schm. Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.

---

*) [Auch in die Gedichte Bd. II. S. 194. ff. aufgenommen, wie auch der Verfaßer ſelbſt dieſem ſehr ernſthaften Scherze eine doppelte Stelle gegönnt hatte.] **) oft mir und 1800.

Voß. Mag der muckende Krittler mucken,
Fort doch walzet die Melodie.
Matth. Umſonſt beſtürmt, gleich Mamelucken,
Der Witzling meine Poeſie.
Schm. Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lernt' ich unterducken.

Voß. Stets, als wär' er ein Wamms von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.
Matth. Ach, meiner Bruſt entſinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenſchung ſchwärmt.
Schm. Hier im Dörfchen ſind wir ungehärmt
Von des Stadtvolks läſterndem Geſchniffel.

Voß. Wer Eßgäſten ſein Haus verrammelt,
Nie ſei Leckeres dem beſcheert.
Matth. Wo des Gefühles Lippe ſtammelt,
Iſt ſchön die Sterblichkeit verklärt.
Schm. Ja, ein Biederherz wird hoch *) geehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Voß. Paß doch auf, o Geſell! und dreh um,
Denn der Braten verbrennt noch ſonſt.
Matth. Dich grüß' ich, Rieſen-Coliſeum,
Daß du des Zeitſtroms Sturz entronnſt.
Schm. Weil du heut ganz leer den Wocken ſponnſt,
Fiekchen, komm und ſing mir ein Tedeum.

Voß. Wie ſo luſtig die Ferken quieken!
Gütig iſt doch und weiſe Gott.
Matth. Zur Kunſtbeſchauung der Antiken
Ward meines Geiſtes Auge flott.
Schm. Nicht beneid' ich den Baron von Tott,
Pfeif' ich auf dem Blatt bei Friederiken.

*) verehrt 1828.

Voß. Bei des winternden Herds Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!
Matth. Umeiſ't Natur auch Thal und Acker,
Ihr Liebling fühlt, daß Sie es iſt.
Schm. Und im Winter kommt der heil'ge Chriſt,
Da giebt's Puppen und Dukatenkacker.

Voß. Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Friſch ſpaziert in das Feld hinaus!
Matth. Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfraun, Furken
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.
Schm. Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Voß. So genieß' ich mein Looß gar friedlich,
Bin von Laune nicht wenderwend'ſch.
Matth. Er wohne nördlich oder ſüdlich,
Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Menſch.
Schm. Ich bin nie dem Himmel widerſpänn'ſch;
Schiert er mich, es iſt mir doch gemüthlich.

Voß. Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geſchaart, das Glück.
Matth. Der Freundſchaft Lächeln zu erwidern,
Strahlt ſympathetiſch euch mein Blick.
Schm. Und für mich iſt's kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Voß.

Matthiſſon, deine Naturabſchildrung,
Süß wie Honig und *) weich wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwildrung
Des teutoniſchen Urgeſchmacks.

---

*) feſt 1800.

Matthiſſon.

Bepflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlſt du, o Voß! den Pindus um.
Geſotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern in Elyſium.

Voß.

Schmidt, wenn ſinnig du Reim' erfindeſt,
Wird das Hausgeräth ſchön benamt.
Wenn du etwas nur Griech'ſch verſtündeſt!
Da gebricht's, daß dein Vers ſo lahmt.

Schmidt.

Voß, wie ſollt' ich mich erkühnen, dirs
Nachzuthun in ſtolzen Hexamétern?
Aber was ich ſinge, glaube mirs,
Klingt harmoniſch Micheln, ſo wie Petern.

Matthiſſon.

Schmidt, deine Kunſt iſt ſicher triftig,
Doch weilſt du in der ſand'gen Mark.
Schwing dein Stab zum Wandern lüftig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich verſteh,
Matthiſſon! Doch deine Basrelieffer,
Die am Sarge ſprießen in die Höh:
Iſt das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.

Nun ſo ſchürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Verſ' im Cyklopentakt;
Hochklaſſiſch wird durch weiſe Sichtung
Die Sprache, ſonſt ſo rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Dieſe löblich=nützliche Verrichtung.

Anmerkung zum neuen Abdruck.
1828.

Der obige Aufſatz iſt aus dem Athenäum abgedruckt, ſonſt unverändert, nur ſind in dem Abſchnitt von Voß einige Stellen aus einer früheren Beurtheilung in der Jenaiſchen Allg. Litteratur-Zeitung eingeſchaltet. Wer ſich die Mühe geben will, jene Beurtheilung ganz zu leſen, und die Gedichte damit zu vergleichen, der wird finden, daß ich gern jede Handhabe zum Loben ergriff, um den unerlaßlichen Tadel zu mildern, hingegen manche gute Gelegenheit zum Scherzen unbenutzt ließ. Ich verweilte bei den Liedern ernſteren Inhalts, ich rühmte die Geſinnung und Denkart, die ſich darin kund giebt. Dieſes, jetzt wiederholt, würde nur wie Spott herauskommen, nachdem Voß durch ſeine proſaiſchen Schriften einen für ihn ſelbſt ſo nachtheiligen Kommentar dazu gegeben hat. Er hatte eine ganz einzige Gabe, jede Sache die er verfocht, auch die beſte, durch ſeine Perſönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer; den Weltbürgerſinn wie ein Kleinſtädter; die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter; die künſtleriſche und geſellige Bildung der Griechen endlich wie ein nordiſcher Barbar.

Durch ein Paar Zeilen, die man ohne Anſtoß leſen kann, ließ ich mich ſchon beſtechen, die 'Schläferin' unter die idealiſchen Stücke zu zählen.

Du rothwangige Schläferin
Ruhſt ſo lieblich im Klee,
Nicht Arkadiens Schäferin
Ruhte lieblicher je!

Gleich darauf heißt es aber:

Fremd, wie Böhmen und Spanien,
Sah das Mädchen mich an.
Unter Blüthenkaſtanien
Stand ich lauſchend, und ſann.

In der erſten Zeile ſind zwei ſprüchwörtliche Redensarten zuſammengeknetet; die eine, ‘Das ſind ihm böhmiſche Dörfer’; die andre, ‘Dieß oder jenes kommt einem ſpaniſch vor’. Die erſte iſt wohl daher abzuleiten, daß in den böhmiſchen Städten beide Sprachen geredet wurden, in den Dörfern aber nur die böhmiſche, ſo daß der Deutſche ſich da nicht mehr verſtändigen konnte. Zu der zweiten Redensart mochte die ſtrenge Kriegszucht Anlaß geben, welche der Herzog von Alba auch unter den deutſchen Truppen einführen wollte. Ich finde den Ausdruck ſchon bei einem Schriftſteller des ſiebzehnten Jahrhunderts. Die doppelte Fremdheit läßt ſich nun aber auf den Vers ſelbſt zurückwenden; und wenn eine andre Leſeart ſtände, etwa:

Wie ein Löw' aus Hyrkanien,

oder:

Wie die Muſen Uranien,

oder:

Wie ein Türk' in Albanien,

oder:

Kühn wie einſt Luſitanien,

oder:

Wie am Feſt Epiphanien,

oder:

Wie das Land Akarnanien,

oder:

Wie Muſarion Phanien,

oder mit geringerer Sorgfalt für die Reinheit des Reims:

Wie der Falk unter Kranichen;

ſo würde es, denke ich, den Leſern weder viel böhmiſcher noch viel ſpaniſcher vorkommen, als wie es jetzt lautet.

Bei dem Liede 'vor dem Braten' muß ich einen Irrthum berichtigen: ich habe es buchſtäblich genommen, da es doch nach der Abſicht des Dichters allegoriſch verſtanden werden ſollte. Man urtheile, ob ich zu entſchuldigen war.

Sei willkommen, edler Haſe,
Ehrenſchmuck der Tafel heut!
Nimmer duckſt du mehr im Graſe;
Alle wir mit vollem Glaſe
Läuten dir ein Feſtgeläut!

Ha! dich fieng der gute Bauer,
Dem du oft den Kohl geraubt.
Abends ſtand er auf der Lauer:
'Komm nur, ſprach er, meinſt du, Schlauer,
Was dem Reh, ſei dir erlaubt?

Hirſch' und Rehe können graſen,
Wo nur was zu graſen iſt;
Wenn ſie auch mein Korn durchraſen!
Anders, wenn ein Schelm von Haſen
Mir den Winterkohl zerfrißt!

Endlich hält dich ſchlauen Rammler
Feſt am Hinterlauf die Schnur!
Ah du, wackrer Kräuterſammler,
Streckſt die Löffel? Sei kein Dammler!
Du mußt her! Ja quieke nur!

Droh'n auch Brüch' und Nackenſchläge,
Wenn dich hier der Förſter ſpürt;
Was er droht, hat gute Wege!
Stöhl' er ſelbſt mir im Gehege,
Traun, er würde ſelbſt geſchnürt!'

In der Ausgabe von 1802. (Th. V. S. 31.) legte Voß zuerſt eine Anſpielung in die veränderte Ueberſchrift ‘Das Wildrecht’. Dann gab er in den Anmerkungen einen geheimnißvollen Wink, und zugleich eine Weiſung für den Beurtheiler:

‘Um den Haſen war es wohl weniger zu thun, als um etwas Anderes, das Manchem in der Haſenlaune entgieng.’

Ach freilich! freilich! Ich bin unbegreiflich verblendet geweſen, hier nichts zu wittern; und das kam daher, daß ich in der Haſenlaune war. Jetzt geht mir endlich ein Licht des Verſtändniſſes auf. Es ſollte eine Satire auf den Adel ſein, welchen Voß, wie bekannt, nicht auf republikaniſche, ſondern auf bäuriſche Weiſe haßte; und die Moral der Fabel iſt: wenn ein übermüthiger Edelmann den Bürger in ſeinen Rechten angreift, ihn in ſein Gehege kommt, ſo gelten die Vorrechte des Standes, die Jagdgeſetze, nichts mehr, und der Bürger kann ſich ſelbſt ſeine Genugthuung nehmen. Hiegegen iſt nichts einzuwenden: wird aber dadurch die gewählte Einkleidung geſchmackvoller?

Da einige der angeführten Beiſpiele an das Unglaubliche gränzen, ſo muß ich der Urkundlichkeit wegen bemerken, daß ſie ſämmtlich aus den Muſen-Almanachen genommen ſind. Dieſe habe ich jetzt nicht zur Hand, aber für die wörtliche Genauigkeit ſtehe ich ein. Auch wird man die meiſten beurtheilten Stücke, ſo ziemlich unverändert, in der Ausgabe der ſämmtlichen Gedichte vom J. 1802. wiederfinden. Nur vermiße ich in dem Frauentanz das Männchen, das mit zu Bett genommen werden ſoll; es iſt aber noch genug ſtehen geblieben, um das gleiche Urtheil zu begründen. Hingegen in der Auswahl

der letzten Hand vom J. 1825. ſind viele der getadelten Stücke ausgeſchloßen worden, und dieß verdient allerdings bemerkt zu werden. Hätte die Kritik und Parodie jener Gemeinheiten doch alſo nachgewirkt? Wäre der Verfaßer nach einem Vierteljahrhundert in ſich gegangen? Wenn Voß nachgab, ſo hatte der Gegner gewiß Recht.

Die Kartoffelernte iſt jedoch auch der Auswahl mit eingerückt, und dieß, fürchte ich, hat Goethe verſchuldet, indem er ſie gegen den ſchon kundgewordenen Spott recht ausdrücklich in Schutz nahm, und den Sänger des Liedes bei ſeiner Denkart beſtärkte. Ich muß mich hier gegen ein Mißverſtändniß verwahren. Ich habe nicht behauptet, daß eine Kartoffelernte überhaupt nicht beſungen werden dürfe. Jede wohlthätige Fruchtbarkeit der Natur ſoll im Menſchen ein dankbares Gefühl erregen, und hat es auch von jeher gethan. Daher das Opfern der Erſtlinge, die Dankfeſte u. ſ. w. — Erntefeſte ſind alſo allerdings ein würdiger Gegenſtand für die Poeſie. Sie ſind es um ſo mehr, je weniger das Eingeerntete bloß dem rohen Bedürfniſſe der Sättigung dient. Deswegen iſt die Weinleſe vorzüglich dichteriſch, weil der Saft der Trauben, ohne ein Bedürfniß zu ſein, heitern Lebensgenuß verſchafft. Die Alten haben auch das Nützliche, das Getreide, den Oelbaum, in ihrer Mythologie verherrlicht. Sie verbanden aber mit der Erfindung des Ackerbaues den Begriff der Stiftung eines geſelligen und geſetzlichen Lebens. Wir haben keinen Triptolemus, der, wie jener Liebling der Ceres das Getreide, auf ſeinem geflügelten Wagen die Kartoffeln allen Völkern der Erde zugeführt hätte. Es war auch nicht wohl thunlich, weil ſie nur andre Arten der Anpflanzung vertreten, wobei

dem Oekonomen zuſteht zu erörtern, ob nicht etwas Nützlicheres darüber verabſäumt wird.

In dieſer Hinſicht ſcheint mir die einſeitige Hervorhebung der Kartoffeln eine Ungerechtigkeit gegen die Buchweizengrütze zu ſein, die ja auch in ſehr unfruchtbarem Boden gedeiht. Der Mais oder türkiſche Waizen hat auf gleiche Ehre Anſpruch zu machen: der daraus bereitete Brei, die polenta, iſt die vornehmſte, beinahe die einzige Nahrung der Landleute in Ober-Italien. Auf dem Theater in Mailand hörte ich einmal den Harlekin den Ausdruck Polenta-Verwüſter als ein Synonym für ‘Menſch’ nicht ohne Wirkung gebrauchen. Volete far morire questo povero distruggitor di polenta? rief er als Advokat den Richtern mit beweglicher Stimme zu. — Es iſt niederſchlagend, das Menſchengeſchlecht als einen Haufen lebender Geſchöpfe betrachten zu müßen, für welche ſchon durch die Ausſicht auf nothdürftige Befriedigung des Hungers eine ſchwere Bekümmerniß weggeräumt wird. Und dennoch verhält es ſich ſo: alle Erfindungen des Gewerbfleißes, der Weltverkehr der Nationen, die zur Wißenſchaft gewordene Kunſt der Staatsverwaltung, haben bisher noch keine dauerhafte Sicherheit gegen die Gefahr einer Hungersnoth gewährt.

Als Schildwache vor dem Garten der Poeſie, von dieſen königlichen Tuilerien, wo Niemand mit einem Wamms, Schurz und Mütze, oder mit Handwerksgeräth ſpazieren gehen darf, würde ich aus perſönlicher Neigung die Kartoffeln gern durchpaſſieren laßen, wenn ich nicht befürchtete, die rumfordſchen Suppen, die Holzſparöfen, die Runkelrüben, die Stallfütterung, und andres dergleichen nützliches Volk möchten ſich gleich hintennach eindrängen, und es möchte mir alsdann unmöglich fallen, ſie mit dem Flintenkolben abzuwehren.

'Wo hat aber Goethe die Kartoffelernte gelobt?' werden die meiſten meiner Leſer fragen. Man ſehe die Beurtheilung der voſſiſchen Gedichte in der Jenaiſchen Allg. Litteratur=Zeitung (1804. April. Nr. 91. 92.). Daß ſie von dem großen Dichter herrührt, weiß ich nicht aus zuverläßigen Nachrichten: ich ſage es vermuthungsweiſe, und auf meine eigne Gefahr. *) Die Anonymität läßt ſich ſchwerlich behaupten, wo jeder Zug die Hand des Meiſters verräth; und ſo wird es wohl erlaubt ſein, hier eine wenig bekannte, aber ſehr anziehende litterariſche Anekdote zu berühren. Man erzählte damals, Voß habe Göthen, welcher die Herausgabe der genannten kritiſchen Zeitſchrift einige Zeit lang leitete, um eine Recenſion von ſeiner Hand wiederholt und dringend angelegen; als ſie nun nach begreiflichen Zögerungen endlich erſchien, ſei er vor Freude außer ſich geweſen, während doch keinem gewitzigten Leſer die Ironie darin entgehen konnte. Ob ſich dieſe Ironie wider den Willen des Beurtheilers von ſelbſt eingefunden, indem er wohlwollend Alles zum Beſten kehrte, oder ob eine ſelbſtbewußte Schalkheit im Hintergrunde gelauſcht, das laße ich unentſchieden. Nach dem Zeitpunkte der Abfaßung iſt mir das letzte wahrſcheinlicher. Wie dem auch ſei: jeder Leſer, der die voſſiſchen Gedichte kennt, und den Verfaßer in ſeiner häuslichen Umgebung geſehen hat, wird das dort aufgeſtellte, idealiſierte und dennoch ſo ſprechend ähnliche Bildniß von ihm bewundern müßen. Nur zuweilen geht die Schmeichelei des gefälligen Pinſels zu weit; und wo das Wort 'zart' vorkommt, wird man wohl überall einen Druckfehler für 'zähe' annehmen dürfen.

---

*) [Sie ſteht auch in den neueren Sammlungen von Goethes Schriften.]

In der Auswahl vom J. 1825. ſind, außer vielen Gedichten, auch die Anmerkungen weggeblieben, die eine wahre Curioſität der früheren Ausgabe ſind. Dem Biographen Voſſens ſind ſie wegen mancher darin enthaltenen Anekdoten und Charakterzüge unentbehrlich. Dem Sprachkenner darf ich von den etymologiſchen Artikeln eine ungemeine Beluſtigung verſprechen. Die Worterklärungen werfen Licht auf den Sprachgebrauch des Dichters überhaupt, und insbeſondere auf ſeine Ueberſetzungen. Zum Beiſpiel in dem 'Dorfpfaffen' (nach Swift, wo ich nicht irre, aber vergröbert) lieſt man folgende Verſe:

Ein rundes Weib, — — — —
Das, wenn dirs früh im Magen wabbelt,
Kirſchbrantwein ſchenkt und wenig kabbelt;

und hiezu die Anmerkung:

'Wabbeln von weben, ſich ſchwach bewegen; hier vor Uebelkeit; das vermehrte quabbeln wird von zitterndem Fette, Moorgrunde, Gallert gebraucht.'

Dieß findet nun ſeine Anwendung auf die leichtfertigen Beſchwörungen Mercutios an den Romeo bei Roſalindens Reizen:

I conjure thee by Rosaline's bright eyes,
By her high forehead, and her scarlet lip,
By her fine foot, straigt leg, and quivering thigh;

welche in der Ueberſetzung folgendermaßen lauten:

Bei Roſalina's klaren Aeugelein,
Dem hohen Vorkopf, und dem Scharlachmund,
Dem drallen Fuß, Streckbein und Quabbelſchooß.

Hinweg davon! So hätte Oſtade die mediceiſche Venus gemalt.

Da der Wettgeſang bereits unter meinen Gedichten abgedruckt iſt, ſo gedachte ich erſt, als eine neue Zugabe, die Parallelſtellen aus den drei Originalien beizufügen. Um Beweiſe meiner Treue und ſogar meiner Mäßigung wäre ich nicht verlegen geweſen. Wenn es zum Beiſpiel heißt:

Mag der muckende Krittler mucken!
Fort doch walzet die Melodie;

ſo finden ſich als Vorbilder:

Was, ob fern ein Blaffer blafft,
Ob ein Flunkrer flunkert?
Was, ob fern ein Pfaffe pfafft,
Und ein Junker junkert?

und:

Dem Mucker ruft er zu:
Was, Mucker, muckeſt du? u. ſ. w.

Aber die Mühſeligkeit nicht einmal gerechnet, fürchtete ich, zu ſehr in eine Aehnlichkeit mit den ſchwerfälligen holländiſchen Ausgaben der Klaſſiker hinein zu gerathen. Und dann, die Wahrheit zu ſagen, erwarte ich auch für meine litterariſchen Scherzgedichte einen Kommentator von der Nachwelt.

Parny, La Guerre des Dieux.

1800.

Nicht ſelten giebt man ſchon dadurch Anſtoß, daß man an einer verrufenen Sache keinen nimmt; dieß wird nämlich auf Gleichgültigkeit bei der Anfechtung des Ehrwürdigen und Heiligen, oder wohl gar auf ein Einverſtändniß mit

den Anfechtern gedeutet. Die welche ſich nicht ſo leicht irre machen laßen, müßen hingegen in der entgegengeſetzten Geſinnung eine übel verſteckte Verführbarkeit, Kleinmuth und und Mangel an Zuverſicht auf die Güte der Sache und die Feſtigkeit des eignen Willens wahrnehmen. Sie ſind alſo berechtigt, an dem Anſtoße jener wieder Anſtoß zu nehmen, denen ſie unfehlbar hiedurch von Neuem Anſtoß geben werden: und auf dieſe Art könnte der Anſtoß ſo lange hin und her geſtoßen werden, daß zuletzt lauter Verſtöße gegen die geſunde Vernunft und die freimüthige Mittheilung der Gedanken herauskämen. Das Einfachſte und Unanſtößigſte in ſolchen Fällen iſt alſo wohl, ohne alle Rückſicht auf die Schwachen ſeinen Gang zu gehen, und der beſteht hier, wo von einem als unſittlich und irreligiös berüchtigten Gedichte, Parnys Guerre des Dieux, die Rede ſein ſoll, darin, es bloß in poetiſcher Hinſicht zu beurtheilen. In ſo fern es ein ächtes Kunſtwerk iſt, werden jene Vorwürfe es nicht treffen; denn die nothwendigen Sphären und Elemente der menſchlichen Bildung, Sittlichkeit, Religion, Philoſophie und Poeſie, können niemals zerſtörend in einander eingreifen, ihr Widerſtreit kann nur ſcheinbar ſein. Dieſer feſte Glaube, in dem die ächte Toleranz beſtehen möchte, würde an einem Beiſpiele bewährt werden, wenn ſich fände, daß gerade aus dem poetiſch Mangelhaften das in Bezug auf Religion und Sittlichkeit Tadelnswürdige hervorgeht. Aber wie ſoll dieß ausgemacht werden, wenn die Ereiferung nicht erlaubt, ſich dem Eindrucke des Gedichts mit unbefangner Ruhe zu überlaßen.

Parnys Werk hat in Frankreich viel Aufſehen gemacht, das National-Inſtitut hat ihm dafür den Preis der Poeſie gewiſſermaßen zuerkannt und ihn doch davon ausgeſchloßen,

wie Piron ehemals wegen ſeiner ausſchweifenden Verſe nicht in die Akadmie gelangen konnte. In deutſchen öffentlichen Blättern iſt darüber, ſo viel ich mich beſinne, nirgends ordentlich geſprochen, ſondern bloß die Verrufenheit ausgerufen worden, man hat das Buch verboten, nicht bloß wo man zu verbieten gewohnt iſt, ſondern ſogar an den allgemeinen Stapelplätzen des Buchhandels. Iſt denn hier wirklich ein ſo gewaltiger Titane und Himmelsſtürmer aufgetreten, oder läßt ihn nur die Kleinheit der umgebenden Welt rieſenhaft erſcheinen?

Der Kampf der alten und neuen Gottheiten iſt, in einem ernſteren Sinne genommen, ein wahrhaft poetiſcher Gegenſtand. Es giebt nicht leicht ein größeres und tragiſcheres Schauſpiel in der Geſchichte, als die Zerſtörung eines Götterdienſtes, der die gebildetſte Mythologie, die Blüthe ſchöner Sinnlichkeit und eben darum vergänglich, darſtellte, und aller daran geknüpfter Herrlichkeiten des klaſſiſchen Alterthums, durch eine erhabne geiſtige Offenbarung, die auf Hintanſetzung alles Irdiſchen drang, und ſelbſt den innern Menſchen zum Opfer verlangte. Auch iſt dieſe Begebenheit ſchon mit dem ganzen Zubehör der Dichtung, mit Wundern aller Art umgeben, auf die Nachwelt gekommen. Freilich verherrlichten dieſe nur den Sieg der chriſtlichen Religion, ihre ermattete Gegnerin konnte keine mehr hervorbringen, jedoch erſcheint ein Mann wie Julian, der alle edlen Schatten des Alterthums zum Streite gegen das Chriſtenthum herauf beſchwor, faſt im Glanz der alten Heroen. Dieſer Streit entſchied nichts Geringeres, als die Trennung und völlige Entgegenſetzung der alten und neuen Welt. Ja er iſt gewiſſermaßen ewig und nothwendig, denn ſeine beiden Prinzipe, Vergötterung der Natur und des

Lebens, und vernichtendes Hinausſtreben der Freiheit über beides, ſind gleich urſprünglich im Menſchen gegründet; ſo erneuert er ſich immer noch in unſern Gemüthern, indem wir das Höchſte der alten und neuen Bildung zu vereinigen ſtreben. Es begreift ſich indeſſen, warum ſich die Poeſie bis jetzt ſo ſelten an dieſen Gegenſtand gewagt hat. Jede Mythologie (und auch eine geiſtige Religion wird ſich, wo keine gewaltſame Hemmung eintritt, Mythologie als Symbolik ihrer innern Anſchauungen anbilden) iſt eine vollſtändige poetiſche Anſchauung der Dinge, und ſoll ſie mit einer andern, welche ſie ausſchließt, zugleich als reell dargeſtellt werden, ſo muß entweder in der Reflexion des Dichters, oder in der Welt der Erſcheinungen ein gemeinſchaftlicher Boden gefunden werden, welches ſchon eine Erhebung über beide vorausſetzt. Wo aber ein ſolcher Punkt berührt wird, da ſtrömt Großes und Schönes in Fülle hervor. Man erinnere ſich nur an Schillers Götter Griechenlands; auch Goethes Braut von Korinth erhält hauptſächlich dadurch die erſchütternde Hoheit. Es laßen ſich Tragödien und Dichtungen aller Art denken, die ſich um dieſen Angel drehten.

Daß ſich dieſer Stoff auch zu einer komiſchen Behandlung vorzüglich eigne, leuchtet daraus ein, daß das große Vorrecht des komiſchen Dichters, die Geſetze der Wirklichkeit aufzuheben, und ſeine ſcherzende Willkür an ihre Stelle zu ſetzen, hier ſchon in der Sache ſelbſt liegt. Indem er die unverträglichen Mythologien mit einander ſtreiten läßt, wird er ſie zugleich als reell und als nicht reell, als Geſchöpfe der Meinung und als weltbeherrſchende Weſen vorſtellen, woraus eine umgekehrte Natur, ein luſtiges Chaos entſtehen muß, in welchem der Witz ſeine Blitze frei nach allen Seiten kann umherfahren laßen.

Die Wahl eines ſolchen Gegenſtandes läßt alſo, beſonders bei einem franzöſiſchen Dichter, einen ausgezeichneten Grad von Genialitat vermuthen. Freilich muß erſt die Ausführung zeigen, wie er ſelbſt ſeinen Gedanken begriff, und inwiefern er wußte, was es mit ſeiner Abſicht auf ſich habe. Parnys Plan iſt im Ganzen mit Verſtand angelegt, die verſchiednen Seiten bieten ſich nach einander in einer leichten Folge dar, man vermißt nichts Nothwendiges, und es iſt auch nichts Ueberflüßiges und Fremdartiges herbeigezogen. Sein Werk iſt darin der Pucelle d'Orleans, dem einzigen Gedicht in franzöſiſcher Sprache, womit es verglichen werden kann, und das er auch in der äußern Form unſtreitig vor Augen gehabt hat, weit vorzuziehen. Voltaire hat dabei zwiſchen ſeinem Begriff vom arioſtiſchen Rittergedicht und der ſcherzhaften Epopöe geſchwankt; die ſchwerfälligere Erfindung geräth auf lauter epiſodiſche Abwege. Der Krieg der Götter iſt mehr aus Einem Stück, es wird einem beſtändig gegenwärtig erhalten, warum es zu thun iſt; auch ſcheint mir Ton und Schilderung im Einzelnen gefälliger und weicher. Zwar fehlt es nicht an Stellen, wo die Hauptfiktion um nichts vorwärts rückt, aber ſie ſind dem Inhalte nach zweckmäßig ausgefüllt, wenn auch in der Herbeiführung des Eingeſchalteten mehr Scharfſinn hätte aufgewandt werden können. Solche Lücken konnten nicht füglich vermieden werden: denn dergleichen allegoriſche Kriege ſind ja eigentlich nur ein einziger Gegenſatz, ſie können nur ſcheinbar zu einer Reihe von Momenten ausgedehnt werden. Eben dieſer Mangel an wahrer Handlung findet ſich z. B. in des Cervantes Reiſe auf den Parnaſs, aber mit vollem Bewußtſein, er gehört mit zu der durch das ganze hingehenden Ironie, und der Reiz und Nachdruck iſt auf etwas ganz Anderes gelegt.

Der Dichter erzählt; nur ſelten führt er ſeine Perſonen in fortgehendem Dialog ein. Offenbar hätte doch die dramatiſche Form hier zum großen Stil der Behandlung gehört. Die alte Komödie iſt ein ganz andres Ding, als das ſcherzhafte Heldengedicht. Im Ariſtophanes, namentlich in ſeinen Vögeln, den Elementen nach aber auch in ſeinen übrigen Stücken, lag das Muſter zur Bearbeitung dieſes Stoffes ſchon ganz fertig da. Wie dem ernſten Drama nichts weſentlicher iſt, als Verwickelung und Auflöſung, ſo iſt es hingegen abſolut komiſch, wenn die dargeſtellte Handlung in einer bloßen Spiegelfechterei beſteht, und die Sache am Ende auf demſelben Punkte iſt, wie zu Anfange. Die eben erwähnte Unweſentlichkeit der Vorfälle, die in der Erzählung doch immer eine unangenehme Leerheit fühlen läßt, wäre alsdann ſehr zu Statten gekommen. Ferner: aus eben dem Grunde, weswegen Ariſtoteles der Tragödie das im Epos erlaubte Wunderbare verbietet, nämlich weil jene durch die unmittelbare Darſtellung beſtimmt ſei als wirklich zu erſcheinen, darf in der reinen Komödie das Wunderbarſte und Wunderlichſte, ja das in ſich Widerſprechende und Unmögliche dem Zuſchauer vor die Augen gerückt werden. Der Komiker muß überall durch die That die unbeſchränkte Willkür erklären, womit er befugt und geſonnen iſt, ſich über die beſtehenden Ordnungen hinauszuſetzen; durch die nahe Gegenwart gewinnen ſeine Erdichtungen einen ungleich dreiſteren Charakter, und ſo entſteht jene unvergleichliche Tollheit der Freude und des Witzes, gegen welche die kühnſten Wagſtücke des Erzählers nur nüchtern und beſchränkt herauskommen.

Welchen gewaltigen Schritt vorwärts hätte die franzöſiſche Poeſie gethan, wenn einer ihrer Dichter ſeinen Lands-

Bayerische Staatsbibliothek München

leuten die Möglichkeit einleuchtend zu machen wüßte, einen ſolchen phantaſtiſchen und durchaus komiſchen Stoff, ich will nicht ſagen auf die Bühne zu bringen (dazu würde die Freiheit der politiſchen Komödie der Athener erfordert, die in Frankreich aus bekannten Gründen noch in langen Zeiten nicht, oder vielleicht nie zu erwarten iſt), aber doch für die Leſung in Form eines Schauſpiels zu behandeln. Ein Dichter, der ſich mit ſeinem Spott in das religiöſe Heiligthum wagt, ſollte billig nicht bange ſein, für einen Ketzer in der Poetik zu gelten, noch an Vorurtheilen konventioneller Theorie hängen. Allein die dialogiſierten Stellen beweiſen zur Genüge, daß Parny dieſer höheren Löſung der Aufgabe keineswegs gewachſen war. Er fällt alle Augenblicke aus dem Ton und Charakter ſeiner Perſonen, und zwar nicht aus komiſchem Uebermuth, ſondern geradezu aus Ungeſchicklichkeit und Unvermögen. Wo auch das Richtigere angedeutet iſt, zeigt ſich doch das geringe Maß ſeiner mimiſchen Talente. Man nehme die in der That witzige Stelle über die pſychologiſche Verwirrung dreier Perſonen in Einem Weſen und alſo auch Einem Bewußtſein. Wie viel beßer hätte ſich dieß benutzen, welche Trios hätten ſich anſtimmen laßen, worin Grammatik, Logik und Arithmetik mit den drolligſten Sinn- und Wort-Spielen auf den Kopf geſtellt wären! Zu welchen herrlichen Kontraſtierungen und Parodien griechiſcher und hebräiſcher Poeſie wäre überhaupt Veranlaßung geweſen! Die Beſchaffenheit ſeiner Sprache entſchuldigt den Dichter nur halb; denn wiewohl an eine Ummodelung derſelben mit ariſtophaniſcher Keckheit vor der Hand nicht zu denken iſt, ſo kommt doch dabei viel auf Wollen und Wagen an, und ſchon mit einer herzhaften Rückkehr auf die Bahn des Rabelais ließe ſich etwas Bedeutendes ausrichten.

Da ich einmal den Ariſtophanes habe erwähnen müßen, um meine Gedanken deutlich zu machen, ſo mag uns der Rückblick auf ihn auch für zwei andre Stücke, nämlich die lüſternen und ausgelaßenen Gemälde und den Spott über religiöſe Gegenſtände, den richtigen Standpunkt finden helfen. Bei der alten Komödie iſt es Grundprincip, daß die Götter Spaß verſtehen, ja daß ſie auch hierin göttlich, d. h. den Menſchen unermeßlich überlegen ſind. Von gutgelaunten und liberalen Göttern ſteht dieß auch billig zu hoffen: denn da der Witz eine göttliche Gabe iſt, ſo bietet man ihnen nur, wie in andern Fällen, einen Theil ihrer eignen Wohlthaten zum Opfer, wenn man ſich über ſie luſtig macht. Wenn der Satz, der Menſch bilde ſeine Götter nach ſich, näher auf einzelne Nationen bezogen wird, ſo möchte Spaßverſtehen eben nicht die Stärke deutſcher Nationalgötter ſein; mehr der franzöſiſchen und noch mehr der italiäniſchen. Was haben ſich nicht ſo viele italiäniſche Dichter vom Boccaz an ungeachtet ihres Katholiciſmus erlaubt! Ueberhaupt war jene düſtre Aengſtlichkeit, die Gottheit ja nicht durch irgend ein ſcherzendes Wort zu beleidigen, die für ihre Größe vielmehr beleidigend als ehrend iſt, im ganzen Mittelalter nicht hergebracht. Man erinnre ſich nur an die poſſenhaften Aufzüge, die Eſels- und Narren-Feſte, die luſtige Darſtellungsart der Myſterien; noch bei unſerm Hans Sachs kann man faſt nicht zweifeln, daß er ſich bei aller redlichen Andacht der leiſen Parodie bewußt war, wenn er z. B. Gott den Vater die Kinder der erſten Eltern katechiſieren läßt. Die entgegengeſetzte illiberale Geſinnung iſt erſt in neuern Zeiten dem Chriſtenthum angekünſtelt worden, als die Spaltungen in der Kirche und die Angriffe der ſogenannten Freigeiſter zum Argwohn und zur wachſamen Selbſtvertheidigung nö-

thigten. Indeſſen hat ſie immer in umgekehrtem Verhältniſſe mit gläubiger Einfalt und kindlicher Myſtik geſtanden; je mehr Halbheit im Glauben und anmaßliche Aufklärung, deſto mehr Strenge hierin. Man kann z. B. behaupten, daß die Adiaboliſten eigentlich den gründlichſten Reſpekt vor dem Teufel bewieſen haben.

Die ernſthafte Läſterung wurde bei den Griechen eben ſo gut für ein Verbrechen gehalten, wie bei uns, und dennoch durfte Ariſtophanes den Bacchus an einem ihm zu Ehren gegebenen Feſte als Karikatur von einem niederträchtigen und feigen Weichling vorſtellen. Wodurch ward er nun vor Mißdeutung geſichert, und leiſtete auf der andern Seite Gewähr, daß er nichts Arges im Sinne habe? Dadurch daß er poetiſche Orgien feierte, daß ſein ganzes Werk ein Erguß ſpielender Lebensfreude war, daß er ſich der Begeiſterung des Scherzes hingab, der eben ſo wenig dauernde Wirkungen bezweckte, als im Rauſch geführte Reden zu gelten pflegen, wenn er vorüber iſt. Bei Parny iſt dieß nun gar nicht ſo, der bittre Ernſt liegt im Hinterhalte, er verfolgt den Katholiciſmus und das Chriſtenthum überhaupt mit wahrem Haß. Heißt es nicht ſich auf die plumpſte Art kund geben, wenn er den Engel Gabriel, der die künftigen Schickſale der neuen Religion in einer magiſchen Laterne vorſtellt, über das Unglück und die Gräuel, welche ihre Verbreitung verurſacht haben ſoll, im Ton eines Encyklopädiſten deklamieren läßt? Und wo bleibt die magiſche Laterne, wofür die vom Gabriel geſchilderten Motive und Geſinnungen doch gewiß keine Bilder abgeben? Wo bleibt vor allen Dingen der Spaß? Gab es denn gar kein Mittel, ſo etwas (noch dazu ſo Abgenutztes) an den Mann zu bringen, als daß er es mit beleidigender Deutlichkeit gerade herausſagt? Wie

kann man nur bei ſo viel Zierlichkeit ſo ungeſchickt ſein!

Parny meint es mit allen Religionen ziemlich übel, außer mit ſeiner eignen, und dieſe iſt der moraliſierende Naturaliſmus, Deiſmus, oder wie man es nennen mag; mit Einem Wort, er iſt ein Theophilanthrop. Ueber dieſen Punkt ſcheint er ſelbſt gar keinen Spaß zu verſtehen. Er ſpottet über das Chriſtenthum, weil er es haßt und verachtet, und aller Andacht dafür unfähig iſt. Das iſt in der That weder etwas Kühnes, noch etwas Dichteriſches. Nicht der ſchöne Muthwillen, der in göttlicher Freiheit ſchwärmend, aber eben darum unwillkürlich und abſichtslos, auch ſein Heiligſtes Preis giebt, und ſich in demſelben Gemüthe mit frommer Begeiſterung verträgt, beſeelt ihn, ſondern der eitle, beſonnene Kitzel der Freidenkerei. Dieß iſt recht eine nationale Eigenheit: ſo macht es auch Voltaire, und zuweilen ſogar Diderot; um einen Pfennigwerth trivialer Wahrheiten, verſcherzen ſie den wahren Scherz. Eben das alſo, wodurch ſich Parny an der Religion vergeht, verletzt die Reinheit des komiſchen Witzes: nicht die Frechheit, ſondern der Mangel daran. Wenn der Witz einer im Werk offen daliegenden Abſicht dient, ſo iſt er nicht mehr Meiſter; er gehorcht, und es iſt dann kein Grund mehr vorhanden, warum er ſich nicht den Geſetzen der Schicklichkeit, den politiſchen und religiöſen Verfaßungen fügen ſollte. Sein poetiſches Vorrecht der univerſellen Tollheit gründet ſich darauf, daß er unbedingt frei gelaßen werden muß, um zu ſein was er ſein ſoll: mit jeder ernſten Abſicht tritt er wieder in die Schranken der proſaiſchen Welt.

Welche Bewandtniß es mit den Theophilanthropen hat, weiß man, da wir in Deutſchland längſt die Sekte ohne den

Namen haben. Es iſt der völlig glatt und kahl geſchorne Kopf der Aufklärung, dem ein äußerlicher Gottesdienſt nur wie eine Perücke gegen Flüße und Verkältungen übergeſtürzt wird. Unſer Theophilanthrop, nachdem er ſein Syſtem in der Kürze ernſthaft entwickelt, und zwar ſeltſam genug dem heiligen Geiſt in den Mund gelegt hat, fügt hinzu:

> Rien de plus simple; aussi l'homme trouva
> ce fond trop pâle, et soudain le broda.

Ich glaube es wohl: wer wird nicht lieber ein ſinnbildliches Schauſpiel aufführen ſehen, als immer und ewig vor dem unbemalten Vorhange ſitzen? Es verdient bemerkt zu werden, daß die Stelle, wo der Ernſt in Parnys Gedicht zu Hauſe iſt, gerade den Mittelpunkt der abſoluten Unpoeſie ausmacht. Man hat es dem Chriſtenthum häufig vorgeworfen, daß darin ein für die Poeſie und alle ſchöne Kunſt feindliches Princip liege; es hat ja auch anfangs ſo zerſtörend auf ſie gewirkt, bis es allmählich mit ihren Anſprüchen eine Vermittlung eingieng. Allein das ſtrengſte Chriſtenthum fordert doch nur Ertödtung des Fleiſches, d. h. der Sinne und irdiſchen Leidenſchaften; jene wollen, ihren dürftigen Begriffen zu Lieb, Ertödtung aller Phantaſie, als des Organs der ihnen ſo verhaßten Myſtik, und ſomit greifen ſie den Baum der Dichtung an der Wurzel an. Nach allem dieſem muß man ſich wundern, daß Parny noch ſo viel Sinn für Mythologie hat. Unter andern hat er die nordiſche der griechiſchen ſchön angenähert und mit ihr kontraſtiert; die Einführung des Odin ſammt ſeinen Untergottheiten und ihre Theilnahme am Kampfe gehört wirklich zu den glänzendſten Partien des Gedichts.

Was die durch daſſelbe ausgeſtreuten Gemälde der Wolluſt betrifft, ſo beſchäftigt uns hier, wie ſich verſteht,

bloß ihre poetiſche Statthaftigkeit; nämlich ob ſie, wenn es einmal ein Gedicht über dieſen Gegenſtand geben ſollte, mit zum Weſen der Sache gehören, oder nur um üppigen Sinnen zu ſchmeicheln herbeigezogen ſind. Der Komiker (der abſolute Komiker, denn was ſpäterhin Komödie hieß, kommt nicht in Betracht) ſoll den Menſchen ins Schlechte idealiſieren. Dieß kann nichts anders heißen, als daß er dem thieriſchen Theil des Menſchen über den vernünftigen die Oberhand giebt, in einem Maße und mit einer Evidenz der Erſcheinung, wie es in der gewöhnlichen Wirklichkeit nicht ſtattfindet. Beſteht alſo die komiſche Darſtellungsart in karikierter Sinnlichkeit, ſo wird dabei natürlich jener verwünſchte Naturtrieb ſehr laut werden, der ſo oft alle Vorkehrungen der Vernunft zu Schanden macht. Ueberhaupt bietet ſich da ein reichhaltiger Stoff zum Lächerlichen und zu witzigen Gegenſätzen dar, weil ſo viele ſittliche Begriffe, verſtändige heilſame Anſtalten und erhabne Empfindungen an eine Sache geknüpft ſind, wo die Natur den ſich freidünkenden Menſchen als organiſches Werkzeug zur Fortpflanzung der Gattung braucht: er hat ſich daher mit der ehrwürdigen Anſtalt, wodurch er in die Welt kommt, von je und je ſelbſt zum beſten gehabt. Was bei einigen Völkern Gegenſtand religiöſer Verehrung war, wird bei andern zu Flüchen gemißbraucht; und dieß hängt in der That zuſammen: mit der Antwort, die ein Pabſt gegeben haben ſoll, als man ihm einen unanſtändigen Fluch verwies (è però il padre di tutti li Santi!), können ſich die Anbeter der Fortpflanzungsſymbole ebenfalls rechtfertigen. Dem zufolge ſind die witzigen Unanſtändigkeiten des Ariſtophanes in künſtleriſcher Hinſicht gar nicht zu tadeln; man ſieht auch, daß er ſie, je nachdem es der Inhalt fordert, mehr oder weniger anbringt, und manch-

mal ganz wegläßt. Wo Götter komödiert werden ſollen, kann es ohne dergleichen nicht abgehn: menſchlich abgebildet, werden ſie beſtimmter oder verworrner unter einem Geſchlechte gedacht, ſie würden ſonſt Mißgeburten oder Ungeheuer ſein; zur Karikatur gehören alſo auch die Poſſenſtreiche des ſich darauf beziehenden Triebes. Bei dem Kriege, den das vorliegende Gedicht ſchildert, iſt die Leichtfertigkeit der alten Götter, und der große Werth, der auf die Tugend der Keuſchheit von den Anhängern der neuen Religion gelegt ward, gerade der ſinnliche Ausdruck für die Pole des ganzen Streites: die menſchlich entſtandne Religion geht hier, wie überall, auf Vergötterung der Natur aus, die geoffenbarte auf Vernichtung des Irdiſchen. Dazu kommt, daß in der letzten für gewiſſe Myſterien denn doch Bilder von der unheiligen und ſo viel möglich wegzuräumenden Sache entlehnt werden mußten.

Bei den meiſten ausgelaßenen Stellen in der Guerre des Dieux iſt die angegebne Beziehung auf den Gegenſtand nicht zu verkennen; indeſſen wenn der Muthwille einmal im Gange iſt, ſo läßt er ſich nicht nach Maß und Gewicht beſtimmen, und Einiges in dieſer Art muß alſo ſchon als opus supererogatorium in den Kauf gehen. Die Parodie der ſieben Sakramente iſt einer der frevelhafteſten, aber auch der witzigſten Einfälle. Nicht weniger komiſch iſt der Uebertritt der Satyre und ihre Umſchaffung in Mönche. Die Geſchichte eines liebenden Paares, das ein Gelübde ewiger Enthaltung gethan hat, und jedesmal, wenn der ſchalkhafte Amor im Begriff iſt, ſie es vergeßen zu machen, durch eine religiöſe Erinnerung abgemahnt wird, iſt allerliebſt gedacht und ausgeführt. Charakteriſtiſch und mit der ganzen Behandlungsart übereinſtimmend, iſt die Scheu des Dichters,

auch da, wo er über die Gränzen der Natur abſchweift (wie in der Schilderung des weiblichen Kloſterlebens), bis zum Aeußerſten zu kommen, und die der Decenz ſo furchtbaren Worte auszuſprechen: allein ſie iſt weder in moraliſcher, noch poetiſcher Hinſicht zu loben. Denn fürs erſte verhüllen dieſe Schleier gar nichts (ungefähr eben ſo viel, als die Veränderung in der neuen Ausgabe, nach der ich citiere, wo die ſchlimmſten Stellen im Text weggelaßen, und hinten angedruckt ſind), ſie ſind vielmehr der Begierde günſtig, und dann verhindern ſie den eigentlichen Zweck, das Lächerliche, das, auf eine gewiſſe Höhe getrieben, die Phantaſie ſchwerlich in eine wollüſtige Stimmung kommen läßt, weßhalb ich mich wieder auf den Ariſtophanes berufen darf. Wenn der Witz ein ſo zartes Gewißen für die geſellige Artigkeit hat, woher kommt ihm dann die Befugniß, ſich kecklich und ſchonungslos über ſo viel Wichtigeres hinwegzuſetzen? Wollte Parny eine Folge reizender Boudoir-Bilderchen aufſtellen, ſo hat er ſeine Abſicht völlig erreicht. Sonſt wäre ihm etwas von der großen Manier des Aretino, oder auch nur des Taſſoni, oder des Rabelais zu wünſchen geweſen: aber alsdann hätte auch das Ganze anders ſein müßen. Jetzt iſt es, trotz ſeines titaniſchen Namens, ſelbſt nur ein Kabinetsſtück, eine Miniatur, von der niedlichſten Ausführung in ihrer Kleinheit.

Nachdem ich dieß durch alles Obige, wie ich glaube, hinlänglich dargethan habe, iſt es nicht mein Geſchäft, die vielen zierlichen und gefälligen Züge, auf die man überall trifft, die volatilen Einfälle aufzuzählen, die zum Theil nur in der franzöſiſchen Sprache recht fühlbar ſind; z. B. wenn es beim Sündenfall heißt:

Le diable arrive; il parlait comme un ange:

oder bei den Kreuzzügen von der im gelobten Lande eingerichteten Lehnsverfaßung:

Par-tout des fiefs; de Cana le hameau,
S'ennoblissant, devient châtellenie,
Capharnaüm est titré baronnie:
Bonjour, bonjour, vicomte de Bethsem,
Comte d'Hébron, Marquis de Bethléem.

Ein Paar ſolcher Beiſpiele können es ſchon einleuchtend machen, daß es ein eben ſo mißliches als unnützes Unternehmen wäre, das Gedicht in irgend eine andere Sprache zu überſetzen.

Was von einem Franzoſen des heutigen Zeitalters zu erwarten ſtand, hat Parny wohl ziemlich geleiſtet. Von Diderot, deſſen Geiſt in ſo vielen Stücken über den franzöſiſchen Horizont hinausgieng, möchte ich wohl eine Behandlung dieſes Stoffes ſehen. Was Voltaire oder ſonſt ein Franzoſe damit gemacht hätte, darauf bin ich nicht im Mindeſten neugierig.

Soltau, Ueberſetzung des Don Quixote.
1800.

Im vierten Stücke dieſer Zeitſchrift war von Tiecks Ueberſetzung des Don Quixote bei ihrer erſten Erſcheinung die Rede*); jetzt ſind zwei Bände von Herrn Soltaus Ueberſetzung herausgekommen, die aber nur zwei Drittel von der erſten Hälfte des Originals ausmachen, ſo daß das Ganze nach dieſem Maßſtabe ſechs Bände betragen wird. Zwiſchen zwei Ueberſetzern eines großen Dichters ſollte das freundliche Verhältniß von Männern obwalten, die nach einem gemein-

*) [S. oben Band XI. S. 424. ff.]

ſchaftlichen Ziele ſtreben, und deren Bemühungen einander zuweilen ergänzen können. Herr Soltau hat ſelbiges zuerſt aufgehoben, indem er einiges ſeinem Vorgänger ertheilte Lob als eine Beeinträchtigung ſeiner angeſehen (Intell.=Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 27.), auch ſeine Ueberſetzung wieder mit groben Ausfällen auf Tieck und meinen Bruder und mich begleitet hat. Sowohl mein Bruder im Athenäum, als ich bei der Anzeige in der allgemeinen Litteratur=Zeitung*), wir haben beide mehr vom Original und dem Cervantes überhaupt geſprochen, als von der Ueberſetzung, weil es uns wichtig ſchien, bei Gelegenheit einer ſolchen, die im Ganzen auf dem richtigen Wege iſt, zu der wahreren längſt aus dem Geſicht verlornen Anſicht von jenen zurückzuführen. Wir haben auch die Mängel der Verdeutſchung unſers Freundes gar nicht verſchwiegen (S. Ath. B. II. S. 325. A. L. Z. 1799. Nr. 230. u. 231. S. 182, 185, 188, 189.), der, eben weil er den Dichter ganz fühlt, weit entfernt iſt, ſeine Arbeit für tadelfrei zu halten, da man bei einem Verſuch von dieſer Schwierigkeit erſt durch die Uebung zulernt; und wie ſehr dieß bei ihm der Fall iſt, beweiſt der Fortgang bis zu dem eben erſchienenen dritten Bande zur Genüge.

Statt aller Antwort auf Herrn Ss. Angriffe**) mag hier eine Beurtheilung ſeiner Ueberſetzung ſtehen, die aber,

*) Dieſe iſt von einem Rec. in einer gewiſſen 'Belletriſtiſchen Zeitung', die zu Gotha erſcheint, ebenfalls angegriffen worden. Ich habe das Blatt gerade nicht zur Hand, und muß es daher auf eine andre Zeit verſparen, dem ehrwürdigen Greiſe, der, wiewohl er die ſpaniſche Sprache ſeit ſechs und dreißig Jahren ſtudiert, die ſpaniſchen Dichter immer noch nicht zum beſten zu verſtehen bekennt, weiter zur Selbſterkenntniß zu helfen.

**) Herr Soltau findet es (A. L. Z. d. J. Intell.=Bl. Nr. 83.) beſonders äußerſt inurban, daß wir die Dinge ſo bei ihren eigent=

bei ſo bewandten Umſtänden, und da Herr S. zu verſtehen giebt, ich ſei ihr nicht gewachſen, ſo viel möglich aus Beiſpielen wird beſtehen müßen, wegen deren ich meine der Spaniſchen nicht kundigen Leſer im voraus um Entſchuldigung bitte.

In Anſehung der Richtigkeit des Sinnes leiſtet Herrn Ss. Ueberſetzung noch am meiſten; jedoch trifft man auf beträchtliche Fehler. z. B. am Schluß des Prologs, S. 74., 'Hiemit Gott befohlen, und behalte mich in gutem Andenken.' Olvide geht auf Dios: 'Gott beſchütze dich und vergeße mich nicht.' Derſelbe Fehler findet ſich bei Tieck. — Th. 1. S. 19. 'unſer bewunderungswürdiger Abenteurer'; nuestro flamante aventurero heißt 'unſer nagelneuer Abenteurer', oder wenn man dieſen Ausdruck vermeiden wollte, 'unſer friſcher Abenteurer', wie Tieck überſetzt hat. — S. 44. 'ihm den ſchwarzen Orden der Ritterſchaft ohne Verzug zu ertheilen', y darle la negra orden de caballeria luego. Die Ueberſetzung giebt gar keinen Sinn; negra iſt hier ſprichwörtlich zu nehmen, wie ſo häufig: 'den verwünſchten Orden der Ritterſchaft'. — Ebenfalls S. 44. 'Backenſtreich', pescozada iſt ein Streich in den Nacken. Tieck hat beides

---

lichen Namen nennen, z. B. eine Katze eine Katze, und eine wißentliche Unwahrheit eine Lüge. Da er indeſſen nichts thut, als ſeine Behauptung ohne Beweis wiederholen, ſo wird es doch wohl dabei ſein Bewenden haben müßen. Erſt ſollten Tieck und ich in der Ankündigung unſrer Ueberſetzung der Werke des Cervantes von unſern dichteriſchen Talenten viel Gutes gerühmt haben. Nun will er dieſe Beſchuldigung auf das Athenäum beziehen: aber dann iſt wenigſtens die eine Hälfte davon gewiß falſch, da Tieck nie etwas im Athenäum geſchrieben; und was mich betrifft, ſo fordre ich ihn auf, die Stelle im Athenäum darzulegen, wo ich 'ganz beiläufiger Weiſe mich ſelbſt mit hyperboliſchen Lobſprüchen überſtröme'.

richtig. — S. 59. ‘legte die Lanze ein’, apretó la lanza heißt bloß ‘er faßte ſie feſt’. — S. 88 von der Diana des Montemayor: man ſolle daraus ‘die meiſten großen Verſe wegnehmen’. Dieſer Ausdruck giebt gar nicht den angemeßnen Sinn, versos mayores ſind Gedichte in ausländiſchen Silbenmaßen, die ganz oder großentheils aus eilfſilbigen Verſen beſtehen, als Stanzen, Terzinen, Sonette, Canzonen. In den einheimiſchen Formen war Montemayor berühmt, die italiäniſchen, der Sprache angebildeten, wurden erſt ſpäterhin zur Vollendung gebracht. — S. 89. von einem Buch des Lofraſo: ‘Bei dem heiligen Orden, den ich empfangen habe!’ rief der Pfarrer, ‘ſeitdem Apoll Apoll iſt, ſeitdem die Muſen Muſen und die Dichter Dichter ſind, habe ich in keinem Buche ſo viel Witz und ſo viel närriſches Zeug zuſammen getroffen’, u. ſ. w. Hier klingt das ganze Lob ernſthaft, da man doch aus dem Viage al Parnaso deutlich genug ſieht, wie Cervantes es mit dem Lofraſo meinte: man konnte ſich nur über ihn, keinesweges aber mit ſeinem Witze beluſtigen. Tan gracioso y disparatado libro como ese no se ha compuesto ſollte überſetzt ſein ‘es iſt nie ein ſo ergötzliches und tolles Buch geſchrieben worden’. — S. 131. ‘ihrer Jungfrauſchaft unbeſchadet’, con toda su virginidad á cuestas, ſollte heißen ‘mit ihrer ganzen Jungfrauſchaft bepackt’. Das á cuestas iſt eine ſcherzhafte Parodie des Ausdrucks ‘ſeine Jahre auf dem Rücken haben’. — S. 173. ‘ſeine weite Studentenkappe’, los habitos largos, que como escolas traia, ſollte heißen ‘ſeine weiße Studententracht’, oder ‘Mantel’. ‘Kappe’ bedeutet in ordentlichem Deutſch nur eine Kopfbedeckung. — S. 182. ‘die friſche Luft’, el sereno, ‘der Abendthau’. — S. 218. ‘dieſe ausführliche Erklärung’, este general desenganno. Abgerechnet daß desenganno, ein

Wort, das zu der poetiſchen Kunſtſprache der Liebe gehört, durch ‘Erklärung’ ſehr ſchlecht gegeben iſt, heißt general nicht eine ausführliche, ſondern eine an alle gerichtete, allgemeine. Tieck hat es wie das Meiſte von dem Obigen richtig. — S. 228. ‘Beinbruch’, quebrantamientos de huesos, heißt ‘zerſchlagene Knochen’. — S. 312. ‘bei dieſem Anblick zappelte Sancho wie ein Gehenkter’, comenzó à temblar como un azogado. Herr S. hat vermuthlich das letzte Wort mit ahogado oder ahorcado verwechſelt: es heißt ‘er zitterte wie einer, der die Queckſilberkur braucht’, und ſollte im Deutſchen durch eine andre ſprichwörtliche Redensart überſetzt ſein, wie auch Tieck gethan hat. — S. 393. ‘Der König, welcher die Gerechtigkeit ſelbſt iſt’, la justicia, que es el mesmo Rey; umgekehrt ‘die Gerichte, welche der König ſelbſt ſind’, d. h. in ſeinem Namen handeln. Nach Herrn S.s Ueberſetzung kommt Gerechtigkeit wie eine moraliſche Eigenſchaft heraus, derentwegen der König gelobt würde. — Th. II. S. 89. ‘Iſt es dir möglich, ſo komm’, si os cumple venir, veldo: ‘ob es dringend für euch iſt zu kommen, das erwägt’. — S. 124. ‘doch bin ich in meinen Augen nicht ſchlechter als du, obwohl du ein Ritter biſt’, en tanto me estimo yo villana y labradora, como tú sennor y caballero: ‘ich halte mich eben ſo hoch als Bäurin, wie du dich als Herrn und Ritter hältſt’. — S. 149. ‘Trotz ſeinem Sparren’, mal que le pesase: ‘wie ungern er auch wollte’. — S. 193. ‘Fräulein Dulcinea — die ich ehre und liebe wie eine Reliquie, obwohl ſie keine iſt’, aunque en ella no la haya: ‘wenn ſie auch keine an ſich trägt’. — S. 197. ‘ohne etwas hinzuzuſetzen, um mir Vergnügen zu machen, oder davon zu thun, um mir Verdruß zu erſparen.’ Gerade umgekehrt: sin que annadas, ó mientas por darme gusto, ni

menos te acortes por no quitarmele, heißt: ohne daß du hinzufügſt oder lügſt, um mir Vergnügen zu machen, noch auch etwas abkürzeſt, damit du mich deſſen nicht beraubſt'. — S. 203. 'Spezereibude', la tienda de algun curioso guantero, wörtlich 'die Bude eines feinen Handſchuhmachers', was wir einen Galanterieladen nennen würden; 'Spezereibude' iſt hier ganz unſchicklich. — S. 214. 'Von dieſer Art Liebe, verſetzte Sancho, hab' ich wohl in der Kirche gehört, daß man nur allein unſern Herrn Gott auf dieſe Weiſe um ſein ſelbſt willen lieben ſoll, ohne Hoffnung des Lohns und Furcht vor Strafe, wiewohl ich ihn auch wohl lieben und ihm dienen möchte, es ſei warum es auch wolle', aunque yo le querria amar y servir por lo que pudiese: 'wiewohl ich lieber wegen deſſen, was er vermag, ihn lieben und ihm dienen möchte'. — S. 295. 'Als Dichter, verſetzte Lothario, ſagen ſie nicht immer die Wahrheit, aber als Verliebte ſind ſie immer eben ſo wahrhaftig, als kurz und bündig in ihren Ausdrücken'. Ganz falſch und noch obendrein lächerlich! en quanto enamorados, siempre quedan tan cortos como verdaderos, 'als Verliebte bleiben ſie immer eben ſo ſehr unter der Wahrheit, als ſie ihr treu ſind'. — In den Gedichten finden ſich auch einige Mißverſtändniſſe, wovon nachher.

Eine Ueberſetzung des Don Quixote könnte freilich viel mehr und beträchtlichere Fehler enthalten, als in der des Herrn S. wirklich vorkommen, ohne daß dieß den Genuß der Dichtung ſtörte, da ja höhere Erforderniſſe einer poetiſchen Nachbildung häufig vorſetzliche Abweichungen von dem buchſtäblichen Sinne nöthig machen; allein da man von der vorliegenden Ueberſetzung gerade in dieſer Hinſicht ſo große Erwartungen erregt hat, da es auch wirklich die einzige

Seite iſt, von welcher man ſie etwa Anfängern im Spaniſchen empfehlen kann, ſo verlohnte es ſich wohl der Mühe, ſo bedeutende Fehler auszuheben.

Viel wichtiger iſt ſchon der häufige Mangel an Genauigkeit in Wiedergebung des charakteriſtiſchen Ausdrucks, die unnöthigen Abkürzungen und Auslaßungen. Warum ſind z. B. Th. I. S. 65. die Wunder des Mahomed, die im Texte ſtehn, mit dem ‘Märchen vom Prieſter Johann’ verwechſelt? — S. 160. ſteht ſehr unbeſtimmt vom Schmuck der Mädchen im goldnen Zeitalter ‘in grünen Blättern der Stauden und Bäume’, ſtatt des maleriſchen de algunas hojas de verdes lampazos y yedra entretexidas. — S. 329. ‘Sie hörten von Zeit zu Zeit abgemeßene Schläge’; ‘von Zeit zu Zeit’ iſt ein Zuſatz, der auf die ſchnell auf einander folgenden Schläge einer Walkmühle gar nicht paßt. — Th. II. S. 125. in der Erzählung Dorotheas iſt folgender zarte und rührende Zug ganz weggeblieben: ‘Wenn du dich an nichts als hieran ſtößeſt, ſchönſte Dorothea (denn dieß iſt der Name der Unglücklichen, die ihr hier ſeht), ſagte der treuloſe Ritter’, u. ſ. w. que este es el nombre desta desdichada. Statt der Wendung, womit eben dieſelbe ihren Fall andeutet: con volverse á salir del aposento mi doncella, yo dexé de serlo, ſetzt Herr Soltau: ‘Mein Mädchen gieng hinaus, und ließ mich wieder allein mit dem Treuloſen, und — ich ward das Opfer ſeiner und ihrer Verrätherei’. Ueberhaupt ſucht er durch Gedankenſtriche, häufiges Unterſtreichen der Worte, und ſelbſt verdoppelte Interpunktion (als!? oder?!), dieſen Krücken ſchlechter Proſa, der ſeinigen aufzuhelfen; der ſeinigen ſage ich, denn von der des Cervantes iſt nichts übrig geblieben. Unverantwortlicher Weiſe iſt S. 196. eine merkwürdige Aeußerung von Cer-

vantes künſtleriſchem Bewußtſein verkürzt und geſchmälert; der Dichter legt nämlich dem Cardenio einen großen Lobſpruch auf ſeine Erfindungskraft in den Mund, indem er ihn von Don Quixotes Verrücktheit ſagen läßt: ‘Sie iſt in der That ſo ſelten und unerhört, daß ich nicht weiß, ob es einen ſo ſcharfſinnigen Geiſt gäbe, der darauf gerathen könnte, wenn man ſie als Dichtung erfinden und ausführen wollte’. Dieß überſetzt Hr. S.: ‘Ja wohl, und ſo ſonderbar, daß ich nicht weiß, ob man das alles ſo gut erfinden könnte, wenn man einen ſolchen Menſchen fabelhafter Weiſe ſchildern wollte’. Hat Herr S. keinen Sinn für das Charakteriſtiſche, oder wollte er die Unbeſcheidenheit des Cervantes mit dem Mantel der Liebe bedecken?

Es fehlt der Ueberſetzung auch in ſo fern an Vollſtändigkeit, daß vieles ſpaniſch gelaßen iſt, was der Verdeutſchung bedurft hätte, und hierin iſt die Sache nach Tiecks glücklichen Fortſchritten um vieles rückwärts geſtellt. Wie kann z. B. der deutſche Leſer errathen, daß unter dem ‘Kompaß’ zu Sevilla S. 35. eine Kirchenhalle zu verſtehen iſt? ‘Sierra Morena’ kennt zwar jeder als den Namen eines Gebirges, aber das Bild des ſchwarzen Gebirges geht doch verloren. — S. 83. iſt der ſprechende Name eines Bauern Haldudo nicht überſetzt und dadurch ein Scherz verdorben. — S. 86. ſind die bedeutenden Namen aus dem Ritterroman Tirante dem Weißen, die ſo viel beitragen, ihn komiſch zu charakteriſieren, unverändert beibehalten. Da der Name, den ſich Amadis in ſeiner Einſamkeit auf dem Armutfelſen gegeben, Beltenbros, den Tieck ſehr gut durch ‘Schöndunkel’ überſetzt, ſpaniſch gelaßen iſt, ſo wird das darüber Geſagte Th. II. S. 13. ganz unverſtändlich. — In Don Quixotes Schilderung iſt der Name Brandabarbaran del Boliche gelaßen, was Tieck

nicht wörtlich, aber drollig, ‘von der Kegelbahn’ giebt. Bei dieſer Stelle tritt freilich die Schwierigkeit ein, daß die Namen in der Uebertragung auch ſonor und fremd klingen müßen; wo dieß indeſſen möglich iſt, da würde ſie ſehr vortheilhaft ſein, z. B. der Duque Alfennique könnte ohne Bedenken ‘Herzog Marcipano’ genannt werden. Die Benennungen Duque de Nerbia Espartafilardo del Bosque ſcheinen alle auf Attribute der Spitzbüberei hinauslaufen! Ueberall liegen hier noch eine Menge Scherze und Anſpielungen verborgen, die ich nicht zu entziffern unternehme.

Mit den Wortſpielen hat ſich Herr S. zwar bemüht (nur ſelten nimmt er ſeine Zuflucht zu einer Note wie bei Don Azote, Don Gigote und Don Quixote. Th. II. S. 179., was Tieck ſchon ſehr gut gegeben hatte), er iſt aber meiſtens gar nicht glücklich darin. Wenn Sancho den Namen Fierabras mit el feo Blas verwechſelt, ſo läßt ihn Tieck dafür ‘Fieberfraß’ ſagen; Herr S. ‘Federbras’, was meines Wißens ganz und gar nichts iſt. Wenn er aus Mambrino ‘Malandrino’ macht, ſo heißt es bei Tieck ‘Schandriem’; hier ‘Mandarin’, ein Wort wovon man nicht begreift, wie Sancho dazu kommt, und wobei obendrein der Spaß verloren geht, und das zweitemal S. 371. gar ‘Mawrin’, was wieder gar nichts iſt, da nur wie im Original ‘Martin’ hätte geſetzt werden dürfen. Für die Zigeuner- und Spitzbuben-Benennung der Galeeren, gurapas, hat Tieck ſehr ſchicklich ‘Waßerenten’ geſetzt, Hr. S. zuerſt ‘Kötherkofen’ und gleich darauf, wie sennoras gurapas ſteht, ‘Fräulein Waßergöttin’. Wie paßt dieß nun zuſammen? — Die Schelmerei, welche dahinter ſteckt, wenn der Pfarrer der Dorothea als Prinzeſſin Micomicona ſagt: en poco menos de nueve annos se podrá estar á vista de la gran laguna Meona, digo Meotides,

ſcheint Herr S. gar nichts gewittert zu haben; Tieck hat ſie ausgedrückt, ohne ſie doch deutlicher zu machen. Ein anderer Scherz iſt beiden entgangen. Als Don Quixote nach Verluſt ſeiner Backenzähne vom Sancho befragt wird, wie viel er deren gehabt, heißt es: Quatro, respondio Don Quixote, fuera de la cordal, todas enteras y muy sanas; wörtlich: ‘Vier, antwortete Don Quixote, außer dem Weisheitszahne, alle unverſehrt und vollkommen geſund.’ Dieß kann heißen, er habe vier Zähne außer dem Weisheitszahne gehabt, und auch, der Weisheitszahn ſei allein anbrüchig geweſen, welches nicht ohne eine luſtige Bedeutung ſein würde.

Die obigen Wortſpiele ſind meiſt ſolche, die ſich auf Namen und Wortverdrehungen beziehen; andre, die mehr in den Sinn eingehen, und ſich der Natur der Antitheſe nähern, hat Hr. S. faſt ganz vernachläßigt. Z. B. oyeron á deshora otro estruendo que les aguó el concento del agua, S. 329. ‘ſo hörten ſie doch bald ein anderes Getöſe, welches ihnen die Freude über das Waßer wieder verdarb.’ Hier bot die Sprache die Nachbildung von ſelbſt an: ‘zu Waßer machte’ oder ‘verwäßerte’. Eben ſo iſt mehrmals das Spiel mit aventuras und desventuras übergangen, z. B. S. 284. — In der Novelle vom Curioso impertinente: comenzó Lotario a descuidarse con cuidado de las idas en casa de Anselmo, Th. II. S. 244. ‘begann Lothario ſich der Beſuche in Anſelmos Hauſe zu enthalten’. Hernach: en efeto él supa tan bien fingir la necesidad, ó necedad de su ausencia, S. 273. ‘Kurz, er wußte die Nothwendigkeit ſeiner Entfernung ſo gut vorzuſtellen.’ Man ſehe nur Tiecks Ueberſetzung nach, wie glücklich und ohne Zwang er dieſe Gegenſätze anzudeuten gewußt. Den bloßen Antitheſen ohne Wortſpiel iſt es oft nicht beßer ergangen wie dieſen; z. B. Otro dia recibió los

quatro mil escudos, y con ellos quatro mil confusiones, Th. II. S. 276. ‘Er empfing die viertauſend Thaler, und befand ſich nun in noch größerer Verlegenheit, als zuvor.’ In Cardenios Erzählung: Vivia en esta mesma tierra un cielo, donde puso el Amor toda la gloria que yo acertara á desearme; ‘In derſelben Stadt lebte ein himmliſches Mädchen’ u. ſ. w. Wie matt und platt! Der Doppelſinn, daß tierra zugleich Stadt und Erde bedeutet, konnte freilich nicht ausgedrückt werden, aber was hindert uns zu ſetzen: ‘In derſelben Gegend der Erde lebte ein Himmel, dem die Liebe alle Glorie verliehen, die ich nur zu begehren wüßte.’ Oder hielt Herr S. dergleichen excentriſche Ausdrücke etwa für Fehler des Stils? Sagt man doch im gemeinen Leben: ein Himmel auf Erden.

Es kann nicht zum Grundſatze gemacht werden, die vorkommenden Sprichwörter jedesmal (was ohnedieß unmöglich ſein würde) durch wirkliche einheimiſche Sprichwörter zu erſetzen: es iſt genug, wenn das Sprichwörtliche der Redensart und ihre Bedeutung nicht verkannt werden kann. Auf dieſe Art hat auch Herr S. manche Reimſprüche durch ſelbſterfundne zu geben verſucht; allein es gilt hievon eben das, wie von den Wortſpielen. Z. E. Th. I. S. 396. ‘Gram und Kummer flieht vor Geſang und Lied’; quien canta, sus malos espanta. Wie viel beßer hat es Tieck: ‘daß wer ſingt, ſein Unglück bezwingt’. Andre Male hat Herr S. Redensarten und Anſpielungen, die ein lokales Kolorit haben, ſehr unpaſſend mit deutſchen, und ſelbſt provinziellen vertauſcht, z. B. Th. II. S. 207. ‘aber was eine gute Gans iſt, die ſchmeckt auch nach Martini’; pero buenas son mangas despues de pascua. Hier konnte ſehr gut ohne Undeutlichkeit geſetzt werden: ‘aber ein neues Kleid ſteht auch nach dem

Oſterfeſte gut'. Wenn vollends in der zierlichen Erzählung der Prinzeſſin Micomicona porque jamas me ha pasado por el pensamiento casarme con aquel gigante, pero ni con otro alguno, por grande y desaforado que fuese, überſetzt wird 'wenn er auch der große Stoffel ſelbſt geweſen wäre', ſo iſt dieß nicht nur ganz und gar unſpaniſch, ſondern eigentlich plattdeutſch, und obendrein eine höchſt gemeine Uebertreibung. Auch die Flüche und Verwünſchungen haben nationales Gepräge; wenn alſo ſtatt que dios cohonda, Th. II. S. 7. 'die ich zu allen Henkern wünſche', und ſtatt der Anrede des Wirthes an Sancho 'Feind Gottes und ſeiner Heiligen!' Th. II. S. 336. 'du tauſend Sackerlot' geſetzt iſt, ſo gehen damit wirklich charakteriſtiſche Züge verloren. Eben ſo geht die Uebertragung von la Santa Hermandad S. 143. durch 'Polizei', was auch nicht einmal dem Begriffe angemeßen iſt, gar ſehr aus dem Koſtum heraus; an andern Stellen iſt es nach Tiecks Vorgange richtig 'die heilige Brüderſchaft' überſetzt.

Man unterſcheidet im Don Quixote ſehr gut die Stellen, wo die Sprache friſch und neu aus dem Zeitalter des Cervantes iſt, und wo ſie in den Reden des Helden oder derer, die ſeinen Ton annehmen, auf die veraltete Weiſe der Ritterbücher zurückgeht. Da es nun bei einer poetiſchen Nachbildung darauf ankommt, uns die ganze Welt, worin die Darſtellung des Dichters zu Hauſe iſt, ſo viel möglich gegenwärtig zu erhalten, ſo wird der Ueberſetzer auch in jenen erſten alles vermeiden müßen, was zu beſtimmt an Anſichten und Sitten unſers Zeitalters erinnert, in den letzten aber hat er ebenfalls jene feierliche Alterthümlichkeit nachzuahmen. Von allem dieſem ahndet Herr S. nun nichts; ſogar da, wo das Veraltete nicht eine Nüance, ſondern am

ſtärkſten aufgetragen iſt, wie in Don Quixotes Brief an Dulcinea, Th. II. S. 38., überſetzt er in ſeinem gewöhnlichen Striche fort. Man vergleiche damit Tiecks Ueberſetzung desſelben Briefes. So verfehlt er auch ganz die meiſtens unerſchütterlich ruhige Rhetorik des Ritters durch vertrauliche und abgebrochne Redensarten, z. B. S. 52. ‘Kann alles wohl ſein’, Bien está todo eso; S. 240. ‘was weiß ichs’. In eben dieſer edlen Rede über die Buße des Amadis, wird dieſem ein ‘Schabernack’ (sinsabor) von ſeiner geliebten Oriana angethan, und auf dieſe Art fällt Herr S. in Don Quixotes poetiſchen Reden, bei denen es ja eben äußerſt ſinnreich gedacht iſt, daß ſie wirklich oft ſehr ſchön ſind und die Parodie nur leiſe hineinſpielt, alle Augenblicke aus dem Tone. So kommt in einem der entzückendſten Perioden dieſer Art: bien notas, escudero fiel y legal u. ſ. w. S. 331. plötzlich ‘ſtockfinſter’ vor, wo im Original las tinieblas ſteht. Hernach S. 337. ‘Der Zeitverluſt, ſprach er, iſt mir zwar verzweifelt ärgerlich; weil ſich aber doch Rocinante durchaus nicht von der Stelle bewegen kann, ſo will ich mich gedulden, bis die Morgenröthe hervorgeht’, da das Original wörtlich ſo lautet: ‘Weil dem alſo iſt, Sancho, daß Rocinante ſich nicht bewegen kann, ſo bin ich zufrieden, zu warten, bis die Morgenröthe lacht, wiewohl ich weinen muß, daß ſie heranzukommen zögert.’ Um Alles in der Welt, glaubt denn Herr S., daß Cervantes ſeinen Helden ohne Abſicht ſo reden läßt? oder hat er für gar nichts Sinn, als für den materiellen Sinn der Worte, und iſt zwar wohl in Spanien, aber niemals weder im Cervantes, noch überhaupt in der Poeſie geweſen?

Nach ſolchen Proben bin ich wohl des Beweiſes überhoben, daß die feineren Schönheiten der Proſa, der kunſt=

volle Bau, die reizende Concinnität und Symmetrie, der numeroſe Gang und die befriedigende Rundung, endlich der zarte Hauch geiſtiger und alldurchdringender Anmuth, gänzlich verlöſcht ſind; eines Beweiſes, der, um ihn zu führen, da hierüber noch kein Schatten einer Theorie vorhanden iſt, eine ausführliche Erörterung über die Natur der romantiſchen Proſa erfordern würde, weshalb ich mich jetzt nur auf das Gefühl ſolcher Leſer berufen will, die das Original ſtudiert haben, oder ſich die Mühe nehmen wollen, Tiecks Ueberſetzung in redneriſchen Stellen mit der des Hrn. Soltau zu vergleichen. Nur einen faſt handgreiflichen Punkt will ich bemerken, daß die Schreibart des letzten viel zu zerſchnitten und zu wenig periodiſch iſt. Wenn man auch noch nicht einſehen will, daß die langen Perioden des Plato und Cervantes weſentlich zu ihrer poetiſierten Proſa gehören, ſo wird man doch eingeſtehen müßen, daß jenes Abgebrochne eine Abweichung vom Charakter iſt, und daß der Ueberſetzer dadurch einer großen Schwierigkeit aus dem Wege geht, weil die Participien uns lange nicht ſo ſehr zu Statten kommen, als den Griechen und Lateinern, oder ſelbſt den Spaniern und Italiänern.

Den komiſchen und mimiſchen Beſtandtheil der Darſtellung hat Herr S. noch am ärgſten verfehlt. Nirgends zeigt ſich die hohe Kunſt des Cervantes bewundernswürdiger, als in der Art, wie er ihn mit dem Romantiſchen zu verſchmelzen, und gerade, wo er in die lebendigſte Nachahmung gemeiner Wirklichkeit hineingeht, z. B. wenn Sanchos Natur in Zorn oder Freude ſich losreißt und allen Reſpekt aus den Augen ſetzt, ſie durch unmerkliche Drucke auserleſener Zierlichkeit zu heben weiß. Nirgends Uebertreibung oder Verſchwendung, und beſonders werden in einem Werke,

deſſen ganze Anlage unergründlich witzig iſt, die einzelnen Scherze und Einfälle nie vorlaut. Ohne Sinn für dieſen beſcheidnen Farbenauftrag hat Herr S. überall verſtärkt, vergröbert, und den Ausdruck ins Unedle und Plebeje gelenkt, auch wo gar keine Veranlaßung dazu da war, wie z. B. in dem Prolog, woraus ich ohne weiteres nur die erheblichſten Beiſpiele herſetzen will. Un hijo, einen 'Burſchen'; pensamientos varios, 'Fünde' und Einfälle; un hijo feo y sin gracia alguna, 'ungeſchlachter Junge', gleich darauf 'Bube'; la corriente del uso, dem gewöhnlichen 'Schlendrian'; disimules, zu 'vertuſchen'; pensaba en el prologo, 'brütete' über der Vorrede; ponerlos al principio, vor meinem Buche 'aufmarſchiren' laßen; maldiciente, ein 'Läſtermaul'; la suspension y elevamiento, das 'Kopfbrechen' und die Verlegenheit; que estais tan lexos de serlo, como lo está el cielo de la tierra, daß euch daran noch 'gewaltig' viel fehlt; algunos pedantes y bachilleres, ein Paar 'Schulfüchſe' von Magiſtern; cuya anotacion os dará gran credito, eine Note 'die ſich gewaſchen hat'. So geht es nun durch das ganze Buch; auch die Reden des Don Quixote, die im Original ſelbſt, wenn er noch ſo ergrimmt iſt, immer eine gewiſſe Würde behalten, ſind voll von dergleichen. Z. B. S. 45. dexaria, 'Pardon' geben würde. S. 118. Sabes poco, du verſtehſt 'nicht ein Haar'; Th. II. S. 15. ni grado, ni gracias, das dank' ihm der 'Henker'; S. 5. heißt ein auf die Zunge gelegtes Interdikt, 'Zungenſperre'; wo Don Quixote ſagt, Th. I. S. 332., er wolle eine muy triste figura in ſeinen Schild malen laßen, läßt ihn Herr S. ſagen: 'ein wahres Ecce-homo Bild', welches erſtlich herauskommt, als hätte ſich der Ritter wißentlich zum Beſten, und dann im Munde eines Katholiken ein wahrer Frevel ſein

würde. In einer ernſten und pathetiſchen Rede, worin Don Quixote die Beſchwerden des Ritterſtandes ſchildert, S. 190., lautet es: ‘nicht unter trockenem Dache, ſondern unter Gottes freiem Himmel, wo uns im Sommer das Hirn im Kopfe verbrennt, und im Winter die Eiszapfen an den Knebeln frieren’; ſtatt: ‘nicht unter ſchirmendem Dach, ſondern unter freiem Himmel, den unleidlichen Strahlen der Sonne im Sommer, und den ſtarren Fröſten des Winters zum Ziele bloßgeſtellt.’ Herr S. wird vielleicht einwenden, in derſelben Rede komme ja doch piojoso vor; aber eben dieſes piojoso, welches er wirklich durch ‘Ungeziefer’ zu verfeinern geglaubt hat, macht zwiſchen die übrige Erhabenheit ſo iſoliert und demüthig hingeſtellt, eine unvergleichliche Wirkung. Ueberhaupt kommt Alles auf die Weiſe, die Stellung und Verbindung an: viele von den hier getadelten Ausdrücken mögen allerdings von vortrefflichen Dichtern gebraucht worden ſein; allein man wird es gewiſſen Leuten nie begreiflich machen, daß der poetiſche Gebrauch des Niedrigen und Rohen ganz etwas andres iſt, als eigne unmittelbare Gemeinheit und Plattheit. — Eben ſo geht es, wo der Dichter ſelbſt redet; aus dem caballo de Gonela wird S. 12. die ‘Kracke’ des Gonela, ein meines Wißens gar nicht deutſches, ſondern niederſächſiſches oder plattdeutſches Wort. Bei der Rede des Don Quixote S. 163. müßen die Hirten ‘mit aufgeſperrten Mäulern’ ſitzen, embobados y suspensos. Wird ein dickes Buch im Scherz eine Tonne genannt, ſo macht Herr S. einen ‘Dickbauch’ daraus. Wird dem Rocinante das Sattelzeug geſprengt, ſo ſteht er ‘in naturalibus’ da, und dergleichen Studentenwitz mehr. In Sanchos Reden findet man alle Augenblicke ‘’n Biſſel’ und andre ſolche übervertrauliche Verſtümmelungen, da doch die ſpaniſche

Sprache überhaupt nichts dem Analoges hat. Wo ſie nun lebhaft werden, oder wo niedrige Scenen geſchildert ſind, da wird aus perder 'vor die Hunde gehen', aus espada 'Sarras', aus tizona 'mein Habedudieß', molimiento 'Prügelſuppe', encantamentos 'Verhextſein', mal hadada 'vertrackte'; eine Matratze, die ſo dünn war, daß ſie eine durchgenähte Decke ſchien, wird mit abgeſchmackter Uebertreibung 'kaum ſo dick wie ein Meßerrücken', u. ſ. w. Kurz, es wimmelt alsdann von Ausdrücken und Vergleichungen, womit ſich pöbelhafte Behaglichkeit eine Güte zu thun pflegt. Doch ich kann mich mit dieſem ekelhaften Wuſt nicht länger befaßen: mir iſt dabei zu Muthe, als wenn die zarten Melodien des Luftgeiſtes Ariel von irgend einem erdgebornen Kaliban nachgeſungen würden. Herr S. hat, wie jeder Ueberſetzer von bloß ſubjektivem Geſchmacke, ſeinem Autor gern das beigelegt, was ihm das Vortrefflichſte ſcheint, unverkennbar den Don Quixote in die Manier des Hudibras hinüber zu arbeiten geſucht, ſo wie der Hudibras wiederum eine verfehlte Nachahmung des auf eben die Art mißverſtandnen Don Quixote iſt. Da nun Hr. S. ſein Original ſo nimmt, ſo möchte ich wohl fragen, wozu er eine ganz neue Ueberſetzung noch nöthig finden konnte. Die bertuchſche hat wenigſtens den Vorzug vor der ſeinigen, daß ſie aus einem Stücke iſt, indem ſie den poetiſchen Theil ganz wegläßt, da er ſich hingegen durch die verunglückte Prätenſion, dieſen mit zu übertragen, höchſt lächerlich gemacht hat.

Dieß iſt das Einzige, wovon ich noch zu reden habe: die eingeſtreuten Gedichte. Es iſt nichts davon ausgelaßen, außer ein Paar kleine mit abgekniffenen Endſilben auf Sancho und Rocinante unter den voranſtehenden Verſen. Warum füllte Herr S. dieſe Lücke der tieckſchen Ueberſetzung

nicht aus? Die Gedichtchen ſind zwar merkwürdig genug, um einen Philologen lebhaft zu beſchäftigen, aber doch gerade keine Oedipus-Räthſel. Die Sonette ſind zum Theil beibehalten: aber hilf Himmel was für Sonette! Die altfränkiſchen in Alexandrinern, Th. II. S. 294. und 296., möchten noch hingehen; aber Th. I. S. 85...91. finden ſie ſich mit Verſen von jeder Länge, von ſechsfüßigen bis zu dreifüßigen durch einander. Wer ein Ding wie S. 85., wo das erſte Quartett das Silbenmaß einer ramlerſchen Ode, und das zweite gar keine Verſchlingung der Reime hat, Sonett überſchreiben kann, der muß von dieſer Form, wobei Alles auf der architektoniſchen Symmetrie beruht, gar keinen Begriff haben. Ich will doch dieß noch ſonſt merkwürdige Quartett herſetzen. Amadis redet den Don Quixote über ſeine verliebte Bußübungen, die ſeinen eignen glichen, an:

Du, deſſen Augenpaar, wie ein Paar Reben,
Des Salztranks Fülle täglich dir gegeben;
Du dem man Silber, Zinn und Meſſing zwar entführt,
Doch auf der Erde dich mit Erde regaliert;

Tú, á quien los ojos diéron la bebida
De abundante licor, aunque salobre,
Y alzandote la plata, estanno y cobre
Te dió la tierra en tierra la comida.

Zuerſt der ſchöne Flickreim ‘wie ein Paar Reben’. Die letzten Zeilen geben gar keinen Sinn; Hr. S. hat ſie durchaus nicht verſtanden. Wie ſoll alzandote heißen können ‘dem man entführt’? Wörtlich bedeutet es ‘und während dich Silber, Zinn und Kupfer erhöhte’, d. h. deine Thaten verherrlichte. Sonſt ſagt man ‘die Thaten werden in Erz verewigt’, die Nennung der drei Metalle iſt eine burleſke Erweiterung hievon, die durch das witzige Spiel, unpoetiſche

Worte zu einem ſeltnen Reim zu vereinigen, herbeigeführt wird. Te dió la tierra en tierra la comida, ‘die Erde gab dir auf der Erde Nahrung’, nämlich du verzehrteſt Wurzeln, und zwar auf der bloßen Erde ohne Tiſch oder ſonſtiges Geräth. Das ganze Sonett ließe ſich beinahe wörtlich etwa ſo geben:

Du, der du nachgeahmt mein jammernd Leben,
Dem ich mich einſt, abweſend und gekränket,
Aus frohem Stand in Buße tief verſenket,
Dort auf dem Armutfelſen hingegeben:

Du, den die Augen, bei dem bangen Streben,
Mit reichlichem, doch ſalz'gem Naß getränket,
Dem Erd' auf Erde magre Koſt geſchenket,
Derweil dich Silber, Kupfer, Zinn, erheben:

Leb' im Vertraun, es werd' auf ew'ge Zeiten
So lang zum mindſten in der vierten Sphäre
Der blond' Apollo mag die Roſſe treiben,

Dein Name ſeinen Heldenruhm verbreiten,
Dein Vaterland genießen höchſter Ehre,
Dein weiſer Thatenſchreiber einzig bleiben.

Verſchiedne Sonette ſind in andre Silbenmaße überſetzt, z. B. das von Gandalin an Sancho auf die Melodie ‘Ich denke dein’. Das Geſpräch zwiſchen dem Pferde des Cid, Babieca, und Rocinante iſt in vierfüßige Anapäſte gebracht, und am Schluß die Art wie Tieck das Wortſpiel rocines und Rocinante giebt, durch ‘Knappe’ und ‘knapp’, benutzt. Tieck hat durch Freiheiten in der Sprache und unvollkommne Reime den redenden Perſonen gleichſam ihren eigenthümlichen Dialekt zu geben geſucht: eine zwar an ſich drollige Idee, wozu aber das Original keine Veranlaßung giebt. Ich habe folgende Ueberſetzung verſucht:

Geſpräch zwiſchen Babieca und Rocinante.

B. Wie ſeid ihr, Rocinante, ſchmal gemeßen!
R. Man frißt ja nichts, und muß ſich immer plagen.
B. Wie ſtehts mit Hafer und des Strohes Lagen?
R. Nicht einen Bißen läßt mein Herr mich eßen.

B. Ei, Freund, ihr ſeid unartig und vermeßen,
Mit Eſelszunge nach dem Herrn zu ſchlagen.
R. Er bleibt ein Eſel, war's ſeit jungen Tagen;
Er iſt verliebt, nun könnt ihr ſelbſt ermeßen.

B. Iſt Lieben Thorheit? R. Doch gewiß nicht weiſe.
B. Ihr ſeid ein Philoſoph. R. Das kommt vom Faſten.
B. Beklagt euch denn bei eures Ritters Knappen.

R. Was hilft mir's, daß ich meine Noth beweiſe,
Wenn Herr und Diener unter gleichen Laſten
In die Rappuſe gehn mit ihrem Rappen?

Sehr fehlerhaft iſt in das Gedicht der Oriana ganz fremde Ritter-Mythologie vom Sacripant hineingebracht, da in dieſen Gedichten Alles bis auf die feinſten Nüancen beziehungsvoll auf die Ritterbücher iſt, worin die redenden Perſonen vorkommen. Man müßte dieſe genau kennen, um allen Witz darin zu fühlen; indeſſen läßt ſich auch ohne das einſehen, daß ſie zu den meiſterhafteſten Sonetten der feineren burlesken Art gehören, die es giebt. Mit einem ſolchen nicht zum Don Quixote gehörigen Sonette weiß ſich Cervantes im Viage ſo viel, als mit irgend einem großen Werke.

Unter den Liedern iſt das vom Antonio noch am beſten gerathen, es hat durch das dem Original nähere Silbenmaß einen Vorzug vor Tiecks Ueberſetzung, die ich deshalb ſchon in der A. L. Z. getadelt. Doch iſt die Vertauſchung von Olalla mit dem griechiſchen Namen Lalage unſchicklich, daß in der ſechsten Strophe 'dem Endzweck ein Ziel bevorſteht',

ein gar übler Pleonaſmus, und in der fünften iſt die Anſpielung llamado und escogido auf den Spruch 'Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählet', ein feiner Zug, da ein Geiſtlicher das Lied gedichtet haben ſoll, nicht gegeben. Die eignen Verſe des Don Quixote auf die Dulcinea hat Tieck weit genauer und beßer. Das Drollige liegt im Original beſonders darin, daß Quixote immer zum Reimworte gebraucht, und dazu unedle Wörter herbeigeholt ſind, und dann daß der Zuſatz del Toboso, der dem Ritter unentbehrlich ſchien, über das feſtgeſetzte und bekannte Maß der Copla real überfließt; daß erſte iſt von Herrn S. ganz aus der Acht gelaßen, das zweite durch die zweckwidrige Verkürzung der Strophe verloren gegangen. In dem Liede des Cardenio Th. II. S. 73. lautet die letzte Strophe ſo:

Was reißt mich denn aus meiner Noth?
nur der Tod.
Und wem gewährt die Liebe Gewinn?
dem Leichtſinn.
Und wo iſt Troſt für ihre Qual?
im Narr'nſpital.
Dann ſind für meine Leidenſchaft
Verloren alle Mittel,
Weil nichts mir Hülf' und Rettung ſchafft,
Als Leichtſinn, Tod und Spittel.

Der luſtige Gang der Verſe macht ſich vortrefflich zu der tiefen Melancholie, überhaupt ſcheint das Lied eher von dem Orte herzukommen, wo es Herr S. durch den Schluß hinbringen möchte. Und dieß ſollten Verſe ſein, denen man es anhörte, daß ſie nicht von einem bäuriſchen Hirten, ſondern einem gebildeten Hofmanne herkämen! Man vergleiche nur:

Was kann lindern meine Noth?
Nur der Tod.
Und was ſchafft der Liebe Gut?
Wankelmuth.
Was macht ihrer Uebel frei?
Raſerei.
So ſeh' ich, nicht weiſe ſei,
Meine Neigung wollen heilen,
Da nur Hülfe kann ertheilen
Tod, Wankelmuth, Raſerei.

Oder man vergleiche vielmehr das Original, da ich nicht behaupten mag, daß es in meiner Ueberſetzung nicht an edler Zartheit eingebüßt habe.

Den Gipfel von Hrn. S.s Ueberſetzerkünſten findet man aber nach allem Bisherigen in der Cancion desesperada, dem erhabnen Sterbegeſange des Chryſoſtomo, den er (horresco referens) in das luſtige Romanzen-Silbenmaß:

Wie ſelig wer ſein Liebchen hat,
Wie ſelig lebt der Mann!

übertragen hat. Die Drohung an die Geliebte wird hier gegen den Leſer gewandt:

Vom ſchrecklichen Gedicht
Soll — mir zur Lind'rung, dir zur Qual —
Beim dumpfer Leier Ton
Das Ohr dir gällen dieſesmal,
Zu rächen deinen Hohn.

Wenn der Dichter alle Naturlaute des Schmerzes zu einer Symphonie der tiefſten Seelenleiden zuſammenruft, und die Schilderung eines jeden in dumpfen, doch ſtarken Tönen ſich aus einem Verſe in den andern hinüberſchleift, ſo findet man hier lauter ſpringende kurze Sätze, und den Ausdruck in einem kurzen Auszuge:

Leiht eur Geheul, ihr Wölfe, mir,
Dein Brüllen, großer Leu,
Dein Stöhnen, du erſchlagner Stier,
Ihr Raben eur Geſchrei u. ſ. w.

Hier zu Lande möchte ein todtgeſchlagner Stier wohl nicht mehr ſtöhnen: doch vielleicht muß man in Spanien geweſen ſein, um dieſe Erfahrung gemacht zu haben. Im Original:

Del ya vencido toro el implacable
Bramido,

iſt der Ausdruck ganz des Bildes würdig, das durch die ihm zum Grunde liegende Anſchauung der Stiergefechte ſo unmittelbar und ſo groß wird. Wo ein ſchönes Grauſen durch das Gedicht zieht, iſt es in nordiſches Spuk- und Geſpenſter-Weſen verwandelt, z. B. ‘Leiht, fletſchender Verdammten Heer, Eur Zähngeklapper mir’; ‘des Leichhuhns Klaggeſchrei’; dann ‘die Unke’, ‘die Drude’. So ſehr ich meinen Leſer vorzubereiten geſucht habe, ſo fürchte ich doch, ihn durch das ‘helle Poſthorn der Fama’ und den ‘Brummbaß des Cerberus’ noch zu ſehr außer Faßung zu bringen. Ja es ſteht wirklich da: das helle Poſthorn der Fama und der Brummbaß des Cerberus. Möge denn jenes die Bemühungen unſers Ueberſetzers verkündigen, und dieſer den neuen Orpheus bewillkommen!

Freilich kann man ſich nicht wundern, daß die Cancion desesperada ſo ausgefallen iſt, wenn man S. 474. erfährt, daß Herr S. ſie für ‘tragikomiſchen verliebten Unſinn’ nimmt. Ein Gedicht, das den Scharfſinn der gegen ſich ſelbſt wüthenden Verzweiflung mit dieſer zerreißenden Wahrheit darſtellt! *)

---

*) Es ſei mir erlaubt, hier im Vorbeigehn den Kennern meine Vermuthung vorzulegen, daß Cervantes dieſe Canzone, wie auch

In ſeiner Traveſtierung iſt es noch mehr als tragikomiſch, es iſt völlig burleſk und zwar von der abgeſchmackten Art geworden. Zwar iſt er nachher in ſich gegangen, und hat außer obiger Ueberſetzung, die im Texte ſteht, noch eine zweite verfertigt. ‘Wie ich das Verzweiflungslied des Schäfers Chryſoſtomo überſetzte’, ſagt er S. 474., ‘wählte ich zuerſt reimfreie Verſe. Hernach glaubte ich, den Romanzenton vorziehen zu müßen. Jetzt däucht mich aber, daß ich am beſten gethan hätte, die ſechzehnzeiligen Stanzen des Originals beizubehalten.’ Eine recht gute pſychologiſche Schilderung von dem Gemüthszuſtande eines ſolchen Ueberſetzers! Ich will nicht unterſuchen, wie viel Antheil Tiecks Beiſpiel und mein Urtheil darüber an dieſer Sinnesänderung haben mögen: denn in der That wir könnten uns auf unſer Werk nicht viel einbilden. Die zweite Ueberſetzung iſt zwar etwas weniger ſchlecht, aber immer noch dürftig, kümmerlich und platt genug. Z. B.

Verachtung tödtet. Argwohn (ſei er nun
Gegründet, oder nicht) drückt die Geduld darnieder.
Weit ſchneller noch ereilt uns das Gefieder

---

die Begräbnißfeier des Chryſoſtomo, und die Rede der Marcella urſprünglich für den zweiten Theil der Galatea beſtimmt hatte, und da er die Vollendung dieſes Gedichtes immer weiter hinausſchob, ſie für den Don Quixote benutzte. Schon im erſten Theil der Galatea bemerkt man, daß gegen das Ende desſelben der Wechſel von Freude und Schmerz, von Tod und Leben (wie in den Exequien und dem gleich darauf folgenden ruhmathmenden Geſange der Kalliope) raſcher und entſchiedner wird; es läßt ſich alſo aus der ganzen Anlage des Werkes ſchließen, daß dieſe Gegenſätze im zweiten Theile noch höher würden geſtiegen ſein, und da wären folglich Stücke von dieſem ſtrengen und tragiſchen Stil durchaus erforderlich geweſen.

Am Pfeil der Eiferſucht; und nichts kann weher thun,
Als lange Trennung.

Auch die nordiſchen Bilder, das Leichhuhn, die Unke, das Zähngeklapper u. ſ. w. kommen wieder, und in der Unterwelt gar die Gnomen:

Du, Höllenwächter mit drei Rachen, belle
Mit allen tauſend Gnomen aus der Hölle
Den Contrapunkt.

Im Spaniſchen ſteht zwar el doloroso contrapunto; aber weiß Herr S. nicht, daß die in die Poeſie aufgenommenen techniſchen Wörter in jeder Sprache verſchieden ſind? Der Contrapunkt iſt hier faſt eben ſo burleſk, als oben der Brummbaß; der ſpaniſche Ausdruck konnte ſehr gut durch ‘die klagenden Akkorde’ gegeben werden. Der Schluß krönt das Werk:

An dieſem Trauerzug
Hat ein Verliebter, der, von Schmach gekränket,
Sich ſelbſt erhenket, (däucht mich) wohl genug.

Mit der Nachbildung des Silbenmaßes iſt es nichts Ganzes noch Halbes, weil Herr S. das Geſetz, immer männliche und weibliche Reime und zwar nur zwei verſchiedne alternieren zu laßen, nicht hat aufgeben wollen. Er verräth ſeine Unwißenheit in dieſer Materie, wenn er bei Erklärung der ſpaniſchen Strophe, die beiden Tercetts, womit ſie anfängt, Coplas, und die darauf folgenden zehn Zeilen eine Decima nennt; Namen, die ganz andern Versarten gewidmet ſind. Auch iſt dieſe Strophe gar nicht ſo einzig und ſeltſam, wie er zu glauben ſcheint: der Anfang mit zwei Tercetts iſt der gewöhnlichſte bei einer Canzone, das Beſondre iſt hier nur, daß kein einziger kürzerer Vers von

ſieben Silben in der Strophe vorkommt, und dann der Schluß mit einem eingeſchalteten Reime, da der gewöhnliche in zwei auf einander folgenden Reimzeilen beſteht, welches beides ſich jedoch bei Dante und Petrarca findet. Herr S. meint S. 488., was er nicht nachgeahmt, 'verdiene nicht einheimiſch bei uns zu werden'. 'Er glaubt nicht, S. 486., 'daß es einem Deutſchen, der von dem Genius und von den wahren Schönheiten ſeiner Mutterſprache und ihrer Dichtung einen richtigen Begriff hat, einfallen könne, ein langes Gedicht, wie dieſes, in lauter elfſilbigen Verſen mit weiblichen Endungen zu überſetzen.' Da nun meinem Freunde Tieck und mir allerdings dieſes und noch viel ärgere Dinge einfallen, ſo wißen wir, zu welcher Klaſſe von Deutſchen wir gehören. Er belehrt uns, die Spanier und Italiäner müßten ſich in Anſehung der Silbenmaße 'behelfen', und erklärt ſomit die mit einer faſt untrüglichen Feinheit des Ohres vorgenommene Wahl des Beſten für Mangel und Beſchränkung. In jenen Sprachen ſeien lauter weibliche Reime hinter einander noch eher zu dulden, weil da in Wörtern von weiblicher Endung die letzte Silbe beſtimmt ausgeſprochen werde, im Deutſchen hingegen werde ſie halb verſchluckt. Dieß letzte Faktum iſt mir nicht bekannt, wiewohl ich in Deutſchland geweſen bin; und noch weniger ſehe ich ein, wie der Schluß daraus folgen ſoll, denn alsdann gäbe es ja eigentlich gar keine weibliche Reime, ſie wären alle ſchon von ſelbſt männlich, und wir hätten nur nicht recht zugehört. Die weiblichen Reime der Italiäner und Spanier haben zwar vor den unſrigen die offnen und mannichfaltigen Vokale voraus, dagegen haben wir die Verſchiedenheit der Konſonanten, und wenn man mittelſt dieſer und des Hauptvokals die weiblichen Reime gehörig kontraſtiert,

ſo kann man ſie recht gut mit einander alternieren laßen; ja ich getraue mir, aus einleuchtenden Gründen darzuthun, daß beim Sonett, der Canzone und dem lyriſchen Gebrauch der Terzine und Oktave, die Ausſchließung der männlichen Reime durchaus mit zum großen Stil gehört. Die Spanier haben faſt eben ſo viel männliche Reime, wie wir, und gebrauchen ſie auch fleißig in ihren einheimiſchen Silbenmaßen; bei der Einführung der italiäniſchen haben Boſcan und Garcilaſo ſie noch dann und wann gebraucht, nachher ſind ſie völlig ausgeſchloßen worden. S. 487. 'Eben ſo wenig möchte es wohl einem deutſchen Ohr gefallen, in einem gereimten Gedichte im Anfange jeder Stanze drei Zeilen nach einander ohne Reim zu hören, und erſt warten zu müßen, bis die Reime wie einzelne Soldaten aus einem Defilee einer nach dem andern zum Vorſchein kämen.' Herrn S.s alberner Spott trifft hier gar nicht die Nachbildner, ſondern die Erfinder, die Provenzalen und Italiäner, die großen metriſchen Künſtler unter den Neueren. Der rohe ungeübte Sinn wird den ſo ſchon ſtarken Reiz des Reimes auf die ſtärkſte Weiſe verlangen, und alſo iſt unmittelbare Folge, und zwar mit kurzen Verſen, die Naturform des Reimens. Je feiner hingegen das Gehör ausgebildet wird, deſto weiter dürfen auch die Verſchränkungen der Reime gehen; die Italiäner und Spanier trennen die Reime nicht ſelten durch fünf bis ſechs Zeilen mit verſchiednen Reimen. Wie muß Herrn S. dabei zu Muthe werden, da ihm ſchon bei dreien das Hören vergeht! — Die Franzoſen mögen bei ihren ſchlechten und wenig ſonoren Reimen allerdings Urſache haben, das Alternieren auf zwei, und zwar dabei den Wechſel der männlichen und weiblichen Reime feſtzuſetzen, um ſie durch den Gegenſatz hörbarer zu machen.

Unſrer Sprache ſind dieſe Beſchränkungen durch die Nachahmung der Franzoſen erſt aufgedrungen (die Minneſinger entfernen die Reime oft eben ſo weit, wie die Provenzalen, und machen auch keinen Unterſchied zwiſchen männlichen und weiblichen) und hoffentlich wird von allen ſolchen metriſchen Vorurtheilen in einigen Jahren nicht mehr die Rede ſein.

Das unerhörte Wageſtück mit drei verſchiednen Reimen nach einander hat übrigens ſchon im vorigen Jahrhundert Harsdörfer in ſeiner Ueberſetzung der Diana des Gil Polo glücklich beſtanden, in welcher er überhaupt ſchon zum Theil auf dem richtigeren, ſeitdem verlaßnen Wege iſt, was die Nachbildung der ſpaniſchen Gedichte betrifft. Der wackre Mann äußert ſich darüber folgendermaßen, und ich kann ſeine Belehrung auf Herrn S. anwenden und dieſen damit entlaßen: ‘Mir zweiffelt nicht, es werden dem Leſer etliche Gedichte Spaniſch vorkommen, weil dergleichen zuvor noch nicht geteutſchet. Er geruhe aber zu bedenken, daß ſolche aus der Spaniſchen Sprache gedolmetſchet, und die Reimarten, ſo viel nur ſein können, in den meiſten verblieben.’

Abfertigung eines unwißenden Recenſenten der ſchlegelſchen Ueberſetzung des Shakſpeare.

1800.

Da ich vorhin die belletriſtiſche Zeitung erwähnt habe, ſo will ich meinen Leſern ein Beiſpiel geben, wie viel ein Schriftſteller, der bei einem ſchwierigen Unternehmen redlich nach Vollendung ſtrebt, ſich bei unſern ſogenannten Kritikern Raths erholen kann. Im Jahr 1797. erſchien das Erſte von meiner Ueberſetzung des Shakſpeare, ſechs Bände ſind nunmehr heraus, und noch ſehe ich einer gründlichen

Beurtheilung vergeblich entgegen. Ein Recenſent in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung (1797. Nr. 347. und 348.) glaubt mir mit ſeinem oberflächlichen Lobe mehr als Genüge geleiſtet zu haben. (Intell. Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 57. S. 477.) Er irrt ſich: mir iſt es um die Sache zu thun, und über dieſe enthielt ſeine Recenſion nichts von Bedeutung, außer etwas aus einem Aufſatze von mir Abgeſchriebenes. Ein wackrer Mann in der Oberdeutſchen Litteratur-Zeitung (vom 23. Auguſt 1799.) zeigt viel guten Willen meine Bemühungen anzuerkennen, allein das Schickſal hat ihm ein Exemplar des engliſchen Shakſpeare verſagt, vermuthlich iſt auch in der Provinz, worin er lebt, überhaupt keines vorhanden; er ſagt daher mit lobenswürdiger Ehrlichkeit: 'So viel ſich Rec. aus ehemaliger Lektüre des engliſchen Originals erinnert, hat Herr Schlegel die Poeſie des Dichters' u. ſ. w. Ein Recenſent endlich in der Belletriſtiſchen Zeitung (11. und 12. St.) nimmt die Miene an, als wollte er wirklich auf die Sache gründlich eingehen, lobt mich mit majeſtätiſcher Unparteilichkeit, und tadelt mich hierauf mit vollkommner Gemüthsruhe. Freilich trifft der Tadel mehr den Shakſpeare, als mich: es läuft auf die ſchon ſo oft widerlegten Behauptungen hinaus, Shakſpeare habe doch in einer ſehr rohen und ungeſitteten Zeit gelebt, und ſei leider ſehr inkorrekt, beſonders habe er viel falſchen Witz; man müße ihn alſo würdiger machen in einem ſo überaus feingeſponnenen und vortrefflichen Zeitalter, wie das unſrige, zu erſcheinen, und ihn ganz leiſe in die popeſche Mäßigung, Artigkeit und Glätte hinüberarbeiten. Wer nicht einſieht, daß Shakſpeare auch in Handhabung der Sprache und des Versbaues Popen ſo weit überlegen iſt, wie Alles dem Garnichts, daß alle die vermeinten Anſtöße und Abweichungen

bei jenem bedeutend und ausdrucksvoll ſind, und zum Weſen der Sache gehören: der verſteht noch gar nichts vom Shakſpeare, und ich darf ſagen, überhaupt nichts von der Poeſie. Wie ſollte dieß auch unſer Kritiker, da er eigentlich auf der Höhe jener Zeiten ſteht, wo man den höchſten Lobſpruch ertheilte, wenn man ſagte: der Mann ſchreibt ſeinen reinen und fließenden Vers. Er findet die meinigen holprig, nach der Vorausſetzung, daß beſtändig eine kurze Silbe mit einer langen wechſeln müße, welches fürs erſte ſtrenge genommen unmöglich iſt, und demnächſt äußerſt fehlerhaft ſein würde. Zur Nachbildung der alten Silbenmaße iſt der Rigoriſmus in Anſehung der Quantität durchaus erforderlich; in gereimten Verſen aber (und die reimfreien Jamben behalten völlig die Natur derſelben) iſt eigentlich gar nicht von Quantität die Rede, ſondern von accentuierten und nicht accentuierten Silben, und den Stellen, wo jene am vortheilhafteſten ſtehen. Ueberhaupt werden ſie ſehr uneigentlich Jamben genannt, man ſollte ſagen 'zehnſilbige Verſe mit männlichem Schluß, elfſilbige mit weiblichem' u. ſ. w. Da es gar ſtark die Abſicht iſt, im dramatiſchen Fach beſonders nach Shakſpeares Vorbilde, in andern Gattungen nach den Spaniern und Italiänern von der bisherigen ſeelenloſen Behandlung der ſogenannten Jamben immer mehr abzuweichen, und der Anſtoß, den dieß zwar nicht dem Gehör unbefangener Leſer, aber der kleinen Kenntniß der korrekten Kritiker geben wird, nur durch Wegräumung jener proſodiſchen Vorurtheile gehoben werden kann, ſo werde ich mich ſchon einmal zu dieſen bisher nur leicht berührten (Athen. B. II. S. 283. *) und

*) [S. den Brief an Tieck als Nachſchrift zu der Ueberſ. von Arioſt. Bd. IV. S. 129.]

B. III. S. 157.*)) Erörterungen entſchließen müßen, wenn ſonſt Niemand die trockne Mühe übernehmen will.

Doch dieß alles möchte dem Recenſenten noch ſo hingehen. Allein er beſchuldigt mich, an vielen Stellen den Sinn des Originals ganz verfehlt zu haben. Er will dieß durch Vergleichung mit dem engliſchen Text beweiſen; was er aber für den Text des Dichters hält, ſind die ſchlechten und längſt verworfnen Emendationen eines Rowe, Theobald, Pope, Warburton und Andrer. Er hat alſo gar keine Notiz davon, was ſeit mehr als fünfzehn Jahren für die Kritik des ſhakſpeareſchen Textes geſchehen iſt, denn ſonſt würde er, da er ſich den Kopf zerbricht, was ich nur mit meiner Ueberſetzung gewollt habe, unter andern Vermuthungen doch auf die Möglichkeit gerathen ſein, daß ich eine andre Leſeart vor Augen gehabt haben möchte. Welche philologiſche Unwißenheit dieß nun wieder vorausſetzt, und welche Unverſchämtheit, ſich demungeachtet an eine Beurtheilung zu wagen, leuchtet von ſelbſt ein. Zu völliger Ueberzeugung muß ich die Beiſpiele herſetzen. Aus der Rede des Baſtard Faulconbridge über ſeine Standeserhöhung:

Und wenn er Jürge heißt, nenn' ich ihn Peter:
Denn neugeſchaffner Rang vergißt die Namen,
Es iſt zu aufmerkſam und zu geſellig
Für die Verwandlung.

'Die letzten Zeilen', ſagt Rec., 'welche ſo wie ſie da ſtehen, ſchlechterdings keinen Sinn geben, können nur durch das Original Licht erhalten, wo die Stelle ſo heißt:

And if his name be George, I'll call him Peter;
For new made honour doth forget men's names:

---

*) [S. oben 'Matthiſſon, Voß und Schmidt'.]

Tis too respective and unsociable
For your conversing.

Das it im Anfange der dritten Zeile geht offenbar auf new-made honour in der vorhergehenden; und man kann natürlich nicht anders überſetzen als: Er (der neugeſchaffne Rang) iſt zu vornehm (respective) und ungeſellig (unsociable, zu hochmüthig), um mit euch zu reden (for your conversing). Wir wollen gern zugeben, daß in den angeführten Zeilen Druckfehler ſtehen geblieben ſind, und daß ſtatt ‘es’ ‘er’, und ſtatt ‘zu geſellig’ ‘ungeſellig’ geleſen werden muß. Aber dadurch iſt der Stelle bei weitem nicht geholfen; denn was ſoll ‘aufmerkſam’ in dieſer Verbindung heißen? Und was heißt ‘für die Verwandlung’? Vermuthlich hat Herr Schl. conversing mit converting oder conversion verwechſelt; aber wie er etwas, das doch offenbar keinen Sinn giebt, hinſchreiben konnte, ohne auf den begangenen Fehler aufmerkſam zu werden, das begreift Rec. um ſo weniger, da die Stelle gar keine Schwierigkeit hat und von Herrn Eſchenburg ſchon richtig überſetzt worden war.’ In der maloneſchen Ausgabe (die freilich noch nicht erſchienen war, als Herr Eſchenburg zum erſten Male ſeine Ueberſetzung herausgab) lieſt man:

Tis too respective and too sociable
For your conversion.

Die undurchdringliche Dunkelheit, worüber unſer Philologe klagt, beruht auf einer Auslaßung, die ſich von ſelbſt verſteht: ‘Es iſt zu aufmerkſam und zu geſellig’, nämlich die Namen zu behalten, ‘Für die Verwandlung’, natürlich eines geringen Mannes in einen vornehmen. Das your iſt humoriſtiſch zu nehmen, wie es oft vorkommt: Für ſo eine Verwandlung. Die untergeſchobne Lesart verdirbt und ver-

wirrt Alles, und respective muß nach derſelben etwas heißen, was es gar nicht bedeuten kann. — Ferner: 'Eben ſo wenig möchte (Th. V. S. 84.) für die Worte (Huberts in der Scene mit Arthur):

— Nun du thöricht Waßer,
Du treibſt die unbarmherz'ge Marter aus!

der deutſche Leſer eine befriedigende Auskunft zu finden im Stande ſein. — —

How now foolish rheum,
Turning dispiteous nature out of door!

'Was wollt ihr, alberne Thränen, die mich um meine ganze Standhaftigkeit bringen?' 'Was ſoll nun die 'unbarmherzge Marter'? Wir würden vielleicht glauben, daß 'Marter' durch einen Druckfehler für 'Natur' ſtehe, wenn nicht das Silbenmaß dem widerſpräche; aber ſelbſt dann würde die Stelle wenig gewinnen.' Das wahre Original lautet hier:

Turning dispiteous torture out of door!

Torture und im Deutſchen 'Marter' iſt aktiv genommen, für 'das Martern, der Vorſatz zu martern'. Die vermeintliche Verbeßerung nature iſt ſehr gezwungen und unſchicklich: die Natur im Menſchen iſt an ſich niemals unbarmherzig. — S. 40. ſteht 'eine höhre Macht als wir', ſtatt 'ihr', than ye; vermuthlich ein Druckfehler!' Die Vermuthung eines Druckfehlers, womit der Rec. ſeine chriſtliche Liebe ſo häufig bemüht, daß wenn ſie gegründet wäre, meine Ueberſetzung ſchon allein dadurch unlesbar würde, findet gar nicht Statt; in Malones Ausgabe ſteht deutlich genug: A greater power than we.

Mit ſolchen Beiſpielen glaubt der Rec. hinreichend gezeigt zu haben, daß ich noch gar Manches zu verbeßern und zu berichtigen übrig gelaßen, und nicht einmal die Arbeiten meiner Vorgänger überall verglichen und benutzt habe. Er könne ſie leicht noch beträchtlich vermehren; das glaube ich in der That! Ich fordre ihn auf, ſein Verſprechen zu halten, und mir wirklich eine beträchtliche Anzahl ſo grober Verſtöße gegen den Sinn des wahren Originals aufzuweiſen. Er wird aber wohl thun, ſich zuvor eine gehörige Ausgabe des Shakſpeare zu verſchaffen, und ſich um das Verſtändniß desſelben fleißig zu bemühen, auch auf die kritiſche Geſchichte des Textes ein wenig Rückſicht zu nehmen: denn ich benachrichtige ihn, daß ich zuweilen Leſearten folge, die nicht im Texte ſtehen, weil Malone meines Bedünkens die unnützen Konjekturen immer noch nicht genug herausgeworfen hat, ſo wie er auch in ſeinen eignen ſehr unglücklich iſt. Unternimmt der Rec. aber bei gleicher Unwißenheit wieder den Kritiker zu ſpielen, ſo verdient er billig, daß ihm zum Andenken für ihn ſelbſt und zur Warnung für ſo viele ſeines Gelichters, die belletriſtiſchen Ohren ohne Umſtände auf den Tiſch genagelt werden.

Ich bin ſonſt nicht gewohnt, meine Arbeiten gegen ſchiefe Urtheile zu rechtfertigen: allein da unter den zahlreichen Leſern, die mir bei der Ueberſetzung des Shakſpeare ihr Zutrauen geſchenkt haben, doch einige, die das Original nicht ſelbſt ſtudiert haben, ſich durch die Dreiſtigkeit jener Behauptungen möchten irre machen laßen, ſo war ich ihnen dieſe Berichtigung ſchuldig. Uebrigens kann nicht leicht jemand ſtärker fühlen als ich, wie viel auch bei der fleißigſten Uebertragung verloren geht, und es bedarf für mich keiner fremden Erinnerung, um unabläßig auf die Vervollkommnung

meiner Arbeit bedacht zu ſein. Soll aber die Kritik für die poetiſche Ueberſetzungskunſt wahren Nutzen ſtiften, ſo glaube ich, muß es hier als Grundſatz feſtgeſtellt werden, was auf andre Geiſteswerke nicht anwendbar iſt: nämlich daß der Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu beweiſen hat, es beßer zu machen. Denn die Aufgabe des poetiſchen Ueberſetzers iſt eine ganz beſtimmte, und zwar eine ſolche, die ins Unendliche hin nur durch Annäherung gelöſt werden kann, weil er mit ganz verſchiednen Werkzeugen dasſelbe ausrichten ſoll. Da heißt es alſo mit Recht:

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Recenſion von Bernhardis Sprachlehre. 1803.

Sprachlehre von A. F. Bernhardi. 2 Theile. Berlin. 1801. 1803.

Es hat in neuerer Zeit nicht an Verſuchen gefehlt, eine allgemeine philoſophiſche Sprachlehre aufzuſtellen. Allein ſo lange der Begriff der Philoſophie ſich in den der Seelen=beobachtung aufgelöſt hatte, konnte nichts weiter geleiſtet werden, als daß man in den Erſcheinungen ſoviel möglich das überall ſich wiederfindende Gemeinſchaftliche aufſuchte und aus natürlichen Verknüpfungen erklärte. Man konnte ſich um ſo eher hiebei befriedigen, da das, was urſprünglich im Menſchen liegt, nur unter äußerlichen Bedingungen zum Vorſchein kommt; man ſchmeichelt ſich, bis zu den erſten Gründen einer Handlungsweiſe hindurchgedrungen zu ſein, wenn man nur den nächſten Anlaß der Entwicklung hatte. Von dieſem Standpunkte aus beantwortete man auch mei=ſtens die Frage über den Urſprung der Sprache, die man als einen Abſchnitt der ſogenannten Geſchichte der Menſch=heit, theils aus der Batrachtung wirklicher Sprachen, theils aus den Nachrichten der Reiſebeſchreiber von wilden Völkern aufzuklären ſuchte. Die vielen Schriften darüber beweiſen, wie ſolche nirgends an einen feſten Punkt angeknüpfte Un=terſuchungen immer von mannichfaltigen Mißverſtändniſſen getrübt bleiben müßen, und ſich endlos hin und her ſchieben laßen. Es kommt nicht darauf an, zu zeigen, daß etwas

ſich hier oder da habe zutragen können, ſondern daß es allezeit nothwendig ſo habe erfolgen müßen. Nur das letzte, in Bezug auf die Sprache dargethan, verdient den Namen einer philoſophiſchen Sprachlehre, aus welcher dann entſcheidende Reſultate für die Grammatik beſondrer Sprachen und für den grammatiſchen Theil der Poetik und Rhetorik entlehnt werden können.

Unſtreitig iſt das vorliegende Werk das erſte in ſeiner Art, welches den Bau der Sprache aus dem in einer höhern Wißenſchaft erwieſenen Organiſmus der menſchlichen Geiſtesverrichtungen geſetzmäßig ableitet, und ſich an den Idealismus anknüpft. Freilich befindet ſich der Sprachlehrer auf dem Gebiet des empiriſchen Bewußtſeins, und darf alſo Verſtand und Einbildungskraft, ja auch die Organiſation mit den Sprachwerkzeugen als ein Gegebnes vorausſetzen. Dieß hindert aber keinesweges die ſtäte Beziehung auf das Urſprüngliche, auf die höchſte Idee, welche denn keine andre iſt, als die Einheit des Subjektiven und Objektiven, A = A. Der Verfaßer erklärt ſich ausdrücklich gegen die Mißdeutung, als ob er auf pſychologiſche Erklärungsarten fuße, wo er genöthigt iſt, die äußern Bedingungen des Fortgangs der Sprache anzugeben, bei deſſen hiſtoriſcher Darſtellung dasjenige als allmählich entſtanden und hinzugekommen geſchildert werden muß, was ſich vielmehr aus dem erſten, Alles, aber unentwickelt in ſich faßenden Keime nur abgeſondert hat. In dem ganzen Buche iſt der Gedanke in das hellſte Licht geſtellt, daß der erſte als Sprachäußerung hervorgebrachte Laut ſchon jene höchſte Einheit (freilich in dunkler Ahndung) verkündigte, welche ſich dann in die verſchiednen Redetheile ſpaltete, um durch die Verbindung derſelben unter ſich und zum Satze, endlich in poetiſchen und wißenſchaft-

lichen Ganzen in immer höheren Potenzen ſich wieder herzuſtellen.

'Die Sprache', ſagt der Verfaßer, 'iſt Allegorie des Menſchen und ſeiner Natur, eine ſinnliche Konſtruktion ſeines Weſens, und den Geſetzen desſelben, eben ſo gut wie jede andre Aeußerung, unterworfen. Demnach muß die gebildetſte Sprache, eben in dem höchſten Punkte ihrer Bildung und um desſelben willen, freier und ſchöner zu ihrem Urſprunge zurücklaufen, weil der Menſch ja in allem ſeinen Thun und Treiben nichts als eine Kraft iſt, welche, nur mit Verſchiedenheit der äußern Bedingungen, ewig in ſich zurückkehrt.' Der Gang, welchen er gewählt, um dieſe umfaßende Anſicht durchzuführen, iſt folgender.

In dem erſten Buche wird nach allgemeinen Vorerinnerungen die Nothwendigkeit der Sprache aus der Forderung der Vernunft, Gemeinſchaft zwiſchen vernünftigen Weſen zu ſtiften, dann der Vorzug des artikulierten Lautes vor den übrigen möglichen Mitteln, und ſeine Zulänglichkeit für das ganze Gebiet der aus äußerm und innerm Sinn entſprungenen Vorſtellungen und vom Verſtande gebildeten Begriffe, vermöge der ununterbrochnen Verkettung der Aehnlichkeiten, dargethan, und die Aufgabe der geſammten Sprachlehre vorgelegt. Das zweite Buch leitet die Redetheile und ihre Verhältniſſe und Biegungen vollſtändig und in philoſophiſcher Ordnung ab: nämlich zuerſt das Subſtantiv und Attributiv, unter dieſem das Participium, hierauf die Copula oder das Zeitwort 'ſein', welches die übrigen Zeitwörter, mit einem auf Wirkungen ſich beziehenden Attributiv, d. i. Participium, vereinigt in ſich enthalten; endlich das Pronomen oder die Kategorien der Sprachdarſtellung, das Adverbium und die Präpoſition. Die Conjunction iſt mit Recht

bis zum folgenden Buche verſchoben. Ueberall findet man hier viel Eigenthümliches und Neues, wenn auch Manches, was eben die Spitzen der grammatiſchen Dialektik berührt, noch auf andere Weiſe ſollte gefaßt werden können. Eine beinah geometriſche Conſtruction iſt die der Verbalzeiten, die beſonders auf das Weſen der Aoriſten ein großes Licht wirft. Den Schluß macht die Betrachtung der Verwandtſchaft aller Wortarten und ihres Strebens ineinander überzugehen. Das dritte Buch beſchäftigt ſich mit dem Satz und der Zuſammenfügung von Sätzen, welche nur Erweiterung des einfachen Satzes, ſo wie dieſer des einzelnen Hauptwortes iſt. Hiemit endigt der erſte Theil und die reine Sprachlehre; der zweite Theil enthält die angewandte.

Schon innerhalb dieſer Gränzen angeſehen, als Mittel der gewöhnlichen Verſtändigung, iſt die Sprache ein Kunſtwerk, welches den innern Organiſmus ausdrückt. Dieß wird aber durch den beſtändigen ſorgloſen Gebrauch im Dienſte des bloßen Bedürfniſſes verdunkelt, die Sprache verwildert gewiſſermaßen, und ſo tritt die Anforderung ein, durch abſichtliche Bearbeitung die geſetzmäßige Thätigkeit, die ihr urſprünglich zum Grunde liegt, in größeren Ganzen deutlicher und reiner auszuprägen. Da nun die natürliche Sprache wegen der gemeinſchaftlichen und gemiſchten Wirkſamkeit der Einbildungskraft und des Verſtandes, woraus ſie zunächſt entſtanden, einen ſchwebenden und zweideutigen Charakter haben muß, indem dieſelben Zeichen Bild oder Begriff bedeuten können, ſo geht die künſtlich gebildete nothwendig in entgegengeſetzten Richtungen auseinander, je nachdem die eine oder die andre jener Kräfte zur herrſchenden erhoben wird. Demzufolge betrachten die beiden nächſten, das vierte und fünfte Buch, die Sprache als Organ der Poeſie und

der Wißenſchaft. Im vierten wird vom poetiſchen Stil gehandelt, die möglichen Figuren werden aufgezählt, und nach ihrem Gehalt geſchätzt. Eine ſehr glückliche grammatiſche Formel bezeichnet als das Princip derſelben das nomen proprium, auf welches die poetiſche Diktion eine durchgängige Richtung hat, indem ſie anſchauliche Darſtellung des Individuellen beabſichtet. Bedeutende Aufſchlüße über das Weſen der Poeſie und den ihr inwohnenden Idealiſmus gewährt vorzüglich die Unterſuchung über die Metapher als eine Gleichſetzung verſchiedner Bilderſphären. ‘Betrachten wir die Sprache als Spiegel und Bild von uns ſelbſt, ſo liegt der Gedanke ſehr nahe, daß es nur eine ſcheinbare Trennung ſei, wenn wir die Welt in die ſinnliche und unſinnliche zerſchneiden, ſondern daß die eine die andre nur reflektiere, und daß ein geheimes Band zwiſchen beiden ſei, welches die Sprache durch die Metapher ausdrückt, und nach deſſen Entdeckung die Philoſophie von jeher ſtrebte, ohne es jedoch als ſeit Kurzem aufzufinden.’ —

Im fünften Buche werden die Figuren der wißenſchaftlichen Schreibart als den poetiſchen gegenüberſtehend aus dem entgegengeſetzten Princip abgeleitet, daß nämlich der Verſtand das Zahlähnliche, ein Minus von Realität in der Bezeichnung, ſucht, welches gleichfalls mit einer grammatiſchen Formel eine Richtung auf das nomen appellativum genannt werden kann. Bei der Ueberſicht des Syſtems der Künſte im vorigen, und des damit ſymmetriſchen der Wißenſchaften in dieſem Buche wird man dem Verfaßer gern über den grammatiſchen Geſichtspunkt hinaus folgen, zu welchem die Syntheſis des wißenſchaftlichen und künſtleriſchen Vortrags im philoſophiſchen Dialog, im hiſtoriſchen und rhetoriſchen Stil, und in den Mittelgattungen der Poeſie und Proſa zurückkehrt.

Für das ſechſte Buch iſt die Betrachtung der Sprache, in ſo fern ſie reiner Ton und Näherung an die Muſik iſt, aufgeſpart. Die gröſte Aufmerkſamkeit der Sprachforſcher verdienen die ſcharfſinnigen Unterſuchungen über das Grundalphabet, über die Natur der Vokale und Konſonanten und die begleitenden Hauche, über ihre Verwandtſchaft, Uebergänge und mögliche Verſchiedenheiten und Verbindungen. So viel ich weiß, iſt noch nie etwas Aehnliches verſucht worden, nur finden ſich Andeutungen dazu in den alphabetiſchen Formen mancher Sprachen und den Lehren alter Grammatiker. Sinnreich und auf die höchſte Anſicht hinweiſend iſt die Bemerkung, daß ſchon die einfache Silbe Abbild des Satzes ſei, in dem der Konſonant das Subſtantiv, der Vokal das Attributiv und der dem letzten inwohnende Hauch die Kopula vorſtellt, ſo daß von den Elementen an bis zu dem kunſtreichſten Ganzen derſelbe Bau und Sinn der Sprachverknüpfung, die Identität des Subjektiven und Objektiven hindurchgeht.

Von den einzeln Lauten wird der Uebergang zur Prosodie, zur Quantität und dem Accent, als den ſich entgegenſtehenden Principien der antiken und modernen Verskunſt, gefunden. Ueber dieſen Gegenſatz bin ich mit dem Verfaßer völlig einverſtanden, auch darüber, daß die Metrik eine nicht auf Erfahrung ruhende Geſetzmäßigkeit habe und haben müße. Unſtreitig waren ſowohl die griechiſchen Dichter, als die Stifter der romantiſcheu Poeſie im Beſitz eines ſolchen Syſtems, und es kommt bloß darauf an, ihre Praxis gehörig zu verſtehen, und es daraus zu entwickeln. Nur darin kann ich nicht einſtimmen, daß eine rhythmiſche Reihe nicht anders zur Einheit werden könne, als das einzelne Wort durch den Accent, welcher Eine Silbe hervorhebt, und

ihr die übrigen unterordnet. Ueberhaupt ſcheint mir die Kategorie der Urſächlichkeit, die Abhängigkeit der Folge vom Grunde, hier gar nicht anwendbar. Auf die Frage ‘wie wird aber dennoch eine rhythmiſche Reihe zur Einheit?’ antworte ich ‘auf eben die Art, wie ein mathematiſch beſtimmter Körper; durch Stätigkeit in der Zeit, welche der raumerfüllenden Kontinuität an dieſem, durch Gleichartigkeit der Receſſionen, welche der Maſſe, endlich durch wahrnehmbare Verhältniſſe der Dauer, welche der regelmäßigen Figur entſprechen.’ Der metriſche wie der muſikaliſche Rhythmus iſt das Bild der erfüllten Zeit, die Zahl iſt alſo das Princip beider; und wie in einer Reihe von Proportionalzahlen keine einen Vorrang vor der andern hat, alle aber in einer gemeinſchaftlichen Abhängigkeit ſtehen, die nicht unmittelbar an ihnen ausgedrückt iſt, ſo auch in den rhythmiſchen Reihen von Silben, Füßen und Verſen. Der Vers iſt für das Gehör und einzig für das Gehör, jede logiſche Beziehung würde die Reinheit der Anſchauung trüben: uud ſollte es ſich zeigen, daß die Modernen wirklich eine dergleichen aufgenommen, daß ihr Vers bloß das verlängerte immer noch proſaiſch accentuierte Wort ſei, ſo würde dieß, unbeſchadet dem Grundſatze, bloß ihren allgemeinen Hang zu unauflöslichen Miſchungen, ſtatt daß die antike Kunſt überall auf ſtrenge Sonderung und reine Gleichartigkeit gieng, auch hier offenbaren. Doch es iſt hier nicht der Ort, meine Anſichten zu begründen, vermöge deren ich nicht nur die Begriffe von Arſis und Theſis, vom Fuß, von der Cäſur u. ſ. w. anders faßen, ſondern auch die vornehmſten Silbenmaße der Alten zum Theil anders konſtruieren muß, als der Verfaßer gethan hat. Ganz einig mit ihm bin ich wieder über den Gegenſatz, welchen die neueren accentuierten Versarten mit

den alten bilden; nur würde ich ihn nicht in die entgegengeſetzte Richtung der Abhängigkeit bei den Alten vom Anfange her, bei den Neueren auf den Schluß ſetzen, ſondern darin, daß bei den letzten allerdings dieſe ſtattfindet, bei jenen aber gar keine dergleichen Unterordnung, ſondern alle Theile des Verſes in gleicher Dignität ſtehen.

Vortrefflich iſt die Nothwendigkeit des Reimes unter der Bedingung accentuierter Versarten dargethan, und ſeine wahre Stelle im grammatiſchen Gebiet ausgemittelt. Sehr ſcharfſinnig wird er, ſammt allem was ihm verwandt iſt, mit dem Wortſpiel zuſammengeſtellt und daher abgeleitet. Ich kann mich nicht enthalten, die Hauptſtelle über das letzte mitzutheilen, welche eine große Ausſicht ſowohl in das philoſophiſche als poetiſche Gebiet gewährt. S. 396. ‘Die Verknüpfung zweier Sprachſphären, welche gleichtönen, wobei aber eine beſtimmte Betrachtung der Bedeutung beider vorkommt, heißt ein Wortſpiel, und dieſes iſt die Fundamentalfigur aller übrigen muſikaliſchpoetiſchen Sprachfiguren. Das Wortſpiel iſt der Witz der Sprache, und an ſeiner Vortrefflichkeit kann nur der zweifeln, der überhaupt damit unbekannt iſt, was der Witz ſei und bedeute, und vielleicht den ärmlichen Begriff mit ſich herumträgt, daß er nur ein Zeitvertreib und die untergeordnete, unbedeutendere heitere Wahrheit ſei. Allein weit entfernt, dieſe geringe Gattung des Witzes für ſein Weſen zu halten, muß man vielmehr die Sache gradezu umkehren und das Weſen der Wahrheit darin ſetzen, daß ſie Witz ſei. Denn alle Wißenſchaft iſt Witz des Verſtandes, alle Kunſt Witz der Phantaſie, und jeder einzelne witzige Einfall wird nur dadurch zu einem ſolchen, daß er an den Witz der Wahrheit überhaupt erinnert. Damit man aber dieſe Stelle über den Witz nicht

etwa für witzelnd, ſondern weil ſie Wahrheit enthält, auch für witzig halte, ſo überlege man Folgendes. Die Wißenſchaft auf ihrem höchſten Standpunkte lehrt eine abſolute Einheit, eine unbedingte Identität Alles mit Allem. An dieſe ewige Konſonanz des Weltalls, an dieſe heterogene Homogenität, erinnert jede ernſte und heitere, jede erhabene und burleſke Stimmung; der Witz iſt der Blitz, welcher eine einzelne Stelle in dem großen Ganzen erleuchtet, und dieſe Identität im Einzelnen heraustreten läßt, und daher iſt ein jeder Witz, indem er an das Höchſte erinnert, erhaben. Je kleiner freilich die erleuchtete Stelle iſt, je flüchtiger und vorübergehender der Eindruck, und der geſellige Witz iſt mehrentheils nur ein Wetterleuchten, welches das Daſein einer Region anzeigt, in welcher ein Blitz möglich wäre. Der ächte und große Witz wohnt in der Wißenſchaft, in der Kunſt, und im Leben; da nun die Sprache das Organ von allem dieſem iſt, ſo ſieht man leicht ein, daß durch das Wortſpiel, wie es z. B. Shakſpeare gebraucht, oder Ariſtophanes, Andeutungen können hervorgebracht, Effekte erregt, Empfindungen angeſchlagen werden, die nur durch dieſes Medium möglich ſind, welche ſich, wie die Muſik, körperlich durch das Ohr in den Geiſt ergießen.'

Auf die Unterſuchung über Allitteration, Aſſonanz und Reim, folgt in gedrängter Kürze die Konſtruktion einiger von den vornehmſten gereimten Versarten, wie ſie ſeit Kurzem nach italiäniſchen und ſpaniſchen Vorbildern in unſere Sprache eingeführt worden ſind. Dieſen Abſchnitt mögen ſich die Kritiker, welchen dieſe unbegriffnen Neuerungen ſo ſehr verhaßt ſind, zu Nutzen machen, um ſich nicht fernerhin dabei zu proſtituieren. Die Lehre vom oratoriſchen Numerus macht den Beſchluß.

Bei aller Reichhaltigkeit des Werkes verſteht es ſich, daß der außerordentliche Umfang des Stoffes nicht das größte Detail verſtattete, daß die Ausführung oft nur ſummariſch ſein mußte. Indeſſen iſt der Anfang mit einer ſyſtematiſchen Behandlung der Sprachlehre gemacht, es kann auf dieſem Grund weiter fortgebaut werden. Der Verfaßer macht ſelbſt Hoffnung zu einer eignen Schrift über Buchſtaben, Silbe, Schrift u. ſ. w. Vor allem wird es heilſam ſein, den zahlloſen Haufen unerſprießlicher Aeſthetiken durch gründliche Werke über die poetiſche Technik, allgemein grammatiſch und mit philologiſcher Beziehung auf verſchiedne Sprachen zu verdrängen, damit die Unwißenheit der Leſer, der Dilettanten, der anmaßlichen Kenner und Kunſtrichter erfahre, daß die Poeſie eine Wißenſchaft iſt, und ehrerbietig des vorwitzigen Urtheilens ſich enthalten lerne. An die allgemeine Sprachlehre kann ſich die ſpecielle Grammatik für einzelne Sprachen mit großem Vortheile anſchließen. Ehe jene nach philoſophiſchen Principien aufgeſtellt iſt, bleibt für dieſe der Sprachgebrauch eine todte Gedächtnißſache. Iſt man hingegen über den geſetzmäßigen Organiſmus der Sprache überhaupt im Klaren, ſo können die hinzukommenden beſondern Beſtimmungen als das Individuelle hiſtoriſch begriffen und charakteriſiert werden. Bei den Meiſtern des Stils iſt das Gefühl für die Individualität ihrer Sprache ſehr rege, allein von Grammatikern iſt bis jetzt für die Charakteriſtik wenig geleiſtet worden. Die vergleichende Grammatik, eine Zuſammenſtellung der Sprachen nach ihren gemeinſchaftlichen und unterſcheidenden Zügen, würde dazu ungemein behülflich ſein. So müßte man das Griechiſche und Lateiniſche; die Sprachen deutſchen Stammes, das Deutſche, Däniſche, Schwediſche und Holländiſche; die neulateiniſchen mit

deutſchen und andern Einmiſchungen; das Provenzaliſche, Franzöſiſche, Italiäniſche, Spaniſche, Portugieſiſche; dann das in der Mitte liegende Engliſche; endlich wieder alle zuſammen als eine gemeinſchaftliche Sprachfamilie nach grammatiſchen Uebereinſtimmungen und Abweichungen und deren innerem Zuſammenhange vergleichen. Eben ſo die orientaliſchen erſt unter ſich, hernach mit den occidentaliſchen. Leichter iſt es zwar dieſen Plan zu entwerfen, als ihn auszuführen; doch würde ſolchergeſtalt die Philologie immer mehr zur Kunſt werden, und auch die Ausbildung der lebenden Sprachen kunſtmäßiger fortſchreiten können.

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Litteratur-Zeitung 1804...1808.

Vier Tragödien des Aeſchylos überſetzt von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Hamb. 1802.

In unſerm Vorrath von Ueberſetzungen alter Dichter giebt es noch ſo große Lücken, daß jeder Beitrag zu ihrer Ausfüllung, beſonders wenn er nicht bei den Außenwerken des klaſſiſchen Alterthums ſtehen bleibt, denen im Studium desſelben durch wiederholte Behandlungen eine verhältnißmäßig viel zu wichtige Stelle eingeräumt wird, ſondern eins der wenigen auf uns gekommenen urſprünglichen Denkmäler aus der großen Kunſtepoche betrifft, gewiß alle Aufmerkſamkeit verdient. Die franzöſiſchen Schriftſteller ſind weit rüſtiger in dieſem Fache; ſie können es auch ſein, da ihre Leſer um vieles begnüglicher ſind. Bei ihren oft erneuerten Ueberſetzungs-Verſuchen läuft, neben der ungefähren oberflächlichen Uebertragung des Sinnes, welche für hinreichend geachtet wird, Alles darauf hinaus, daß ſie ihre Proſa, nach den eben geltenden Begriffen der Sprachgenoßen von Zierlichkeit, ſorgfältiger aufputzen. Das Wort Nachbildung iſt auf ſolche Arbeiten gar nicht anwendbar, und vom Stil der alten Dichter kann nicht die Rede ſein. Es wird nun zwar hiebei ſtillſchweigend eine durchaus nichtige Hoffnung vorausgeſetzt, als ob ſich ihr Gehalt ohne die Form faßen ließe,

da beides in Werken, die auf ächt künſtleriſche Weiſe gebaut ſind, ſich gegenſeitig bedingt, und unzertrennlich bis zur Durchdringung eins iſt. Indeſſen liegt in der Auflöſung in Proſa, da der Leſer doch weiß, das Original ſei in Verſen abgefaßt, das Geſtändniß, daß nur ein unvollkommener Begriff des Werkes mitgetheilt werde, die Einbildungskraft wird alſo zu ſelbſtthätiger Ergänzung aufgefordert. Bei uns iſt es ziemlich allgemein anerkannt, daß man Verſe durch Verſe überſetzen müße, es wird nicht leicht mehr jemand mit einer proſaiſchen Dolmetſchung eines Dichters ins Feld rücken. Allein die hinzuzufügende Beſtimmung, daß es auch in dieſelben Versarten geſchehe, ſcheint uns faſt noch wichtiger, als der allgemeine Grundſatz ſelbſt: denn eben weil verſificierte Ueberſetzungen höhere Anſprüche machen, weil man bei ihnen nichts an der gewohnten poetiſchen Form vermißt, können ſie um ſo eher täuſchen und mißleiten, wenn ſie in Anſehung ſelbiger den Charakter ihrer Originale verfehlen. Es reicht aber nicht eine Verwandtſchaft und ungefähre Uebereinſtimmung der Versarten hin, vermöge deren ſie etwa denſelben Namen führen, wie unſere ſogenannten Jamben und die alten Trimeter, welche allerdings Jamben waren; ſondern die Versarten müßen wirklich und in der That dieſelben ſein. Um uns deutlich zu erklären, wie wir dieß meinen, wollen wir bemerken, daß die Hexameter, worein man bisher viele hexametriſche Gedichte überſetzt hat, noch nicht völlig einerlei Versart mit der alten dieſes Namens ſind, auch nach den in letzten Jahren erfolgten Annäherungen. Man hat bei der Einführung dieſes Silbenmaßes in unſere Sprache, und verſchiedener anderer nach deſſen Beiſpiel, mit einer äußerſt laxen auf lauter Mißverſtändniſſen beruhenden Nachahmung angefangen. Jetzt, da

wir die Grundſätze der alten Metrik beßer verſtehen, ſollte billig die Nachbildung eines bisher noch nicht verſuchten Silbenmaßes gleich mit unverminderter Strenge und Beibehaltung aller ſeiner Geſetze unternommen werden. Möglich iſt dieß in unſerer Sprache mit den hauptſächlichen Versarten, worin die griechiſchen Tragödien geſchrieben ſind: dem jambiſchen Trimeter, dem trochäiſchen Tetrameter, und den Anapäſten; ja auch von den choriſchen Strophen wagen wir es, einige Ausnahmen abgerechnet, wo man ſich denn ſo gut helfen muß, wie man kann, zu behaupten. Es ergeht demnach an eine Ueberſetzung des Aeſchylus oder Sophokles, welche einmal metriſch iſt, die Forderung, gerade die genannten Versarten, wie ſie in den Originalen ſtehen, beizubehalten.

Die vorliegende Arbeit leiſtet dieß einzig bei den trochäiſchen Tetrametern, einer Versart, die vielleicht unter allen antiken mit einer in unſerer Sprache einheimiſchen die auffallendſte Aehnlichkeit hat; aber auch hier nicht genau: Spondeen ſind an den unrechten Stellen eingemiſcht, und auch ſonſt wird gegen die Silbenmeßung gefehlt. Uebrigens muß den Trimeter unſer gewöhnlicher fünffüßiger Jambe, meiſtens mit männlicher Endung, nur dann und wann mit weiblicher, und eingemiſchten Anapäſten vertreten; die anapäſtiſchen Verſe und Chöre des Originals aber ſind ohne beſtimmtes Silbenmaß in freien Zeilen, die nach Gutdünken aus jambiſchen, trochäiſchen, daktyliſchen und anapäſtiſchen, ſeltner ſpondeiſchen Rhythmen zuſammengeſetzt ſind, übertragen. Man erinnert ſich, daß der ältere Bruder des Grafen Friedrich Leopold vor einer Anzahl Jahren den Sophokles auf ähnliche Weiſe verdeutſcht gab, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſtatt der choriſchen Strophen die aus dem

Horaz bekannten meliſchen gewählt hatte; ein ſchlimmer Mißgriff, da den majeſtätiſchen Maſſen jener nicht leicht etwas mehr entgegengeſetzt ſein kann, als die enge Beſtimmtheit der letzten, ſo daß immer noch die oben erwähnte regelloſere Behandlung vorgezogen werden dürfte. Man kann ſich der Vermuthung nicht erwehren, daß die gegenwärtige Ueberſetzung von einem Theil des Aeſchylus nicht erſt vor dem Druck, ſondern früher, vielleicht gleichzeitig mit jener des Sophokles, ausgearbeitet worden; wenigſtens iſt keine Spur von Wetteifer mit neueren Proben in dieſem Fach zu bemerken, was bei dem jetzt ſo regen Geiſte der Fortſchreitung in unſerer poetiſchen Technik ſich keinesweges billigen läßt. Es iſt wahr, bis auf die neueſten Zeiten haben ſich bei Dolmetſchung der Alten Ausüber und Liebhaber ſowohl der laxen wie der ſtrikten Obſervanz gefunden: der Vf. erklärt ſich nun durch die That für jene, und kann folglich nicht für verpflichtet geachtet werden, von den Bemühungen derer, die es mit der letzten halten, Notiz zu nehmen. Allein was iſt es, was dem loſeren Nachbilden immer noch Beifall verſchafft? Offenbar das Vertraulichere, Leichtere, Gewohntere der Schreibart. Der Zweck alles Ueberſetzens der Alten iſt allerdings, ihre Werke für die Zeitgenoßen neu zu beleben. Das in der Mutterſprache Geſchriebene ſpricht uns unmittelbarer an, und in ſo fern können poetiſche Ueberſetzungen ſelbſt Kennern der alten Sprachen ſehr ſchätzbar ſein. Wird die Mutterſprache aber in der Behandlung zu einer todten, d. h. ſetzt die Leſung des überſetzten Werks ein eben ſo mühſames und ausführliches philologiſches Studium voraus, als zur vertrauten Bekanntſchaft mit dem Original erfordert wird, ſo wäre es kürzer, die Leſer gleich an dieſes zu weiſen. Die Aufgabe

lautet daher ſo: die möglichſte Strenge in der grammatiſchen und metriſchen Nachbildung ſoll mit dem höchſten möglichen Grade freier Lebendigkeit vereinigt werden. Hiebei findet nun noch eine gewiſſe Breite ſtatt, eine Abweichung der Manieren, indem der eine mehr geneigt iſt an der Freiheit, der andere an der Strenge aufzuopfern. Dieſe Ueberſetzung des Aeſchylus aber lenkt nach unſern Einſichten weit über die zuläßlichen Gränzen auf die Seite der Laxität aus. Wir finden es nothwendig, dieß gleich anfangs, bei aller mit Wärme bezeugten Achtung für den würdigen Vf., unverholen zu äußern. Denn was hilft es, an Einzelheiten zu haften, einzelne Verſe und Ausdrücke zu tadeln, da bei der Ausübung einer Kunſt, wozu ein weitſchichtiges Detail gehört, eine Stelle zufällig unvollkommner ausgefallen ſein kann, als die andere? Man muß die Arbeit im Ganzen beurtheilen, und auf die Maximen zurück gehen, welche den Urheber dabei geleitet haben. Was man hier und da an dem Versbau getadelt hat, die eingemiſchten Anapäſte, die doch zum Theil von der Art ſind, daß ſie durch eine ganz leichte und übliche Kontraktion können weggenommen werden, z. B.:

Den neuen Herrſcher allgewaltiger Macht,

für ‘allgewalt'ger’; oder dem Verſe einen kühneren Aufſchwung geben, z. B.:

Wer entreißt den Zepter des Tyrannen ihm?

dann die häufigen Spondeen, die man nur als Härten zu bemerken weiß: dieſes möchten wir gerade loben. Denn es hat den Vf. dabei ein richtiges Gefühl geleitet, daß unſer gewöhnlicher reimloſer Jambe (mit Recht ſo genannt, weil er eigentlich eine des Reimes entkleidete Reimversart iſt)

hier nicht ausreiche; Spondeen und Anapäſte ſind ja allerdings die Füße, welche auch im Trimeter den Jamben vertreten dürfen: nur bei der übrigen Kunſtloſigkeit des Verſes, und da es an einer Regel für ihre Einmiſchung fehlt, können ſie nicht ganz die bezweckte Wirkung thun. Den Spondeen finden wir übrigens nicht ſelten an den vortheilhafteſten Stellen des Verſes, und auf die Art, wie er am meiſten Nachdruck hat, nämlich daß die betonte Länge den Platz der jambiſchen Kürze einnimmt, angebracht:

Aufgang und ſchwererlernten Untergang.

Dieſem Verſe fehlen nur zwei Längen vor dem letzten Wort, um ein vollkommen ſchöner Trimeter zu ſein. Manchmal ſind die antiſpaſtiſchen Rhythmen nicht vermieden, die ſich bei Spondeen in der Mitte der Jamben leicht einſtellen:

Auch hebt ſich der vierſchenklichte Vogel ſchon,

welcher Vers weder nach antiker noch moderner Meßung ein Jambus heißen kann, ſondern allenfalls als anapäſtiſcher Dimeter gelten möchte. Dann ſtehen die Anapäſte zuweilen an der unrechten Stelle, wo ſie nicht als ſolche erſcheinen, ſondern bloß den Vers brechen:

Auch ſeine Eile | verdoppelt ſchnell den Tritt.

So wohl die pyrrhichiſchen Schlüße dem Trimeter thun, ſo übel ſtehen ſie (dieß ſei auch gegen die Praxis berühmter Dichter bemerkt) dem fünffüßigen Jamben, der alsdann eigentlich ein vierfüßiger mit gleitender Reimendung wird:

Und ſchmähet läſternd die Unſterblichen;

vollends wenn noch ein Pyrrhichius vorhergeht:

Den hunderthäuptigen, den ſtürmenden;

ſolche Zeilen würden gegen die ſchwerwichtigen des Aeſchy=lus auf der vom Ariſtophanes eingerichteten Wagſchale feder=leicht in die Luft ſtieben. Bei regelmäßigem Wechſel der Längen und Kürzen, mit einer Pauſe des Sinnes am Schluß und männlicher Endung, z. B.:

Es hangen Glocken aus getriebnem Erz
Um ſeinen Schild, Entſetzen tönen ſie!
Ein ſtolzes Zeichen trägt er auf dem Schild,
Den Himmel flammend mit der Sterne Glut u. ſ. w.

würde der fünffüßige Jambe theils ſehr einförmig werden, theils eine unbeſonnen hineilende Raſchheit haben, die auf das ſtärkſte gegen das gehaltene Anſtreben des Trimeters abſtechen müßte. Daher ſind ſowohl die oben erwähnten Abwechſelungen der Füße, als die zu Hülfe genommenen weiblichen Endungen, welche die Verſe entſchiedener ſondern, und die freieren Uebergänge (wenn wir gleich ſolche wie:

Zu ſein den Göttern, ſammt der Galle und

nicht empfehlen möchten) allerdings gut zu heißen; und die Wahl der Versart einmal vorausgeſetzt, ſehen wir eben nicht, daß viel mehr hätte erwartet werden dürfen, als ge=leiſtet iſt.

Was ferner die Diktion betrifft, ſo hat ſie zwar nicht die Zierlichkeit der auserleſenſten Wahl, aber eine gewiſſe ſich ſelbſt darbietende Fülle, der es nicht an Reiz und Leben fehlt. Es finden ſich manche glückliche Zuſammenſtellungen, manche ſchöne Kühnheiten, wie es denn von einem Dichter nicht anders zu erwarten war, aus deſſen Liedern, wie man auch von Seiten der Kunſt über ſie urtheilen mag, wenig=ſtens ein ſtarker Antrieb des Gefühls athmet. In dieſer Hinſicht iſt gegenwärtige Ueberſetzung der des ältern Grafen

zu Stolberg vom Sophokles weit vorzuziehen, welche, indem ſie den Stil und die Formen des Originals verfehlt, noch obendrein todt und ſteif iſt.

Das Große aber, was wir vermißen, iſt Aeſchylus ſelbſt, ſein hoher Kothurnſchritt, ſein feſtlicher Pomp, ſein gewichtiger Nachdruck, ſeine koloſſale Rhethorik, welche mit den Rieſengeſtalten der Helden die Sprache zugleich über das gewöhnliche Maß der Menſchennatur anzuſchwellen ſtrebt, endlich jene Bilder, Ausdrücke und Laute, welche, wie die furchtbaren Grazien des Meduſenhauptes dem Hörer entgegengehalten, ihn zugleich erſtarren machen und entzünden. Unter allen Dichtern des Alterthums läßt ſich Aeſchylus am Maße ſeiner Formen am wenigſten verkürzen, weil in ihnen durchaus der Stil der älteren Plaſtik, ſtrenge Großheit, ausgeprägt iſt. Dieſer Charakter geht durch, vom Entwurf des Ganzen und den Umrißen der Figuren bis in die kleinſten Züge hinein, wie ſich denn überhaupt in einem ächten Kunſtwerke Alles reflektiert, und wir es ohne Bedenken unternehmen, am Schema des tragiſchen Trimeters den Bau der antiken Tragödie zu entwickeln. Es muß daher nothwendig mißlingen, dieß in einer Ueberſetzung wiederzugeben, wenn man nicht die metriſchen Formen des Originals, nebſt möglichſt genauer grammatiſcher Nachbildung, beibehält. Aber, wird man einwenden, iſt dieß auch möglich? 'Soll die Kritik für die poetiſche Ueberſetzungskunſt wahren Nutzen ſtiften, ſo muß es hier als Grundſatz feſtgeſtellt werden, was auf andere Geiſteswerke nicht anwendbar iſt: nämlich, daß der Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu beweiſen hat, es beßer zu machen. Denn die Aufgabe des poetiſchen Ueberſetzers iſt eine ganz beſtimmte, und zwar eine ſolche, die ins Unendliche hin nur

durch Annäherung gelöſt werden kann, weil er mit ganz verſchiedenen Werkzeugen dasſelbe ausrichten ſoll.' (Athenäum 3. B. S. 334.) Dieſem Grundſatze gemäß wollen wir unſere Gedanken über die Art, wie der Aeſchylus überſetzt werden müßte, praktiſch darzulegen ſuchen. Kürzer wäre es, wenn wir auf ein ſchon vorhandenes Beiſpiel des an einem griechiſchen Tragiker Geleiſteten verweiſen könnten; allein wir wüßten nichts der Art anzuführen, als einige von Voß in den mythologiſchen Briefen und ſonſt überſetzte Stellen. Denn in dem Euripides von Bothe ſind, der übrigen Mängel nicht zu gedenken, die Trimeter und übrigen Versarten ſo holpricht und ſchlecht gemeßen, daß ſie einem Unkundigen Zweifel an der Lösbarkeit der Aufgabe überhaupt erregen könnten. Beträchtlich beßer ſind die Trachinerinnen von Süvern, aber noch lange nicht befriedigend. Es verſteht ſich, daß wir das hier Vorzulegende keinesweges für unverbeßerlich ausgeben: es iſt nur ein Verſuch, und dazu der erſte Wurf; doch wird es hoffentlich zum Belege des oben gefällten Urtheils hinreichen.

Wir wählen, um eine poetiſch gewiſſermaßen vollſtändige Maſſe zu geben, den Anfang der Eumeniden bis zur Verſetzung der Scene nach Athen, der gewiß zu den Gröſten gehört, was Aeſchylus und überhaupt eine menſchliche Phantaſie je gedichtet. Die des Griechiſchen kundigen Leſer laden wir ein, die neben einandergeſtellten Ueberſetzungen mit dem Text zu vergleichen, die übrigen mögen ſich unmittelbar nach ihrem Gefühl entſcheiden. . . . . . *)

*) [Die folgende Vorbemerkung und das von Stolberg und Schlegel überſetzte Stück der Eumeniden laßen wir hier weg, da das in die ſchlegelſchen Werke Gehörige ſchon in den Poetiſchen Nachbildungen (Werke Bd. III. S. 134. ff.) mitgetheilt iſt.]

Es ſei uns erlaubt, einige Bemerkungen über einzelne Stellen nachzubringen. Der Ueberſetzer hat ſich durch die ſchützische Ausgabe irre führen laßen, wo nach einer Note des Pauw (Vol. II. p. 1046.) Hermes im Perſonenverzeichniſſe aufgeführt, und hier als ſtumme Perſon gegenwärtig angegeben wird. Dieß iſt einer von Pauws Mißgriffen, welche ein gänzliches Mißverſtehen des poetiſchen Sinnes verrathen. Hermes iſt gerade nicht unter den vielen Gottheiten, welche die Pythia als im delphiſchen Tempel und um ihn her verehrt namhaft macht: wie kommt er nur in den Tempel hinein? Soll ein Gott nicht das Recht haben, den andern anzureden, ohne daß er für ſterbliche Augen ſichtbar gegenwärtig ſei, da ja Menſchen zu entfernten unſichtbaren Göttern beten? Und dieſe Anrede des Apollo iſt doch der einzige Grund des verkehrten Einſchiebſels. Die Leitung des Hermes, welche jener für ſeinen Schützling verlangt, bedeutet die vorſichtige Heimlichkeit, ohne die er nicht glücklich zum Ziele gelangen konnte, wie Priamus in der Ilias, ebenfalls vom Hermes geleitet, unbemerkt in das griechiſche Lager kommt. Die körperliche Sichtbarkeit des Gottes würde alſo dem geradezu widerſprochen haben. Wenn Hermes den Oreſtes erſt recht führte, ſo müßte dieſer ſelbſt nicht einmal geſehen werden. Und wo bliebe der begleitende Gott nachher? Er ſollte doch nach vollbrachter Pflicht vom Oreſtes Abſchied nehmen; dieſer erſcheint aber ganz allein wieder vor dem Tempel der Athene. Auch bedurfte es nicht der Ermahnungen an ihn, unter den Mühſeligkeiten der Flucht nicht zu erliegen, wenn er einen ſichtbaren Gott zum Geleit bei ſich hatte. Kurz, die Annahme iſt auf alle Weiſe widerſinnig. — V. 13. bedeuten παῖδες Ἡφαίστου, was Schütz nach Wakefield durch fabros et id

genus artifices mercenarios auslegt, vielmehr die Athener, die natürlich von ihrem, aus dem Samen des Hephäſtos entſproßenen, Stammkönige Erichthonius ſo genannt werden. V. 44. haben wir die alte Leſeart λήνει μεγίστῳ in der Ueberſetzung auszudrücken geſucht, welche Schütz erſt unnöthiger Weiſe anficht, und dann freilich auch Grund findet, den folgenden Vers als unächt herauszuwerfen. Jenes ſcheint ein geheimnißvoller prieſterlicher Ausdruck für die vitta geweſen zu ſein, welchen Pythia alſo allerdings Anlaß hat durch einen gewöhnlicheren zu erklären. Bei der ausdrücklichen Nennung der Harpyien hat Stolberg wohl den Vers vor Augen gehabt, welchen Schütz nach Wakefield vor V. 48. einzuſchieben vorſchlägt, da die leicht zu ergänzende Auslaßung, 'Mit den Harpyien würde ich ſie vergleichen, wenn ſie Flügel hätten', weit poetiſcher und äſchyliſcher iſt. Dieß Wenige zur Warnung für den künftigen Ueberſetzer, doch ja, ohne rechts und links nach neueren Conjecturen zu haſchen, ſich, wo irgend möglich, lieber an die älteren Leſearten zu halten.

Bei dem Chorgeſang iſt gleich der Fall eingetreten, daß in Anſehung des Silbenmaßes nicht vollkommne Genauigkeit möglich war, weil in der vierten und ſechsten Zeile der 2ten Strophe und Antiſtrophe ſo viel Kürzen gehäuft ſind, als ſich in unſrer Sprache nicht zuſammen bringen laßen. Man hat daher ein Paar Längen einſtreuen müßen, und ſich in dieſen Strophen des auch von Klopſtock und Voß angewandten Mittels bedient, die zweideutige, hier durch den Rhythmus beſtimmte Silbenzeit über der Zeile zu bezeichnen. Uebrigens kann dieſe kleine Probe ſchon den Vortheil von der metriſchen Nachbildung der Chöre zeigen, denn das Silbenmaß iſt ſehr ausdrucksvoll: die Kürze der Strophen deutet die hin und her ſchweifende Bewegung des Chors

auf dem engeren Raume an, ihr Rhythmus den Ungeſtüm ſeiner verwirrten Gemüthsbewegungen. Man wende nicht ein, daß für unſer Ohr die langen choriſchen Strophen ohne die Begleitung ihrer urſprünglichen Muſik immer labyrinthiſch bleiben. Das Ohr des Kenners ſoll geübt ſein, die Wiederkehr auch in ihnen zu vernehmen, und es darin bis zur feinſten Schärfe der Unterſcheidung bringen. Wenn wir noch nicht angeben können, nicht bloß, warum Aeſchylus und Sophokles ſtatt der Trimeter bald einmal trochäiſche Tetrameter, bald Anapäſte gebrauchen, ſondern warum ſie die Strophen ihrer Chorgeſänge gerade ſo oder ſo bauen und wechſeln laßen; wenn wir nicht in der verſchiednen Behandlung der Silbenmaße beim Aeſchylus, Sophokles und Euripides den tragiſchen Stil eines jeden nachweiſen können, ſo ſind wir mit unſern Begriffen über ihre Kunſt noch nicht im Reinen.

Die vier Tragödien, welche das angezeigte Buch enthält, ſind Prometheus in Banden, Sieben gegen Theben, die Perſer und die Eumeniden. Die ſchwerſten Aufgaben für den Ueberſetzer, die Choëphoren, die Schutzgenoßinnen und beſonders der Agamemnon, ſind alſo noch ganz unberührt geblieben. Soll ein gründliches Gelingen erfolgen, ſo wird es nöthig ſein, daß ein kundiger Meiſter dem Unternehmen eine außerordentliche Anſtrengung widme, und es gleich im Großen angreife. Es fehlt noch an einem, der, wie Voß ſeine Ueberſetzungskunſt an die hexametriſchen Werke der Alten gewandt, ſie in gleichem Umfange auf die trimetriſchen richtete. Wir möchten behaupten, es ſei leichter, die ſämmtlichen Dramatiker der Alten gut zu überſetzen, als ein einzelnes Schauſpiel. Die Leſer würden auch beßer hineinkommen, man müßte ihnen nur, mit Vermeidung alles überflüßigen gelehrten Apparats, den Weg zur Anſchauung

der ſceniſchen und mimiſchen Darſtellung, ſo weit ſie ſich erforſchen und divinieren läßt, bahnen.

Als eine angenehme Zugabe erwähnen wir noch die dem Buche beigefügten 16 flaxmanſchen Umriße, die, ungeachtet der Verkleinerung, treu und gut nachgeſtochen ſind.

Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Énéide, suivi de quelques observations sur le Latium moderne. Par Charles Victor de Bonstetten. Genève. An XIII. (Nebſt einer Karte.)

Man erinnert ſich noch des freudigen Beifalls, womit Woods Verſuch über den Originalgeiſt Homers aufgenommen wurde. Die Bekanntſchaft mit dem Schauplatze der Ilias, der Anblick der ganzen Umgebung verlieh der ehrwürdigen treuen Wahrheit der homeriſchen Geſänge, die man oft nicht genug erkannt hatte, eine neue Beſtätigung. Ein Theil von den zauberiſchen Reizen des Alterthums beruht auf dem Eindrucke der Entfernung, und um dieſen ganz zu gewinnen, bedürfen wir des Gegenſatzes einer hebenden Gegenwart. Die Wanderuugen eines gefühlvollen Reiſenden auf einem durch Dichtung geweiheten Boden thun daher eine ähnliche Wirkung, wie wenn eine Landſchaft uns die Ausſicht in eine weite Ferne mit verdämpften Farben und leiſeren Umrißen, von den Gegenſtänden eines kräftigen und nahe herantretenden Vorgrundes eingefaßt, öffnet. Wenn die Wiege eines weltbeherrſchenden Reichs nicht weniger Theilnahme erregt, als die Grabſtätte eines an der Gränze der Fabelwelt untergegangenen und nur im Munde der Sänger ſo herrlich gewordenen: ſo dürfen Hrn. von

Bonſtettens Bemühungen um den Virgil gewiß auf nicht geringeren Dank rechnen, als was Wood für den Homer geleiſtet; um ſo mehr, da jener ſein Unternehmen in einem weit höheren Grade der Vollkommenheit ausgeführt hat. Das trojaniſche Gebiet hat vermuthlich weit bedeutendere Veränderungen erlitten, als die Küſte von Latium, wo Aeneas landete. Dazu kommen die Widerſprüche in den örtlichen Angaben der verſchiedenen homeriſchen Rhapſodien, welche Wood nicht beachtete, der überhaupt ſeinen Dichter nur unvollkommen verſtand, und zu voreilig in den heutigen orientaliſchen Sitten mit den vom Homer geſchilderten Aehnlichkeiten finden wollte, die denn freilich ſehr oberflächlich ausfielen. Alles dieß hat Woods Verſuch dem Nachtheile ausgeſetzt, durch die gründlicheren Arbeiten ſeiner Nachfolger verdunkelt werden zu können, was in Abſicht auf das vorliegende Werk nicht leicht gelingen dürfte. Der Vf. hat die Ausdrücke ſeines Textes mit der feinſten Unterſcheidung gefaßt; er hat mit großem Scharfſinn Alles zuſammengeſtellt, was die Lage der Oerter und den Schauplatz der Handlung nach Virgils Abſicht zu beſtimmen dient, und ſehr bedeutende ganz neue Aufklärungen und Berichtigungen deſſen, was die bisherigen Ausleger darüber ſagen, geliefert. Den hiſtoriſchen Grund der in der Aeneis erzählten Begebenheiten, welchen Hr. von B. überall als unbezweifelt vorausſetzt (ein poetiſcher Glaube, der dieſer anziehenden Schrift für die Belebung aller Schilderungen ungemein zu ſtatten kommt), könnte man bezweifeln, ja die ganze Niederlaßung des Aeneas für nicht wirklicher halten, als den brittiſchen König Brutus, oder den fränkiſchen Helden Franko, denen das Bedürfniß anderer Völker, nach dem Beiſpiele der Römer gleichfalls von Troja abzuſtammen, das Daſein gegeben hat, ohne daß

dieß dem hauptſächlichen Reſultat der hier angeſtellten Unterſuchung den geringſten Eintrag thut. Virgil hat vermittelſt gelehrter Benutzung aller einheimiſchen Ueberlieferungen ſeinem Werke ſo viel hiſtoriſche Haltung zu geben geſucht, als möglich; er hat auch insbeſondere ſich ſtrenge nach der Beſchaffenheit der Oerter gerichtet, wo ſeine Handlung zu Hauſe iſt, und nichts willkürlich oder unzuſammenhängend angenommen. Jenes hat man ſchon öfter dargethan, dieß iſt noch nie in ein ſo helles Licht geſetzt worden, als durch Herrn von B.; ſeine Schrift wird daher allen Freunden Virgils ein unentbehrliches Handbuch ſein, und darf ſich verſprechen, wo ſein Gegenſtand, jenes einzige poetiſche National-Denkmal Roms, die Geiſter beſchäftiget, nicht vergeßen zu werden; um ſo mehr, da es nicht bloß unterrichtet, ſondern in der heitern und lieblichen Darſtellung einen Widerſchein des dichteriſchen Zaubers gewährt.

Der Vf. theilt hier zwar nur die reichhaltige Ausbeute eines kurzen Ausflugs von wenigen Tagen mit, er verräth aber dabei in der Ruhe und Schärfe der Beobachtungen den geübten und auch mit Italien ſchon von lange her vertrauten Reiſenden. Wir können ihn auf ſeinem Gange, der oft durch epiſodiſch aufgefaßte Bemerkungen, wie z. B. die über das laurentiniſche Landhaus des Plinius, noch mehr Abwechſelung gewinnt, nicht Schritt vor Schritt folgen, und begnügen uns einige Hauptpunkte auszuheben.

Aeneas landete am öſtlichen Ufer des Tiber, und ſchlug ſein Lager in dem Winkel des ſumpfigen Sees von Oſtia mit dem Fluße auf. Da das Seeufer an der Mündung desſelben bekanntlich angeſchwemmt iſt, ſo hatte er es in einer geringen Entfernung vor ſich, von hinten war er durch den Sumpf gedeckt, der damals vermuthlich ausgedehnter

war und bis an den in einem öſtlicheren Bett fließenden Tiber reichte. Verſchanzt war das Lager daher nur vorn gegen das Meer zu, und rechts; von dieſen beiden Seiten geſchehen auch die Angriffe. Turnus nahm mit dem ſeinigen die Breite zwiſchen dem Sumpf und der Küſte ein, und ſchloß ſolchergeſtalt die Trojaner von der Landſeite ganz ein, ſo daß Niſus und Euryalus durch ſein Lager hindurch mußten. Dann ſchlugen ſie ſich links, um mit dem kürzeſten Umwege um den Sumpf herum den Weg zum Pallanteum zu gewinnen. Vom Volſcens angetroffen flüchtet Niſus in die nachmals albaniſchen Wälder, wo Latinus ſeine Herden hatte. Mit Recht rügt es der Vf., daß Heyne IX. 387. die Leſeart lacus in den Text aufgenommen; der albaniſche See liegt viel zu weit aus dem Wege, als daß man hier an ihn denken könnte. Allein die Leſeart einiger Handſchriften Atque lucos (– ◡ – –) iſt mit dem Verſe unverträglich, weßwegen auch Heyne vorſchlägt Ad lucos, was neuere Ausgaben aufgenommen haben. Vielleicht läßt ſich Atque locos, wie ſchon Julius Sabinus las, vertheidigen.

Das alte Laurentum ſetzt Heyne nach Cluver und Volpi unbedenklich an die Stelle des heutigen Torre Paterno, wiewohl dieß unleugbar dem Virgil widerſtreitet. Hr. von B. hat der Lage dieſes Orts eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, und rückt es landeinwärts, und beträchtlich näher gegen den Fluß hin. Die Befugniß hiezu kann nicht beſtritten werden, indem der ganze Strich oſtwärts vom Tiber, vom Meer bis an die Hügel den Namen des Laurentiſchen führte. Der Ort, wo der Vf. Laurentum hinſetzt, iſt auf der Karte des Ameti als Selva Laurentina bemerkt, und dicht dabei iſt Trafusina di Picchi, worin er den Namen des Picus zu erkennen glaubt (dieſe Aehnlichkeit dürfte doch

zufällig ſein), deſſen Burg ſich im oberen Theile der Stadt erhob. Laurentum lag in der Ebene: denn Turnus ſteigt von den hügelichten Gegenden, wo er im Hinterhalt gelegen, zur Stadt herab; nicht am Meer, ſonſt müßte deſſen in den Gefechten vor der Stadt Erwähnung geſchehen; nicht weit vom Tiber und dem laurentiniſchen Sumpf bei Oſtia, denn der im Zweikampf vor dem Aeneas fliehende Turnus fand ſich zwiſchen der Stadt und dem See gegenüber, zu beiden Seiten von dem trojaniſchen Heere eingeſchloßen. Der See und die Ufer hallen zum Geſchrei der Heere wieder. (XII. 756.) Ein Adler läßt einen geraubten Schwan in den Tiber fallen (XII. 256.; fluvio kann nicht anders gedeutet werden, keiner von den Bächen in der Gegend umher verdient dieſen Namen), und dieß wird von den Rutulern, ebenfalls vor der Stadt, erblickt. Der wilde Oelbaum, wo die vom Schiffbruch Geretteten ihre Kleider aufzuhängen pflegten (XII. 766.), könnte die Meinung derer zu begünſtigen ſcheinen, welche Laurentum an das Meer ſetzen; aber dieſer Umſtand muß entſcheidenderen Gründen weichen. Es ſei uns erlaubt, noch einen vom Vf. übergangenen anzuführen. Daß Volſcens, von Laurentum kommend, dem Niſus und Euryalus begegnet, wie ſie ſich links um den See oder Teich herum landeinwärts wenden, ſtimmt vortrefflich mit den hier gegebenen Beſtimmungen überein; hingegen wäre es unmöglich, wenn er ſich mit ſeiner Schaar längs der Küſte hin zum Lager des Turnus gezogen hätte.

Virgils Numicus, den die meiſten Ausleger bei Lavinium oder gar bei Ardea fließen laßen, iſt nach Herrn von Bonſtettens Meinung ein Bach geweſen, der ſich in den Sumpf am Tiber ergoß, und jetzt verſchwunden iſt, was auf vulkaniſchem Boden nicht ſelten vorfällt. Man könne ihn

nur dort ſuchen, weil Virgil ihn immer unmittelbar mit dem Tiber und dem Sumpf verbinde, auch ihn ſogleich dem Aeneas ſich darbieten laße, wie dieſer nach ſeiner Ankunft ſich in der nächſten Umgebung umſchaut. Hiebei iſt nur die Schwierigkeit nicht aufgelöſt, daß der Numicus nahe bei Lavinium gefloßen ſein muß, weil dem darin ertrunkenen Aeneas dort als Indiges ein Hain geweihet wurde. Hatten vielleicht die Alten ſchon abweichende Ueberlieferungen darüber, und gab es verſchiedene Bewerber um den Rang dieſes, gleichſam heilig geſprochenen, Gewäßers?

Eine ſehr wichtige Erklärung giebt der Vf. über Virgils Albunea, wo das Orakel des Faunus war. Man hat ſie für die Sibylle von Tibur genommen, und ihr ſchwefelichte Quellwaßer (aquae albulae) zugeeignet, die ſich von Weſten her in den Anio ergießen. Allein dieſe fließen in der Ebene, und ohne das mindeſte Geräuſch, die virgiliſchen Beiwörter paſſen dazu auf keine Weiſe:

lucosque sub alta
Consulit Albunea, nemorum quae maxima sacro
Fonte sonat, saevamque exhalat opaca mephitim.

Heyne ſchreibt die jetzt ſo verſchiedene Anſicht dieſer Quellen auf ſeitdem vorgefallene Naturveränderungen. Der Haupteinwurf iſt aber, daß man nicht begreift, wie ein Familien-Orakel des Latinus ſo weit von ſeiner Hauptſtadt weg in ein ganz fremdes Gebiet hinaus ſollte verſchlagen ſein. Hr. von B. glaubt, in der Solferata di Altieri, nahe bei der Straße von Ardea nach Rom, zwiſchen der Kapelle der Anna Petronella und Albano, alle Züge der virgiliſchen Albunea, ſowohl der Lage als Beſchaffenheit nach, wieder zu erkennen. Am Fuße weißer Felſen findet ſich ein Teich von

milchichtem Schwefelwaßer, das immerfort Blaſen wirft; eine von Menſchenhänden gebildete Höhle iſt gegenwärtig auch auf dem Boden mit eben ſolchem brauſenden Waßer angefüllt, und der Felſen oberhalb der Höhle zeigt Spuren eines ehemals vor ihr heruntergefloßenen Waßerfalls. Vielleicht iſt alſo dieß gerade der Ort, wo Latinus unter nächtlichen Schauern, auf Schaffelle gelagert, das Orakel des Faunus abwartete. Dieſe Meinung erhält eine Beſtätigung mehr dadurch, daß man eine Spur davon bei einem alten Grammatiker findet. Probus hatte Albunea erklärt: Laurentinorum silva, in qua oraculum Fauni erat. Heynen iſt auch hier begegnet, die richtigere Einſicht der Unkunde zu zeihen. Die Verwechſelung mit der berühmten tiburtiniſchen Albunea iſt ſehr begreiflich; Albunea ſcheint ein allgemeiner Name für Schwefelquellen geweſen zu ſein.

So viel mag zur Probe für Alterthumskenner hinreichen. Von der Belebung, welche die ganze letzte Hälfte der Aeneis durch die Beſchreibung von der gegenwärtigen und ehemaligen Natur des Landes erhält, läßt ſich kein Auszug geben: man muß dieß in der anſchaulichen Darſtellung des Vf. ſelbſt fühlen. Als Beiſpiel erwähnen wir nur, wie er die beſondere Schicklichkeit der Dichtung, daß Juno vom albaniſchen Berge herab die Scene der Handlung überſchaut, aus der hervorſtechenden Größe und Lage desſelben, als des herrſchenden Punktes in der ganzen Landſchaft entwickelt; die Vermuthung über die stabula alta des Latinus, als in der gegenwärtigen Bauart ſolcher Hütten noch erkennbar, die mit einer runden Mauer einen beträchtlichen Umkreiß einſchließen, und von einem Rohrdach in Form eines abgeſtumpften Kegels gedeckt ſind; die noch erhaltene Sitte der Hirten Latiums, Lanzen zu führen, und dergl. mehr. Alles

dieß erhöht die Farben des virgiliſchen Heldengemäldes, ſo wie ein aus antiken Gebäuden ans Licht gebrachtes Freſco, mit Waßer benetzt, aus ſeiner Verblaßung friſch hervorgeht.

Es könnte ein Gegenſtand der Verwunderung ſein, wie doch die Scene der letzten Bücher der Aeneis, die Virgils nächſte Leſer dicht unter ihren Augen hatten, zu der man von Rom aus faſt nur einen Schritt zu thun hat, noch ſo wenig erkundet und in obiger Hinſicht befriedigend beſchrieben worden. Allein die ungeſunde Luft, die traurige Verödung, welche den Reiſenden an jedem Bedürfniß Mangel leiden läßt, endlich der Anblick des Elendes, macht es begreiflich, daß ſich die Meiſten im vollen Genuß der Alterthümer Roms abſchrecken laßen, weiter darnach zu ſuchen. Dieß hat Anlaß zu der zweiten Hälfte der Reiſebeſchreibung gegeben, worin ſich der Vf. mit der Natur, den Urſachen und Wirkungen der cattiva aria, der damals (im Frühling des Jahres 1803) in der Campagna di Roma herrſchenden Hungersnoth, den Urſachen des ſinkenden Anbaues und der zunehmenden Armut, beſchäftigt. In dieſen Schilderungen, die einen um ſo tieferen ſchmerzlichen Eindruck machen, jemehr ſie das Gepräge treuer Wahrheit, ohne rhetoriſche Uebertreibung, an ſich tragen, erkennt man einen Mann, dem die Regierungskunſt nicht fremd iſt, und dem die wohlthätigen Wirkungen einer weiſen ins Große gehenden Sorge für die gedrückten Klaſſen der Menſchheit innig am Herzen liegen. Der Kontraſt zwiſchen großen Erinnerungen untergegangener Herrlichkeit, und dem Anblick gegenwärtigen Elendes und tiefer Erniedrigung, welcher mehr oder weniger durch das ganze Buch hingeht, ladet zur Schwermuth ein, und in dieſer Stimmung iſt die heitere Phantaſie des Vf., die Alles vor den Augen des Leſers entfaltet, und ſelbſt

das an ſich Widrige ohne Schwächung des Gefühls wahrhaft künſtleriſch bildet, eine ſehr willkommene Geſellſchaft. Man reiſet gleichſam mit ihm, ſo ſehr iſt Alles mit nachläßiger Anmuth hingeworfen und ſcheint unmittelbare Eingebung des Augenblicks. Die ſyſtematiſchen Reiſebeſchreiber, unter deren Händen Alles zur ſchwerfälligen Abhandlung wird, verſtehen ihren Vortheil ſchlecht, ſie opfern den eigenthümlichen Reiz ihrer Gattung auf. Gern folgen wir hier dem rhapſodiſchen Wechſel von Anblick, Unterſuchung, Erinnerung und Betrachtung, wie eine wirkliche Reiſe ſie einem reichen und gebildeten Geiſte vorüberführt. Man darf daher auch nicht ſtrenge mit dem Vf. über manche Gedanken und Anſichten rechten, die, ſo allgemein ausgedrückt, wohl in ihren Veranlaßuugen nicht genugſam begründet, oder nicht zur gehörigen Reife gediehen ſind. Die Mängel der Methode und Schreibart, die man etwa bemerken möchte, ſind geiſtreiche Fehler, denen bei einem empfänglichen Gefühl ſogar eine gewiſſe Gunſt nicht entſtehen kann.

Eine deutſche Ueberſetzung dieſes Buchs iſt unlängſt von Herrn Schelle angekündiget worden. Wir freuen uns, es in ſo guten Händen zu ſehen, und hoffen, daß es unter denſelben die gefällige Form und zarte Farbengebung nicht einbüßen werde.

Manuscrits de Mr. Necker, publiés par sa fille. Genève. An XIII. (1805.)

Der Tod eines Mannes, der die ſeltenſte Ueberlegenheit des Geiſtes, durch eben ſo ſeltene Reinheit des Gemüths verklärt, in einem hohen Beruf entfaltet hat, ſcheint eine Lücke in der ſittlichen Welt zu hinterlaßen, ſelbſt dann,

wenn ſeine ruhmvolle Laufbahn nicht plötzlich abgebrochen, ſondern bis zum gewöhnlichen Ziele der dem Menſchen gegönnten Jahre fortgeführt ward, wenn ſein Leben nicht bloß geendigt, ſondern in allen Verhältniſſen als vollendet ſich darſtellt. Dieſen Eindruck hat die Nachricht vom Tode des ehrwürdigen Necker in Europa, und wo man in anderen Welttheilen an europäiſchen Vorfällen Antheil nimmt, wohl auf alle gebildete Menſchen gemacht, deren Gefühl nicht durch den Wirbel der Zeitgeſchichte betäubt und für Alles außer dem nächſten Andringen des Augenblicks abgeſtumpft iſt. Freilich, das heutige Geſchlecht hat ein kurzes Gedächtniß; vor jeder geſchloßenen Scene wird ein Vorhang heruntergelaßen, welcher der neuen zum Hintergrunde dient, und durch den blendenderen Glanz der Nähe gemeinen Blicken wehrt, weiter rückwärts zu dringen. In dieſer theils natürlich entſtandenen, theils künſtlich beförderten Verwirrung aller Begriffe, wo der große Haufe den Erfolgen leidend zuſieht, um von ihnen gleichſam Geſinnungen und Meinungen zu erbetteln, die er aus ſich ſelbſt nicht hervorzubringen vermag, iſt es wohlthätig, bei dem Bilde eines Weiſen zu verweilen, der ſein untadeliches ſittliches und politiſches Glaubensbekenntniß durch Thaten bekräftiget hat; der es unternahm, durch freies Zutrauen zu lenken, mit ſegnender Menſchenfreundlichkeit zu regieren, und jeder Verderbniß des Ehrgeizes und der Herrſchſucht mit der unbefleckteſten Reinheit zu begegnen; den die Glorie der begeiſterten Verehrung eines ganzen Volks, wie der Sturm gehäßiger Verfolgung, gleichmüthig und unbeſtechlich fand; der endlich, von dem lärmenden und beſudelten Schauplatze abgetreten, nicht müde ward, noch aus der Einſamkeit ſeine milde warnende und lehrende Stimme an die Zeitgenoßen hören zu laßen. Es iſt billig,

mit der Huldigung, die einem ſolchen Charakter gebührt, keine Zeit zu verſäumen: denn wenn man auf eine ruhige Verfaßung der Welt warten wollte, wann möchte die Stunde dazu kommen? Neckers öffentliches Leben gehört der Weltgeſchichte an, und kann nur in einem umfaßenderen Zuſammenhange dargeſtellt werden; aber auch die Sittlichkeit hat ihre Weltgeſchichte, und die Biographie eignet ſich ganz beſonders dazu, ein Archiv der Privattugend zu ſtiften, und dabei durch ausmalende Züge die Wahrheit eines Bildniſſes zu erreichen. Wer wäre mehr im Stande ein ſolches zu entwerfen, als die Tochter des Verewigten, die Zeugin und Begleiterin ſeiner ſpäteren Lebensjahre, die Theilnehmerin ſeiner Schickſale, die innigſte Geiſtesverwandte, die Vertraute ſeiner geheimſten Regungen, der Gegenſtand der liebevolleſten Väterlichkeit? Manche Leſer, die gern einen ſo vollkommenen Adel des Gemüths, eine ſo himmliſche Güte, eine ſo heilige Verklärung, wie die hier geſchilderte, an einem Menſchen bezweifeln möchten, werden vielleicht aus der perſönlichen Nähe der Verfaßerin Einwürfe gegen dieſe Lebensbeſchreibung hernehmen wollen. Allein ſolche an Anbetung grenzende Verehrung, wie ſie ſich hier in rührender Beredſamkeit ausſpricht und aus jedem Worte athmet, iſt für ſich allein ſchon eine Thatſache, die alle möglichen fremden Zeugniſſe aufwiegt. Ueberhaupt beruht es auf einer falſchen Anſicht der hiſtoriſchen Unparteilichkeit, wenn man dazu Gleichgültigkeit gegen den Gegenſtand fordert; vielmehr, wenn anders das Große und Vortreffliche das würdigſte Augenmerk der Geſchichte iſt, kann erſt Begeiſterung die ächte Befugniß ertheilen, das Wort darüber zu führen. Denn ohne Liebe wird niemand die ſchönen Geheimniſſe im Inneren göttlich geſinnter Menſchen enträthſeln, nur das Ver-

wandte verſteht und durchdringt ſich, und das wahre Gefühl iſt Fülle der Erkenntniß. Vor allem, wo die Mitwelt nicht von Verkennung und Undank gegen einen ihrer Wohlthäter freigeſprochen werden kann, mache die Wahrheit in der Perſon der nächſten Nachgelaßenen ihre Anſprüche geltend; es werde ein Todtenopfer wehmüthiger Verherrlichung gefeiert, und Niemand wage, durch klügelndes Meiſtern des Verſtorbenen es zu unterbrechen! Als Agrippina mit der Urne ihres geliebten Germanicus nach Rom zurückkehrte, mochten Viele die Wichtigkeit des Verluſtes erkennen, Manche durch den Untergang ſo großer Hoffnungen erſchüttert ſein, aber nur ſie allein ermaß ſeinen ganzen Werth an der Tiefe ihres Schmerzes.

Dieß wird hinreichen, um die Schrift über Neckers Charakter und Privatleben, die ſeinem Nachlaß vorangeſchickt iſt, in den richtigen Geſichtspunkt zu ſtellen. Es würde zweckwidrig ſein, einen Auszug von etwas zu liefern, das ſich im Original und Ueberſetzungen bald in den Händen aller dafür empfänglichen Leſer befinden wird. Auch von dem hier mitgetheilten Nachlaße an kleinen Aufſätzen, einzelnen Gedanken und Bruchſtücken, enthält jene Schrift ſchon die treffendſte Charakteriſtik, und wir begnügen uns deswegen nur auf die neuen Seiten, die man dadurch an dem Geiſte ihres Vf. kennen lernt, aufmerkſam zu machen. Man iſt gewohnt, überſchauende Klarheit und Gründlichkeit an ſeinen wißenſchaftlichen, harmoniſche Pracht und erquickende Wärme an ſeinen beredten Werken zu bewundern. Hier finden wir den geiſtreichen Beobachter der geſelligen Verhältniſſe und der menſchlichen Natur überhaupt, der mit Leichtigkeit und Anmuth hinwirft, was nur der gewandteſten Feinheit zu bemerken gelingen konnte. Le bonheur des sots,

ein Meiſterſtück zierlichen Scherzes, iſt der einzige Aufſatz dieſer Gattung, der aus früherer Zeit herrührt und ſchon zuvor gedruckt war. Die übrigen hat der Vf. meiſtens in der letzten Zeit ſeines Lebens geſchrieben, und ſie verrathen eine für dieſe Epoche einzige, eben ſo liebenswürdige als beneidenswürdige Heiterkeit. Dazwiſchen ernſtere Betrachtungen religiöſer und ſittlicher Art; die einfachſten und unmittelbarſten Aeußerungen eines eben ſo milden als regſamen und tiefen Gemüthes. Den Anfang der Sammlung macht eine Abhandlung Sur la législation et le commerce des grains, ein Gegenſtand, über den der Vf. ſchon ehemals geſchrieben, und die Schädlichkeit der unbedingten Freiheit des Kornhandels dargethan hatte. Es muß ein großes Gewicht haben, wenn ein ſo erfahrner Staatsmann die unüberſehlichen Schwierigkeiten ſeines Amtes entwickelt; vor allem verdient dieß von denen beherziget zu werden, welche mit wenigen allgemeinen Formeln Alles auszurichten glauben, da die Staatskunſt eben deswegen, weil ſie unter unendlich vielen beſtimmenden Umſtänden und Lagen ausgeübt werden muß, nicht bloß eine Wißenſchaft, ſondern eigentlich eine Kunſt iſt. Ein anderer Aufſatz, Fragment sur la liberté métaphysique, berührt, wiewohl allgemein verſtändlich, dennoch mit bewundernswürdiger Schärfe, die eigentlichen Wendepunkte der Unterſuchung, wie nur irgend die wißenſchaftlichſte Spekulation ſie aufzuſtellen vermag. Ein Wink über eine Region im Gemüth noch jenſeits des Ich, wird denen merkwürdiger auffallen, die mit dem Streben der neueren Philoſophie in Deutſchland bekannt ſind, als den meiſten franzöſiſchen Leſern. Dieſes Bruchſtück, ſo wie manche andere, giebt eine Probe, was der Vf. im philoſophiſchen Fache hätte leiſten können, wenn er ſeine Talente auf dieſe Seite

gelenkt hätte. — Ein kleiner Roman oder moraliſche Novelle, Suites funestes d'une seule faute, macht den Beſchluß. In dieſer rührenden Darſtellung herrſcht eine bei dem Alter des Vf. faſt unbegreifliche Jugendlichkeit und Friſche der Einbildungskraft, und die unnachahmliche Zartheit der Geſinnungen nimmt jedes gefühlvolle Herz in Anſpruch. Man glaubt daraus beßer zu errathen was er den Seinigen war; überhaupt hat er ſich in dieſem geiſtigen Vermächtniſſe ſelbſt ſo geſchildert, daß es der von Frau von Stael gegebenen Charakteriſtik zur Beglaubigung dient, und auf dieſe Art führt die eine Hälfte des Buchs zur erneuerten und tiefer empfundenen Leſung der anderen zurück.

Wir dürfen zugleich anzeigen, daß von dieſer höchſt intereſſanten Schrift nächſtens eine deutſche Ueberſetzung im Publikum erſcheinen wird.

Del cavallo alato d'Arsinoe. Lettere filologiche di V. Monti. Milano 1804.

Die gelehrte Schrift betrifft eine Stelle in dem Gedicht Coma Berenices, dieſem koſtbaren durch Catulls Ueberſetzung auf uns gebrachten Ueberbleibſel kallimachiſcher Zierlichkeit, deſſen Genuß nur leider durch manche Dunkelheiten getrübt wird, zu deren Aufhellung jeder Beitrag willkommen ſein muß. Die Zeilen, welche den Auslegern und Kritikern ſo viel zu ſchaffen gemacht haben, ſind, mit Aufnahme der bentleyſchen Verbeßerung Locridos für Chloridos, folgende:

Abiunctae paullo ante comae mea fata sorores
Lugebant, cum se Memnonis Aethiopis
Unigena, impellens nutantibus aera pennis,
Obtulit Arsinoes Locridos ales equus.

Aus dieſem geflügelten Pferde haben Einige die Aurora, den Pegaſus, den Phönix, die Meiſten aber den Zephyr gemacht; Mehrere haben die Emendation alisequus nach der Analogie von pedisequus angenommen. Unter dieſen Auslegungen hat die vom Zephyr am meiſten für ſich, wenn man nämlich die Leſeart Chloridos beibehält. Alsdann weiß man aber nicht wohin mit Arsinoes, und man müßte dieß in den Dativ verändern. Ferner würde in dem folgenden Verſe,

Ipsa suum Zephyritis eo famulum legarat,

die Gattin Zephyrs ſeltſam genug nach ihm Zephyritis, er ſelbſt aber, da er doch im gleichen Range untergeordneter Gottheiten mit ihr ſteht, unſchicklich ihr Diener genannt. Auch die Benennung eines geflügelten Pferdes iſt ſehr hart für den Zephyr, der nebſt den anderen Winden immer unter menſchlicher Geſtalt abgebildet wird; und die einzige Analogie, die man dafür anführen möchte, iſt, was Homer von Stuten berichtet, die vom Hauch des Windes befruchtet werden. Endlich findet ſich zwar eine mythologiſche Angabe, Aurora ſei auch die Mutter der Winde, und inſofern könnte Zephyr Memnons Bruder heißen; allein unigena bedeutet in Einer Geburt erzeugte Kinder, und wird ſo, vom Catull ſelbſt, von Diana und dem Apoll gebraucht. Alle dieſe Schwierigkeiten hat Monti auf einem ganz neuen Wege mit glücklichem Scharfſinne gehoben. Er zeigt aus dem Pauſanias, daß Arſinoe im Tempel der Muſen auf einem Strauß ſitzend abgebildet war. Vielleicht war ihre Statue in ihrem eigenen Tempel auf dem Vorgebirge Zephyrium jener ähnlich, vielleicht hatte man auf dieſe Art das Andenken eines für ſie gezähmten Thieres verewigt, auf dem ſie etwa Ge=

fallen gefunden hatte der Seltſamkeit wegen zu reiten und ſich ſo bei öffentlichen Aufzügen zu zeigen. Das geflügelte Pferd iſt alſo der Vogel Strauß, der in der That zum Ziehen und Laſttragen abgerichtet wird, und alſo höchſt ſchicklich dieſe Benennung führt. Nun hängt Alles zuſammen. Arſinoe, eine früher vergötterte Königin Aegyptens, ſendet den mit ihr zugleich in den Himmel aufgenommenen Vogel, um die Locke Berenices abzuholen; er ſtellt ſich dar (obtulit se), nämlich wo die geweihte Locke verwahrt wird, fliegt durch die Luft zurück, und legt dieſe Locke in den Schooß der Venus, d. i. eben jener Gebieterin, die unter dem Namen der Venus Zephyritis zu Lokri in der Pentapolis angebetet ward. Hiezu ſtimmen auch die beiden folgenden Verſe vollkommen:

Ipsa suum Zephyritis eo famulum legarat,
Grata Canopeis in loca litoribus.

Sie ſelbſt hatte ihren Diener dahin geſandt, zu jenen ihr werthen Oertern an den kanopeiſchen Geſtaden; ‘ihr werth’, natürlich, weil dort das Vaterland der Arſinoe in ihrem ſterblichen Leben war. Wie iſt aber der Strauß ein Bruder Memnons, und zwar ein zugleich geborner Bruder? Memnon erhob ſich von ſeinem Scheiterhaufen in einen Vogel verwandelt, und mit ihm zugleich eine Menge anderer Vögel, die Memnonides genannt wurden, und an ſeinem Grabe Kampfſpiele feierten. Man muß ſich dieſe als zu den verſchiedenen dort einheimiſchen Gattungen gehörig denken, und es könnte alſo auch der Strauß darunter ſein; als der merkwürdigſte äthiopiſche Vogel hat er gegründete Anſprüche, Memnons Zwillingsbruder zu heißen. Noch liegt in der Wahl des Straußes, um die Statue der Arſinoe

darauf zu ſetzen, vermuthlich eine Beziehung: der Strauß führt im Griechiſchen denſelben Namen wie der der Venus geweihete Vogel, der Sperling.

Da eine italiäniſche Flugſchrift nicht leicht nach Deutſchland gelangt, ſo wird es unſeren Leſern willkommen ſein, dieſe ſinnreiche Auslegung, die wir der ferneren Beleuchtung der Gelehrſamkeit empfehlen, hier vollſtändig dargelegt zu finden. Die Ausführung des Vf. iſt äußerſt geiſtreich, — die Schreibart leicht und lebhaft, und der Gang der Unterſuchung ſpannt die Erwartung, und erregt ein dramatiſches Intereſſe. Für Deutſche bezeichnen wir dieß mit Einem Worte, wenn wir ſagen, daß wir ganz an Leſſings Manier in ſeinen philologiſchen Abhandlungen erinnert wurden.

Prolusioni agli studj dell' università di Pavia per l'anno 1804, recitate da V. Monti. Milano 1804.

Der berühmte Dichter Monti, dem nebſt Alfieri das Verdienſt zuſteht, die italiäniſche Poeſie der Flachheit abgenutzter Bilder und Wendungen entzogen und auf einen männlicheren Ton geſtimmt zu haben, hat dieſe akademiſchen Reden bei der neuen Einrichtung der Univerſität Pavia als Lehrer der Beredſamkeit gehalten, bevor er zu der Stelle eines königlichen Hiſtoriographen berufen war, die er gegenwärtig bekleidet. Er zeigt ſich darin auf das vortheilhafteſte als Redner und Gelehrten. Die erſte Rede handelt 'von der Verpflichtung, die erſten Entdecker der Wahrheit in den Wißenſchaften zu ehren.' Sie iſt von der glühendſten Vaterlandsliebe beſeelt, und durchgehends ein Aufruf an die Landesgenoßen des Vfs, ſich wieder als Nation zu fühlen, die eingewurzelten Abneigungen von Provinz gegen Provinz,

von Stadt gegen Stadt zu vergeßen, und mit vereinten Kräften auf die Herſtellung des alten Ruhmes hinzuarbeiten. Jedermann wird dem Redner beipflichten, wenn er behauptet, daß die Italiäner dem übrigen Europa das Licht der Wißenſchaften vorgetragen, daß ſie die Stifter der neuen Geiſtesbildung geweſen, welche ſeit drei Jahrhunderten Europa umgeſtaltet hat. Weniger bekannt aber, ſowohl in Italien als außerhalb, ſind eine Menge Beiſpiele von Entdeckungen und Erfindungen, die in der That von italiäniſchen Gelehrten herrühren, deren Ruhm aber Ausländern anheim gefallen iſt, zum Theil durch wirkliche Plagiate, zum Theil aber auch, weil ihnen in der urſprünglichen Geſtalt die letzte Vollendung fehlte, wodurch der Name und die Anerkennung einer Lehre entſchieden ward. Noch zahlreicher ſind die erſten Andeutungen neuer Wahrheiten, welche in jetzt vergeßenen, ehemals aber allerdings auswärts benutzten Schriften vergraben liegen. Die Urſache hievon iſt, daß die wackern Forſcher des ſechszehnten Jahrhunderts, mehr um den Gehalt als die Form ihrer Schriften bekümmert, meiſtens eine weitſchweifige und verworrene Proſa ſchrieben. Der Vf. geht in dieſer Hinſicht die phyſikaliſchen und mathematiſchen Wißenſchaften durch, und zeigt, wie ſo Manches von Italiänern geahndet, vorbereitet, ja faſt erreicht worden, deren Verdienſt dabei jetzt gar nicht erwähnt wird. Alsdann läßt er den kühnen Denkern im philoſophiſchen Gebiet Gerechtigkeit widerfahren, einem Giordano Bruno, Vanini, Cardano, Teleſio, Campanella, Pomponazzo u. A., deren Köpfe große Anſichten, untermiſcht mit wilden ausſchweifenden Träumereien, ausgebaren, und von denen verſchiedene Opfer des Kirchendrucks wurden. Dieſen hat man noch den Vico beizufügen, der nebſt Machiavelli in der Politik Mon-

teſquieus Vorgänger geweſen iſt, und deſſen Scienza nuova ſich nur durch ihre Schreibart die Vergeßenheit zugezogen, wie der Vf. in der zweiten Rede zeigt.

Wir Deutſchen haben ganz beſonders Urſache, an dem edlen Unwillen über die ſeiner Nation verweigerte Gerechtigkeit, welchen Monti ſo energiſch ausdrückt, Theil zu nehmen. Auch uns widerfährt eine gleiche Bevortheilung; auch unſere großen Entdecker und Erfinder ſind oft in der Dunkelheit geblieben, während Andere ſich den Ertrag ihrer angeſtrengteſten Geiſtesarbeit zueigneten. Wir alle wißen, welche Nation am meiſten die Gabe beſitzt, was ihr gehört oder auch nicht gehört vortheilhaft aufzuſtutzen, ſelbſt das Geringſte gelten zu machen, und alle fremden Anſprüche mit vornehmer Unwißenheit zurückzuweiſen. Hierüber iſt in Europa nur Eine Stimme, und man ſollte gemeine Sache gegen dieſe unterdrückenden Anmaßungen machen, deren Stimmführer, z. B. ein La Lande, hier gehörig abgefertigt werden.

In Montis Schrift iſt zugleich die wahre Richtung der Gelehrſamkeit angegeben, nämlich die, welche überall auf die Quellen zurückführt. Will man dem Wiederholten und Abgeleiteten in allen ſeinen Verzweigungen nachgehen, ſo verliert man ſich in einen endloſen Wuſt; einen Gedanken in ſeiner urſprünglichen Geſtalt aufſuchen, iſt freilich am mühſamſten, aber auch am belohnendſten. So wie unter uns eine neue Denkart die Oberhand gewinnt, wird ſie auch von einer veränderten Gelehrſamkeit begleitet ſein müßen, die das bisher Verkannte und Vernachläßigte wieder ans Licht zieht. Schon iſt das Andenken eines Bruno, Cardano und Anderer von jenen Italiänern in Deutſchland rühmlich erneuert worden; und Dante, für welchen Monti in Italien die Begeiſterung durch ſein Beiſpiel und ſeine Nachbildung

von Neuem erweckt hat, da man zuvor im franzöſiſchen Tone über ihn abſprach, wird auch unter uns ſeit einiger Zeit mit allgemeiner Verehrung genannt.

In der zweiten Rede, 'über die Nothwendigkeit der Beredſamkeit', wird aus triftigen, aber vermöge der Natur der Sache nicht neuen Gründen das Bedürfniß, gut zu reden und zu ſchreiben, für alle Stände zweckmäßig dargethan. Merkwürdig ſind beſonders einige die italiäniſche Proſa betreffende Bemerkungen, über die Verderbtheit des Geſchäftſtils, die Pedanterei der Crusca u. ſ. w.

Corinne ou l'Italie, par Mad. de Staël Holstein. Paris 1807. (Eine andere Ausg.: Paris, de l'imprimerie des annales des arts et manufactures und Leipzig 1807.) 2 tom.

Die Liebhaber ordentlicher Eintheilungen ſagen, dieß Buch ſei zugleich ein Roman und eine Reiſebeſchreibung. Gewöhnliche Leſer von einſeitigem Geſchmack wünſchen wohl gar, je nachdem ſie für eine der beiden Gattungen Vorliebe hegen, entweder die Geſchichte zweier Liebenden möchte nicht durch Beſchreibungen unterbrochen werden, oder dieſe möchten nicht jener zu Lieb abgekürzt ſein. Solche Urtheile beweiſen nur, daß man die Einheit dieſer harmoniſchen Dichtung nicht gefaßt hat. Allerdings wäre es fehlerhaft, einem Roman Beſchreibungen ſolcher Reiſen einzumiſchen, die auf die Schickſale der Perſonen keinen Einfluß hätten, und wovon die Eindrücke nicht durch deren beſondere Geſinnung und Lage beſtimmt würden. Sonſt aber nehmen Reiſen unter den Begebenheiten des Lebens ihre bedeutende Stelle ein, und können auf die Entwickelung des Einzelnen und ſeine Verhältniſſe zu Anderen mannichfaltig einwirken. Wir erinnern

uns nicht, daß jemand die neue Heloiſe ein Gemiſch von Reiſebeſchreibung und Roman genannt hätte, weil das Walliſer Thal, die Felſenufer des Genfer Sees, und andere ſchweizeriſche Gegenden und ländliche Auftritte ausführlich darin geſchildert ſind. Wenn die erzählte Geſchichte einheimiſcher Landesart und geſelliger Verfaßung angehört, ſo darf man beides als bekannt vorausſetzen, und örtliche Natur- und Sitten-Schilderungen mögen entbehrlich ſein. Kommt es aber darauf an, eine außerordentliche und uns fremde Art zu ſein darzuſtellen, ſo wird es wichtig, die ganze äußere Umgebung ſo anſchaulich und lebendig als möglich vor die Augen des Leſers zu rücken; und da dürfte es immer beßer ſein, ſich an die Wahrheit zu halten, und zum Beiſpiel das wirklich ſchöne Italien zu ſchildern, als irgend ein erträumtes und nie geſehenes, dergleichen in ſo manchen wunderbaren oder wunderlichen Romanen zum Vorſchein kommt. Die hiſtoriſche Treue hierin thut der freien Dichtung ſo wenig Eintrag, daß dieſe vielmehr erſt rechte Haltung dadurch gewinnt.

Zwei Gegenſtände, Corinna und Italien, ſind hier in Einem Gemälde vereinigt; aber ſie ſind nicht willkürlich zuſammengeſtellt, ſie gehören zu einander, einer erhöht den Reiz des andern. Corinna iſt die Lieblingstochter Italiens, und Italien findet an ihr ſeine Muſe. Sie iſt Künſtlerin und Dichterin und zwar Dichterin aus dem Stegreife. (Giebt es doch im Deutſchen, ſo fremd iſt uns jetzo die Sache, keinen anderen Ausdruck als dieſe ſeltſame Umſchreibung für Improviſatrice.) Dieſes Talent wird in Italien, mitten unter dem Verfall der Litteratur, noch immer häufig gepflegt; freilich mit verſchiedenem Glück und in mannichfaltigen Abſtufungen der Würde und des inneren Werthes. Wir hat-

ten Gelegenheit manche Proben davon zu hören, die durch Anmuth des Ausdrucks, Fülle der Bilder und Leichtigkeit der Wendungen erfreulich waren, ja durch unglaubliche Meiſterſchaft in den ſchwierigſten Silbenmaßen und durch ſchnelle Erfindſamkeit in Erſtaunen ſetzten. Geht man nun hievon aus, um ſich eine Vorſtellung von ehemaligen berühmteren Improviſatoren zu machen, ſo entſteht allerdings ein hoher Begriff von der in dieſer Kunſt möglichen Vollkommenheit. Nicht ſelten übten ja auch Männer, die in anderen Künſten das Höchſte leiſteten, dieſe als Liebhaber, wie Vaſari von Leonardo da Vinci ſagt, cantava divinamente all' improviso. Bei dem allen muß man doch wohl geſtehen, daß Corinna eine idealiſche Improviſatrice bleibt, wie es vielleicht nie eine gegeben hat. Allein dieß iſt das Vorrecht der Poeſie, Eigenſchaften in Einer Perſon zu vereinigen, die oft einzeln bewundert worden ſind, die ſich nicht widerſprechen, ſondern gegenſeitig unterſtützen, und alſo ſehr wohl durch eine ſeltene Gunſt der Natur ſich beiſammen finden können. Perſönliche Anmuth ladet ein, das Schöne jeder Art zu lieben; Anlagen zur Muſik, zur Tanz- und Schauſpiel-Kunſt ſind der Gabe augenblicklicher dichteriſcher Eingebungen nahe verwandt; dieſe können nur dann wahrhaft ſein, wenn ſie aus der Tiefe des Geiſtes und Gemüthes hervorgehen, und dem Schwunge hoher Geſinnungen zur Sprache dienen. Das alles denke man ſich in der Hülle zarter Weiblichkeit, und das hinreißende Bild iſt vollendet. Wer will mit der edlen Verfaßerin darüber rechten, daß ſie das Geſchöpf ihrer Phantaſie mit Vorzügen ausſtattet, die ſie ſelbſt beſitzt? Inſofern ein ſchönes Wunder der Natur überhaupt begreiflich gemacht werden kann, iſt Corinnas Entwickelung zu einer ſo herrlichen Blüthe befriedigend erklärt. Ein heiterer Himmel; eine bald reizende,

bald erhabene, aber immer milde Natur; der beſtändige Anblick der edelſten Kunſtwerke; eine im Ohr und Sinne des Volkes lebende Muſik; eine wohllautende dichteriſche Sprache; eine mehr inbrünſtige als ſtrenge, und in den Gebräuchen prächtige Religion; die Erinnerungen an eine große Vorwelt, neben der heutigen träumeriſchen Unthätigkeit; endlich die ſorgloſe ſüdliche Lebensweiſe: wie alles dieß das Gefühl und die Phantaſie mannichfaltig berührt und anregt, und einen reichbegabten Geiſt nicht auf beſtimmte äußere Zwecke richtet, noch in ſein Inneres verſenkt, ſondern ihn einladet, überſtrömend von Jugendfülle und Lebensluſt, ſeine glühenden Ausſtrahlungen faſt unwillkürlich um ſich her zu verbreiten: das wird nicht bloß geſagt und gerühmt, ſondern man fühlt es, man athmet gleichſam in derſelben berauſchenden Luft. Weil aber Corinna, wiewohl ganz Italiänerin, dennoch in Gedanken und Empfindungen ſich über die Sphäre ihrer Landsleute erhebt: ſo mußte auch dieß durch beſondere Umſtände ihres Lebens gerechtfertigt werden, welche die Verfaßerin mit dem gründlichſten Scharfſinne erfunden hat. Corinna iſt in Italien erzogen, aber früh mit fremden Sprachen und Sitten bekannt geworden; die Widerwärtigkeiten, die ſie auswärts durch einengenden Familienzwang erfährt, führen ſie zu ernſterem Nachdenken, geben ihrem Charakter mehr Beſtand, und bewegen ſie endlich, ihrem Namen und Stande entſagend, in ihr Vaterland zurückzukehren. Hiedurch iſt zugleich das Mittel gefunden, ein unabhängiges Künſtlerleben außerhalb der bürgerlichen Verhältniſſe mit weiblicher Würde zu vereinbaren. Kurz, Alles iſt ſchicklich und wahrſcheinlich, wiewohl außerordentlich, ja bewundernswürdig.

Dem Leſer wird nicht zugemuthet, Corinnas Gabe zu improviſieren, auf Glauben anzunehmen; es werden glän=

zende Proben davon mitgetheilt. Nicht in Verſen: der Geiſt der beiden Sprachen iſt allzuverſchieden, und die franzöſiſche Gebundenheit am wenigſten geeignet, der italiäniſchen Poeſie eine freie lyriſche Ergießung nachzutönen. Aber die kurzen fliegenden Sätze in ſtrophiſchen Abtheilungen, die Farbenglut der Ausdrücke und Bilder, die kühnen Uebergänge bringen ganz die Täuſchung hervor, als ob Alles einem improviſierten Original nachgebildet wäre. Dieſer eingeſtreuten Geſänge ſind drei: der erſte verherrlicht feſtlich ſtolz den Ruhm und das Glück Italiens; der zweite, auf dem Vorgebirge Miſenum im Anblick einer wolluſtathmenden Landſchaft und zweier entzückenden Meerbuſen gedichtet, iſt ſchon von dunkeler Vorahndung durchdrungen, der dritte endlich iſt der feierliche Schwanengeſang, dem kein Leſer von Gefühl ſeine Thränen verſagen wird.

Die Art, wie Corinna zuerſt eingeführt wird, nämlich bei dem Feſte ihrer Bekränzung auf dem Capitol, iſt neu und einzig. So erſcheint unter allen von Dichtern beſungenen Frauen nur Beatrice im Paradieſe des Dante auf ihrem himmliſchen Triumphwagen. Und dennoch iſt dieſe eben ſo glänzende als glückliche Erfindung keineswegs der Wahrſcheinlichkeit zuwider, oder den italiäniſchen Sitten fremd. Man weiß, daß die berühmte Improviſatrice Corilla (auf deren Namen übrigens der hier gewählte nur anſpielt, ohne daß ſonſt irgend ein hiſtoriſcher Zug von ihr entlehnt wäre) der Ehre, auf dem Kapitol gekrönt zu werden, noch vor nicht vielen Jahren theilhaftig ward. Eine bei dieſer Gelegenheit erſchienene Flugſchrift ſchildert den ganzen Hergang der Feierlichkeit.

Die Wirkung der tragiſchen Schickſale Corinnas wird durch dieſen heiteren, ja frohlockenden erſten Eintritt um ſo

unfehlbarer. Man begleitet ſie von der blühenden Fülle des edelſten Lebensgenußes an, durch alle Stufen der Leidenſchaft und des daraus entſprungenen Seelenleidens hindurch, bis zu dem Erlöſchen des göttlichen Funkens im Tode mit immer ſteigender Theilnahme.

Wie der Leſer Italien fühlen muß, um ein Weſen wie Corinna zu verſtehen, ſo konnte auf der anderen Seite ein Geiſt von ſolchem Umfange, ein ſo allempfänglicher Sinn ſich nur an großen und mannichfaltigen Gegenſtänden vollkommen entfalten. Hiezu war es erforderlich, und mit nichten um eine Reiſebeſchreibung im Roman anzubringen, daß Corinnas Geſpräche aus dem engen Kreiße der perſönlichen Verhältniſſe herausgiengen, und ſich über das Alterthum, die Natur, die Kunſt und Poeſie, endlich über alle Quellen und Richtungen des Enthuſiaſmus verbreiteten. Dieß iſt ohne Zwang und Anmaßung durch den einfachen Umſtand veranlaßt, daß ſie eine Neigung für einen Ausländer faßt, und durch den Wunſch bewogen, ihn zugleich an ſich und an ihr Vaterland zu feßeln, ſeine Führerin unter den Herrlichkeiten Italiens wird.

Wir Deutſchen beſitzen ſo manche durch den Zauber der Phantaſie erhöhte Darſtellungen dieſes Landes, wo Winckelmann das Heiligthum der Antike aufthat, wo Goethe unter ſüdlichem und klaſſiſchem Anhauch dichtete, wo Moriz liebenswürdig und ſinnig ahndete und ſchwärmte, wo Heinſe ungeachtet ſeiner ſtürmiſchen wilden Rohheit wenigſtens das vielgeſtaltete feurige Leben zu ergreifen wußte, daß wir ſchon mit großen Forderungen zu einer neuen Schilderung hinzutreten. Gerade deswegen werden die Vorzüge der hier gegebenen unter uns um ſo beßer erkannt werden. Sie iſt zugleich treu und idealiſch, eigenthümlich ohne Einſeitigkeit,

glänzend ohne Prunk, beredt ohne Uebertreibung, und ſinnreich ohne ſpielende Gegenſätze. Nichts iſt ſchwerfällig ausgemalt, aber Alles ſeelenvoll angeregt, und wie von ſelbſt gefällig geordnet. Eine liebevolle betrachtende Stimmung ſchwebt über dem Ganzen, und verſchmelzt die warmen und lebhaften Farben des Gemäldes. Der Enthuſiaſmus, wenn er aus der feinſten geſelligen Bildung unverſehrt wieder hervorgeht, gewinnt eine Ruhe, Klarheit und Mäßigung, welche ſeine erſten Aufwallungen nur ſelten haben.

Den Ruinen und Denkmälern des Alterthums, dann den Naturſcenen iſt unter den Schilderungen billig am meiſten Raum gegönnt: denn bei dieſen Gegenſtänden, die im Großen geſehen ſein wollen, vermögen Worte, die ein muſikaliſcher Widerhall des Eindrucks ſind, und ihnen gleichſam ihr Geheimniß ablocken, mehr als verkleinerte Abbildungen, durch die man ſich von den Werken der Malerei und Bildhauerei einigermaßen eine Vorſtellung machen kann. Wiewohl Rom immer noch die Hauptſtadt der Künſte bleibt, ſo ſchienen uns doch bei dem Aufenthalte dort die hiſtoriſchen Erinnerungen und die Entrückung in die Vorzeit durch ſie, wenigſtens beim erſten Eintritt, ſogar den Zug zu den großen Meiſterwerken zu überwiegen. Dieſer vertrauliche Umgang mit der Vergangenheit gewährt eine träumeriſche Luſt, die mit den Einflüßen des ſüdlichen Himmels ſo gut zuſammenſtimmt. Die Schilderung von Terracina, wo ſich die glückſeligen Gefilde Kampaniens öffnen, athmet wirklich den berauſchenden Duft jener üppigen Landſchaft. Weniger angenehme, ja furchtbare Gegenſtände, wie die pomptiniſchen Sümpfe, der Veſuv in einer Lava-Ergießung, ſind in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, jedoch immer mit Anmuth beſchrie-

ben, und mit großer Gewandtheit zu mancherlei Beziehungen auf die Stimmung und Lage der Perſonen benutzt.

Der erſten unter den bildenden Künſten, der Architektur, wird bei Gelegenheit der Peterskirche würdig gehuldigt. Einzelne Statuen oder Gemälde ſind faſt gar nicht beſchrieben. Solche Beſchreibungen verfehlen auch meiſtens den Zweck, eine angemeßene Vorſtellung zu erwecken, oder ſie ſind überflüßig, da die großen Meiſterwerke dem Gedächtniß der Freunde des Schönen durch den wirklichen Anblick oder durch Abgüße und Kupferſtiche eingeprägt ſind. Wo ſie erwähnt werden, da geſchieht es in beſonderen Beziehungen. So wird die Madonna della Scala zu Parma von Correggio (vielleicht die ſchönſte, wiewohl nicht die berühmteſte Hervorbringung dieſes Meiſters) einer der Hauptperſonen der Geſchichte verglichen, einer unſchuldigen Mutter, die mit ihrem Kinde davor ſteht, und es wird dadurch das einnehmendſte Bild von dieſer gegeben. Zart und treffend iſt die Bemerkung, Correggio ſei der einzige Maler, der niedergeſchlagenen Augen einen ſo eindringlichen Ausdruck zu geben wiße, als wären ſie gen Himmel erhoben. Die Propheten und Sibyllen des Michel Angelo in der ſixtiniſchen Kapelle erſcheinen hier in der Dämmerung des Abends und Weihrauchs als ſchweigende Rieſengebilde über den verhallenden Seufzern des Miſerere am Charfreitage. Der allgemeine Eindruck der Antike und das Weſen der Plaſtik iſt in der Kürze gründlich gefaßt. Bei der Malerei ſind die beiden Anſichten, die redneriſch moraliſche, die in neueren Zeiten herrſchend geworden, und die dichteriſch religiöſe, die ehemals galt und jetzt nur von Wenigen unter uns anerkannt wird, ſehr gut in aller Stärke gegen einander geſtellt, ohne gerade etwas zu entſcheiden; doch giebt die Prüfung einiger

der gerühmteſten Kompoſitionen neuerer Künſtler beinahe für die letztere den Ausſchlag. Hinreißend iſt was über die Wirkungen der Muſik ebenfalls bei Gelegenheit eines perſönlichen Anlaßes geſagt wird: es läßt unſeres Bedünkens die beredteſten Zeilen von Rouſſeau hierüber weit hinter ſich.

Von der italiäniſchen Poeſie iſt vornehmlich in dem erſten improviſierten Geſange die Rede. Dante wird vor Allen glorreich geprieſen. Die hier aufgeſtellte Anſicht dieſes im vorigen Jahrhundert ſo mißkannten und unbegriffenen Dichters iſt für Frankreich ganz neu, und eben ſo tief gedacht, als unnachahmlich ausgedrückt. Ein Geſpräch über das italiäniſche Theater unter Mitredenden verſchiedner Nationen rügt deſſen Schwächen, und würdigt einſichtsvoll die Verdienſte eines Metaſtaſio, Alfieri, Goldoni, Gozzi. Zuſammengenommen mit der Schilderung, wie Corinna auf geſellſchaftlichen Bühnen einmal als Julia auftritt, in Shakſpeares gleichſam nach ſeiner Heimat Italien zurückgeführten Romeo und Julia (ein äußerſt glücklicher Gedanke!); dann als die Tochter der Luft in einem Schauſpiele mit Geſang von Gozzi nach Calderon; giebt jenes Geſpräch Ausſichten, wie die dramatiſche Kunſt in Italien auf einer freieren Bahn gedeihen könnte. Statt der verfehlten lebloſen Nachahmungen der alten, oder gar der franzöſiſchen Tragödie, womit man ſich dort nun ſchon ſo lange plagt, ſollte nach dem Beiſpiele der Engländer und Spanier dem ernſten Schauſpiel romantiſcher Wechſel und Umfang verſtattet werden. Die Opera seria iſt einſchläfernd durch die Einförmigkeit ihrer Beſtandtheile; der Opera buffa fehlt es an Bewegung und Handlung: warum ſchmelzt man ſie nicht zu einer Mittelgattung zuſammen, worin das Luſtige neben dem Wunderbaren, ja Abenteuerlichen Platz fände, und wo-

von deutſche Komponiſten einige vortreffliche Beiſpiele gegeben? Mögen dieſe geiſtreichen Winke in einer ſo vielgeleſenen Schrift die etwa in Italien ſchlummernden dramatiſchen Talente zu wecken dienen!

Die geſellige Verfaßung und der Geiſt des Volkes, von den oberſten bis zu den unterſten Ständen, iſt mit ſcharfer Beobachtung aufgefaßt; aber die viel andeutenden Züge des Bildes ſind im mildernden Lichte des Wohlwollens und einer Einbildungskraft, die ſich in die Mitte eines fremden Daſeins zu verſetzen weiß, entworfen. Nicht leicht hat irgend ein anderer Schriftſteller außer Winckelmann, in ſeinen Briefen und ſonſt, dem Verſtande und Charakter der heutigen Italiäner ſo vollkommene Gerechtigkeit widerfahren laßen. Allein Winckelmann war einſeitig und parteiiſch für ſein neues Vaterland; hier iſt ein höherer Standpunkt der Beurtheilung genommen, und auch die entſtellende Rückſeite nicht verhehlt. Die Darſtellung des allgemein äußern Lebens und der Volksfeſte ſind im höchſten Grade anſchaulich und ergötzlich: man ſehe z. B. die gedrängte Beſchreibung des Carnevals und Pferderennens zu Rom; und wie meiſterhaft iſt die verſchiedene Eigenthümlichkeit von Neapel und Venedig bezeichnet!

Wir müßen uns mit dieſen wenigen Anführungen aus dem reichen Gehalt des Buches von dieſer Seite begnügen, um auch dem in ſeiner Art eben ſo ausgezeichneten Roman unſere Aufmerkſamkeit zu widmen. Der wahre Maßſtab iſt bei der ungeheuern Menge von Schriften, welche ſich den Namen dieſer Gattung anmaßen, ſo wenig anwendbar, daß er dem gröſten Theil des leſenden Publikums gänzlich abhanden gekommen iſt. Nur in Deutſchland hat es neuerdings wieder verlauten wollen, daß ein Roman poetiſch,

und insbeſondre romantiſch ſein müße. Einerſeits verlangen ernſthafte Männer, ein Roman ſolle ein nützliches Exempelbuch ſein, und unter der Einkleidung einer Geſchichte Erfahrungen aus der Wirklichkeit vortragen, welche die Jugend über das verſtändigſte Betragen im bürgerlichen und häuslichen Leben belehren können. Andere hingegen, Leſer und Leſerinnen, betrachten die Romane als Legenden der Liebe, und wollen ihre Andacht an dem Vorbilde ſo mancher Märtyrer des Herzens nähren. Wie ſich eine Neigung allmählich entſpinnt, wie ſie ſich kund giebt, wie endlich ein Herz gewonnen wird, und was Alles weiter daraus erfolgt, hierauf iſt einzig ihre unerſchöpfliche Neugierde bei jedem der vielen hundert Romane, die ſie leſen, von Neuem gerichtet, und wird ihnen nur das genügende Maß von Liebe und Leidenſchaft zugetheilt, ſo ſind ſie in allen übrigen Stücken ſehr nachſichtig. Sie leſen wie jene Liebende beim Dante:

Noi leggevamo un giorno per diletto
Di Lancilotto, come amor lo strinse.

Die Wahl ſolcher zärtlichen Herzen, denen ein großer Dichter, der ſelber ihr Abgott war, irgendwo in ſpottendem Uebermuth Schuld giebt, ‘ein Pfuſcher vermöge ſie zu rühren’, iſt dennoch der ächt poetiſchen Anſicht weit näher verwandt, als die Forderung der moraliſierenden Kritiker. Jene verlangen wenigſtens keine Nutzanwendung, ſondern überlaßen ſich den unmittelbaren Eindrücken. Und war es nicht immer die Darſtellung eines einzigen ausſchließenden Gefühls, deſſen Allgewalt ſich in treuer Beharrlichkeit oder kühnem Ungeſtüm offenbart, was in allen Dichtungen, von Homers Geſängen an, immer die lebhafteſte Theilnahme erweckte? Unter den menſchlichen Gefühlen führt aber un=

ſtreitig die Liebe die unwiderſtehlichſten Bezauberungen für die Erinnerung oder Vorahndung mit ſich. So war es überall und zu allen Zeiten: die Liebesſchwärmereien wurden im züchtigen ritterlichen Europa eben ſo ſehr vergöttert, als die des Medshnun im wolluſtathmenden Orient. Wenn aber das Romantiſche vornehmlich aus dem Zuſammenſtoß eines idealiſchen Enthuſiasmus mit der proſaiſchen Wirklichkeit hervorgeht, ſo wird die Liebe, welche alle Widerſprüche der menſchlichen Natur und Beſtimmung in Bewegung ſetzt, mit Recht für die vorzugsweiſe romantiſche Leidenſchaft gehalten.

Corinna iſt die Geſchichte einer unglücklichen Liebe, und zwar einer Liebe, die nicht bloß durch zufällige Hinderniſſe geſtört wird, ſondern wo der Keim des unglücklichen Ausganges ſchon im Weſen der Sache ſelbſt liegt. Dieſe Sterblichkeit der ſchönſten Gefühle iſt hier ſo treffend und wahr geſchildert, daß ſie in traurende Betrachtung verſenken muß. Corinnas Wahl iſt unglücklich; nicht als ob ſie auf einen unwürdigen Gegenſtand fiele, ſondern weil die Entgegenſetzung der Charaktere, wovon man recht gut begreift, wie ſie die Entſtehung gegenſeitiger Neigung ſogar begünſtigt, entweder eine frühe Trennung herbeiführen muß, oder doch keine dauernd glückliche Vereinigung hoffen läßt. Da Corinna, wiewohl keinesweges mit einer kalten fehlerloſen Vollkommenheit begabt, außer allem übrigen Zauber, den ſie beſitzt, auch in ihrer Liebe durch unbefangene Hingegebenheit ſo unendlich liebenswürdig erſcheint, ſo war der Mann, der ſie verläßt und aufopfert, freilich nicht ganz zu retten. Indeſſen hat die Verfaßerin bewundernswürdige Kunſt aufgewandt, um ihn dennoch anziehend und ſeinen Wankelmuth begreiflich zu machen. Oswald, ein engliſcher

Lord von den edelſten Eigenſchaften, hat durch einen jugendlichen Fehltritt gegen ſeinen Vater, den er aus zarter Gewißenhaftigkeit bei ſich ſelbſt übertreibt, ein ſchüchternes, trübes, ſich und Andern mißtrauendes Weſen angenommen. Da er zuvor zu Hauſe und auf Reiſen bloß der ſittlichen und geſelligen Ausbildung gelebt hat, eröffnet Corinna ihm auf einmal die Welt der Phantaſie, und zieht ihn unwiderſtehlich in ihren magiſchen Kreiß. Aber Corinna hat in näheren Verhältniſſen mit ſeinem Vaterlande und ſeiner Familie geſtanden, als er weiß oder vermuthet, und ihre Jugendgeſchichte, die ſie nach langem Widerſtreben ihm endlich offenbart, erregt ihm Zweifel an der Möglichkeit eines häuslichen Glückes mit ihr nach ſeinem Sinne. Der Krieg ruft ihn nach England zurück, und hier iſt vortrefflich entwickelt, wie nationale Denkart und Gewöhnungen, mit einem Worte, alle die Wurzeln, woran das Daſein pflanzenartig hängt, ſich der freien Bewegung eines begeiſterten Gefühls, welches über dieſen Kreiß hinausgeht, widerſetzen und es endlich bemeiſtern. Wir können die erfinderiſch zuſammengeſtellten Umſtände und Zufälle, welche gegen Corinnas Liebe ſich gleichſam verſchwören, hier nicht einzeln angeben, ohne denjenigen unſerer Leſer, die das Buch noch nicht kennen, vorzugreifen, und den Reiz der Neuheit zu ſchwächen. Nur dieß: in Lucilen, der jungen Engländerin, die Oswald Corinnen vorzieht und zur Gattin erwählt, iſt ein Bild eingezogener verſchleierter Jungfräulichkeit, und ſtrenger ſittlicher Reinheit mit ſo zarter Anmuth umkleidet, daß es in der Sinnesart mancher Leſer Corinnens hinreißenden Reizen die Wage halten mag; gar nicht nach der Weiſe gewöhnlicher Romandichter, die Alles an ein Schooßkind ihrer Phantaſie verſchwenden, und für die übrigen Perſonen nichts übrig behalten.

Corinna handelt nach einem entſchiedenen Gefühl, kühn und offen im Vertrauen auf ihren hohen Genius. Oswald hingegen ſchwankt vom Anfange an, ohne alle Selbſtſtändigkeit, was ihm nebſt einer faſt weichlichen Regſamkeit des Gefühls ein etwas unmännliches Anſehen giebt. Es iſt wahr, er vernachläßigt ſein Leben aus Edelmuth bei jedem Anlaße: er wagt ſich, um Nothleidende aus dem Feuer oder Waßer zu retten; er wagt ſich im Kriege; er wagt ſich auch für Corinna bei einer tödtlichen und anſteckenden Krankheit, die ſie befällt. Wir überlaßen dem Gefühl der Leſerinnen zu entſcheiden, wie viel dieß auf eine weibliche Einbildungskraft wirken mag. Corinnens Neigung iſt vielleicht dadurch erklärt, aber Oswalds Werth wenig gehoben. Ihr Leben wagen Viele, aus guten, gemeinen oder ſchlechten und erbärmlichen Antrieben; aber ächte Männlichkeit beruht auf unerſchütterlicher Treue und muthiger Unabhängigkeit der Geſinnungen. Wie unmündig erſcheint Oswald oft anderen Perſonen gegenüber! Er läßt ſich eben ſowohl durch die ſteifen Sittenpredigten der Lady Edgermond, als durch die ſchlaue Eitelkeit der Madame d'Arbigny beherrſchen, und beßeren Entſchlüßen abtrünnig machen.

Die Jugendgeſchichte Corinnas ſchildert mit unübertrefflicher Wahrheit, wie ein ſtrebender Geiſt durch die geordnete Mittelmäßigkeit ſeiner Umgebungen eingeengt wird, und wie aus lauter kleinen Hemmungen ſeiner Wirkſamkeit ein unleidlicher Druck erwächſt. Wer je etwas Aehnliches gefühlt hat, wird es nicht ohne die innigſte Theilnahme leſen.

Die nicht zahlreichen Nebencharaktere ſind ſämmtlich nach ihrem Zweck und der Stelle, die ſie einnehmen, mit großem Verſtande angelegt, und mit Sorgfalt ausgeführt. Der ausgezeichnetſte iſt der Graf d'Erfeuil, ein franzöſiſcher Emi=

grierter von gewandtem leichtem Weltton, der ſich als ein Mann von Ehre beträgt, und ſogar einen gewiſſen Edelmuth beſitzt, ohne alle Tiefe des Gemüths, und bei völliger Unfähigkeit zum Enthuſiaſmus. In dieſer Charakteriſtik iſt eine ganze Gattung erſchöpft, und dennoch ſind die Züge feiner, als man ſie von einzelnen Originalen leicht aufſammeln könnte.

Das Ganze der Kompoſition iſt einfach und wohlgeordnet: die Theile ſtehen in ſchönen Verhältniſſen zu einander. Anfangs herrſcht die Phantaſie, ihre farbigen Erſcheinungen haben Raum ſich zu entfalten, bis ſie vor der ſteigenden Leidenſchaft in den Schatten zurücktreten, und zuletzt Alles ſich mehr und mehr in ein einziges Gefühl der Trauer zuſammenzieht. Der Knoten iſt künſtlich und feſt geknüpft; dem Zufall iſt nur ſelten der Eintritt verſtattet, und Alles ſo viel möglich durch innere Nothwedigkeit beſtimmt. Die Kataſtrophe iſt ergreifend. Natur und Kunſt haben gewetteifert, Corinna zu ſchmücken; ſie hat einen friedlichen Triumph des Ruhmes errungen, alle ihre Kränze legt ſie der Liebe zu Füßen: ihr Opfer wird verſchmäht, ſie muß darüber zu Grunde gehen. Ihr Schickſal erweckt die innigſte Rührung ohne alle Bitterkeit. Man möchte dieſe Zeile Filicajas in ſeinem berühmten Sonett, worin er die Unfälle Italiens beklagt, über Corinna ausrufen:

Deh foſti tu men bella, o almen più forte!

Aber die mildernden Ausſöhnungen, welche vorhergehen, die Ruhe, welche ihre letzten Augenblicke umſchwebt, laßen auf ſie anwenden was der Dichter von Clorindens Tode ſagt:

— — — — in queſta forma
Paſſa la bella donna, e par che dorma.

Eine Vergleichung zwiſchen den beiden Romanen der berühmten Verfaßerin anzuſtellen, würde ein anziehendes Geſchäft ſein, aber uns hier zu weit führen. An Adel der Geſinnung, beredtem Ausdruck der Leidenſchaft, rührender Kraft und Aufforderung zur Theilnahme ſteht Delphine der Corinna gewiß nicht nach. Vielleicht ſind nur in jener die Lagen zu gewaltſam und die Spannungen zu ſchmerzlich. Zwar iſt auch dort ſchon in den Charakter der Liebenden, in Delphinens unvorſichtige Güte und Großmuth und Leonces äußerſt verletzbares Ehrgefühl, der Keim des Unglücks gelegt; doch um ſie zu trennen, ſind die Tücken des Zufalls, und Hinterliſt und Verleumdung feindſeliger Menſchen vielfältig zu Hülfe genommen, was nicht ohne eine ſtörende Einmiſchung von Unwillen in das Mitleiden abgehen kann. Der Geſammteindruck der Corinna dünkt uns harmoniſcher und milder. Zum Theil muß man dieß wohl der bedeutenderen Stelle zuſchreiben, welche die Einbildungskraft hier einnimmt, weil dieſe überall, wo ſie ſich anſchmiegt, die geraden ſich kreuzenden Richtungen des Verſtandes in Wellenlinien abrundet, und die getrennten Beſtandtheile des menſchlichen Daſeins unter einander bindet. In der Delphine iſt nur die Phantaſie des Herzens mächtig, und ſcheint alle übrige Phantaſie verſchlungen zu haben. Die in der Corinna gewählte erzählende Form iſt unſtreitig der Abfaßung eines Romans in Briefen vorzuziehen. Erſtlich iſt ſie weit gedrängter; ferner iſt der durchgängige Gebrauch der Briefform vielen Unbequemlichkeiten unterworfen: die Perſonen ſollen in ihrer jedesmaligen Lage befangen ſein, und doch muß ihnen eine damit unverträgliche Beobachtung ihrer ſelbſt und Anderer verliehen werden, um den Leſer über ſie und ihre Täuſchungen ins Klare zu ſetzen, und die Zukunft vor-

zubereiten. Die Erzählung hingegen darf mit einer gewiſſen dichteriſchen Allwißenheit ruhig und unparteiiſch auf die Mithandelnden herabſchauen.

Wenn wir nicht ſehr irren, ſo wird Corinna der Sinnesart der deutſchen Leſer noch in höherem Grade zuſagen, als die früheren immer mit großer Wärme aufgenommenen und bewunderten Schriften der Frau von Staël. Recenſent hatte Gelegenheit, die erſte Wirkung dieſes neueſten Werkes in Frankreich zu beobachten, wo es außerordentliches Glück macht, und ſeit dem Augenblicke der Erſcheinung das Publikum auf das lebhafteſte beſchäftigt. Genialiſche Ueberlegenheit darf ſich nur zeigen wie ſie iſt, um alle Verſuche kalter oder eigenliebiger Perſönlichkeit, die den hohen Begriff ableugnen möchte, niederzuſchlagen. Indeſſen haben die franzöſiſchen Journaliſten, welche nach der Sitte ſogleich in dem litterariſchen Anhange der politiſchen Blätter Bericht erſtatten mußten, mit wenigen Ausnahmen, eine ziemlich beluſtigende Rolle dabei geſpielt. Gezwungen zu loben, um nicht zu ſehr gegen die öffentliche Meinung anzuſtoßen, und doch unfähig, den Geiſt des Ganzen auch nur von fern zu ahnden, hängen ſie ſich an Einzelheiten. Sie beſchweren ſich über métaphysique du sentiment und Dunkelheiten, wo wir unſerer Seits eine faſt ſtrahlende Klarheit finden. Daß ſie bei ihrer Unwißenheit und ihrem Mangel an Kunſtſinn über den Theil des Werkes, der Italien betrifft, nichts zu ſagen haben, verſteht ſich von ſelbſt. Sie bleiben alſo bei dem Roman ſtehen, und ſind in Verlegenheit darüber, daß ſich kein bares Reſultat ergeben will, das heißt, keine triviale Sitten- oder Klugheits-Lehre, um die ſich die ganze Geſchichte drehte. Daß dieſelbe Perſon in ihren Meinungen und ihrer Handlungsweiſe zuweilen Recht, zu-

weilen Unrecht hat, ohne daß es dem Leſer ausdrücklich kund gethan wird; daß einem zugemuthet werden kann, einen Roman ſo zu leſen, wie man in einen Kreiß ausgezeichneter Menſchen tritt, wo der ſcharfe Beobachter die feinſten Beziehungen wahrnimmt, während der Ungewitzigte weggeht wie er gekommen iſt: das iſt durchaus über ihren Horizont. Einige ſetzen den Grafen d'Erfeuil unwißend fort, nämlich ſie beurtheilen eine ächt poetiſche Kompoſition gerade ſo wie er, oberflächlich und nach geſellſchaftlichen Konventionen. Andere, da ſie in der Charakteriſtik des Grafen d'Erfeuil etwas Unheimliches verſpüren, wollen zu üblem Spiel eine gute Miene machen: ſie erkennen ihn alſo an, und erklären ihn dreiſt für liebenswürdiger, gefühlvoller, verſtändiger, und in alle Wege vortrefflicher, als den Engländer Oswald, ja für das eigentliche Muſter eines gebildeten Mannes. Den Grafen Raimond, einen wahrhaft edlen und ritterlichen franzöſiſchen Charakter, laßen ſie aus guten Gründen unerwähnt. Das Ausland ſo günſtig zu ſchildern, wie hier geſchieht, England in Anſehung der ſittlichen und bürgerlichen Ordnung, Italien von Seiten der künſtleriſchen Anlagen, ſcheint ihnen auch ein ſeltſamer Eigenſinn des Geiſtes; und bei einigen litterariſchen Ketzereien, die nur leicht hingeworfen und einer oder der anderen Perſon in den Mund gelegt ſind, trauen ſie kaum ihren Augen, daß man wagen könne, ſo etwas auszuſprechen.

Ueberhaupt iſt dieſes Buch für ein europäiſches Publikum beſtimmt, und ganz dazu eingerichtet, mehrere Nationen verſchiedentlich anzuregen. Die Engländer und Italiäner werden mit ihrem Antheil ohne Zweifel beßer zufrieden ſein. In Italien beſonders wird Corinna einen freudigen Enthuſiaſmus erwecken. Die Italiäner fühlen es mit Bitterkeit,

daß ihre Nation, die den übrigen in Allem vorgeleuchtet, ſeit geraumer Zeit unter dem Drucke der Meinung Europas ſteht. Sie ſind ſehr dankbar dafür, und es wirkt wohlthätig auf ſie, wenn ſie einer wohlwollenden und gerechteren Beurtheilung begegnen. Wir Deutſchen ſind nur in den Noten mit Lobe bedacht. Wenn wir anders nicht für eine unromantiſche oder ganz und gar unpoetiſche Nation zu achten ſind, ſo möchten wir die berühmte Verfaßerin erſuchen, uns das nächſtemal in den Text aufzunehmen.

Dichtergarten. Herausgeg. von Roſtorf (v. Hardenberg). Erſter Gang. Violen. Würzb. 1807.

Wenn nüchterne Beſchränktheit ſich der Poeſie anmaßt, wenn die gemeinen Anſichten und Geſinnungen, über welche uns eben die Poeſie erheben ſoll, aus der Proſa des wirklichen Lebens ſich verkleidet und unverkleidet wieder in ihr einſchleichen, ja ſich ganz darin ausbreiten, durch ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel nehmen und ſie zum trägen Element herunterziehen: dann entſteht ein Bedürfniß, das Dichten wiederum als eine freie Kunſt zu üben, in welcher die Form einen vom Inhalte unabhängigen Werth hat. Der Phantaſie werden die größten Rechte eingeräumt, und ſie verwendet die übrigen Kräfte und Antriebe der menſchlichen Natur zu ſinnreichen Bildungen gleichſam nur in ihrem eigenen Dienſte, und mit keinem anderen Zweck, als ſich ihrer gränzenlos ſpielenden Willkür bewußt zu werden. Dieſe Richtung ließ ſich vor einigen Jahren in Deutſchland ſpüren. Man gieng den kühnſten und verlorenſten Ahndungen nach; oft wurde

mehr eine ätheriſche Melodie der Gefühle leiſe angegeben, als daß man ſie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit ausgeſprochen hätte; die Sprache ſuchte man zu entfeßeln, während man die künſtlichſten Gedichtformen und Silbenmaße aus anderen Sprachen einführte, oder neue erſann; man gefiel ſich vorzugsweiſe in den zarten, oft auch eigenſinnigen Spielen eines phantaſtiſchen Witzes. Unſtreitig iſt hiedurch Manches zur Entwickelung gekommen, und die Einflüße davon dürften ſich in den Hervorbringungen ſolcher Dichter nachweiſen laßen, die unmittelbar an jener erneuernden Bewegung am wenigſten Antheil genommen. Die Ausartungen in eine leere mühſelige Gaukelei ſind gleichfalls nicht unterwegs geblieben. Andere Umſtände ſchaffen andere Bedürfniſſe: denn der Sinn der Menſchen wechſelt, wie Homer ſagt, mit den Tagen, welche die waltende Gottheit heraufführt. In einer Lage, wo man nur an einem begeiſternden Glauben einen feſten Halt zu finden wußte, wo dieſer Glaube aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar ſehr gefährdet wäre: da würde in der Poeſie jenes luftige Streben, das wohl der Erſchlaffung dumpfer Behaglichkeit mit Glück entgegenarbeiten mochte, nicht mehr angebracht ſein. Nicht eine das Gemüth oberflächlich berührende Ergötzung ſucht man alsdann, ſondern Erquickung und Stärkung; und dieſe kann die Poeſie nur dann gewähren, wenn ſie in ungekünſtelten Weiſen ans Herz greift, und, ihrer ſelbſt vergeßend, Gegenſtänden huldigt, um welche Liebe und Verehrung eine unſichtbare Gemeinſchaft edler Menſchen verſammelt.

Den letzten Gedanken ſpricht ein Gedicht von Friedrich Schlegel am Eingange mit würdigem Nachdrucke aus:

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth ſich aufblähen,
Sich um den eignen Geiſt bewundernd drehen,
Beſeeligt, daß ſo Einz'ges ihm gelinge.

Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eu'r Herz umwinden ſehen.
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunſt Höhen
Wer fühlt, wie heilig das ſei, was er ſinge.

Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des deutſchen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden,

Die alte Schönheit, eh ſie ganz verſchwunden,
Zu retten fern von allen Eitelkeiten,
Das ſei des Dichters hohes Ziel und Trachten!

Die ganze Sammlung iſt in dieſem Sinne gedacht. Sie beſteht in Beiträgen von Sophie B. geb. Tieck, Roſtorf, Friedrich Schlegel, und Sylveſter.

Von Sophie B., der Schweſter des Dichters Tieck, welche, dieſem an Geiſt und Talent auffallend verſchwiſtert, eine ſchwermüthig ahndende und dennoch ton- und farbenreiche Phantaſie mit weiblicher Zartheit umſchleiert, finden wir hier ein Trauerſpiel in drei Aufzügen, Egidio und Iſabella. Der Stoff ſcheint aus einer ſpaniſchen Novelle entlehnt, und die Form iſt dem gemäß gewählt: es iſt diejenige, welche das ſpaniſche Schauſpiel vor Einführung des häufigeren Gebrauchs der Aſſonanz durch Calderon und ſeine Zeitgenoßen hatte. Das Stück iſt ganz in Reimen geſchrieben, bald in kurzen vierzeiligen Strophen oder in Decimen, bald in zehn- oder eilfſilbigen Verſen, hauptſächlich in Oktaven, mit einigen eingemiſchten Kanzonen, Terzinen und Sonetten. Der Gebrauch ſo künſtlicher Silbenmaße ladet zu prächtigem Bilderſchmuck ein; doch hat die Verfaßerin nur einen beſcheidenen Gebrauch hievon gemacht. Bei ihrer glücklichen Leichtigkeit im Versbau fügen ſich die Worte wie von ſelbſt in dieſe Weiſen, welche nur ſelten der Raſchheit des Dialogs und nie der Innigkeit des Gefühls Abbruch thun. Einige Situationen können durch die Aehnlichkeit der äußeren Bedingungen, wodurch ſie herbeigeführt werden, an Calderons Andacht zum Kreuz

erinnern, aber der Geiſt iſt durchaus verſchieden. In dem letztgenannten Stück herrſcht in den Charakteren durchgängig eine wilde Leidenſchaftlichkeit, ſie werden von Verbrechen zu Verbrechen fortgerißen, und die Rückkehr zum Heil auf einem einzigen noch offen gelaßenen Wege wird bis auf den letzten Augenblick verſchoben. Hier verwandelt ſich Iſabellas Uebermuth ſogleich nach ihrem Falle, den ſie doch nicht ſo verſchuldet hatte, in Demuth; ihr ganzes übriges Leben wird eine fortgehende Bußübung, ſie ſcheint ſich in den hingegebenſten Ergießungen ihrer Reue nie erſättigen zu können. Wie ſie in dem Hauſe ihres Vaters verkleidet als Sklave dient, und erſt nach ihrem Tode erkannt wird, dieß hat viele Aehnlichkeit mit der wunderbar rührenden Geſchichte vom heil. Alexius, die Moreto in einem vortrefflichen Schauſpiel bearbeitet hat. Der Vater, Marcello, iſt auch dem heftigen Curcio beim Calderon ganz entgegengeſetzt: in jenem iſt die Wonne des Vergebens als das eigenſte väterliche Gefühl geſchildert; er iſt der Hirt, der das verlorne Lamm über Alles achtet; durch den Verluſt ſeiner Tochter iſt die Kraft des Greiſes gebrochen, und ſein ganzes Weſen löſt ſich in liebevolle Wehmuth auf. Im Charakter des Egidio ſind dunklere Farben gemiſcht, wie es ſich für den plötzlichen Fall von einer ſcheinbar-ſtrengen Tugend zu einem verrätheriſchen Laſter gehörte. Seine endliche Reue und ſein Bekenntniß, nachdem er ſchon alles Gute abgeſchworen, macht keinen tiefen Eindruck, und ſieht mehr einer äußeren förmlichen Handlung ähnlich, als einer ſolchen, die aus dem innerſten Gemüth kommt. Die Scene hingegen, wo er der Verſuchung unterliegt, iſt meiſterhaft behandelt. Die Eingebungen des böſen Geiſtes ſind ein Gebrauch des Wunderbaren, der doch eigentlich nicht über das Natürliche hinausgeht; Egidio hört ſie nicht ausdrücklich als fremde Worte; es ſind ſeine eigenen, halb unbewußten Gedanken, die er in ſeinen Reden nur bekämpft oder fortſetzt. Ein Anderes iſt es mit der ihm nachher vom böſen Geiſt verliehenen Gabe des Feſtbannens: dieſe Einführung der Zauberei hätte vielleicht entrathen werden können, da ſie auf das Weſentliche der Verwickelung wenig Einfluß hat. Die Handlung bewegt ſich übrigens raſch und leicht, und man könnte das Stück ſogar theatraliſch nennen, wenn nicht die darin herrſchenden Vorſtellungsarten unſeren heutigen Zuſchauern leider allzu fremd wären. Die Wirkung

des Ganzen iſt ſanfte Rührung: es entlockt Thränen, aber von jenen Thränen, die ohne heftige Erſchütterung über unentſtellte Geſichtszüge herabfließen.

Vier Sonette, ebenfalls von Sophie B., ‘Klagen’ überſchrieben, entſprechen ihrem Namen durch inniges Gefühl. Das letzte darunter iſt von vorzüglicher Schönheit.

Die Lieb’, ein Phönix, mir im Herzen lebend,
Schaut um ſich mit dem brünſtigſten Verlangen,
Die gleiche Liebe glühend zu umfangen,
Entgegen mit dem goldnen Fittig ſtrebend.

Trunken hinauf zum Sonnenglanze ſchwebend,
Der ſcheidend will wie Liebesroſen prangen;
Zu deren Glorie alle Vögel ſangen,
In ſüßer ahndungsvoller Luſt erbebend.

Der Stolze ſieht die Himmelsglut erbleichen,
Und regt im tiefen Schmerze ſein Gefieder,
Sich ſelbſt anfachend helle Todesflammen.

Als ſeiner heißen inn’gen Sehnſucht Zeichen
Ertönen noch die letzten ſüßen Lieder,
Und Aſche, ſinkt die goldne Pracht zuſammen.

Der Herausgeber, den man ſchon aus der Pilgrimſchaft nach Eleuſis und manchen einzelnen Gedichten kennt, hat eine Anzahl einfacher, herzlicher Lieder beigetragen, von einer freudigen Milde, einer Lieblichkeit, wie ſie nur einem mit ſich einigen Gemüthe eigen iſt, das Glauben, Liebe und Hoffnung zu ſeinen Schutzgeiſtern erwählt hat. Mehrere ſind religiöſen Inhalts, aber auch die es nicht ſind, athmen denſelben Geiſt. So das Frühlingslied, welches nur die irdiſchen Lieblichkeiten der Natur zu preiſen ſcheint, und doch erquickend auf höhere Beziehungen hinweiſt; z. B. in dieſer Strophe:

Süße Klänge hold und leiſe
Schweben durch die blaue Luft;
Dieſer Sänger ſeltne Weiſe
Dich zum blauen Himmel ruft.
Siehſt du dieſe kleinen Stimmen
In des güldnen Azurs Flimmen
Mit den klaren Wölkchen ſchwimmen?
Möchteſt du nicht aufwärts klimmen?

die zugleich den ſanften, und wie freiwillig überfließenden Wohlklang bezeichnen mag, den dieſe Lieder faſt durchgängig haben. Die Legende von Sanct Wendelin iſt ganz in dem ſchlichten Ton erzählt, den eine ſo einfältige ländliche Geſchichte verlangt: es iſt eine wahre Waldromanze, wobei man ſich in eine jener ſchön und einſam gelegenen Wallfahrts-Kirchen verſetzt. Die Legende eignet ſich überhaupt häufig dazu, als Romanze behandelt zu werden: ſie iſt ja eine volksmäßige Ueberlieferung. Florio und Blancheflur iſt eine ſüße Klage und Gegenklage der Sehnſucht, der kindlich ſpielenden Zärtlichkeit und unſchuldigen Inbrunſt. Freilich wird, um ſie ganz zu verſtehen, vorausgeſetzt, daß man wiße, wie dieſe liebenden Kinder getrennt wurden, um ihre früh erwachte Leidenſchaft zu dämpfen; und dieſe Bekanntſchaft mit der Geſchichte in ihrer wahren Geſtalt dürften nur wenige Leſer beſitzen.

Die Gedichte von Sylveſter gefallen beſonders durch jugendliche Friſchheit; ſo z. B. das Trinklied, das in kurzen Zeilen mit vielfachen Reimen leicht hingleitet:

Laßt uns fröhlich trinken,
Alles Leid verſinken
In des Bechers Grund;
Wenn die Becher blinken,
Voll den Lippen winken,
Wird man erſt geſund.

Aller Freuden Blüthe
Wecket im Gemüthe
Nur des Weines Glanz;
Und die geiſt'ge Güte
Schafft, daß er verhüte
Wilder Sorgen Tanz.

Nie bleibt er alleine;
In dem Widerſcheine
Grüßt die Lieb' uns bald;
Jeder ſchaut die Seine,
In dem goldnen Weine
Zeigt ſich die Geſtalt u. ſ. w.

Seine Sonette haben ſchönen Anlagen, doch möchte man ihnen in der Ausführung zuweilen mehr Haltung und Beſtimmtheit wünſchen. Die 'Romanze' von eben dieſem Dichter erinnert durch die Weiſe und ſogar durch einzelne Wendungen, z. B.:

Den Söhnen bei dem Sterben
Vermacht' er Gut und Land,
Der Liebſte ſein mußt' erben
Die Perle da zur Hand:

an Goethes König von Thule: aber die Erfindung läßt ſich ſchwerlich rechtfertigen; denn wie kommt das Kleinod, das zuerſt eine wirkliche und eigentliche Perle zu ſein ſchien, auf einmal zu der Zauberkraft, welche das Heil des Reichs an ihre Bewahrung bindet? Es liegt alſo etwas Verfehltes in dem Ausdruck des an ſich wahren Gedankens, daß nur eine gemeinſchaftliche Verehrung biedre Treue und Eintracht begründen kann.

In dem 'Mährchen von Thule' von Sylveſter vernimmt man gefällige Nachklänge von den ſinn- und wunderreichen Märchen im Ofterdingen von Novalis. Die aus der nordiſchen Fabel entlehnten Namen ſcheinen eine beſtimmte Deutung zu verſprechen, die es uns doch nicht gelingen wollte, der Dichtung abzugewinnen.

Friedrich Schlegel lernt man hier in einer beträchtlichen Anzahl von Gedichten von einer ganz neuen Seite kennen. Wenn ein in die Spekulation verſenkter und durch mannichfaltiges Wißen bereicherter Geiſt vom Nachdenken über das innerſte Weſen der Poeſie ſich zu deren Ausübung wendet, ſo wird er anfänglich die künſtlichſten Formen, als ſeinem Zweck am meiſten entſprechend, vorziehen; und die Schwierigkeit dieſe Formen durchzuführen, zuſammengenommen mit dem Tiefſinn der Gedanken, wird alsdann leicht Dunkelheiten verurſachen. Hat ſich ein ſolcher Geiſt aber erſt mit den Geheimniſſen der Einfachheit ganz vertraut gemacht, und begnügt er ſich für die Ausführung des Ungemeinen mit den Mitteln, die ſchon oft dem Gewöhnlichen gedient haben: ſo entſteht ein eigner Reiz aus dem Gegenſatze zwiſchen der Schlichtheit des Gewandes und der auserleſenen Bildung und Fülle des Gehalts. In Friedrich Schlegels früheren Gedichten iſt zuweilen der Ausdruck nicht bis zur völligen Klarheit gediehen; die hier mitgetheilten hingegen ſind unmittelbar, ohne Anſtrengung oder Bewußtſein irgend eines Kunſtbeſtrebens, aus dem Gemüth gefloßen. So wie die Geſinnungen, ſind die gewählten Weiſen der meiſten Stücke ächt national. In den 'Liedern' geht Schlegel ganz auf der Bahn eines Opitz, Flemming, und andrer unſerer gediegenen und vollherzigen alten Dichter;

in den 'Sprüchen' (einer den Deutſchen vorzüglich eigenen, und mit Recht ehemals unter ihnen beliebten Gattung) ſchließt er ſich an noch ältere, z. B. den Vf. des Freigedank und ähnliche, an. Wir geben einige von dieſen als Beiſpiel.

Spruch.

Weil ſo ſchnöde ſich zum Spott gemacht
Jene Weisheit, die ihr ſelbſt erdacht,
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall.
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneut.
Aus der Dichtkunſt Wogen friedlich mild
Steiget ſanft empor des Himmels Bild.

Deutſche Sinnesart.

Froh mit Freunden raſch gelebt,
Herz zu Herzen hingeſtrebt,
Von des Frühlings Luſt getränkt,
Geiſtes Aug' in Geiſt verſenkt,
Iſt des Deutſchen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunſt und Wißenſchaft
Fremder Himmel Hohes ſchafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs ſo mächt'ger ſeiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret ſein Gefühl,
Fremder Rechte loſes Spiel.
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unſer Stern.

Spruch.

Mit dem Schwerte ſei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne ſeine Luſt,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Bruſt;
Das Geſchwätz der Städte ſoll er fliehn,
Ohne Noth von ſeinem Herd nicht ziehn:
So gedeiht ſein wachſendes Geſchlecht.
Das iſt Adels alte Sitt' und Recht.

Die alte Form gepaarter kurzer Reimzeilen iſt, wie man ſieht, beibehalten, ſie ſind aber nicht achtſilbig oder jambiſch, ſondern trochäiſch

genommen; dieſe Silbe mehr oder weniger verändert den Ton ſehr weſentlich, und giebt dem Ausdruck allgemeiner Lehren eine lyriſche Wendung, wie man denn auch leicht erkennt, daß beſtimmte Veranlaßungen ſie hervorgerufen.

Unter den Liedern iſt das ‘im Speſſart’ markig und naturkräftig:

Gegrüßt ſei du, viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Luſt,
Wenn Abends fern das Alphorn ſchallt,
Erinnrung mir die Bruſt.

Jahrtauſende wohl ſtandſt du ſchon,
O Wald ſo dunkel kühn,
Sprachſt allen Menſchenkünſten Hohn,
Und webteſt fort dein Grün u. ſ. w.

Welche Erinnerungen werden in dieſem und in dem Liede ‘auf dem Feldberge’ angeregt! Die letzten gehen der Ueberlieferung nach bis auf Arioviſt zurück. Aber

Uralte Rieſenzeiten,
Der Helden Wunderſtreiten
Schlang all die Oed’ hinab.
Verſchollen iſt die Klage,
Verſtummt die graue Sage,
Es deckt uns all’ ein Grab.

wie der Dichter einen andern Geſang rührend anhebt. Das ‘Lied im Walde’ durchſchauert uns mit den begeiſternden Anregungen der Wildniß. Unter der Aufſchrift ‘Frankenberg bei Aachen’, iſt eine ſinnvolle Sage von Karl dem Großen behandelt; ſollen wir ſagen als Romanze? Es fehlt dazu nur die Abtheilung in Liederſtrophen, ſonſt iſt die innige Kindlichkeit des Tones ſowohl, als der Gegenſtand, ganz den ächten Muſtern dieſer Dichtart gemäß. Wird nicht irgend ein unerfahrner Kritiker einige unvollkommen gelaßene Reime, als:

In des Maien linden Tagen
Hört’ ich die alte Sage,
Dort wo bei warmen Quellen
Die ſanften Hügel grünend ſchwellen,
Von dem Wunderringe
Der Kaiſer Karol konnte zwingen,

In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Aachens heitern Gründen
Sich wie zur Heimat ſehnte,
So weit ſein Reich ſich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo ſüße Lieb' ihn bannte:

und das Uebergehen aus jambiſchen in trochäiſche Zeilen tadeln, da ſie doch die nachläßige Hingegebenheit der Sehnſucht ausdrücken ſollen? Es iſt verdienſtlich, die hiſtoriſch geweiheten und allzuſehr vergeßenen Oerter unſeres Vaterlandes aufs Neue durch Geſang zu ehren. Die ahndungsvolle Romanze 'das verſunkene Schloß' ſcheint ebenfalls auf eine örtliche Sage *) gegründet zu ſein:

Im dunkeln Wald alleine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die iſt keine
Unter des Himmels Höh.

Einſt lag auf einer Inſel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinſel
Es tief hinunter ſchoß.

Die großen Umriße verſchwimmen vielleicht hie und etwas zu ſehr in Dämmerung. Das 'Gebet' und 'Friede' ſind von wahrhaft religiöſem Ernſt durchdrungen wie die geiſtlichen Geſänge unſerer Väter.

'Mahomets Flucht' athmet hohen Unwillen in überſtrömender Fülle der Rede. Wem eine andere Auslegung zu kühn und ſtolz dünkt, der ſehe darin nur was der Name ausſagt, welchem auch das gehaltne morgenländiſche Kolorit nirgends widerſpricht.

Um auch der guten Laune ein Opfer zu bringen, iſt ſo vielen ernſthaften, ja zum Theil an ſchmerzliche Vorſtellungen mahnenden Gedichten 'Eulenſpiegels guter Rath' von Friedrich Schlegel, in Hans-Sachſiſcher Weiſe, beigefügt. Es iſt gewiß ein erlaubter und billiger Scherz, und ganz in des unſterblichen Eulenſpiegels Geiſte gedacht (man erinnere ſich nur, wie er die Schneider nach Magdeburg berief, um ihnen wichtige Vortheile bei ihrem Gewerbe

*) [Die vom Laacher See bei Andernach.]

zu offenbaren) den Leuten, was ſie ſchon wirklich thun, ihre ſämmtlichen Verkehrtheiten, als den Gipfel der Weisheit anzupreiſen. Man iſt dann wenigſtens ſicher, mit ſeinem guten Rathe nicht das gewöhnliche Looß zu erleben.

Prometheus. Eine Zeitſchrift. Herausg. von Leo von Seckendorf und Joſ. Lud. Stoll. 1808. Erſtes Heft.

(Von zwei Recenſenten.)

Eine Zeitſchrift für Litteratur und Kunſt, die in Wien erſcheint, und, nach dem Gehalt des erſten Heftes zu urtheilen, überall wo man Deutſch lieſet, ſich die beifällige Aufmerkſamkeit der Gebildeten verſprechen darf, iſt eine in gewiſſem Grade neue, und allerdings erfreuliche Erſcheinung. Deshalb zeigen wir ſie ſo bald als möglich an . . . Die Herausgeber, die ſich in Wien aufhalten, werden den Zuſammenfluß von Mitteln und Thätigkeiten in einer ſolchen Hauptſtadt zu benutzen, und die dort einheimiſchen Talente und Kenntniſſe, denen es oft nur an einer Veranlaßung fehlt, gehörig zur Mitwirkung aufzufordern wißen, während es ihnen gelungen iſt, auf ihren Reiſen durch perſönliche Bekanntſchaft Verhältniſſe mit vielen bedeutenden Schriftſtellern, ja mit einigen vom erſten Range, anzuknüpfen. Sie fangen das in ihrer Ankündigung gethane Verſprechen ſogleich befriedigend zu löſen an, und haben, wenn ſie ſich immer auf dergleichen Höhe erhalten, von ihren zahlreichen Mitwerbern keinen Abbruch zu beſorgen.

Nach der deutſchen Sitte muß jede neue Zeitſchrift einen mythologiſchen Schutzhelden haben, und ſo wollen wir nicht weiter über den Namen Prometheus grübeln, deſſen Wahl die darauf bezügliche Einleitung von Stoll

ſinnreich und ohne Gefährde deutet. Aber ſehr ſchön gerechtfertigt wird dieſe Wahl durch ein Feſtſpiel von Goethe, ‘Pandoras Wiederkunft’, deſſen erſte Scenen das Monatsſtück auf das glänzendſte eröffnen, und worin Prometheus eine Hauptrolle zu ſpielen hat.

Der Plan dieſes Schauſpiels läßt ſich noch nicht beurtheilen, da erſt der Anfang gegeben iſt; allein in dieſem erkennt man leicht die Anlage zu einem reichen Ganzen, welches jene ſo ſehr dazu geeigneten Mythen durch eigenthümliche Symbolik neu beleben wird. Alles iſt beweglich, und doch bildneriſch umgrenzt; die Formen ſind gelinde gehalten; der Gegenſatz zwiſchen Phileros, dem Bilde des raſchen Verlangens, und Epimetheus, dem Träumer über ſehnſüchtigen Erinnerungen, ungemein reizend. Nie hat die Hand des Meiſters ſeine zart verſchmolzenen Farben duftiger aufgetragen, und beſonders die jugendliche Fülle und Friſche muß ein freudiges Erſtaunen erregen. Möge die baldige Vollendung des Werkes von der fortdauernden Geſundheit und heiteren Stimmung des Urhebers den willkommenſten Beweis ablegen! — Ein Aufſatz vom Hofrath Meyer, dem Mitarbeiter der Propyläen, ‘über Handzeichnungen’, als Einleitung zu Nachrichten von der florentiniſchen Sammlung, unterſcheidet klar und einſichtsvoll die verſchiedenen Arten von Zeichnungen, und beſtimmt ihre Stelle im Gebiete der Kunſt. — ‘Amors Bild’, ein Spiel in einem Akt, von Stoll, iſt eine beinah idylliſche Scene, die jedoch Reiz genug hat, um auf der Bühne zu gefallen, und in Weimar mit Beifall gegeben worden iſt. Es liegt dabei ein artiger Gedanke zum Grunde. So wie nach der Erzählung von jenem korinthiſchen Mädchen die Liebe Erfinderin der Malerei und namentlich des Bildniſſes geweſen ſein

ſoll, ſo giebt hier die Neigung eines jungen Mädchens zur Malerei, und ein unternommenes Bildniß den Anlaß, gegenſeitige Liebe überraſchend zu erklären. Die dritte Perſon des Stückes iſt ein Kind, deſſen Verwandlung in den Amor am Schluße vielleicht nicht hinreichend vorbereitet iſt. Doch man ſollte wohl mit einer flüchtigen Phantaſie nicht ſo genau rechten. Der leichte Versbau in vierfüßigen, bald jambiſchen, bald trochäiſchen Zeilen, mit regellos wechſelnden, hie und da ſogar ohne Erwiderung bleibenden Reimen, hat das nicht leichte Verdienſt, dem wahren Tone und der Raſchheit des Geſprächs nirgends Eintrag zu thun. — Der ‘Verſuch einer Allegorie über den Homer’ von Wezel iſt zwar in Proſa geſchrieben, jedoch mit dithyrambiſchem Schwunge. Indeſſen dürfte Plato, der ſelbſt gern auf ſeine Weiſe die Dichter allegoriſierte, die Aehnlichkeit der Philoſophie mit dem Dithyrambus, wovon er ſeinen Sokrates reden läßt, noch in etwas verſchiedenem Sinne gemeint haben. Solche hineinlegende Deutungen von Werken, in denen mehr oder weniger dunkel allerdings eine Ahndung aller Wahrheit liegt, ſind nicht zu mißbilligen, wenn ſie mit Bewußtſein der Willkür vorgenommen werden; und ſeine eigene Willkür erkennt der Vf. an, indem er dieſe Allegorie nur für einen Morgentraum giebt, aber dabei erinnert, nach Vater Homer komme auch der Traum von Zeus. Nur vergißt er dieß wieder, wenn er nachher aus ſeinen Deutungen die Nothwendigkeit ableitet, warum die beiden homeriſchen Epopöen gerade ſo weit und nicht weiter gehen, gerade ſo und nicht anders ſchließen müßen. Uebrigens iſt er auf dem rechten Wege, da er ſich nicht auf eine einzelne Seite der menſchlichen Natur, z. B. das Sittliche richtet: die ächte Allegorie muß aller=

dings Abſpiegelung der Geſammtheit der Dinge in einem beſchränkten Ganzen ſein. Auch der Gegenſatz der Ilias und Odyſſee iſt gut gefaßt; daß beide uns ganz verſchiedene Welten und Anſichten darſtellen, dieß läßt ſich hiſtoriſch ohne alle dithyrambiſche Freiheit durchführen. — Ein kleines Gedicht von Wieland, 'an Olympia', die nun verewigte Herzogin Amalia von Sachſen Weimar, erweckt eine wehmüthige Erinnerung an den Kreiß vortrefflicher Geiſter, welche dieſe edle Fürſtin um ſich zu verſammeln gewußt hatte, und der zuerſt durch Herders und Schillers zu frühen Hintritt gemindert, dann durch ihren eigenen Tod mitten unter trüben Ereigniſſen beinahe zerſtreut ward. Nicht leicht gab es an irgend einem anderen Hofe einen ſo herrlichen, auf freie Anerkennung alles Guten und Schönen gegründeten Bund, und wo findet ſich jetzo ſonſt die Ausſicht zu ähnlichen neuen Vereinigungen? Wir Deutſchen ſind nun in der Epoche des Verlierens, und was das Schlimmſte iſt, ſo fühlen wir es nicht einmal.

*) Das hierauf folgende Gedicht von A. W. Schlegel an ſeinen Bruder wird jeder mit Vergnügen leſen, weil es durch die Dichtung eines Traumbildes, welches beide wie von der Rinde eines Baums umſchloßen und den einen in den Wipfel, den andern in die Wurzel treibend vorſtellt, die nach außen zwar ſich von einander entfernenden, dem Weſen der Poeſie nach aber zu gemeinſamer Wirkung vereinten Kräfte beider in der That zu einer poetiſchen, ins Dunkle des Gefühls ſich verlierenden, Anſchauung bringt. —

*) [Daß wir auch den folgenden, nicht von A. W. Schlegel herrührenden Theil der Recenſion mittheilen, rechtfertigt dieſer ſelbſt. Vgl. A. W. S.'s Werke Bd. I. S. 244...253.]

Friedrich Schlegel antwortet darauf in ſehr kraftvollen Ausdrücken und Bildern, daß ſie in dieſem brüderlichen Verein, unerſchüttert durch die Stürme der Zeit, treulich beharren wollten. Dieſem Gedichte wünſchten wir indeß mehr Zuſammenhalt durch eine poetiſche Hauptidee, die das Ganze mehr beleben und organiſch durchwirken, und es äußerlich durch eine daraus entſtehende Nothwendigkeit mehr begrenzen würde. — In dem letzten Aufſatze, ‘die deutſchen Mundarten’ überſchrieben, macht A. W. Schlegel auf die bisher verkannten Vorzüge der oberdeutſchen, beſonders der ſchweizeriſchen Mundart mit einigen Beiſpielen aufmerkſam, und wir pflichten ſeinem Grundſatze bei, alle Eigenthümlichkeiten provinzieller Dialekte neben einander beſtehen zu laßen, und die deutſche Sprache durch die wechſelſeitigen Einwirkungen derſelben in einem fortwährenden Wachsthume zu erhalten.

Mit Uebergehung einiger kleineren Beiträge von Erichſon, Falk und Wezel erwähnen wir noch den Anzeiger für Litteratur, Kunſt und Theater, der laut der Ankündigung jedem Hefte beigefügt werden, und kurze Nachrichten von neuen Erſcheinungen in dieſen Fächern, vorzüglich denen, welche Wien liefert, enthalten ſoll. Er hebt an mit einer Beſchreibung der Vermählungsfeier Kaiſer Franz des erſten mit Maria Ludovica Beatrix von Oeſterreich, von A. W. S., welche dieſe glänzenden Auftritte in ihrer Beziehung auf würdige Sitte und reinen Geſchmack der Einbildungskraft vorüberführt, und durch manche eingeſtreute Betrachtungen und geäußerte Geſinnungen eine andere als bloß örtliche Theilnahme bezweckt. Dann folgt ein Aufſatz von Hrn. Ellmaurer (Archivar und Bibliothekar der Akademie der Künſte) ‘über den Zuſtand der bildenden Künſte

in Wien'. Es iſt nur Einleitung, die aber durch die aufgeſtellten Grundſätze eine nüchterne und auf praktiſche Kunſtkenntniß gegründete Beurtheilung erwarten läßt. Kurze Notizen aus Briefen machen den Beſchluß. Wenn die Herausgeber durch immer gleich ſorgfältige Auswahl der Beiträge und eigene Thätigkeit den Eifer ihrer berühmten und ſchätzbaren Mitarbeiter rege erhalten, und den Geiſt ihrer Zeitſchrift vor jeder ausſchließenden Einengung bewahren, ſo kann der Prometheus ein fruchtbarer Vereinigungspunkt für Leſer und Schriftſteller aus verſchiedenen Theilen Deutſchlands werden, die ſich meiſtens allzu fremd bleiben; ein Mittel, zerſtreuete, doch einſtimmige Beſtrebungen an einem hoffentlich auf lange Zeit hin friedlichen Zufluchtsorte des alten Deutſchlandes zu ſammeln.

Buch der Liebe. Herausgeg. durch Joh. Guſt. Büſching und Friedr. Heinr. von der Hagen. Erſter Band. Berlin 1809.

Unter dieſem einladenden Namen veranſtalten die Herren Herausgeber, die ſich ſchon durch mehrere gemeinſchaftliche Unternehmungen um die Alterthümer der deutſchen Sprache und Dichtkunſt rühmlich verdient gemacht haben, eine Sammlung der proſaiſchen Ritterromane, welche ſich zum Theil bloß in alten Drucken vorfinden, zum Theil noch als Volksbücher gäng und gebe ſind.

Das alte ‘Buch der Liebe’, wovon ſie die allgemeine Ueberſchrift und den Gedanken entlehnt haben, welches auch zum Theil den Stoff herliefern ſoll, wiewohl erſt gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts gedruckt, hat ſich ſo ſelten gemacht, daß den Herausgebern nur fünf Exemplare bekannt geworden, deren eines vor uns liegt. Wir haben zu der, in der Einleitung gegebenen Beſchreibung nichts hinzuzuſetzen, als eine Bemerkung über die dort nur flüchtig erwähnten kleinen Holzſchnitte. Sie ſind von ſehr verſchiednem, einige ſogar von gar keinem Werth, nicht wenige aber ſind meiſterlich gedacht und ausgeführt. Sie kommen, wie es in den alten Büchern Sitte iſt, wieder, nach einer ungefähren Beziehung auf den Inhalt, zuweilen auch ganz unpaſſend. Doch erkennt man bei den meiſten leicht den Auftritt der Geſchichte, welchen darzuſtellen ſie urſprünglich erfunden worden, und im Ganzen vergegenwärtigen ſie den Kreiß von Bildern, den die Erzählungen ſowohl in den Abenteuern, als der geſchilderten geſelligen Verfaßung und Sitte durchlaufen. Hier kämpft ein Ritter mit einem ungeheuern Lindwurm oder Rieſen, dort jagt er, ſeine Schöne hinter ſich, auf ſchnellem Roſſe davon. Hier ſitzt ein Fräulein in ihrem mit Blumentöpfen verzierten Zimmer, in tiefen Gedanken, vermuthlich an einem Liebes-

briefe ſchreibend; der Bote, ſeine Taſche auf dem Rücken, wartet draußen mit übergeſchlagenen Beinen. Dort tritt ein prächtig gekleideter Herr zu einer Dame, ſeine Huldigung anbietend. Ferner Turniere, Mohrenſchlachten, Bankette, eine fürſtliche Trauung, eine Kindtaufe, ein Leichenzug mit den Wappenſchildern am Sarge, ja auch die Zurüſtungen zu einer Hinrichtung: Alles in den würdigen Trachten und nach dem ehrenfeſten Sinn unſrer Vorfahren. Bei der Wiedererweckung des Altdeutſchen müßen wir uns fürs erſte freilich mit dem Nothwendigen begnügen, und froh ſein, wenn nur der Text zugänglich gemacht iſt. Sonſt aber würde es ſehr erfreulich ſein, die alten Bücher auch mit der gewohnten Zierde der Bilder erſcheinen zu ſehen. Die Künſtler ſollten ſich doch wohl finden, die im Stande wären, jene Holzſchnitte und Miniaturen aufzufriſchen, bloß dasjenige wegzuräumen, was ſie dem Auge der Nichtkenner unſcheinbar macht, und ſie mit Beibehaltung des ächten Geiſtes gleichſam nur in die heutige Zeichnungsweiſe zu überſetzen. Die Holzſchneidekunſt iſt zwar ſehr aus der Uebung gekommen, allein die ſchon zu ſo hoher Vollkommenheit gediehene Erfindung des Steindrucks würde dabei vortreffliche Dienſte leiſten, und man würde alsdann mit Erſtaunen ſehen, welche Schätze bedeutender Kompoſition wir an jenen alten Holzſchnitten haben, wogegen unſer ganzes neuere Kupferſtichweſen bei Taſchenbüchern, Romanen u. ſ. w. kläglich zu Schanden wird.

Wir kommen auf das Werk ſelbſt zurück. Die Abſicht der Herausgeber iſt nicht, das alte Buch der Liebe bloß zu wiederholen und von Neuem abdrucken zu laßen, ſondern ſie wollen es dem Plane nach erweitern und vervollſtändigen, in der Ausführung aber berichtigen, und haben beides ſchon in dieſem Bande zu leiſten angefangen. Jene Sammlung enthält 13 Stücke, nicht eben mit der gröſten Genauigkeit abgedruckt. Die Herausgeber ziehen dagegen in ihren Kreiß alle in Proſa abgefaßten Ritter- und Volksromane, welche einen erneuerten oder berichtigten Abdruck verdienen und bedürfen; ſie bleiben ſelbſt bei den im Buch der Liebe befindlichen nicht bei deſſen Texte ſtehen, ſondern gehen auf ältere, meiſt richtigere Ausgaben zurück, und ziehen ihn nur vergleichungsweiſe zu Rathe. Dabei haben ſie alle Sorge angewandt, den nicht auf Leſung des Altdeutſchen eingeübten Leſern dieſe Schriften ohne we-

ſentliche Veränderung ſo nahe zu rücken, als möglich. Mit Recht bemerken ſie, daß die alten Drucke von dergleichen Büchern nicht ſelten genug ſind, um zu einem diplomatiſch-genauen Abdrucke zu berechtigen, wie man ihn von einer ſeltenen Handſchrift liefert, um ſolche vor dem Untergange zu ſichern, und daß eigentlich kritiſche Ausgaben, aus Vergleichung der älteſten mit Angabe der abweichenden Leſearten und Beibehaltung aller veralteten Schreibformen gezogen, nur für eine kleine Anzahl von Gelehrten beſtimmt ſein könnten. Ihre Bearbeitung iſt daher auf das Populäre und Gemeinverſtändliche gerichtet, jedoch mit der gehörigen Ehrerbietung vor alter Eigenthümlichkeit und ohne alles Moderniſieren. Sie legen ſelbſt folgendergeſtalt Rechenſchaft von ihrem Verfahren ab: 'Der älteſte und beſte Text wird zum Grunde gelegt, und dieſer übrigens wörtlich, ja buchſtäblich abgedruckt mit folgenden Einſchränkungen: überall wird die Interpunktion und Rechtſchreibung eingeführt oder verbeßert in die jetzt gewöhnliche; die alte unregelmäßige Schreibart in Anſehung des End-E's, beſonders der Flexion, iſt dahin geregelt, daß dieſes, außer bei den Für- und Beiwörtern, da, wo es in der Urſchrift fehlt, nur im Hiatus weggeworfen, ſonſt aber geſetzt wird; bei dem inneren E, beſonders auch der Flexion, iſt die alte Unregelmäßigkeit beibehalten; ganz veraltete Wörter oder Formen ſind durch neue oder minder alte erſetzt; offenbare Schreib- und Sprachfehler ſind verbeßert; desgleichen leichte Emendationen, jedoch behutſam und nicht ohne Noth gemacht; die Wortſtellung und Fügung konnte faſt ganz unverändert bleiben; nur der hier und da vorkommende, ganz undeutſche Accuſativ mit dem Infinitiv iſt immer vermieden, desgleichen die zuweilen zu dicht hinter einander wiederkehrenden Sätze und Verbindungen durch 'da' und 'und'; und ſo ſind, jedoch ſelten, dergleichen kleine Verbindungswörter hinzugeſetzt, oder weggelaßen, da ſie zu dem Verſtändniß ſo weſentlich beitragen. Ueberhaupt aber iſt ſo viel Alterthümliches, als möglich, bewahrt, beſonders inſofern es eine noch vorhandene leichte Analogie hat, oder anderweitig nicht mehr unbekannt ſein kann, oder ſich ſchon durch ſich ſelbſt empfiehlt und erklärt. Es bedurfte natürlich auch aller Veränderungen viel weniger, als etwa bei unſern alten Gedichten, da ſie uns in jeder Rückſicht weit näher ſtehen, und unter andern auch ſchon manches, was fremde Sitten und Aus-

drücke betrifft, gelegentlich ſelber erklären'. Was die ungelehrten Leſer von den altdeutſchen Büchern abſchreckt, iſt weit weniger die veraltete Sprache ſelbſt, als die ungewohnte Schreibung und die gänzlich fehlenden, oder mangelhaft geſetzten Abſonderungszeichen der Sätze. Die deutſche Sprache hat ſich, bis auf die fremdartigen und angekünſtelten Einmiſchungen, die eigentlich bloße Ausartungen ſind, und auch immer von Zeit zu Zeit wieder ausgeworfen wurden, im Ganzen weit weniger verändert, als man zu glauben geneigt iſt. Wir würden dieß ſelbſt in Anſehung der Ausſprache wahrſcheinlich zu machen unternehmen. Luthers Bibelüberſetzung, ungefähr aus derſelben Zeit, woraus ſich die proſaiſchen Romane herſchreiben, und bei deren erneuerten Abdrücken man bloß ein ähnliches Verfahren beobachtet hat, wie das oben beſchriebene, iſt anerkanntermaßen noch immer eine Grundlage reiner und kräftiger Proſa; nur hat man ſie auf der andern Seite viel zu ſehr als einzig in ihrer Art betrachtet. Selbſt die Minneſinger, die doch ein Alter von fünf bis ſechs hundert Jahren haben, würden nicht ſo lange unerkannt und ungenoßen liegen geblieben ſein, ſeit Bodmer und Andere ſie zum Drucke befördert, wenn ſie ſelbige, ſtatt diplomatiſch den Handſchriften zu folgen, mit der heutigen Rechtſchreibung und Interpunktion ausgeſtattet hätten. Ja, wir machen uns anheiſchig, in dem nun faſt ein Jahrtauſend alten Otfried Stellen auszumitteln, welche bloß durch dieſes Mittel den jetzigen Leſern völlig verſtändlich erſcheinen würden. Kurz, wer bei dem vorliegenden Buche über Befremdlichkeit und Unverſtändlichkeit des Vortrags klagen wollte, den würde das geſammte ungelehrte Volk beſchämen, welches ſeinen Eulenſpiegel, gehörnten Siegfried u. ſ. w. gar wohl zu leſen und im rechten Sinne zu faßen verſteht; und es möchte ſie über dieſe Verwahrloſung unſerer Vorzeit und alles Einheimiſchen folgende Spottrede aus einem noch ungedruckten Gedichte treffen:

> Ihr Deutſchen ſeid zu wetterwend'ſch,
> Das alte Deutſch verſteht kein Menſch,
> Wer halbweg neues Deutſch verſteht,
> Als rechter Deutſcher ſteht und geht.

Mit Einem Worte, die Einrichtung dieſer Sammlung, wie ſie ſich in dieſem erſten Bande ankündigt, iſt ſo zweckmäßig, die Her-

ausgeber beweiſen dabei ſo viel Gelehrſamkeit, Sinn, Fleiß und Liebe zur Sache, daß der Beurtheiler faſt nichts zu thun hat, als ihr Verdienſt anzuerkennen, unſrer Litteratur zu dieſer Erſcheinung Glück zu wünſchen, und alle Kenner und Liebhaber, alle Vorſteher öffentlicher Bibliotheken dringend aufzufordern, thätig, d. h. durch Abnahme der Exemplare, Herausgeber und Verleger zur Fortſetzung aufzumuntern, und ſolchergeſtalt die Vollendung des ſchönen Werkes zu ſichern. Wir erwähnen hiebei noch insbeſondere den muſterhaft ſaubern Druck mit ungerſchen Lettern und aus der ungerſchen Druckerei, welche das Vortreffliche zu liefern gewohnt iſt. Das große Oktavformat bei der ziemlich kleinen Schrift und enge zuſammengerückten Zeilen (41 auf einer Seite), die ſich aber dennoch, wenigſtens auf dem geglätteten Velinpapier, ſehr leſerlich und gefällig von einander abheben, ſtimmt mit dem Geiſte des Buches überein, und iſt zugleich ſehr zweckmäßig: denn freilich, ſo auf kleinen Blättchen aus einander gezerrt, wie unſre modigen Romane gedruckt zu werden pflegen (welches aber wohl nur als eine Allegorie auf die innere Leerheit zu betrachten iſt), dürften dieſe alten, oft etwas umſtändlichen, und dadurch deſto gemüthlicheren Erzählungen in zu viele Bände auslaufen.

Ueber die Schreibweiſe der Herausgeber hätten wir nur Weniges im Einzelnen zu erinnern. Die Gedankenſtriche würden wir gänzlich verbannen: die Häkchen reichen völlig hin, die eingeſtreuten Wechſelreden von einander zu ſondern. ‘Hieinnen’ ſollte immer getrennt geſchrieben ſein. Warum das ‘beßte’, und nicht, wie wir es gewohnt ſind, ‘beſte’? So ſcheint auch die Dehnung der Superlative ‘ſchöneſte, ſtärkeſte, vernünftigeſte’ nichts Bedeutendes, und alſo bloß den Nachtheil des Befremdlichen zu haben, wiewohl wir ſonſt der ſchmeidigenden Silbenvermehrung, als ‘eueren’, nicht entgegen ſind. Für den Indikativ der vergangnen Zeit ‘er hät’ ſtatt ‘er hatte’ beizubehalten ſcheint nicht räthlich, da jene Form eigentlich der Analogie entgegen iſt, und dadurch die Unterſcheidung vom Konjunktiv ‘er hätte’ aufgehoben wird. Eben ſo verhält ſichs mit dem beibehaltnen ‘er wölle’ und er wöllte’, beſonders wenn letzteres der Indikativ ſein ſoll. Doch dieß ſind Kleinigkeiten.

Die Herausgeber haben ganz Recht gehabt, keine erläuternden Anmerkungen unter den Text zu ſetzen. Theils bedurfte es nach

ihrer Behandlungsweiſe deren nicht, und dann iſt der Anblick von Noten, wenn man ſich bloß dem Eindruck einer Dichtung überlaßen möchte, immer ſtörend. Indeſſen möchte ein kleines Gloſſarium am Schluße mehrerer Bände oder des Ganzen nicht undienlich ſein. Wörter wie ‘Heilthum’ für Reliquien (ein vortrefflicher Ausdruck), ‘Stegereif’ für Steigbügel (nur noch in einer figürlichen Redensart üblich), ‘Krebs’ für Panzer, ‘Kappe’ für Mantel (wovon das ſpaniſche Capa), ‘Kopf’ für Becher, ‘Sackmann’ für Plünderung (wovon das italiäniſche Saccomanno), ein ‘wißlicher’ Dieb für ein ſchlauer, ‘Säumer’ für ein Laſtpferd oder Maulthier (wovon das italiäniſche Somaro) und dergl. werden keinem kundigen Leſer Aufenthalt verurſachen, auch ſind ſie in Oberlins vortrefflichem Wörterbuche erklärt. Jedoch iſt dieß Werk nicht in Jedermanns Händen, und die Herausgeber wollen ja auf die Bedürfniſſe ungelehrter Leſer beſondere Rückſicht nehmen. Meiſtens ergiebt ſich die Bedeutung zwar aus dem Zuſammenhange; z. B. wenn vorkommt ‘ein Simmer Korns’, ſieht jeder gleich, daß es der alte Name eines Maßes iſt. Andre Male könnte die Aehnlichkeit des Veralteten mit dem noch Ueblichen Irrung veranlaßen, z. B. ‘ein gedürſtiger Geſelle’ für ein ‘verwegner’. Was ſind ‘Reitlinge’ (S. 195.)? Wir finden das Wort nicht bei Oberlin. Wenn es S. 161. heißt: ‘Von ſeines Helmes Panzer wurden mehr denn fünfhundert Ringe abgehauen’, ſo hat ſich hier entweder eine Verwirrung eingeſchlichen, oder es bedarf einer Erläuterung.

Ganz einverſtanden ſind wir mit den Herausgebern, wenn ſie ſagen ‘der Gewinn, den die Sprache und Darſtellung auch aus dieſen proſaiſchen Werken ziehen kann, ſei nicht zu überſehen’. Wir wollen unter tauſenden nur ein einziges Beiſpiel eines vortrefflichen Ausdrucks anführen, der, wenigſtens in die Dichterſprache, wieder aufgenommen zu werden verdient. S. 254. ſteht für ‘alt und kindiſch geworden’ ‘eraltet und erkindet’. Der Silbenzahl nach iſt dieſe Redensart nicht kürzer, als jene; aber um wie viel kräftiger iſt ſie durch die Verſchmelzung des Begriffes ‘geworden’ mit dem Hauptbegriffe vermittelſt der kleinen Vorſilbe. Der übliche Ausdruck erſcheint dagegen nur als eine Umſchreibung. Unſere geſchätzteſten Dichter haben zwar ſeit nicht unbeträchtlicher Zeit angefangen, ihre Sprache durch Benutzung des Alten zu erhöhen, allein ſie ha-

ben doch nur Weniges herausgegriffen, was ſich ihnen wie von ſelbſt darbot. Wenn man erſt den ganzen Schatz poetiſch noch brauchbarer Ausdrücke, Formen, Biegungen, Redensarten, Wortfügungen und Stellungen geordnet beiſammen ſähe, ſo würde man aber über den innern Reichthum unſerer Sprache erſtaunen. Durch die Wörterbücher eines Wachter, Schilter, Scherz und Oberlin iſt ſchon ziemlich für die Aufklärung des Unverſtändlichen in den alten und älteſten deutſchen Schriften geſorgt. Allein noch fehlt es an einem Wörterbuche, welches das zwar in einem gewiſſen Grade Veraltete, jedoch unmittelbar gar wohl Verſtändliche (hierauf beruht eben die poetiſche Brauchbarkeit) aus den früheſten gedruckten Schriften bis über die Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts hinaus zuſammenſtellte. Welche Fülle bedeutſamer Wörter und Wendungen liefert allein Hans Sachs! Doch dürfte man ſich dabei nicht bloß auf die Dichter beſchränken. Wie reich iſt z. B. Geßners Thierbuch an den kräftigſten, eben ſo beſtimmten als maleriſchen Benennungen für die Eigenſchaften der ſichtbaren Dinge! Ja auch die Werke eines Paracelſus, eines Jakob Böhme würden wir mit Ausſchließung ihrer eigenthümlichen Kunſtſprache in dieſen Kreiß ziehen. Doch müßten nicht bloß die Wörter aufgeführt, ſondern die Wendungen, worin ſie vorkommen, mit angezogen werden. Die dichteriſchen Freiheiten, welche ſchon ehedem üblich waren, könnten ſyſtematiſch nach grammatiſchen Fächern zuſammengeordnet werden, um den buchſtäbelnden Kunſtrichtern, welche unſre Dichterſprache zur ſchlaffen Proſa herabſtimmen möchten, und meiſtens über das letztverwichene Zeitalter hinaus nicht kennen, durch das vollgültige Anſehen eines Opiz, Flemming, Weckherlin u. ſ. w. ein für allemal das Maul zu ſtopfen.

Unſre Sprache iſt das Palladium unſrer Bildung, welches wir jetzt mehr als je ſorgſam zu verwahren und heilig zu halten Urſache haben. Sie ſteht noch unabgetrennt auf ihrer uralten Wurzel, und eben dadurch beſitzt ſie die Fähigkeit, ſich durch Rückkehr zu ihrem Urſprunge wieder eigenthümlich zu geſtalten. Unter dem eingedrungenen fremden und kauderwelſchen Weſen faſt erdrückt ſammelt ſie ſich gleichſam von Zeit zu Zeit in ihrem eignen fruchtbaren Schooß, beſinnt ſich auf ſich ſelbſt, und ſtellt ſich dann kühn, hoch und geheimnißvoll in friſcher Schönheit wieder dar. Man verzeihe dieſe Betrachtungen und frommen Wünſche, die übrigens

in ſehr nahem Bezuge auf den vorliegenden Gegenſtand ſtehen, unſerm Eifer. Wir wollen uns nun näher mit dem Inhalte des erneuten Buchs der Liebe beſchäftigen.

Von den drei Romanen, welche dieſen Band ausfüllen, ſtehen zwei, ‘Triſtan und Iſalde’ und ‘Pontus und Sidonia’, in der alten Sammlung, ſind aber hier aus früheren Ausgaben, nur mit Zuziehung jener, abgedruckt. Der dritte, ‘Fierrabras’, war bloß einzeln in alten Drucken vorhanden. Keiner davon iſt ein noch im Umlaufe erhaltenes Volksbuch. Durch dieſe Wahl iſt für die Mannichfaltigkeit beſtens geſorgt. Triſtan iſt eine eigentliche Liebesgeſchichte und Verwickelung mit traurigem Schluß; Fierrabras ein Abenteuer von rieſenhaften Kämpfen; und Pontus iſt ein ſtilles heitres Muſterbild feiner Ritterſitte, wie es denn auch in den alten Ausgaben die Ueberſchrift führt ‘Ritter Pontus von adelichen Tugenden’.

Der Triſtan iſt, wie bekannt, einer der älteſten, vortrefflichſten und im ganzen Mittelalter berühmteſten Romane. Die Hingegebenheit des Helden in ſeiner, durch ein unüberwindliches Verhängniß geſtifteten Leidenſchaft, die Wageſtücke und Thorheiten, wozu ſie ihn verleitete, und ſein durch unſtillbares Sehnen herbeigeführter unzeitiger Tod waren ſo weltkundig im ganzen Abendlande, als der verliebte Wahnſinn des Medſchnun im Orient zum Sprichworte geworden iſt. Die Minneſinger ſind voll von Anſpielungen darauf. Heinrich von Veldeck ſingt:

Meine Händ’ ich falte
Mit Treuen allgehrende auf ihre Füße,
Daß ſie, als Yſalde
Triſtanden mich tröſten müße.

Dante ſetzt den Triſtan als eine hiſtoriſche Perſon in den Kreiß der Unterwelt, wo diejenigen wohnen, deren Tod die Liebe verſchuldet:

Vidi Paris, Tristano: e più di mille
Ombre mostrommi, e nominolle a dito,
Ch’ amor di nostra vita dipartille.
Inf. Cant. V. v. 67...69.

In Reimweiſe haben wir dieſe Dichtung von der Hand Meiſter Gottfrieds von Straßburg und ſeines Fortſetzers Heinrich von Bri-

bert (nicht 'Vriberg') in Müllers Sammlung altdeutſcher Gedichte. Wir wollen es nicht verſchweigen, daß die Bearbeitung dieſer Minneſinger uns bei einer vormals angeſtellten genauen Vergleichung durchaus vorzüglicher geſchienen hat, als die hier gegebene in Proſa. Jene iſt zarter, inniger, wunder- und geheimnißvoller, und dürfte vielleicht vor allen in alten Drucken oder Handſchriften in franzöſiſcher Sprache vorhandenen Bearbeitungen desſelben Stoffs, die wir noch nicht die Muße hatten in den pariſiſchen Bibliotheken zu unterſuchen, den Vorrang behaupten. Sie iſt ein unnachahmlich ſeelenvolles und bis in die kleinſten Theile hinein nach Einem großen Gedanken künſtleriſch ausgebildetes Werk. Indeſſen iſt die Vergleichung zweier Darſtellungen, deren Stoff und Grundfäden dieſelben, wo aber im Einzelnen alles anders geſtaltet und geordnet iſt, ſchon an ſich ſehr anziehend und lehrreich. Auch iſt die Erzählung unſers proſaiſchen Romans ſehr alt, denn Gottfried von Straßburg führt verſchiedentlich das darin Vorkommende als eine abweichende Ueberlieferung an, die er jedoch verwirft. Dieß ſetzt alſo ihr Alter, dem Inhalte, wenn auch nicht der gegenwärtigen Form nach, ſelbſt über den Minneſinger hinaus. Uebrigens iſt das Werk Gottfrieds von Straßburg und ſeines Fortſetzers in der müllerſchen Sammlung nicht nur wegen beibehaltener alter Schreibung und Mangel an Interpunktion den Ungelehrten vor der Hand nicht zugänglich, ſondern es iſt dermaßen fehlerhaft abgedruckt, daß wir uns ohne Bedenken anheiſchig machen, den Text ohne Vergleichung einer Handſchrift durch ein tauſend von ſelbſt einleuchtende Emendationen zu reinigen, wobei dann noch viele falſche Leſearten übrig bleiben würden, denen wir ohne Handſchrift nicht abzuhelfen wüßten. Leider iſt dieß mit den ſämmtlichen von Müller herausgegebenen altdeutſchen Gedichten der Fall. Wir laßen es dahin geſtellt ſein, ob die bodmerſchen Abſchriften ſchon eben ſo fehlerhaft waren (wodurch ſeine gründliche Sprachkenntniß ſehr verdächtig werden würde), oder ob Müller ſie mit einer ſo unverantwortlichen Nachläßigkeit abdrucken laßen.

Genug, der hier wieder abgedruckte proſaiſche Triſtan iſt vor der Hand der einzige den Ungelehrten zugängliche und genießbare; denn durch den Auszug des Grafen von Treſſan wird man die ächte Dichtung nimmermehr kennen lernen. Es iſt eine allzu günſtige

Vermuthung der Herausgeber, wenn ſie annehmen, er habe einen Druck von 1489. vor Augen gehabt, den Warton anführt. Nein, er hat ſich an das Neueſte und Schlechteſte gehalten. Das Buch, woraus er ſchöpft, iſt aus der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, führt ausdrücklich den Titel le nouveau Tristan, und kündigt ſich alſo ſchon als eine Umarbeitung an. Zum Ueberfluß ſagt der Verfaßer in ſeinem Vorbericht, er ſchreibe durch einen großen Herrn veranlaßt, der ſeine Kriegsthaten und Liebeshändel unter dieſer Verkleidung alter Namen vorgeſtellt zu ſehen wünſchte. Er hat alſo von dem Alten nur beibehalten, was ſich eben dieſem Zwecke fügte, und das neu Erſonnene wunderlich damit vermengt. Das Buch iſt in der dresdenſchen Bibliothek befindlich, von woher wir es lange in Händen gehabt haben.

Dieß Verfahren Treſſans wäre unglaublich, wenn man nicht wüßte, wie unkritiſch und ohne alle gründliche Gelehrſamkeit die Franzoſen bei Bekanntmachung ihrer einheimiſchen Alterthümer zu Werke zu gehen pflegen. Sie thun immer ſchön mit ihrem, wie ſie meinen, und wie es ſelbſt meint, unendlich geſchmackvollen Publikum; es iſt immer, als ob ſie ſich entſchuldigten: ‘Nehmt es doch ja nicht übel, daß wir euch mit dieſem einfältigen alten Zeuge behelligen; wir wißen, daß es Eurer nicht würdig iſt; wir wollen auch ſo leicht als möglich darüber hinhüpfen’. Eben ſo haben ſie es mit den fabliaux gemacht. Daß das Alte doch wirklich mehr werth ſein könnte, als ihre willkürlichen Verbrämungen, fällt ihnen nicht im Traume ein. Dennoch ſind dieſe neufranzöſiſchen Auszüge, wie die Herausgeber mit Recht bemerken, die Quelle unſerer neueren Rittergedichte geworden. Wielands Oberon und Alxingers Doolin ſind unſtreitig bloß aus dem Treſſan, ohne Bekanntſchaft mit den Originalen, geſchöpft.

Wir fanden in der jenaiſchen Bibliothek einen älteren Druck der franzöſiſchen Magelone in gothiſcher Schrift, als den, welchen Treſſan mitten unter den Reichthümern der pariſiſchen Bücherſäle anzuführen weiß, und machen vorläufig die Herausgeber aufmerkſam darauf, auf den Fall, daß die Reihe an dieſes beliebte liebliche Volksbuch kommen wird. Dieſes beiläufig.

Ein merkwürdiger Zug von der Anſicht, die unſre wackern Altdern von ſittlicher Würde und Reinheit hatten, iſt es, daß der

von Vribert die Fortſetzung des Triſtan einem jungen Fürſten zu Liebe unternahm, deſſen Erzieher oder wenigſtens Begleiter er war, wie es ſcheint. Er ſagt (wir emendieren im Abſchreiben) gleich im Eingange:

Daß aber ich dieſe Arbeit
Hab' meinem Sinne fürgeleit,
Das machet eines Herren Tugend;
Sein hoher Adel, ſein' edle Jugend
Es mir gebot und mich ſein bat.
Der Treuen Steig, der Zuchte Pfad
Hat er mit angebornen Tritten
Geebnet nach herrlichen Sitten u. ſ. w.

Dieſer junge Fürſt hieß Reymund von Luxemburg. Nach einer engen Sittenrichterei könnte dieſer Roman für anſtößig und verführeriſch erklärt werden. Denn Triſtans Liebesverſtändniß iſt nicht nur ein unerlaubtes, er begeht ſogar eine Untreue an ſeinem Könige durch Verführung ſeiner Gemahlin. Aber ein Verhängniß entſchuldigt ſeinen Fehltritt, ſein Unglück und Tod büßt ihn ab, und die zarteſten und edelſten ritterlichen Tugenden, deren Spiegel er iſt, ſind Fürbitter gegen jedes ſtrenge Gericht. Und ſo durfte Vribert, wenn er mit Recht von ſeinem Zöglinge rühmte:

Ja, rein iſt ſeines Herzens Grund,

dem jungen Gemüthe dieſes wehmüthig wollüſtige Bild auch ohne Bedenken vorhalten.

Der Name des 'Fierrabras' iſt uns Allen längſt durch den Cervantes bekannt, der mit ſeiner unvergleichlichen Heiterkeit erzählt, wie Don Quixote ſich unterſtand, den Balſam des mohriſchen Rieſen, der ihn unverwundbar machte, nachzubrauen, welches ſeinem Schildknappen ſo überaus übel bekam. Hieraus ſehen wir alſo, daß dieſer Roman ein bekanntes ſpaniſches Volksbuch war, wiewohl der Name des Helden und vieles Andre einen franzöſiſchen Urſprung verräth. Wir finden aber noch eine andre Hinweiſung auf dieſe Dichtung in der ſpaniſchen Litteratur. Der göttliche Calderon hat eines ſeiner glänzendſten phantaſtiſchen Schauſpiele, die Brücke von Mantible (jetzt im zweiten Bande des ſpaniſchen Theaters von A. W. Schlegel überſetzt), darauf gebaut. Der Abdruck des alten Ro-

mans gewinnt ein neues Intereſſe dadurch, daß wir ihn als Stoff mit der durchaus umbildenden Behandlung eines der gröſten romantiſchen Künſtler vergleichen können. Die Hauptzüge hat Calderon beibehalten: den Wunderbau der Brücke, die trotzigen Thaten des Fierrabras, ſeine Gefechte mit den fränkiſchen Rittern, ſelbſt wie der Schildknappe Guarin gegen Dank und Willen für ſeine Tapferkeit berühmt wird, die Liebe der Floripes zum Guido von Bourgogne, die Ermordung des Brutamonte durch ihre Hand, ihre Einſchließung und Aushungerung mit den übrigen Pairs von Frankreich in dem Thurm, endlich die Eroberung der Brücke und ihre Errettung durch einen großen Sieg. Aber wie hat Calderon, ohne Schaden der Keckheit, alle Spuren von Rohheit wie mit einem ätheriſchen Hauche abzuſtreifen, und bei der theatraliſchen Zuſammendrängung und unendlich vielen Auslaßungen die Dichtung dennoch zu bereichern und ihre Farben zu erhöhen gewußt! Dieſes ſei ohne Nachtheil des alten Romans geſagt, der in ſeiner Derbheit und bis zum Muthwillen trotzigen Kampfluſt höchſt lebendig, ergötzlich und unbewußter Weiſe drollig iſt. Alle Striche ſind ſcharf und entſchieden, alle Bewegungen gleichſam eckig und geſpreizt, wie in manchen alten Zeichnungen. Was geht über den phlegmatiſchen Uebermuth des Fierrabras, der ſich mit dem gegen ihn ſo kleinen und noch dazu verwundeten Olivier erſt gar nicht ſchlagen will! Das Uebermaß des Kraftgefühls macht ſich hie und da in allerlei Ungehörigkeiten Luft. Karls und ſeiner Ritter Verhältniß iſt nicht immer das feinſte, überall geht es handfeſt zu. Auch das Chriſtenthum iſt eine ritterliche Waffe, womit, bei aller Andacht vor dem Heilthum, nach Gelegenheit darein geſchlagen wird. Wer muß nicht lächeln, wenn der Herzog Naimas von Baiern zu Rolanden ſagt: 'Laßet mich ſchaffen; mit der Hülfe Gottes und ſeiner Heiligen will ich ihm ſo viel Lügen ſagen, daß wir durchgelaßen werden'. Ueberhaupt kann man das Ganze als eine etwas nachdrückliche Heidenbekehrung betrachten. Das Heidenthum iſt ſehr gut begriffen, als eine mit ſich ſelbſt zufriedene und zur Schau getragene Beſtialität. Dieß geht in der Schilderung bis zur Verwegenheit, wie z. B. der alte Sultan Baland ſich durchaus nicht zur Taufe bequemen will, ſondern das Taufwaßer verunreinigt. Die Heiden mißhandeln ihren Gott Mahomet erbärmlich, ſo oft es ihnen nicht nach Wunſche geht,

aber auch Karl hat heidniſche Anwandlungen, wenn er droht: ‘Ich ſchwöre zu Gott, iſt es, daß Olivier von dieſem Heiden erſchlagen wird, ſo will ich im ganzen Frankreich weder Prieſter, Mönche, Klöſter, noch Kirchen nicht laßen, ſondern will alle Kirchen und Klauſen, Kreuze und Altäre, Mönche und Nonnen mit einander thun verbrennen.’ Eine artigere Vermiſchung des Heiligen und Lüſternen iſt es, wie die ſchöne Floripes bei der Taufhandlung bis auf den Gürtel entkleidet wird, und nun eine überaus reizende Beſchreibung ihrer Schönheit folgt, wobei es heißt: ‘Sie war in allen ihren Gliedmaßen alſo wohl erſchaffen, daß ſie in vielen Herzen heimliche Liebe und Begierde erweckte; und inſonderheit der Kaiſer, wiewohl derſelbige alt war, doch ſo ward er ſelber zu etwas Gedanken durch ihre Schöne gereizt.’

Wir finden dasjenige ſehr treffend, was die Herausgeber über den Charakter der Romane von Karl dem Großen und ſeinen Pairs im Vergleich mit denen vom Artus und der Tafelrunde ſagen. Die zarteſte, feinſte Blüthe der Ritterſchaft iſt unſtreitig in den letzteren zu ſuchen. Jene ſind nicht weniger biderbe, aber ungezügelter in den Ausbrüchen der Leidenſchaft und derber in der ganzen Sinnesart. Doch wird ſich auch hierin eine Stufenfolge nachweiſen laßen. Je älter, je ernſter und gehaltner. In Turpins Chronik ſelbſt, die Fr. Schlegel ſeinen Romanzen zum Grunde gelegt, in den beiden von Schilter mitgetheilten Stücken in deutſchen Reimen iſt der Begriff des Märterthums im Sarazenen-Kriege vorwaltend; der Geſammt-Eindruck iſt elegiſch. Die ſpäteren Bearbeitungen werden immer fröhlicher, ausgelaßener, toller, ungefähr wie das Heldenbuch. Gewiſſermaßen geht dieß bis auf den Arioſt fort.

Alle dieſe Unterſchiede werden ſogar für die Geſchichte des Ritterthums höchſt merkwürdig, wenn man erwägen will, daß im ſtrengſten Sinne niemand etwas erdichten kann, und daß die Wirklichkeit zu allen Schöpfungen der Phantaſie, den weſentlichen Beſtandtheilen nach, erſt das Vorbild hat aufſtellen müßen.

Welch einen Abſtich macht hiegegen Pontus, ein Roman aus weit ſpäterer Zeit. Wir möchten ihn ſchwerlich über die letzte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinausſetzen. Das kühne Wunderbare herrſcht nicht darin, die Erfindung iſt gering, dagegen aber die Geſinnung und Sitte ungemein zart und züchtig. Es iſt, wie es in

der ſpäteren Nachſchrift genannt wird, ‘eine ruhmreiche, ſchöne und fruchtbare Hiſtorie, voller Wunderwerke Gottes, Zucht, Scham, ritterlicher Thaten und höflicher Sitten’. Was uns dieſen Roman beſonders werth machen muß, iſt, daß er im fünfzehnten Jahrhundert von einer edlen Fürſtin, Eleonora, gebornen Prinzeſſin von Schottland, Gemahlin Erzherzogs Siegmund von Oeſterreich ins Deutſche übertragen worden. Dieſe fremde Fürſtin hatte ſich alſo unſerer Mutterſprache ſo bemächtigt, daß ſie für die damalige Zeit untadelich und zierlich ein Buch darin abfaßen konnte. Wie viele deutſchgeborne Fürſtinnen wären heutzutage wohl im Stande, das Gleiche zu leiſten, und wie ſollten ſie es auch bei der leidigen wälſchen Erziehung, die ſie meiſtens bekommen? Ueberhaupt hielt man damals dieſe jetzt ſo verſchmähten Romane in hohen Ehren. Die Meluſina hat Thüring von Ringoltingen aus Bern, wo wir nicht irren Schultheiß daſelbſt, um das Jahr 1470. ins Deutſche überſetzt, und vermuthlich iſt ſeine Arbeit der Text des noch jetzt verbreiteten Volksbuches. (S. über ihn und die Erzherzogin Eleonora Johannes Müllers Geſchichte der Schweiz IV. S. 274. und 554.)

Faſt möchten wir glauben, auch das Original des Pontus rühre von einer weiblichen Hand her; eine ſo große Zärtlichkeit für die Ehre der Frauen wird darin überall bewieſen, eine ſo ſtrenge Sittſamkeit beobachtet, und das Gefühl vor der leiſeſten Verletzung bewahrt, ſo daß die Liebe, ganz der Zucht unterthänig, kaum noch als eine Leidenſchaft auftreten darf, und ſich nur als die Huldigung des ganzen Lebens ſtätig und ſchweigend kund giebt. Das Buch trägt das romanenreiche Bretagne als ſein Vaterland an der Stirn; die Nennung ſo vieler franzöſiſchen Geſchlechter aus der dortigen und umliegenden Gegend ließe vielleicht die Zeit und den Anlaß der Entſtehung näher beſtimmen. Die ausländiſchen Namen der Städte, Länder, Perſonen und Geſchlechter haben in den alten Drucken die ſtärkſten Verfälſchungen erlitten. Theils erlanbte man ſich, ſie nach der Ausſprache anders zu ſchreiben, theils fielen dabei immer zunehmende Druckfehler vor, indem vermuthlich ſowohl Setzer, als Korrektoren ſich nichts Beſtimmtes dabei dachten. So heißt der Herzog von Bourgogne im alten Buch der Liebe verſchiedentlich Herzog von ‘Bomgotzne’, Luſignan Herr von ‘Leſingen’ u. ſ. w.

Die Herausgeber haben hierin ſchon Manches berichtigt, doch möchten wir ihre Konjektural-Kritik noch ferner in Anſpruch nehmen; und das hie und da Verſäumte würde ſich vielleicht in einem erklärenden Namenregiſter am Schluße mehrerer Bände am füglichſten nachbringen laßen. Zweimal finden wir z. B. einen ſeltſam entſtellten Namen; in der Einleitung S. LI. ‘die von ‘Amow’ und von Mayn’, und im Pontus S. 391. ‘gen ‘Avion’ und Maine’. Beide Male ſoll es ohne allen Zweifel heißen ‘Anjou’, und die Verfälſchung iſt aus der alten Schreibweiſe, wo die i, n und u ohne Unterſchied in einander laufen, leicht zu begreifen. Nicht immer iſt Gleichförmigkeit beobachtet. So heißt im Fierrabras der mohriſche König Sortibrant einmal ‘von Cunnieber’, ein andermal ‘von Conymbre’. Wir vermuthen, es iſt Coimbra gemeint. Wenn die Namen ſchon durch ein ihnen fremdes Medium gegangen ſind, ſo läßt man ſie billig ſo; z. B. im Pontus ‘Cornuaille’ und ‘Gallais’ für ‘Cornwallis’ und ‘Wales’, weil die Dichtung franzöſiſch iſt. Auch die ſchon hergebrachte Verdeutſchung der Namen hat ihren guten Grund. Allein wir ſehen nicht ein, warum die Herausgeber nicht ſtatt ‘Haitefüle’ ‘Hautefeuille’ hergeſtellt haben u. dgl. mehr. Jene Entſtellungen ſind doch immer ſtörend.

Die Geographie der Ritterromane, ſowohl die ganz fabelhafte, als die ſchon wirklich hiſtoriſche, bietet überhaupt große Schwierigkeiten dar. Die Herausgeber bemerken mit Recht, daß ‘Cologne’ in Gallizien, S. 272., Corunna iſt. Derſelbe Name kommt etwas verändert in Fierrabras vor, S. 146., ‘Kolonien’ in Gallizien. Aber was iſt das dicht dabei ſtehende ‘Neußen’? Was iſt das Königreich ‘Erwonys’, S. 391., das von Bretagne aus jenſeit des Meeres liegen ſoll? Iſt die Stadt ‘Regnuſa’ etwa Rennes? Der alte Name war Redones. Was iſt der Hafen ‘Dorbe’, ebenfalls in Bretagne? Was der Hafen ‘Anthoni’ in England? Auf unſern Charten dürfte ſich dieß alles ſchwerlich finden.

Wenn wir vorhin verſicherten, daß dieſe Romane in der Form, wie ſie hier gegeben ſind, ſich ganz leicht weglesen laßen, ſo war dieß nicht ſo gemeint, als ob nicht mancherlei ſchwierige Forſchungen darüber angeſtellt, und dabei viel Gelehrſamkeit und Kritik aufgewandt werden könnten. Doch, wie geſagt, für das, was uns von dieſer Seite zu wünſchen übrig bleibt, wird ein hiſtoriſches und geo-

graphiſches, ja auch mythologiſches Namenregiſter die bequemſte Form ſein.

Für das fernere Sammeln zu ihren Zwecken machen wir die Herausgeber auf die kurfürſtlich hannöveriſche Bibliothek aufmerkſam. Sie enthält nicht nur koſtbare Handſchriften, unter andern eine ſehr alte und ſchöne vom Titurel, ſondern auch viel Handſchriftliches und noch Ungenutztes von dem großen Forſcher unſrer geſchichtlichen und Sprach-Alterthümer, Leibnitz, und dem unter ihm arbeitenden Eccard. Wir erinnern uns, vor einem gedruckten alten Ritterroman den Verſuch einer hiſtoriſchen Deutung von Leibnitzens eigner Hand beigeſchrieben geſehen zu haben.

Dürfen wir den Herausgebern für die Fortſetzung einen Rath geben, ſo würden wir darauf antragen, unter den übrigen im alten Buch der Liebe enthaltenen Stücken folgende drei auszuſchließen: Theagenes und Chariklea, Flor und Blankeflor und den Ritter vom Thurn. Das erſte iſt dieſem Kreiße ganz fremd. Das zweite iſt eine Ueberſetzung vom Filocopo des Boccaz, welches wieder nichts anders iſt, als ein mißglückter Verſuch, die liebliche idylliſche Geſchichte von Floris und Blanſcheflur durch Mythologie, Rhetorik und antikes Koſtum zum heroiſchen Roman hinaufzuſchrauben. Es iſt das verfehlteſte unter allen proſaiſchen Werken des Boccaz, und wie dieſer große Künſtler in allen Dingen gründlich war, ſo iſt er auch hier im Verfehlen der ächten Darſtellungsweiſe wirklich ausgezeichnet. Der Ueberſetzer iſt mit ſo weniger Kenntniß zu Werke gegangen, daß er die Namen der Götter und alten Römer unverändert nach der italiäniſchen Umgeſtaltung aufgenommen hat, und alſo ſagt: der Abgott Marte, der weiſe Catone u. ſ. w. Von Floris und Blanſcheflur haben wir die meiſterliche Bearbeitung eines Minneſingers; die Herren Bruns und Eſchenburg haben uns mit einem kürzeren plattdeutſchen Gedicht über denſelben Gegenſtand bekannt gemacht. Sollte es nicht auch eine alte, nicht aus dem Boccaz geſchöpfte proſaiſche Bearbeitung geben? Der Ritter vom Thurn iſt kein Roman, ſondern ein Lehrbuch, aus allerlei, zum Theil bibliſchen Geſchichten beſtehend, die den Frauen zur Warnung und zum Beiſpiel dienen ſollen. Auch heißt es 'Spiegel der Tugenden und Ehrſamkeit der Weiber und Jungfrauen'. Das franzöſiſche Original, le chevalier de la Tour, iſt bekannt. Drei im Buch

der Liebe enthaltene Stücke ſind noch gangbare Volksbücher: Oktavian, Magelone und Meluſine. Es empfehlen ſich alſo zunächſt zum Abdruck Ritter Galmy (von Pellegrin [Fouqué] in halb epiſcher, halb dramatiſcher Form erneuert); Camillus und Emilia; Gabriotto und Reinhart; Herzog Herpin; und Herr Wigoleis vom Rade. Außerdem giebt es noch viele nicht im Buch der Liebe, ſondern bloß in einzelnen Drucken vorhandene Romane, welche die Herausgeber ſchon aufzutreiben wißen werden, als Joſaphat und Barlaam, Hug der Schapler u. a. Der letztgenannte iſt eine fabelhafte Erzählung von der Erhebung des Hugo Capet zum Thron, woraus der berüchtigte Vers des Dante hergefloßen, über welchen Franz I. in ſo großen Zorn gerieth, da Hugo Capet ſagt:

Fui figlio d'un beccajo di Parigi,

und welchen die Ausleger verkehrt gedeutet, weil ſie jene Ueberlieferung nicht kannten.

Die Volksromane bleiben billig für die Folge aufgeſpart, da bei ihrer allgemeinen Verbreitung wenigſtens ihr Untergang nicht zu beſorgen ſteht, wenn ſie gleich gar ſehr eine Reinigung des Textes bedürfen, und es auch den Genuß ihrer Leſung um ein Beträchtliches erhöhen wird, wenn man dieſe Büchlein, die man nur unter einer kümmerlichen, verwahrloſten äußern Geſtalt kennt, einmal ſauber und genau abgedruckt vor ſich ſehen wird. Sollte die Neigung des Publikums die Bemühungen der Herausgeber fortwährend unterſtützen, ſo dürfte dann wohl die Reihe an die alten Ueberſetzungen des Amadis und ſeiner Fortſetzungen kommen, welche in den ſpaniſchen Originalen theils den meiſten Leſern unzugänglich, theils auch ſehr ſelten geworden ſind. Freilich gehen dieſe Romane ſehr in die Breite. Die erſten vier Bücher ſind, wo wir nicht irren, in einem Foliobande vorhanden. Der Verfaßer dieſer Anzeige beſitzt das achte und neunte Buch des Amadis deutſch, deren jedes einen ſtarken Band in klein Oktav oder Duodez ausmacht, und, falls die Herausgeber ihren Plan ſo weit ausdehnen ſollten, wird er ſich ein Vergnügen daraus machen, ſein Exemplar zu dieſem Behufe herzuleihen. Der Amadis war wegen der Wohlredenheit ſo berühmt, daß damals die Reden und Briefe daraus unter dem Titel 'Schatzkammer der XXIV Bücher des Amadis aus

Frankreich' beſonders geſammelt worden. Ob dieſe Ueberſetzungen unmittelbar nach dem ſpaniſchen Original, oder nach der franzöſiſchen Ueberſetzung gearbeitet ſind, wird ſich ausmitteln laßen. Die ſpaniſche Sprache war doch unter Karl V. ziemlich in Deutſchland verbreitet.

Ein Grund, warum es allen Verehrern der vaterländiſchen Denkmäler um ſo angelegener ſein muß, ſolche Unternehmungen, wie das gegenwärtige, zu unterſtützen, liegt in den Zeitumſtänden. Man muß eilen, das noch Vorhandene durch neue Abdrücke zu retten, ſonſt möchte es zu ſpät ſein. Durch die Einziehung der Klöſter und andre Beſitzveränderungen, welche dieſes Zeitalter, wo alle bis jetzt beſtandenen Einrichtungen eingeſtürzt oder in ihren Grundfeſten erſchüttert ſind, herbeigeführt, wird dasjenige, was Jahrhunderte lang in Bücherſammlungen ſorgfältig verwahrt worden, zerſtreut und verſplittert, oder gar ins Ausland entführt, wie es ja noch neulich den Schätzen der wolfenbüttelſchen Bibliothek ergangen iſt. Schon in Folge des unſeligen dreißigjährigen Krieges kam der maneſſiſche Codex der Minneſinger nach Paris und über hundert andre in den Vatikan, wo ſie für immer ungenutzt verborgen hätten liegen mögen, wenn der Eifer deutſcher Gelehrten ſie nicht aufgeſpürt hätte. Denn die auswärtigen Litteratoren, welche ſich mit ſolchen Erwerbniſſen brüſten wollen, da ſie nicht einmal das heutige Deutſch, geſchweige denn Altdeutſch verſtehen, gemahnen einen gerade wie Harlekin im Luſtſpiel, der einen Brief entwendet, und ſich hinterdrein beſinnt, daß er nicht leſen kann.

Den Leſern, welche ſich noch nicht mit den Ueberreſten der romantiſchen Vorzeit beſchäftigt haben, und ihren Sinn für deren Verſtändniß und Genuß zu wecken wünſchen, empfehlen wir, nebſt der Einleitung der Herausgeber, die geiſtreiche Schrift des Hrn. Prof. Görres über die deutſchen Volksbücher, welche in dieſen Blättern vom Verfaßer ſelbſt, alſo nur mit Berichtigung einiger eingeſchlichenen Verſehen, und nicht mit dem gebührenden Lobe, angezeigt worden iſt. Ueber manches Einzelne kann man anderer Meinung ſein; im Ganzen iſt die Anſicht ächt und eindringend, und an ſeiner beſeelten Schreibart beſitzt der Verf. eine Fülle von Zauberformeln, um die in jenen Dichtungen lebende Phantaſie wieder aus ihrem Grabe heraufzubannen. Hrn. von der Hagen und

Hrn. Dr. Büſching aber möchten wir durch dieſe wohlgemeinte Anzeige nachdrücklichſt auffordern, ſich doch ja nicht abſchrecken zu laßen, ſondern auf der Bahn eines Goldaſt, Opiz, Leibnitz, Eccard, Schilter, Scherz, Oberlin und ſo mancher andern noch lebenden vortrefflichen Männer wacker fortzugehen.

Ludovico Arioſto's Raſender Roland, überſetzt von J. D. Gries. Jena 1804...1808. IV Theile.

Es iſt eben ſo erſtaunenswürdig als erfreulich, zu ſehen, wie ſehr unſere Sprache in einem kurzen Zeitraume durch vielſeitige Bearbeitung an Gewandtheit für die Kunſt des Versbaues überhaupt, und insbeſondere für die Kunſt der poetiſchen Ueberſetzungen gewonnen hat. Was vor einer nicht ſehr beträchtlichen Anzahl von Jahren noch für unmöglich galt, wird jetzt mit Erfolg, ja mit anſcheinender Leichtigkeit geleiſtet. In den ſiebziger Jahren wurde im Teutſchen Merkur der erſte Geſang des raſenden Roland von Werthes in ächten Oktaven mitgetheilt. Wieland fand dieß ein mißliches Unternehmen, das ſchwerlich durchzuführen ſein möchte, und äußerte dabei, die freie Versart des neuen Amadis in längeren und kürzeren Jamben mit untermiſchten Anapäſten würde wohl die paſſendſte für eine Ueberſetzung des Arioſt ſein.

Dieſen Rath hat Schmitt bei Uebertragung des geraubten Eimers in gewiſſem Grade befolgt: allein die Kenner der italiäniſchen Poeſie werden darin gewiß nicht eine dem Original entſprechende Form erkennen. Werthes ließ ſich nicht abſchrecken, und gab wirklich einen Band ſeines Arioſt heraus. Er ließ es jedoch bei den erſten acht Geſängen bewenden, und in der That ſind die Aufopferungen, welche

ihm das Versmaß auflegte, ſo beſchaffen, der ſichtbare Zwang und die Härten ſind ſo groß, daß man die unterbliebene Fortſetzung nicht ſehr bedauern darf. Der Verf. dieſer Anzeige lieferte im Athenäum (B. 2. H. 2.*)) den eilften Geſang ebenfalls in Oktaven; er lernte bei dieſer Gelegenheit die Schwierigkeiten der Unternehmung kennen, und es war nicht ſeine Abſicht weiter zu gehn. Gries, der ſich ſchon durch ſeine unter eben ſo ſtrengen Geſetzen vollführte Ueberſetzung des befreiten Jeruſalems vielen Beifall erworben, hat zuerſt mit dem Talent die Beharrlichkeit vereinigt, welche dazu gehört, ſich durch Arioſts ſechs und vierzig lange und nicht immer gleich anziehende Geſänge durchzuarbeiten, und jetzt zum erſtenmal beſitzen wir reizenden Dichtungen des Meiſter Ludwig in einer ihrer nicht unwürdigen Geſtalt, und können ſie mit einem großen Theil des Genußes, welchen das Original gewährt, in unſerer Sprache leſen. Wer in ſolchen Fällen das Ganze im rechten Sinne vollendet, dem wird billig der Kranz gereicht. Das Werk ſteht einmal da, und hält ſich ſelbſt. Sollte auch im Einzelnen noch nachzuhelfen ſein, ſollte auch Arioſt in manchen Stücken wegen der Natur ſeiner Sprache und ſeiner darin einheimiſchen Kunſt immer unnachahmlich bleiben, ſo iſt doch die Hauptſchwierigkeit überwunden.

Es wird hier nicht am unrechten Orte ſein, die Litteratur der bisherigen deutſchen Ueberſetzungen des Arioſt in Erinnerung zu bringen. Die älteſte, wo wir nicht irren, war von Dietrich von dem Werder (auch Ueberſetzer des Taſſo) einem Zeitgenoßen und Freunde Opizens: ſie iſt in Stanzen, geht aber nur bis zum dreißigſten Geſange. Wir

*) [S. A. W. S.s Werke Bd. IV. S. 93. ff.]

haben dieſes ziemlich ſelten gewordene Buch nicht vor uns, um ſagen zu können, wie ſchätzbar die Arbeit für die damalige Zeit war, und ob Gries irgend etwas davon hat benutzen können, und benutzt hat. Späterhin kam, wie es ſcheint, Arioſt den Deutſchen gänzlich aus der Kunde, beſonders in der gottſchediſchen Periode, vermuthlich wohl, weil ſein Werk nicht für eine regelrechte Epopöe galt. Dieß hat uns vor einer Ueberſetzung oder Umkleidung desſelben in Alexandrinern bewahrt, wie ſie damals vom Taſſo gefertigt worden. Die erſten Nachrichten vom raſenden Roland, wie von einer neu entdeckten Inſel, gab vor etwa fünfzig Jahren Meinhard. Von dem kläglichen Zuſtande des Studiums der italiäniſchen Poeſie und der Kunſt dichteriſcher Nachbildung und vieler andern Dinge in jener Zeit zeugt es, daß Leſſing dieſe dürftige Kompilation aus den italiäniſchen Litteratoren, dieſe Ueberſetzungen in ſchleppender Proſa, mit wäßerichten Auszügen und Nutzanwendungen verbrämt, anpreiſen konnte. Eine Anzahl Jahre ſpäter traten zwei proſaiſche Ueberſetzer auf, Heinſe mit großem Aufheben von der Wichtigkeit ſeines Unternehmens, und Mauvillon. Der letzte warf jenem vor, nicht einmal den Sinn ſeines Originals gefaßt zu haben. Auch über den Namen des Gedichtes konnten ſie nicht einig werden: der eine behauptete, es müße 'der wüthende Roland' heißen. Unſtreitig iſt aber 'der raſende Roland' richtiger, denn Rolands Wuth wird nur als eine Folge ſeines Wahnſinnes vorgeſtellt. Es verlohnt jetzt nicht der Mühe, auszumitteln, wer von beiden es weniger ſchlecht gemacht: wir verſtehen den Arioſt hinlänglich, um keiner Ausleger zu bedürfen, und heut zu Tage wird wohl niemand dieſes Gedicht, von der unentbehrlichen Zier der Verſe und Reime entkleidet, für genießbar halten. Der ungefähr gleichzeitige

Verſuch von Werthes wurde ſchon oben erwähnt. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erſchienen fünfzehn Geſänge des Arioſt von einem gewiſſen Lütkemüller in reimloſe Jamben überſetzt. Dieß war noch das Verfehlteſte von Allem, wie es damals der Verf. dieſer Anzeige in der Jenaiſchen allg. Lit.=Zeitung dargethan hat.*) Hr. Gries hat alſo alle ſeine Vorgänger ohne Widerſpruch unermeßlich weit hinter ſich gelaßen.

Der Grundſatz iſt jetzt anerkannt, daß jedes Gedicht in ſeiner eigenen metriſchen Form, oder wenigſtens einer ihm ſo nahe verwandten, als die Natur der Sprache es nur irgend erlaubt, übertragen werden muß. Allein über den Grad der Annäherung im Silbenmaß, welcher ohne Gewaltthätigkeit gegen die Sprache möglich iſt, finden verſchiedene Meinungen ſtatt. Wir geſtehen es, wir ſind überall, ſowohl bei Nachbildungen aus den alten als neueren Sprachen, für die ſtrenge Obſervanz. Was die Einführung der italiäniſchen Oktave im Deutſchen betrifft, ſo wollen wir ebenfalls auf das Geſchichtliche zurückgehen. Wieland erklärte ſie bei der erſten Ausgabe des Idris nach der ganzen Strenge ihrer Regeln für unausführbar, und hatte ſich die willkürliche Stellung der dreifachen Reime und den Gebrauch der Alexandriner und vierfüßigen Jamben vorbehalten. Nachher wählte er zum Oberon eine noch zwangloſere Versart: es war eigentlich weder eine Stanze, noch überhaupt eine Strophe, indem der Begriff der geordneten Wiederkehr ganz wegfiel, ſondern bloß ein Abſchnitt von acht beliebig gereimten freien jambiſchen Zeilen. Auch dieß fand viele Nachahmer. Die älteſten ächten deutſchen

*) [S. oben die Rec. aus der A. L. Z. 1799. Nr. 136.]

Oktaven ſind, wo wir nicht irren, einige von Harsdöfer in ſeiner Ueberſetzung der Diana. In denen von Dietrich von dem Werder iſt die Reimſtellung beobachtet, aber aus den eilfſilbigen Verſen ſind Alexandriner geworden. Heinſe gab als Anhang zu ſeiner nun verſchollenen Laidion ein Bruchſtück eines Gedichts in Oktaven; jedoch zuerſt lehrte uns Goethe in zwei herrlichen Gedichten, Zueignung und die Geheimniſſe den ſüdlichen Wohllaut und die wahre Bedeutung dieſes Silbenmaßes kennen, und nun erſt faßte es Wurzel in unſerer Sprache. Viele vortreffliche Dichter ſind ihm darin nachgefolgt, und die ehemals für unüberwindlich gehaltene Schwierigkeit iſt dermaßen beſeitigt worden, daß wir nebſt vielen wohllautenden, gedrängten, ſchwungvollen Stanzen in eigenen Gedichten und Nachbildungen auch eine wahre Sündflut von eintönigen, ſchleppenden, nachläßig hingeſchütteten erhalten haben. Man iſt darüber einverſtanden, daß die ſchöne Anordnung der Reime und die gleiche Länge der Zeilen der Versart weſentlich ſei; nur in Abſicht auf den Gebrauch der männlichen und weiblichen Reime weicht man von einander ab. Einige ziehen die Stanze mit fünf weiblichen Reimen vor, und zu dieſen gehört Gries; Andere unterwerfen ſich dabei gar keiner Regel; noch Andere haben, beſonders in Nachbildung der ſpaniſchen und italiäniſchen Dichter, ſich lauter weiblicher Reime bedient, worin ihnen ſchon Goethe in einigen Strophen der erwähnten Gedichte mit ſeinem Beiſpiele vorgegangen iſt. Es läßt ſich leicht nachweiſen, daß die Regel des unverbrüchlichen Wechſels der männlichen und weiblichen Reime erſt in Opizens Zeitalter aus Nachahmung der franzöſiſchen und holländiſchen Dichter eingeführt worden iſt: die Minneſänger achten ſelbſt bei dem künſtlichſten Strophenbau nicht darauf. Volksmäßige Lieder-

weiſen mit lauter männlichen Reimen ſind längſt unter uns üblich geweſen. Ueberhaupt kommen die von den Franzoſen ohne Rückſicht auf die verſchiedene Natur der beiden Sprachen angenommenen Regeln immer mehr in Abgang. Zu Gottſcheds Zeit hielt man ſtrenge auf die Vermeidung des Hiatus; ſeitdem hat man eingeſehen, daß dieſe Sorgfalt, in demſelben Umfange angewandt, wie in den franzöſiſchen Verſen, in unſerer Sprache einestheils überflüßig, anderntheils unmöglich iſt. Bürger hielt noch auf Beobachtung des Abſchnittes nach der vierten Silbe in den fünffüßigen gereimten Jamben; die Oktaven ſeiner angefangenen Erzählung Bellin ſind durchgängig ſo gearbeitet. Im Franzöſiſchen kann der zehnſilbige Vers dieſer eintönigen Gebundenheit nicht entbehren, wenn er hörbar bleiben ſoll. Unſere in andern Stücken weit mehr geordneten Jamben laden uns zur freieſten Mannichfaltigkeit der Abſchnitte ein. Es wäre ſeltſam, wenn wir die Geſetze des Wohlklanges von der unter allen anerkanntermaßen am wenigſten muſikaliſchen Sprache erlernen müßten. Seit einiger Zeit neigt man ſich in gereimten Gedichten, nebſt Wiederbelebung der alten einheimiſchen, zu den italiäniſchen und ſpaniſchen Weiſen hin. Was hierin geleiſtet worden, iſt freilich noch zu neu, als daß er die Probe der Zeit ſchon beſtanden haben ſollte: indeſſen ſcheint es von den Leſern, welche ſich unbefangen den Eindrücken überlaßen, ohne zu fragen, durch welche Mittel das ihnen verſchaffte Vergnügen zuwege gebracht worden, nicht ohne Wohlgefallen aufgenommen zu werden. Wie es zu gehen pflegt, ſind auch Gegner der Neuerung aufgetreten; die Sonette, Terzinen, Decimen u. ſ. w. haben ſich einen ordentlich perſönlichen Haß einiger Kritiker zugezogen. Wir fürchten, daß dieſe unſchuldigen Gedichtformen

für ihre Verfaßer und Einführer im Deutſchen büßen müßen. In einer weitſchweifigen Abhandlung, angeblich über Bürgers Sonette, hat *) man uns unlängſt dargethan, daß von je viel ſchlechte Sonette geſchrieben worden ſeien, was wir freilich längſt wußten. Dieß Argument iſt mit dem einfachen logiſchen Schluß zurückzuweiſen, daß der Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebt. Welches Silbenmaß, vom Hexameter an, könnte beſtehen, wenn es für alle ſteifen und hölzernen, oder ſchwachen und ſchleppenden Ausfüllungen verantwortlich ſein ſollte? Der verſtorbene Fernow hat ſich in einer Abhandlung 'über die Nachahmung des italiäniſchen Verſes in der deutſchen Poeſie' in der Zeitſchrift 'Prometheus' mit viel übler Laune gegen die neuere Weiſe aufgelehnt. Er erklärt alle bisher in lauter weiblichen Reimen abgefaßten Ueberſetzungen aus den ſüdlichen Sprachen für ungenießbar. Dieß iſt ein harter Ausſpruch von einem Grammatiker, der ſelbſt nie etwas Erſprießliches für den deutſchen Versbau ans Licht gefördert hat. Sollte einer ganzen Dichterſchule (ſo dürfen wir es nennen), in welcher ſich unleugbar ausgezeichnete Talente finden, nicht auch eine Stimme darüber zuſtehn, was dem deutſchen Ohr gefällig ſein kann oder nicht? Es gilt wenigſtens den Verſuch, ob nicht etwa bloß eine entgegengeſetzte Gewöhnung bisher für manche wirkliche Schönheiten in der Art zu reimen unempfänglich gemacht habe. Ueber das Genießbare wird der Geſchmack des deutſchen Publikums auf die Dauer entſcheiden. Uebrigens ſind Fernows Anmerkungen leicht zu berichtigen. Der italiäniſche Vers ſoll und kann nicht ohne alle Veränderung im Deutſchen nachgebildet werden. Er hat

*) [Voß in der Jen. A. L. Z. 1808. Nr. 128. ff.]

in der freien Accentuation und der häufigen Eliſion der Vokale, die in der Silbenzählung nicht mitgerechnet, aber dennoch ausgeſprochen werden (eine Weiſe, welche auch die Griechen in ihren Schauſpielen gehabt zu haben ſcheinen), Mittel der Mannichfaltigkeit, die uns abgehen. Wer indeſſen die beſten Vorleſer in Italien gehört hat, wird wißen, daß dieſe ſcheinbare Mannichfaltigkeit ſich für das Ohr in einer ziemlich eintönigen Melodie verliert. Ein ungefährer Wechſel der Längen und Kürzen oder betonten und unbetonten Silben iſt unſerer Sprache nach ihrem ganzen Bau natürlich, und war von jeher, wie die älteſten dichteriſchen Denkmäler ausweiſen, volksmäßige Sitte. Deswegen mußte auch Rudolf Weckherlins, wiewohl geiſtreicher, Verſuch, unſern Alexandriner nach den Freiheiten des franzöſiſchen zu bilden, ohne Folge bleiben. Unſer beſtimmterer Jambe findet eben wegen ſeiner Beſtimmtheit in geringeren Abweichungen eine ergiebige Quelle des Wechſels, wie es unſere beſten Dichter durch die That gelehrt haben. Was die ununterbrochenen weiblichen Reime betrifft, ſo ſollen ſie nach der Behauptung einiger Kritiker dem deutſchen Verſe außer einer unerträglichen Eintönigkeit auch eine zerfloßene Weichlichkeit geben. Unſere Sprache hat ſich weniger vor dieſem Fehler, als vor abſtoßender Härte zu hüten: der ſtarke Knochenbau wird immer durchſcheinen, wenn er auch mit fließenden Umrißen bekleidet wird. Es iſt wahr, wir haben den Vortheil der tönenden offnen Vokale in den weiblichen Endungen, den das Italiäniſche beſitzt, längſt verloren; die tonloſe Silbe nach der betonten hat meiſtens nur ein E, und unſere meiſten weiblichen Reime gehen auf 'en' aus. Klopſtock lobte dieſe Endung wegen ihrer Gelindigkeit als ein Milderungsmittel des deutſchen Klanges. Nicht zu erwäh-

nen, daß wir doch einige, wiewohl ſeltnere, weibliche Reime mit andern Vokalen in der zweiten Silbe haben (z. B. die auf ung und ig), welche wir durch Zuſammenſetzung des Reimes aus zwei Wörtern noch beträchtlich vermehren können, gewährt uns die Verſchiedenheit der Schlußkonſonanten (z. B. et, er, ert, ern, el, elt, eln, es, ens u. a.) Mittel genug, die verſchlungenen weiblichen Reime ſo ſehr gegen einander abſtechen zu laßen, als wir wollen. Jedoch iſt dieß keinesweges immer erforderlich, und es läßt ſich zeigen, daß die gröſten ſüdlichen Verskünſtler oft mit Abſicht das Gegentheil gethan. (So wechſeln in einem Sonette des Petrarca die Reime alli und elli; in den ſpaniſchen Dichtern häufig aros und eros.) Für den durchgängigen Gebrauch der weiblichen Reime in Nachbildung des Italiäniſchen ſpricht das Beiſpiel der Spanier und Portugieſen, welche ungefähr eben ſo reich an männlichen Reimen ſind als wir, und dennoch bei Aufnahme der italiäniſchen Silbenmaße, und für dieſe, die italiäniſche Weiſe zu reimen mit Glück eingeführt haben. Der weibliche Reim iſt an ſich der ſchönſte (wir müßten zu tief in die Geſetze des Wohllautes eingehen, um den Beweis hier zu liefern); er läßt ſich gar wohl ohne Zwang herbeiführen; es kommt alſo nur darauf an, die anderweitigen Nachtheile dagegen zu erwägen.

Die Abſicht iſt gar nicht, irgend eine ſchon übliche Vers- oder Reimart zu verwerfen. Wir glauben vielmehr, daß eine Poeſie wie die unſrige, die bei der Entladung von willkürlichem Regelzwange nach dem bedeutſamſtem und kunſtreichſten Ausdrucke für jede Eigenthümlichkeit ſtrebt, nie einen allzugroßen Ueberfluß an Formen haben könne. Auch die an ſich weniger ſchönen wird der rechte Künſtler ſchon zu geſchickten Werkzeugen der Darſtellung zu machen wißen.

Wir können uns nicht enthalten, bei dieſer Gelegenheit den Wunſch zu äußern, daß den Bedürfniſſen der poetiſchen Technik durch gründliche Schriften darüber abgeholfen werden möchte. Die Deutſchen ſind ſehr bei der Hand mit ſpitzfindigen philoſophiſchen Theorien über die ſchönen Künſte, woraus der Künſtler ſich nicht das Geringſte nehmen kann. Wie übel es abläuft, wenn man nach ſolchen hohlen Allgemeinbegriffen Kunſtwerke zuſammenſetzen will, haben wir leider erlebt. In den praktiſch brauchbaren Theorien ſtehen wir ſehr gegen andre Nationen zurück, und unſre Grammatiker, ſolche ausgenommen, die ſelbſt Dichter waren, haben ſich jetzt nur *) um die Ausbildung der Dichtkunſt verdient gemacht.

Für die eigentliche Proſodie, oder die Entwickelung der Geſetze der Längen und Kürzen in unſrer Sprache iſt durch die Schriften von Klopſtock, Moriz und Voß hinlänglich geſorgt, wenn ſie ſchon nicht immer unter einandee einig ſind. Dagegen fehlt es an einem Werk über die Behandlung der alten Silbenmaße im Deutſchen, über den Grad der Strenge und Genauigkeit, über die nothwendigen, anzurathenden und zu vermeidenden Veränderungen, womit ſie im Deutſchen nachzuahmen ſind. Hiebei müßte man freilich auf die Quelle zurückgehn: auf das ganze Syſtem der alten Metrik, und auf die verſchiedne Behandlung derſelben Versarten bei den Griechen und Römern, welche letztere uns ſchon zum Beiſpiele dienen kann, wie die Natur der Sprache hier einwirkt. Vor allen Dingen müßte man ſich hiebei hüten, nicht mit Hitanſetzung der gültigen Auctorität der alten Grammatiker Alles unter eine auf kantiſchen Kategorien erbaute Theorie zu zwängen.

---

*) [nur? 'nicht' oder 'nie'.]

Ferner wären die Grundſätze der deutſchen Accentuation in Bezug auf die gereimten Versarten zu entwickeln. Sowohl die einheimiſchen Reimweiſen und Strophen, als die andrer Völker, welche am meiſten Einfluß auf unſre Poeſie haben, der Engländer, Italiäner und Spanier, auch der Franzoſen, wären zu erörtern. Aus älteren Zeiten haben wir verſchiedene Verſuche hiezu, von Opiz, Philipp von Zeſen u. A., woraus wohl noch Manches zu benutzen ſtände. Die Hauptſache wäre, in das Weſen und die Bedeutung ſowohl der älteren als neueren Formen einzudringen, und darnach den Kreiß ihrer Anwendbarkeit zu beſtimmen. Denn hierüber tappen ſowohl die ausübenden Liebhaber, als die Beurtheiler häufig gar ſehr in Dunkeln, und laßen ſich durch mißverſtandne Beiſpiele oder zufällige Antriebe leiten. Tauſende ſchwatzen z. B. über das Sonett, oder ſchreiben auch wohl Sonette, ohne je darüber nachgedacht zu haben, was es iſt und ſein ſoll. Diejenigen, welche behaupten, daß es gar nichts bedeute, und alſo im Grunde eine mühſelige Fratze ſei, ſollten doch über die Erfahrung ſtutzig werden, daß ſich dieſe Form ſeit Jahrhunderten ſo unveränderlich feſtgeſetzt hat, ohne daß Nationen, die ſonſt ziemlich gute Kenner des feineren Genußes ſind, deren überdrüßig geworden wären.

Endlich hätten wir ein gutes Reimwörterbuch nöthig. Manche Leſer wird dieß vielleicht lächerlich dünken; allein das Vorurtheil dagegen läuft eigentlich auf den alten Einwurf gegen den Reim überhaupt hinaus, daß er den Gedanken nöthige, den zufälligen Lauten der Wörter nachzulaufen, und ſich ihnen zu fügen, was ja ganz verkehrt ſei. Bei andern Nationen, namentlich bei den Italiänern, ſind Reimwörterbücher häufig im Gebrauch: warum ſollten wir uns dieſes Hülfsmittels ſchämen? Beſorgt man den ſchlechten

Reimereien dadurch Vorſchub zu thun? Dieß Uebel möchte ſchwerlich noch mehr überhand nehmen können, und es wäre gering, wenn ihm durch dergleichen Vorkehrungen zu ſteuern wäre. Selbſt für den Meiſter in der Verskunſt iſt es vortheilhaft, den ganzen Vorrath von Reimwörtern auf dieſelbe Endung mit Einem Blick zu überſehen, damit er nicht den Fund einer glücklichen Zeile aufgeben müße, weil ſein Gedächtniß ihm gerade nicht das entſprechende Wort darbietet. Das einzige Reimwörterbuch, ſo viel Rec. bekannt iſt, das wir haben, von Hübner, iſt beinahe unbrauchbar. Es iſt voll von oberflächlichen Provincialiſmen in den Ausdrücken und der Ausſprache, altfränkiſch in der Schreibung, höchſt unvollſtändig und dabei wegen der ungeſchickten Einrichtung weitſchweifig, indem der Verf. oft alle Redensarten, worin ein Wort vorkommen kann, mit aufführt. Indeſſen könnte es einem neuen Bearbeiter zur Grundlage dienen. Ein ſolcher müßte eben ſowohl auf die älteſten dichteriſchen Denkmäler unſrer Sprache zurückgehen, als die neueſten Dichter (die im Ganzen genommen in den Reimen weit genauer ſind, als die unſers vermeinten goldnen Zeitalters), ohne Parteilichkeit für oder gegen irgend eine Schule, ſorgfältig benutzen. Bei alterthümlichen, provinciellen, gewagten, mit poetiſcher Freiheit umgeformten, oder ſonſt nicht allgemein gültig ſcheinenden Wörtern wäre der Name des Dichters, der ſie gebraucht, anzumerken. Noch andre Zeichen könnten in aller Kürze die Brauchbarkeit der Ausdrücke in verſchiednen Kreißen beſtimmen. Zu einer erſchöpfenden Abhandlung über die Reinheit, Schönheit und Bedeutſamkeit des Reimes im Deutſchen hat Bürger, der auch ein ſolches Wörterbuch für ein Bedürfniß hielt, eine recht gute Vorarbeit geliefert, die jedoch nicht von Einſeitigkeit und niederſächſiſchem Provincialiſm frei iſt.

Der allgemeine Geiſt dieſer Blätter, der bei der Beurtheilung eines einzelnen Buchs das allgemeinere Nützliche zur Sprache zu bringen erlaubt, hat uns zu dieſen eingeſchalteten Bemerkungen veranlaßt. Die vorhergehende Erörterung iſt unſerm Gegenſtande übrigens nicht fremd: denn die Grundſätze der Nachbildung italiäniſcher Poeſie, und der Punkt, bis zu welchem ſie bis jetzt gediehen, müßen beſtimmt werden, um das, was der Ueberſetzer des Arioſt geleiſtet, gehörig zu ſchätzen.

Den im Athenäum *) gethanen Vorſchlag, die Wahl der männlichen und weiblichen Reime frei zu laßen, hat Hr. Gries zu befolgen nicht für gut befunden, ſondern ſich durchgängig der Stanze mit fünf weiblichen Reimen bedient, und zwar ſo, daß unter den verſchlungenen ſechs Zeilen die mit weiblicher Endung voranſtehen. Bei den noch getheilten Meinungen wird ihm vielleicht die größere Hälfte der Leſer dieß Dank wißen; auf jeden Fall hat er ſich damit eine Schwierigkeit mehr aufgelegt. Doch können wir noch nicht von der damals geäußerten Ueberzeugung abgehn, daß eine größere Freiheit mancherlei Vortheile gewährt haben würde. Daß Arioſt ſelbſt einigemal männliche und gleitende Reime eingeſtreut, wollen wir nicht in Anſchlag bringen, weil es eine zu ſeltne Ausnahme iſt. (Rime tronche finden ſich C. XXV. St. 24.; sdrucciole verſchiedentlich.) Aber unleugbar hat Arioſt die Oktave im weiteſten Umfange genommen: er ſtimmt ſie herauf und herunter, je nachdem ſein Ton vertraulich, munter, oder heroiſch und prächtig iſt. Ganz anders iſt es mit Taſſo, einem mehr muſikaliſchen als charakteriſtiſchen Dichter, der ſich auch in Abſicht auf Sprache

*) II. 2. S. 278. [Werke Bd. IV. S. 124.]

und Versbau in einem weit enger begränzten Kreiße bewegt. Für die Uebertragung des befreiten Jeruſalems würden wir immer noch, troß allem, was dawider eingewandt werden mag, zum ausſchließenden Gebrauch der weiblichen Reime rathen, welche der Oktave mehr Würde und Fülle geben. Im Arioſt läßt ſich überall eine gewiſſe anmuthige Grillenhaftigkeit ſpüren, ſeine Wirkung iſt oft Berechtigung des Unerwarteten. Durch die allzugeordnete Wiederkehr nimmt ſich der Ueberſetzer ein Mittel der Ueberraſchung, da ihm die Natur unſrer Sprache ſchon manche andre verſagt. Auch giebt jene Form der Oktave eine Hinneigung zum Lyriſchen. Durch den männlichen Schlußfall der zweiten, vierten und ſechsten Zeile zerfällt ſie beſtimmter in Doppelverſe, eine Eintheilung, die ſich meiſtens ganz natürlich einſtellt, die aber Arioſt oft geflißentlich zu unterbrechen ſucht.

Wie dem auch ſei, bei der einmal getroffnen Wahl hat der Ueberſetzer die faſt unermeßlichen Schwierigkeiten mit großer Gewandtheit überwunden. Wir glaubten im Fortgange des Gedichtes noch eine bedeutende Zunahme an fertiger Meiſterſchaft wahrzunehmen, wie es bei einer ſo umfaßenden und ſorgſam ausgeführten Arbeit nicht anders zu erwarten ſteht. Die Ueberſetzung folgt dem Originale mit Genauigkeit Schritt vor Schritt, ſelten ſind ſprechende Züge weggeblieben. Der Ton des Arioſt iſt meiſtens richtig getroffen; auch da, wo es am ſchwerſten iſt: wenn er ſcherzt. Je bilderreicher und blühender die Schreibart eines Dichters iſt, deſto eher läßt ſich Eins mit dem Andern vertauſchen, und doch ein ähnlicher Eindruck hervorbringen. Arioſt iſt oft bis zur Trockenheit gediegen; ſeine Erzählung wird in ihrer ſummariſchen Kürze zuweilen gewiſſermaßen proſaiſch, und gerade ſolche undankbare Strophen mußten dem Ueber-

ſetzer die meiſte Mühe machen. Wenn wir unſre weſentlichſte Ausſtellung an einem ſo lobenswerthen Ganzen in wenige Worte zuſammenfaßen ſollten, ſo würden wir hier und da weniger Glätte und mehr Keckheit wünſchen.

Wir kommen auf das Einzelne. Daß ein Ueberſetzer wie Hr. Gries ſeinen Dichter vollkommen verſteht, braucht man nicht erſt zu verſichern. Nur um unſre Aufmerkſamkeit auf dieſe erſte Bedingung zu belegen, führen wir einige Stellen an, wo uns der Sinn der Worte nicht ganz getroffen ſcheint. Geſang I. Str. 59.:

Eilt nach dem Roß, ergreift es bei dem Zügel;

Die Worte e gli ripon la briglia ſollten gegeben ſein 'und legt ihm an die Zügel'; er hatte das Pferd vorhin abgezäumt. Geſ. I. Str. 77.:

Er liebt, begehrt ſie mehr noch wie ſein Leben;
Mehr wie der Falk den Kranich haßt ſie ihn.
L'odia e fugge ella, più che grù falcone.

Das Bild würde auf dieſe Art nicht paſſend ſein, denn Angelika floh den Rinaldo, und der Falk verfolgt den Kranich. Es ſollte heißen:

Mehr als den Falk der Kranich flieht ſie ihn.

Geſ. II. Str. 48.:

Wie ſie gekommen an des Schloßes Hallen,
Da wollte jeder nun den erſten Gang.
Gradaß erhielt's; war ihm das Looß gefallen,
Ließ Rüd'gers Achtung ihm vielleicht den Rang.
Pur' a Gradasso, ó fosse sorte, tocca,
O pur che non ne fe Ruggier più stima.

Die letzte Zeile heißt vielmehr 'oder vielleicht, weil Rüdiger nicht mehr darnach fragte'. — Geſ. VII. Str. 29., wo Rüdigers Entzückungen in Alcinens Armen geſchildert werden:

Nun reden ſie von ihrem Wonnebunde,
Und oft mit mehr als Einer Zung' im Munde.
Del gran piacer, ch' avean, lor dicer tocca;
Che spesso havean più d'una lingua in bocca.

Der Scherz in dieſen etwas freien Zeilen iſt verfehlt. Wir würden vorſchlagen:

Von ihrer Luſt laßt ſie Bericht erſtatten,
Die mehr als Eine Zung' im Mund' oft hatten.

oder

Von ihrer Luſt, da fragt ſie ſelbſt um Kunde;
Sie hatten ja zwei Zungen oft im Munde.

In eben dieſer Strophe iſt 'der Seelen Blüthe' für soave fior de lo spirto etwas zu geiſtig; es ſollte heißen 'des Athems Blüthe'. — Geſ. X. Str. 86.:

Du kannſt des Herzogs Straffords Fahn' erkunden,
Wo frei der Vogel blickt zur Sonn' hinan;
Dove è l'augel, ch' al sol tien gli occhi franchi.

Dieß giebt eine falſche Vorſtellung, als ob der Herzog auch eine Sonne im Wappen geführt hätte. Der italiäniſche Vers iſt nichts anders als eine dichteriſche Umſchreibung des Adlers. — Geſ. XXIII. Str. 31. iſt ronzin durch 'Zelter' überſetzt, da es doch 'Klepper' bedeutet. — Geſ. XLVI. Str. 116.:

Die Lanze, die der Mohr im Laufe ſendet
Nach Rüd'gers Schild, läßt dieſen unverſehrt.
La lancia del pagan, che venne a corre
Lo scudo a mezzo, fe debole effetto.

Die Lanze des Heiden 'traf' den Schild in der Mitte. Vermuthlich hat die Aehnlichkeit des von cogliere abgekürzten Infinitivs corre, mit corre, der dritten Perſon des Präſens von correre, den Irrthum veranlaßt. Ein ähnliches Verſehen findet ſich Geſ. XXXVI. 46.:

Und ſchleudert ihr die Lanze nach dem Schilde.

Dieß giebt eine falſche und gegen das Koſtum ſtreitende Vorſtellung. Die Lanze war viel zu ſchwer, um ſie zu werfen, und wirkte immer durch den Stoß.

Eins der bedeutendſten Beiſpiele von der Wahl eines nicht recht paſſenden Ausdrucks iſt es, wenn im 24. Geſange der allegoriſche Ritter, der Rinalden von einem ebenfalls allegoriſchen Ungeheuer, der Eiferſucht, befreit, 'der Haß' genannt wird. Sdegno,

auch in der Mehrzahl sdegni, gehört zu der Kunſtſprache der Liebe. 'Das Verſchmähn, die Verſchmähung' war hier nicht anzubringen weil die Perſonifikation ein Subſtantiv männlichen Geſchlechts erfordert. Indeſſen würde unſers Bedünkens 'der Unwille' oder 'der Trotz' beträchtlich näher kommen; wir ſchlagen daher folgende Leſeart vor:

Kund ſei dir, Reinold, Trotz ward ich geheißen,
Und kam, dein ſchmählich Joch nur zu zerreißen.

Wir geben noch einige Beiſpiele von Stellen, wo ein etwas verfehlter Ausdruck oder ein ausgelaßner Zug den Sinn des Originals verdunkelt. Geſ. I. Str. 11. heißt es von Rinald:

Und lief geſchwinder durch des Waldes Weite,
Als nach dem Ziel der Bauer halb enthüllt.
E più leggier correa per la foresta,
Ch' al pallio rosso il villan mezzo ignudo.

'Halb enthüllt' für 'halb nackt' würde eher für eine überraſchte Schöne paſſen, als für einen Bauerkerl, der das Obertheil ſeiner Bekleidung abgelegt, um ſchneller zu laufen. 'Das rothe Tuch' iſt freilich auch das Ziel, aber zugleich der Kampfpreis. Es durfte durchaus nicht wegbleiben, um zu bezeichnen, daß der Dichter von einem volksmäßigen Spiele redet. Der geſchickte Ueberſetzer wird am beſten wißen, wie es hineinzubringen wäre. Es iſt für das poetiſche Ueberſetzen überhaupt eine nützliche Vorſchrift, ſich bei jeder Stelle gleich anfangs klar zu machen, was durchaus nicht aufgeopfert werden darf, hierauf zu beſtehen, und das Uebrige ſich darnach fügen zu laßen, ſo gut es gehen will. Läßt man ſich, um Nichts ganz einzubüßen, von Allem ein Weniges abdingen, ſo dürfte, unter dem Scheine größerer Genauigkeit, leicht der Charakter verloren gehen. Geſ. VII. Str. 12. in der Beſchreibung der Schönheit Alcinens heißt es:

Quindi il naso per mezzo il viso scende,
Che non trova l'invidia ove l'emende.

Gries überſetzt:

Von dieſen ſenkt die Naſe ſich hernieder,
Und nichts an ihr wär' auch dem Neid zuwider.

Dem Neide möchte es gerade am allermeiſten zuwider ſein, eine untadeliche Schönheit zu erblicken. Wir ſchlagen vor:

Die Naſe ſenkt ſich mitten im Geſichte,
An der des Neides Tadel wird zu nichte.

Von eben dieſer Alcine heißt es, da Rüdiger ſie in ihrer wahren häßlichen Geſtalt ſieht, Geſ. VII. Str. 73.:

Sechs Spannen lang iſt ihres Körpers Hülle,

was man nicht anders als von einem zu kurzen Gewande verſtehen kann. Es müßte wenigſtens heißen 'ihre Leibeshülle'. Aber dieſer Ausdruck, die irdiſche oder körperliche Hülle, wird nur im Gegenſatz mit der inwohnenden Seele gebraucht, und iſt dieſer Stelle ganz fremd. Geſ. XXXVI. Str. 91. wird beſchrieben, wie Druſillens Kammerfrau von ihrem treuloſen Beſchützer dem Marganor gefangen zugeſchickt wird.

Er hatte ſie, ſo wie man's mit den Waaren
Zu machen pflegt, nach Koſtnitz ihm geſandt,
In einem Kaſten ließ er ſie verwahren,
Nachdem man ſie mit Stricken feſt umwand.

Hier zerſtört der ausgelaßene Zug 'sopra un somier' das ganze Bild, man hatte die arme Gefangene in einem Kaſten quer 'auf ein Maulthier' gelegt, auf die Weiſe wie man Kiſten und Ballen mit Waaren in bergigen Gegenden fortſchafft. Geſ. XXXVIII. Str. 12.:

Der du von Indien zum tirynth'ſchen Schlunde u. ſ. w.

Wie viele Leſer werden wohl errathen, daß hier von der Meerenge bei Gibraltar die Rede iſt? Zuvörderſt iſt der Sinn dadurch verdunkelt, daß ſtatt des 'indiſchen Meeres', mar Indo, bloß Indien ſteht; ferner glauben wir nicht, daß 'Schlund' je von einem deutſchen Dichter für Meerenge gebraucht worden. Endlich iſt Tirynthius heros zwar bekannt genug, aber da der Ueberſetzer oft die gelehrteren mythologiſchen Ausdrücke, wo ſie eine Zeile des Originals ausmachen, mit den bekanntern vertauſcht, ſo wäre hier wohl der Ort geweſen, zu ſetzen:

Von Indiens Meeren bis zu Herkuls Enge.

Geſ. I. Str. 65.:

So wie der Pflüger nach vergangnem Wetter
Vom Boden ſich erhebt, — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Und nun den Baum ſieht ohne Kron' und Blätter,
Den er vordem von weitem ſchon entdeckt;

Unbedeutend erſcheint die Veränderung, daß hier für il pin im Allgemeinen der Baum geſetzt iſt, und doch geht das ganze Bild dadurch verloren. Denn es iſt eben das Eigenthümliche der italiäniſchen fruchtbaren Fichte, Pinie, daß ſie, ſei es von Natur oder durch künſtliche Behandlung, einen ſehr hohen Stamm treibt, der ſich erſt in einer ſchirmähnlichen Krone ausbreitet. Sie ragt daher oft beträchtlich über hohe Waldungen hervor, und zeichnet ſich, wenn ſie einzeln ſteht, von weitem am Horizont aus.

Manchmal iſt es ganz und gar nicht die Schuld des Ueberſetzers, wenn eine Anſpielung verloren geht. Wie der König der Lombardei die Untreue ſeiner Gemahlin mit einem Zwerge entdeckt, ſagt er zum Giocondo:

Was räthſt du, Freund, was willſt du, daß ich mache?
Che debbo far, che mi consigli, frate?

Jedem italiäniſchen Leſer, der einigermaßen in der einheimiſchen Poeſie bewandert iſt, muß hiebei die faſt gleichlautende erſte Zeile der Canzone Petrarcas nach Lauras Tode beifallen:

Che debb'io far, che mi consigli, amore?

und die Anwendung des Ausdrucks eines ſo geiſtigen und erhabnen Schmerzes auf dieſes lächerliche Unglück, iſt von unvergleichlicher Laune. Die Zeile von Michelangelo, Geſ. XXXIII., Str. 2.:

Michel, più che mortal, Angel divino,

welche, je nachdem man über dichteriſche Wortſpiele urtheilt, bewundert oder getadelt werden mag, ließ ſich freilich nicht genau nachbilden. Doch hätte wohl eine ſinnreichere Wendung genommen werden ſollen, um die Lücke nicht ſpüren zu laßen.

Und Michael, den Stein und Farben loben,
Der mehr als Engel, denn als Menſch erſchien.

Zwar iſt der Raum enge: in der erſten Zeile ſind noch die beiden Doſſo weggeblieben, da ſie doch Arioſt als ferrareſiſche Maler gewiß beſonders bedenken wollte.

In Abſicht auf grammatiſche Richtigkeit des Deutſchen iſt Gries ſehr genau, und es iſt uns nur äußerſt weniges vorgekommen, was Sprachfehler genannt werden könnte. Dahin würden wir es rechnen, wenn Geſ. XXXVII. Str. 25. ſteht ‘jegliche Gefahren’, weil das Beiwort die Mehrzahl nicht leidet; oder Geſ. XXXVII. Str. 23. ‘von dieſen Drei’, ſtatt ‘Dreien’. Nur als weibliches Abſtraktum, z. B. ‘die heilige Drei’, verliert das Wort die Biegung. Häufiger finden wir Ableitungen, Zuſammenſetzungen, Ausdrücke und Wendungen, die ungewohnt und befremdlich ſind, ohne durch eine glückliche Kühnheit es wieder gut zu machen. z. B. Geſ. VII. Str. 29.:

Kein Epheu kann den Baum ſo eng umwinden,
Um den er ſeine Wurzeln eingeneigt.

ſtatt ‘eingeſenkt’. Wie mißfällig würde der Infinitiv ‘einneigen’ ſein! Geſ. XXVIII. Str. 43.: ‘ermildert’ ſagt nichts mehr als ‘gemildert’, und iſt eben ſo unſtatthaft, als ‘erbeßert’ ſein würde. Geſ. XLIII. Str. 93.: ‘entdrangen’ iſt eine Zuſammenſetzung, die der faſt unausſprechbare Zuſammenſtoß der Konſonanten verdammt. Geſ. XXVIII. Str. 26. und Geſ. XXXVI. Str. 66. ſteht ‘die Ruh entwinden’ und ‘das Leben entwinden’, für ‘rauben’ oder ‘entreißen’. Geſ. XLIII. Str. 159.:

Bald will ſie bis hinab zum Hafen ſtreichen,

ſtatt ‘laufen’. Geſ. XLIII., Str. 75:

Um dieſer Liebe Zielpunkt zu erringen.

Der Zielpunkt ſtatt des einfachen ‘Ziel’ iſt ſteif und hart für das Gehör. Geſ. XXVIII. Str. 26.:

Schlaf, Eßluſt ſind entflohn, und kehren nicht.

Das ‘wieder’ kann hier durchaus nicht entbehrt werden. Geſ. XXXVII. Str. 31.:

Was aus dem Schilde ward, ſei ihr entnommen,

ſtatt 'wiße ſie nicht zu ſagen', oder 'habe ſie nicht vernommen', iſt fremd und undeutlich. Geſ. IV. Str. 51.:

> Rinald ſtreicht auf dem Meere ſeit zwei Tagen,
> Getrieben von des Windes Ungewalt.

Im Original ſteht bloß 'vom Winde getrieben'; 'Gewalt' wäre alſo ſchon vollkommen genug. 'Ungewalt' iſt ohne gehörige Analogie gebildet, wiewohl der Vf. dabei vermuthlich 'Unthat' und 'Unzahl' im Sinne gehabt hat. In dieſen Wörtern iſt doch immer eine Art von Verneinung, und nicht bloß der Begriff der Verſtärkung. Geſ. XXXVII. Str. 49. 'der Liebe heißer Wahn', und Geſ. VII. Str. 74. 'auf raſchen Wegen', ſind unpaſſende Beiwörter. 'Gewähren' und 'verleihen' ſind zwei Lieblingsausdrücke des Vfs, die er dem Reime zu Lieb zuweilen in ſeltſamen und unſtatthaften Verbindungen gebraucht; z. B. 'ſich freie Bahn gewähren', 'einem einen Rath gewähren', 'ein Grab gewähren', 'ſich zum Raube gewähren'; 'der Sporn verleiht den Roſſen eine kurze Bahn', 'ſich ein Glück verleihn', 'einen Schimpf verleihn', 'den Tod verleihn' (wo es gar nicht begehrt wird), ja wir finden ſogar jemanden, 'dem Feigheit verliehen iſt'. Zu den befremdlichen Wendungen, die beſonders der Undeutlichkeit wegen zu vermeiden ſind, und eine Empfindung hinterlaßen, als ob der Satz nicht recht geendigt wäre, gehören manche harte Auslaßungen, und nicht bloß von Hülfswörtern. Geſ. IV. Str. 10.:

> Sie ſagte nur, was gut war, daß ſie's ſagte,
> Und ſchwieg von allem, was für ſie Gefahr.

Geſ. IV. Str. 50.:

> Wie er ſo hoch, daß ihn der Erdenleute
> Geſchärfter Blick als Pünktchen kaum erſpäht.

Geſ. VI. Str. 18.:

> Ihn trägt der Hippogryph mit ſolcher Eile,
> Dieß wunderbare Roß, das ihm verliehn.

Geſ. XII. Str. 61.:

> O hindre nicht die edelſten der Seelen,
> Die je geformt in ewigen Ideen.

Geſ. XLIII. Str. 73.:

Er übertraf, ſo bald er ſie erleſen,
Was eiferſüchtig auf der Welt genannt.

In demſelben Geſ. Str. 194.:

Graf Roland und die andern Ritter waren
Nicht minder froh, daß ihm ſolch Heil verſchafft.

Dergleichen Beiſpiele ließen ſich noch viele anführen.

Wir haben es ſchon für eine der Hauptſchwierigkeiten bei Uebertragung des Arioſt anerkannt, daß es durchaus unſtatthaft iſt, wenn er mit dem beſtimmten, ſchlichten proſaiſchen Ausdruck auf dem Boden einhergeht, ihn in die Lüfte zu erheben, oder gar in Wolken und Nebel zu hüllen. Dieß iſt dem Ueberſetzer nicht eben häufig, aber doch hie und da begegnet. Wenn es in der Erzählung vom Giocondo, die einem Gaſtwirth in den Mund gelegt wird, vom König heißt, Str. 4.:

Fu nella giovinezza sua si bello,

und dieß überſetzt wird:

War, als er jung, von ſolchem Reiz umwoben,

ſo iſt dieſer Ausdruck überhaupt unſchicklich für männliche Schönheit, und hier fällt er vollends aus dem Tone. Eben ſo übel angebracht iſt der Schmuck Str. 35.:

Erſt wie er merkt, daß keines Traumes Schleier
Sein Aug' umhüllt, glaubt er, was er geſehn.

Giocondo iſt nicht etwa in einer dichteriſchen Träumerei begriffen, ſondern er belauſcht die Königin mit dem Zwerge, und kann ſich erſt nicht überzeugen, daß es wirklich, und kein Traum ſei. Str. 73.:

Wir prüften Tauſend, all' im beſten Schimmer,
Und fanden keine, die uns ſtrenge war.

Wenn man nicht das Original zu Hülfe nimmt, und ſieht, daß 'all im beſten Schimmer' ſo viel heißen ſoll als tutte belle, ſo wird man es unfehlbar auf 'prüften' beziehn, und es kann viel zu denken geben, wie man eine Schöne im beſten Schimmer prüft.

Dann reiſten ſie und wandten mit den Roſſen
Nicht, wie vorhin, ſich nach dem Abendſchein.
Poi montaro a cavallo, e il lor sentiero,
Ch'era a Ponente, volsero a Levante.

Der Abendſchein wird zwar durch das folgende 'gen Morgen' erklärt, aber der eigentliche Ausdruck iſt hier unentbehrlich. Freilich ſind alle dieſe Beiſpiele aus der ſcherzhaften Erzählung vom Giocondo genommen; in andern Theilen des Gedichts iſt die Gefahr, auf dieſen Abweg zu gerathen, weit geringer.

Es ſteht uns nicht zu, den eilften Geſang in Hrn. Gries Ueberſetzung mit der im Athenäum gelieferten *) zu vergleichen, wiewohl ſolche Vergleichungen ſehr dazu dienen können, das Gefühl ſowohl für das Gelungne als Verfehlte, und die Einſicht zu ſchärfen, warum dieß oder jenes unerreichbar bleibt. Es wird leicht in die Augen fallen, daß jene ältere Ueberſetzung ſich weniger genau an die Worte hält. Hr. Gries hat keine einzige Strophe daraus aufgenommen, faſt durchgehends auch die Reime verändert, nur die Schlußverſe hat er einigemale ganz oder beinahe unverändert beibehalten. Dieß letzte iſt ein Recht, welches dem poetiſchen Ueberſetzer allerdings zuſteht; widrigenfalls, wenn er ſeinen Vorgängern immer aus dem Wege gehen müßte, würden ſie ihm vielmehr hinderlich als nützlich ſein; und doch iſt ſolch eine Nachbildung eine Sache, die oft nur durch allmähliche Annäherung vervollkommt werden kann. Wir begnügen uns, hier einige Bemerkungen, die uns beim Durchgehen dieſes Geſanges aufgefallen ſind, über das noch Mangelhafte in der neueren Ueberſetzung mitzutheilen. — Str. 5.:

Seit dieſer Zeit war ſie dem Glück zum Hohne,

iſt koſtbar und ſteif. — Str. 9. iſt für abbracciar zweimal 'umwinden' geſetzt, wo der eigentliche Ausdruck unentbehrlich war. In derſelben Strophe für speco ohne Grund 'Grotte' ſtatt 'Höhle',

Die weit und tief in einen Berg ſich tauchte,

zu geſchmückt und ungewöhnlich. — Str. 12.:

---

*) [A. W. S.s Werke Bd. IV. S. 95. f.]

Es ſchweige nur wer Phyllis und Neären
Und Amaryllis lobt und Galateen;
Denn keine war — ihr mögt's mit Güte hören,
Alexis und Montan — wie ſie ſo ſchön.

Durch die Auslaßung des Beiwortes fugace bei Galatea, und die veränderten Namen der Hirten, da im Original Tityrus und Meliböus ſtehen, iſt eine Anſpielung auf Virgils Eklogen gänzlich verdunkelt. Str. 14. 'die Kraft, die er ihm kannte', iſt eine harte Fügung. — Str. 15.:

Bald hört er aus des Waldes dichtſten Hallen,

ein geſchmückter Ausdruck ſtatt des einfachen 'wo der Wald am dichtſten iſt'; auch paßt das Beiwort wohl zu 'Wald', aber nicht zu 'Hallen'. — Str. 17.:

Schon liegt das Roß getödtet auf den Wegen,

für in sù la strada; die Mehrzahl giebt hier gar keinen Begriff. Str. 19. 'die Dam' in ſeinen Arm zu faßen'; la donna tramortita. Die 'Dame' ſtatt 'Weib' iſt eine am unrechten Orte angebrachte Zierlichkeit, und 'ohnmächtig' durfte nicht wegbleiben. — Str. 20.:

Wie nöthig ſeine Hülfe ſei, zu ſchauen
Wird Rüdigern leicht;

'Sehen' konnte hier durchaus nicht mit 'ſchauen' vertauſcht werden, man müßte denn einen etwas gemeinen Provinzialiſm, 'Schauen Sie' ſtatt 'Sehen Sie', u. ſ. w. dafür anführen wollen. — S. 23. 'Das hölliſche Geräth ward zuerſt den Deutſchen zugelenkt', prima portata fu tra gli Alamanni, iſt fremd und undeutlich. Str. 25. 'ſich freie Bahn gewährt', ſtatt 'ſchafft'. — Str. 29.:

Oft mußte man, ſo blies der Wind entgegen,
Sich wenden bald, bald auf die Seite legen.
O di tornare, o d'ir girando à l'orza.

Der letzte Vers iſt unrichtig überſetzt: 'ſie mußten entweder umkehren, oder lavieren'. — Str. 33.:

Da ihn der Kahn ſo weit ans Land getragen,
Als eine ſtarke Hand den Stein verſchickt.

Es ſollte heißen ſo nah ans Land, apresso. Der 'Pfahl', an welchem Angelika gebunden ſteht, iſt unedel: tronco konnte beßer durch 'Stamm' gegeben werden. — Str. 35.:

Wie aus des Thales dunkler, feuchter Sphäre, u. ſ. w.

Die 'Sphäre' des Thals iſt durchaus nicht arioſtiſch. In derſelben Strophe:

So kommt der Fiſch und nimmt ſo viel vom Meere,

iſt das Wörtchen 'ein' im Deutſchen nicht zu entbehren. Str. 44. 'Neptun, bei dem Rumor', u. ſ. w. Wir würden in den vertraulichen Stellen des Arioſt den Gebrauch ausländiſcher Wörter, die man ſich im Geſpräch erlaubt, nicht verwerfen, aber in dieſer wirklich erhabnen Schilderung fällt 'der Rumor' ganz aus dem Tone. — Str. 45.:

Auch Ino, weinend mit dem Liebespfande.

Das 'Liebespfand' für den 'Sohn' iſt ein koſtbarer Ausdruck, und hier vollends am unrechten Orte. Ino hatte ja vor den Verfolgungen des raſenden Athamas ſich und den Melicertes ins Meer gerettet, wo beide zu Gottheiten wurden. Die Weglaßung der Worte 'am Halſe' zerſtört ein ſchönes Bild. — S. 47.:

Drum müße man — ſo ſei dieß anzufangen —
Den kühnen Frevler werfen in die Flut.

Das Einſchiebſel zwiſchen den Gedankenſtrichen hat einen ſcherzhaften Ton, wozu das Original gar keinen Anlaß giebt. — Str. 49.:

Dieß ſchlechte Volk, wovon der ganze Haufen
Vor ſeinem Hauch muß aus einander laufen.

'Aus einander laufen' iſt ein ſchwacher Ausdruck für fracassar. — Str. 53. 'die Mauermaſſen' für das einfache le mura, ungehöriger und alſo nachtheiliger Schmuck. — Str. 55. 'doch weil kein Kleid ſie ziert, neigt ſie das Haupt'; dieſe Umſchreibung für 'weil ſie nackt iſt', kann auf keine Weiſe zugelaßen werden. — Str. 59.:

Er wünſcht, ſein Schiff mög' in den Hafen 'rücken',

fremd und ſteif. — Str. 62. giebt 'Edelknabe' für Infante d'onore einen unrichtigen Begriff. Unter jenem Ausdruck verſtehen wir

durchaus nur dienende Pagen; dieſer bedeutet einen fremden Prinzen, der ehrenthalben mit den Prinzen des Hofes erzogen wird. — Str. 64. iſt ein ſchöner Zug weggeblieben: occhi sereni, die ‘heitern’ Augen, aus welchen Thränen quellen. — Str. 66. ‘Panzerfell’ iſt eine widerſprechende Zuſammenſetzung, die keinen rechten Sinn giebt: ein Panzer iſt ſteif, ein Fell biegſam: es ſollte wenigſtens ‘Panzerhemd’ heißen, um die erſte Hälfte des Verſes:

Ne maglia doppia, ne ferrigna scorza,

einigermaßen auszudrücken. Ueberhaupt iſt die ſo oft vorkommende doppelte Bewaffnung, piastra e maglia, faſt nirgends in der Ueberſetzung genau bezeichnet. Das erſte Wort bedeutet den nach der Form der Glieder geſchmiedeten Harniſch aus ganzen Stücken, das zweite ein biegſames Gewebe aus kleinen in einander geſchlungenen Drahtringen, welches loſe wie ein Hemde darüber gehängt ward. Unſers Bedünkens wäre ‘Blech und Ringe’ der ſchicklichſte und, der Kürze wegen, bequemſte Ausdruck. — S. 68. ‘die Milch, die man ſo eben ins Gefäß gethan’, iſt in dieſer Verbindung nicht edel genug. – Str. 70. ‘Götterpaar’ für die zwei andern Göttinnen. — Str. 71. ‘die Wälle Krotons’ kamen wohl bei der Wahl der Schönen, die Zeuxis zu Muſtern nahm, nicht in Betracht; ſie mochten immerhin in der Vorſtadt wohnen. Ueberdieß hatten die Städte der Alten ja eigentlich keine Wälle, ſondern Mauern. — Str. 73.:

Und dieſes alles wollt’ er thun gleich jetzt.

Ein harter Schluß des Verſes mit einem von Konſonanten überladenen Spondeen. — Str. 74. ‘zu umziehn die ſchönen Glieder’; geziert. — Str. 78.:

Vom König ließ er ſich das Wort ertheilen,
Er woll’ Olympien ſeinen Schwur vollziehn.

Das bloße ‘Wort’ iſt eine ſchwächere Betheurung, als der ‘Schwur’. Im Original empfiehlt er ihm bloß, ſein Verſprechen zu halten. — Str. 80.:

Er ſpringt aufs Roß mit voller Wehr umzogen.

Ungern vermißt man hier den Namen des Roſſes, Brigliador; armato konnte dagegen kürzer abgefunden werden, auch hat ſich das

befremdliche 'umzogen' für 'bekleidet' wieder eingeſchlichen. — Str. 82.:

Den Winter lebt er ſo verborgner Weiſe,
Daß man nichts Wahres hört von ſeinem Schritt.

Wenigſtens mußte die Mehrzahl ſtehen, wenn es einigermaßen paſſen ſollte; im Texte ſteht bloß 'von ihm'. — S. 83. 'ein tiefes Weh'; un alto duol heißt offenbar 'ein lautes Weh'.

So viel von dieſem Geſange. Um zu zeigen, was der Ueberſetzer zu leiſten vermag, wenn er alle ſeine Mittel benutzt, theilen wir eine muſterhaft überſetzte Strophe mit, wo von Rüdigers Zauberſchilde die Rede iſt. Geſ. II. Str. 56.:

Der wundervolle Schild ſtralt gleich Karfunkeln,
Nie gabs ein Licht, das ſeinem Lichte glich.
Hinfallen mußten ſie bei ſeinem Funkeln,
Blind ward ihr Aug' und ihr Bewußtſein wich.
Auch mir, von fern, begann der Blick zu dunkeln,
Und erſt nach langer Zeit erholt' ich mich.
Nichts ſah ich mehr von Rittern, noch vom Zwerge,
Leer war das Feld und finſter Thal und Berge.

Hier iſt nichts an dem kräftigen Nachdruck und der Gediegenheit des Originals eingebüßt, ſogar an die Stelle des ſeltnen Reimes piropo iſt ein im Deutſchen eben ſo ſeltner als prächtiger Reim getreten. Ein großer Theil von der Verskunſt des Arioſt liegt in der Wahl der Reime. Er hat darin die ganze Mannichfaltigkeit, welche ſeine Sprache darbietet, mit Ausnahme der bloß der burlesken Gattung eignen Wörter und Laute, erſchöpft. Oft geben die durch ſtarke Konſonanten auffallenden Reimwörter einer Schilderung gleichſam den letzten Drucker. Im Ganzen genommen wünſchten wir in der Ueberſetzung mehr hervorſtechende und durch Neuheit glänzende Reime. Im Einzelnen läßt es ſich nicht zur Vorſchrift machen, hierin immer mit dem Original gleichen Schrltt zu halten, denn die Möglichkeit hievon möchte oft ſchwer durch die That zu bewähren ſein. Beſonders in den erſten ſechs Zeilen der Strophe, wo immer drei gleiche Endungen gefordert werden, muß man mit dem vorlieb nehmen, was zu haben iſt; eher geht es in den Schlußzeilen an, wo es der Ueberſetzer auch häufig geleiſtet. Z. B. Geſ. III. Str. 44.:

Es ſoll vielmehr ſo lange blühn und wachſen,
Als ſich der Himmel dreht um ſeine Achſen.

Vortrefflich! Einigemale hat der italiäniſche Reim mit Glück beibehalten werden können. Geſ. XV. Str. 11.:

Bis ſie zum Meer der Araber Aſtolfen,
Bis ſie zum Golf der Perſer ihm geholfen.

Nur das doppelte 'bis' ſtatt 'oder' hat eine dem Zuſammenhange nicht angemeßene Emphaſe. Wenn es hingegen Geſ. I. Str. 21. heißt:

Rinald ſteigt auf, von jenem eingeladen,
Und beide folgen nun des Fräuleins Pfaden,

ſo iſt die ſinnliche Kraft durch veränderten Ausdruck und Reime gänzlich verloren gegangen.

Con prieghi invita, e al fin lo toglie in groppa,
E per l'orme d'Angelica galoppa.

Wir würden lieber zur Aufnahme fremder, jedoch nicht unedler, und im Deutſchen gewiſſermaßen fehlender Wörter greifen:

Er ladet hinter ſich ihn auf die Kroppe,
Und jagt ihr nach im ſauſenden Galoppe.

In Abſicht auf die vermiedene Wiederkehr derſelben Reime beobachtet Arioſt kein ſo ſtrenges Geſetz, als in den terze rime gilt; doch ſtehen ſie ſich ſelten ſo nahe, daß es mißfällig bemerkt werden könnte, wie z. B. wenn Gries Geſ. XV. in der erſten und vierten Strophe die nämlichen Schlußreime 'geblieben' und 'getrieben' ſetzt. Str. 4. ſtatt:

Und Rodomont, der ſie hinein getrieben,
War von ſo großer Marter frei geblieben.

ſchlagen wir vor:

Da Rodomont, der ihre Noth verſchuldet,
Allein von ſo viel Qualen nichts erduldet.

Als eine vorzüglich gelungene Stelle zeichnen wir den ganzen Schluß des vierzehnten Geſanges aus, der den Sturm Rodomonts und ſeiner Scharen auf Paris ſchildert. Die vorletzte Strophe iſt be-

ſonders ſchön, die letzte ſteht zu ſehr an nachahmender Harmonie gegen den Text zurück.

Unter den berühmten Strophen iſt die: La verginella è simile alla rosa, mit lieblichem Wohllaut und vieler Sorgfalt übertragen; doch hätten wir noch Manches daran zu erinnern.

Die Jungfrau gleicht der jugendlichen Roſe;
So lange ſie in mütterlicher Hut,
Geſchützt vom Dorn, umhegt vom zarten Mooſe,
Von Hirt und Herden ungetaſtet ruht:
Dann huldigt ihr des ſanften Weſts Gekoſe,
Der Morgenröthe Thau, und Erd' und Flut;
Anmuth'ge Knaben, liebevolle Dirnen
Begehren ſie zum Schmuck der Bruſt und Stirnen.

Bekanntlich iſt dieſe Strophe aus dem catulliſchen: Ut flos in septis secretus nascitur hortis, entlehnt. Die Worte in bel giardin durften alſo durchaus nicht fehlen. Einzig dadurch wird es ja erklärt, daß Hirt und Herden ſich der Roſe nicht nahen. Ferner: wie kommt das Moos zu der Roſe, wenn darunter nicht etwa die grünen Blättchen, welche die Knoſpe einſchließen, verſtanden werden ſollen, was denn ein ſehr uneigentlicher Ausdruck wäre? Endlich hat der Dichter in der fünften und ſechſten Zeile die vier Elemente andeuten wollen, die ſich ſämmtlich zu Gunſten der Roſe vereinigen. 'Die thauige Morgenröthe' ſteht für das Licht, es iſt alſo nicht gleichgültig, wenn ſtatt deſſen 'der Morgenröthe Thau' geſetzt wird, weil auf dieſe Weiſe das Waßer doppelt vorzukommen ſcheint.

Von einer andern berühmten Strophe, Geſ. I. Str. 22., findet ſich zufällig eine Ueberſetzung von Schiller vor, die zur Vergleichung dienen kann; in dem Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung:

O Edelmuth der alten Ritterſitten!
Die Nebenbuhler waren, die entzweit
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
Frei von Verdacht und in Gemeinſchaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
Bis wo der Weg ſich in zwei Straßen theilte.

Gries überſetzt:

O jener alten Ritter große Güte!
Sie waren Nebenbuhler, Glaubensfeind',

Und von den rauhen, bittern Streichen glühte
Ihr ganzer Leib, durch manchen Hieb gebräunt;
Und doch, ohn' allen Argwohn im Gemüthe,
Im dunkeln Walde ritten ſie vereint,
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
Bis wo der Eine Weg in zwei ſich theilte.

Schillers Nachbildung iſt den Worten nach weniger genau, hat aber mehr Freiheit und Schwung, und giebt daher den Haupteindruck richtiger wieder. 'Glaubensfeind, bittre Streiche, durch manchen Hieb gebräunt', ſind Anſtöße des Ausdrucks, welche unvermeidlich zerſtreuen, und von dem Weſentlichen ablenken.

Manche Strophen zeigen ſich gegen das Beſtreben treuer und zugleich gefälliger Nachbildung faſt unüberwindlich ſpröde. Zu dieſen gehört gleich die erſte, die wegen der Ankündigung des Ganzen ſo wichtig iſt.

Die Frauen, Ritter, Waffen, art'gen Sitten,
Liebſchaften ſing ich, den verwegnen Muth
Aus jener Zeit, da Frankreich viel gelitten,
Als Mohrenvölker über Lybiens Flut,
Geführt von König Agramant, geſchritten,
Der voll von Zorn und jugendlicher Wuth,
Den Tod Trojans ſich kecklich wollt' erfrechen
An König Karl, dem Kaiſer Roms, zu rächen.

Die zwei erſten Zeilen des Originals:

Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l'audaci imprese io canto,

enthalten drei einander entſprechende und deutlich aus einander gehaltne Gegenſätze, wobei zu bemerken iſt, daß der Dichter gefliſſentlich jedesmal die Ordnung der Glieder umkehrt. In der Ueberſetzung ſind ſie durch einander geworfen, und ſomit iſt jene reizende Ordnung in der Verwirrung, welche aufs bedeutſamſte den Geiſt des ganzen Gedichtes ausſpricht, zerſtört. Auch die Wiederholung des Artikels konnte nicht entbehrt werden. 'Libyens Flut', ein geſchmückter und mythologiſcher Ausdruck in dieſer ſchlichten hiſtoriſchen Ankündigung, iſt ebenfalls nicht zu billigen. Ferner ſetzt man über das Meer, aber 'man ſchreitet' nicht 'hinüber'. Wir ſetzen eine Ueberſetzung her, die wir verſucht: *)

---

*) [S. Werke Bd. IV. S. 89.]

Die Frau'n, die Ritter ſing' ich, Lieb' und Kriege,
Die kühnen Abenteur, die feinen Sitten,
So man geſehn zur Zeit der Mohrenzüge
Aus Afrika, da Frankreich viel gelitten,
Da ſie, mit jugendlicher Wuth zum Siege
Geführt vom König Agramant, geſtritten,
Der ſich vermaß, mit trotzigem Verſprechen,
Den Tod Trojans am Kaiſer Karl zu rächen.

Wir wollen die Art, wie die beiden erſten Zeilen verdeutſcht ſind, keinesweges für befriedigend ausgeben; doch glauben wir, daß ſie näher kommt als jene. Uebrigens machen ſchon die durchgängig weiblichen Reime dieſe Strophe für Hrn. Gries unbrauchbar.

Eine eigne Schwierigkeit bieten die Namen der Perſonen dem Ueberſetzer dar: bei gleicher Silbenzahl nehmen die italiäniſchen weniger Raum ein, weil meiſtens der ſchließende Vokal in den Anfang des folgenden Wortes verſtößt wird. Bricht man ihnen hingegen dieſen Vokal ab, ſo werden ſie leicht hart. Von den langen ſaraceniſchen Namen 'Sacripant, Rodomont, Mandricard', gilt dieß am wenigſten. 'Coreb', von Corebo abgekürzt, hingegen iſt hart, und man wird darin nicht leicht den virgiliſchen Namen Coroebus erkennen, woher er entlehnt iſt. Wenn aus Oberto Obert wird, Geſ. XI. Str. 74., ſollte der Accent auf die erſte Silbe zurückgezogen ſein, wie in gleichem Falle bei Robert. Dieß iſt überhaupt deutſche Weiſe, ſo ſagen wir Peru ſtatt Perú, und Hr. Gries ſcandiert ſelbſt Cortes, wiewohl die Spanier ihren Cortés darin ſchwerlich wieder erkennen würden. 'Guid' iſt ganz unſtatthaft; ſollte der Name durchaus einſilbig werden, ſo wäre die franzöſiſche Form Gui beßer geweſen. Einige Namen ſind aus der italiäniſchen Umgeſtaltung wieder verdeutſcht worden, z. B. die der Haupthelden Roland und Rüdiger. Warum hat dieß der Ueberſetzer nicht durchgeführt? Für Rinaldo ſetzt er überall Rinald. Auf dieſe Art iſt der Name weder italiäniſch, noch franzöſiſch, noch deutſch. Warum nicht Reinold, oder Reinhold, wie es in den deutſchen Ritterbüchern, welche von Karl dem Großen handeln, längſt hergebracht iſt. Uggiero iſt bald durch Uggier, bald durch Ucker gegeben worden. Beides iſt falſch: in den oben angeführten Büchern heißt es immer

Ogier von Dänemark. Für Malegigi ſetzt Hr. Gries Málegyg. Dieß klingt hart und hat durchaus nichts für ſich. Malegys iſt uns aus den Heymonskindern wohl bekannt. Auch giebt es in Frankreich keine 'Marcheſen', Geſ. XIV. Str. 102. 'Marquis' wäre zu modern, es ſollte 'Markgrafen' heißen.

Hr. Gries hat uns den Text des Dichters ohne alle Einleitung und Anmerkungen geliefert. Auch in Italien iſt Arioſt am häufigſten ſo abgedruckt, und weniger mit Kommentaren verſehen worden als andre Dichter, beſonders Dante und Petrarca. Indeſſen kann man doch nicht ſagen, daß er gar keiner Erläuterungen bedürfte. Zuvörderſt bezieht er ſich häufig auf ein Gedicht, welches faſt niemand lieſt, den verliebten Roland. Es wäre allerdings wünſchenswerth, in einem Namenverzeichniß der Perſonen, ihre vorhergegangenen und von dem Dichter vorausgeſetzten Abenteuer in der Kürze überſehen zu können. Ferner, die Anſpielungen auf die damalige Zeitgeſchichte, beſonders aber die eingeſtreuten Stücke über die Geſchichte des Hauſes Eſte bedürfen allerdings hiſtoriſcher Erklärungen für jeden Leſer, dem alles dieß nicht ſehr im Einzelnen geläufig iſt. Endlich die Geographie des Arioſt, ſowohl die fabelhafte als die geſchichtliche, oft noch von ihm mit dem Namen des Alterthums bezeichnete. Geſ. X. Str. 72. ſteht für Mangiana Mangy. Ohne Zweifel meinte Arioſt die Mantſchu-Tartarei, und hatte den Namen ſo aus irgend einem Reiſebeſchreiber entlehnt. Wie viele Leſer werden wohl wißen, welches die von den Roſen benannte Stadt, Geſ. III. Str. 42. ſein ſoll? Es iſt Rovigo, deſſen aus dem alten Rhodigium zuſammengezogner Name ſo abgeleitet wird. Geſ. XIV. Str. 3. ſtehen die Morini neben den Picarden. Man ſucht ſie natürlich im heutigen Frankreich, bis man auf der Charte des alten Galliens ein Völkchen dieſes Namens in der Gegend des heutigen Calais entdeckt. Dieß iſt freilich eine übel angebrachte Gelehrſamkeit von Seiten des Dichters. In der Ueberſetzung ſollte es aber wenigſtens 'Moriner' und nicht 'Morinen' heißen. Man ſagt 'Sequaner, Aeduer' u. ſ. w. Bei einer neuen Ausgabe (die ja jetzt ſchon der Ueberſetzung des Taſſo von demſelben Verfaßer zu Theil wird) würden wir alſo für die Beifügung kurzer Erklärungen über ſolche Punkte, am bequemſten wohl in der Form eines Gloſſars, ſtimmen.

Es wird nicht am unrechten Orte ſein, hier einige Betrachtungen darüber beizufügen, was Arioſt denn nun für unſere Zeit und unſere Nation ſein und leiſten, welche Stelle er an unſerm poetiſchen Horizont einnehmen kann, beſonders ſeitdem dieſer in dem letzten Zeitraum mit ſo manchen gleichſam neu entdeckten Sternbildern alter einheimiſcher oder ausländiſcher Dichterwerke bereichert worden. Nachdem Arioſt uns lange ziemlich unbekannt geblieben war, hat er in Deutſchland verſchiedne ausſchweifende Bewunderer gefunden, an deren Spitze die beiden Ueberſetzer Heinſe und Mauvillon ſtehen. Heinſe ſetzt ihn (im Ardinghello) weit über alle andere italiäniſchen Dichter; Mauvillon (in Briefen, die kurz nach Gellerts Tode erſchienen, und vornehmlich gegen dieſen gerichtet, überhaupt aber eine Satire gegen die deutſche Litteratur waren) ohne Umſtände ſo ziemlich über die Dichter aller Zeiten und aller Völker. Dieſe nun verſchollene Flugſchrift wird wohl wenigen Leſern zu Geſichte gekommen ſein; Heinſes Urtheil könnte hie und da noch eher einigen Einfluß haben. So ausſchließend und mit einer Art von Leidenſchaft ſich Heinſe auf alles Italiäniſche gelegt, war er doch kein Kenner der Poeſie, eben ſo wenig als der Malerei: alles was er über beides vorbringt, iſt nur ein ungeſtümes Stammeln nach verworrenen und einſeitig ergriffenen Eindrücken. Etwas übereilt war es, wenn Schiller, auf die oben angezogne Lobpreiſung der alten Ritterzeit hin, den Arioſt unter die ſentimentaliſchen Dichter zählte. Iſt die Eintheilung in Naiv und Sentimental überhaupt ſo allgemein gültig, und darf man ſich erlauben, die Menſchen nach den in jener Abhandlung Schillers aufgeſtellten Rubriken zu klaſſificieren, ſo würden wir den Arioſt vielmehr einen derben Realiſten nennen. Es wird hinreichen, uns auf ſeine

Anſicht der Liebe zu berufen. Verſündigt er ſich ſchon nicht, wie einige neuere Dichter, durch den Unglauben an begeiſterte Leidenſchaft, und beſonders an die Reinheit weiblicher Gefühle (davor bewahrte ihn ſein unbefangner Ueberblick der menſchlichen Dinge), wie liegt dennoch in allen ſeinen Schilderungen die Sinnlichkeit oben auf! Es iſt ordentlich bedeutend für ſeine allgemeine Manier hierin, daß er den Oberto die Olimpia gleich zur erſten Bekanntſchaft nackt erblicken, und dadurch in ſie verliebt werden läßt. Das heißt die Sache in der That gründlich anfangen. Um den Abſtand Arioſts von einem ſentimentalen, oder beßer, auf das Idealiſche gerichteten Dichter zu fühlen, vergleiche man eine Schilderung, worin bloß ſinnliche Wolluſt obwalten zu müßen ſcheint, die Verführungen der Alcina mit denen der Armida beim Taſſo. Mit der Alcina nimmt es ein etwas rohes und ſogar widerwärtiges Ende, wie mit aller Liederlichkeit; Armida liebt wirklich und erregt auch zärtliche Gefühle: Taſſos Gemüth konnte es nicht über ſich gewinnen, der reizenden Sünderin unzart zu begegnen. Oder weil ſich doch Schiller auf Arioſts Klage über den Verfall des Ritterthums berief, ſo leſe man die ausführlichere Stelle hierüber im eilften Geſange (die übrigens ſchön und der Geſinnung wegen preiswürdig iſt), und dann die in Burkes Briefe über die franzöſiſche Revolution; und man wird finden, daß hier von den beiden nicht der phantaſtiſche Romanziſt, ſondern der politiſche Redner der wahrhaft von Ideen begeiſterte Dichter iſt. Ein ſolcher würde ſchon nicht den Verfall des Ritterthums in einer bloß körperlichen Urſache, wie die Erfindung des Schießpulvers iſt, ſuchen. Bei ſchon ſehr veränderter Kriegskunſt hat das Ritterthum noch in ſeiner ausgebildetſten Geſtalt geblüht. Die Veränderung gieng aus

dem Innern hervor, und ergriff zugleich alle religiöſen, politiſchen und geſelligen Verhältniſſe. Jener Umſtand hätte gar nicht ſo entſchieden gewirkt, wenn ihn der Zeitgeiſt nicht begünſtigt hätte.

Unter die irrigen und irre führenden Vorſtellungen über den Arioſt gehört auch die beliebte Vergleichung mit dem Homer. Wo wir nicht irren, hat ſchon Meinhard ſie unter uns aufgebracht, indem er beide zu wilden Naturgenies ſtempelt: eine vermeinte Ehre, die ſowohl der eine als der andre, ſeiner Bildung im Verhältniß zu ſeinem Zeitalter ſich bewußt, mit Unwillen möchte zurückgewieſen haben. Das Zeitalter Arioſts brachte aber den Macchiavell hervor, und neben dieſem einen Homer zu ſuchen, wäre eben ſo widerſinnig, als etwa den Ariſtipp in das Zeitalter Homers hinaufzurücken. Leſſing hat im Laokoon die Grundverſchiedenheit der Darſtellungsweiſe dieſer Dichter an einem ſehr auffallenden Beiſpiele gezeigt, und dennoch will man die Parallele zwiſchen ihnen nicht fahren laßen. Ein ſcharfſinniger Kunſtrichter (W. von Humboldt in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen) behauptet, ‘es ſei kaum möglich, eine größere Aehnlichkeit zwiſchen zwei durch ſo viele Jahrhunderte getrennten Dichtern anzutreffen’. Wie verſchieden doch die Anſichten und Urtheile ſind! Wir wüßten nun ſchlechthin keine andre Aehnlichkeit zwiſchen Homer und Arioſt auszumitteln, als daß beide mancherlei Kampf- und Wundergeſchichten erzählen. Sonſt aber finden wir in der Zuſammenſetzung und Bedeutung des Ganzen, im Stoff und dem Verhältniß des Dichters dazu, in der Behandlung bis in die feinſten Einzelnheiten, die gröſte Unähnlichkeit. Um nur eins anzuführen: was iſt dem Geiſte Homers fremder, als der Scherz, womit Arioſt ſeine gefliſſenen Uebertreibun-

gen ſogleich wieder vernichtet? Homers Dichtung iſt beſcheiden entfaltende Beſeelung einer heilig geachteten Sage; die des Arioſt ſteigert durch ſelbſtbewußte Willkür, was ſie als ſchon willkürlich erſonnen betrachtet.

Treffend hat Goethe, in einer wunderſchönen Stelle ſeines Torquato Taſſo, den Arioſt charakteriſiert. Nur dünkt uns das Bildniß doch ein wenig geſchmeichelt. Daß gerade Antonio, der Welt- und Geſchäftsmann, der am Hofe zu Ferrara dieſelbe Stelle einnimmt, die ein Menſchenalter zuvor jener märchenreiche Sänger bekleidete, dieſe Vorliebe für den Arioſt äußert, iſt ganz recht: nur preiſt er ihn für ſeine Sinnesart etwas zu ſchwärmeriſch entzückt, und führt ihn, beſonders von Seiten der Phantaſie, in eine zu ätheriſche Region hinauf. Wir geſtehen es, und ſollte man uns der Paradoxie zeihen, wir finden die Einbildungskraft eben nicht die hervorſtechendſte Eigenſchaft des Arioſt. Gewöhnlich glaubt man, dieſe Fähigkeit werde durch Erdichtung des Außerordentlichen, Wunderbaren, vom gewöhnlichen Naturlauf Abweichenden hinlänglich bewährt. Allein zu geſchweigen, daß ſo viele Erfindungen dem Arioſt gar nicht urſprünglich gehören, daß er die ganze Wunderfülle der Ritterbücher und der Mythologie vor ſich hatte und beliebig daraus ſchöpfte, ſo läßt ſich dergleichen gar wohl mit dem Verſtande aus dem Vorrath der Beobachtung zuſammenſetzen. Man nehme z. B. den ſo bewunderten und weltberühmten Hippogryphen. Der Pegaſus iſt bekannt; von Greifen, welche große Laſten durch die Luft tragen, ſind die Rittergeſchichten voll; die Greifen der Alten, wenigſtens wie die Kunſt ſie abbildet, waren ſchon Mittelgeſchöpfe aus einem Vogel und einem vierfüßigen Thier, aus Adler und Löwe. Der Dichter brauchte alſo nur noch eine Kombination zu

wagen, und ſein reizendes Ungeheuer war fertig. Allenfalls hätte er auch, wie die Geſchichte vom Bellerophon zeigt, ſeinen Rüdiger und Aſtolf auf dem Pegaſus ſelbſt beritten machen können, wenn er ihn dem Apoll und den Muſen auf eine ſchickliche Art für ſo lange abzuborgen wußte. In allem dieſem iſt nichts, was nicht für den Begriff völlig auflösbar wäre. Phantaſie in höherem Sinne würden wir die innere Anſchauungskraft deſſen nennen, was nicht dem Grade oder der Zuſammenſetzung, ſondern der Art nach, alle äußre Wirklichkeit überſteigt; ein lichtvolles Träumen in der ſtillen Nacht des innern Sinnes, bei dem Künſtler mit der Gabe verbunden, die geheimnißvollen, nie von der Seele, ihrer Geburtſtätte, ganz abzulöſenden Bilder durch eine eben ſo zauberiſche Darſtellung mitzutheilen. Dieſe Seherphantaſie beſaß z. B. Dante im höchſten Grade: er ſteigt wirklich in die Hölle hinunter und in den Himmel hinauf, während Arioſt immer auf ebenem Erdboden ſteht, wenn er ſich auch bis in den Mond aufzuſchwingen ſcheint. Dante ſagt einmal: S'io valessi à dire quanto ad immaginar, und man fühlt die Wahrheit hiervon. Arioſt konnte ſeine Einbildungen genugſam mit Worten ausſtatten, ja ſogar überbieten.

Was ihn beſonders auszeichnet, iſt die beſonnene Klarheit ſeines Geiſtes; dieſe macht ihn zu einem ſo vortrefflichen Erzähler. Man möchte ihn den geſcheiten Mann unter den Dichtern nennen. Dabei die friſcheſte Geſundheit des äußerlichen Daſeins. Was er auch in der bunten Reihe ſeiner Schilderungen für Geſtalten vorüber führen mag, Alles hat eine lebendige Gegenwart und große ſinnliche Kraft. Es iſt bei ihm immer heller Mittag; den harmoniſch verſchmelzenden Duft der Morgen- und Abend-Röthe

hingegen vermißt man auf ſeinen Gemälden. Wo er pathetiſch ſein will, und die Theilnahme des Gefühls in Anſpruch nimmt, da fehlt es an Gemüth, an Innerlichkeit; und dieß begegnet ihm nur allzuhäufig: der Ernſt nimmt in ſeinem halb ſcherzhaften Gedicht noch einen zu großen Raum ein. Auf die Ausführung in Sprache und Versbau hat er, bei aller Leichtigkeit, die er beſaß, großen Fleiß gewandt, wie man ſich durch die Anſicht ſeiner noch in Ferrara aufbewahrten erſten Handſchriften überzeugen kann. Die von einigen italiäniſchen Kunſtrichtern gerügten Nachläßigkeiten und Ungleichheiten hierin ſind abſichtlich. In Betreff der Anlage des Ganzen aber ſcheint er ziemlich ſorglos zu Werke gegangen zu ſein, und Vieles nicht einer geiſtreichen Willkür (dieß erlaubte die Gattung), ſondern dem baren Zufalle überlaßen zu haben. Aus vielen Spuren wird es wahrſcheinlich, daß er beim Anfange ſeiner Arbeit den Entwurf nicht vollſtändig vor ſich gehabt, ſondern nur einige Hauptpunkte feſtgeſetzt, das Uebrige aber vom guten Glück und den Eingebungen des Tages erwartet habe. Manchmal ſieht es aus, als ob er zu Anfange eines Geſanges noch nicht gewußt hätte, womit er ihn ausfüllen wollte. Aus der Art, wie er an dem Werk arbeitete, läßt ſich dieß leicht begreifen, ſo wie auf der andern Seite die als gültig angenommene Gattung und Manier eine ſo loſe Zuſammenſetzung begünſtigte. Arioſt dichtete zur Erholung von ernſteren Geſchäften und zur Ergötzung ſeines Hofes. Er las ſeinen Gönnern, dem Kardinal Ippolito und dem Herzog Alfonſo, ſammt den übrigen Herren und Damen, jeden Geſang, ſo wie er fertig war, einzeln vor, weswegen er auch oft im Eingange eine ſummariſche Wiederholung des vorhergehenden voranſchickt, falls die Zuhörer es etwa vergeßen haben ſollten.

Im Umfange des Geſanges ſorgt er immer für den nöthigen Wechſel, und als ein Weltmann, der wohl wußte, wie ſchwer es hält, einen gemiſchten Kreiß durch ein bloß poetiſches Intereſſe feſtzuhalten, pflegt er etwas mehr oder weniger der Rittergeſchichte Fremdes einzuſtreuen, was eine perſönliche Anziehungskraft auf die Zuhörer äußern konnte: Schmeicheleien gegen ſeine Fürſten und Verherrlichungen des Hauſes Eſte, die wohl niemand kalt anzuhören ſcheinen durfte, wenn ſie uns ſchon zuweilen froſtig dünken; Lobpreiſungen anderer bekannten Männer und Frauen; Beziehungen auf die Zeitgeſchichte; Sprüche aus der angewandten Sittenlehre der Welt und des Hofes; ſatiriſche Züge, beſonders gegen die Geiſtlichkeit; Streitfragen der Liebe; eigne Liebesgeſtändniſſe, oder irgend eine lüſterne Schalkheit, welche den Herren zu verwegenen Blicken, den Damen zu reizendem Erröthen Anlaß geben konnte, in welcher Hinſicht die Zuhörerinnen des Arioſt, man muß es geſtehn, nicht eben unduldſam waren. Wenige Geſänge wird man finden, welche nicht ein ſolches Gepräge von Geſellſchaftspoeſie, zunächſt für die augenblickliche Unterhaltung beſtimmt, an ſich trügen. Hat er doch ſogar einmal die Widerlegung eines Einwurfes, den ihm ein Zuhörer bei der erſten Mittheilung gemacht, eingeſchaltet. (Geſ. XLII. Str. 20. f.) In der Ausfüllung jedes Geſanges iſt, wie geſagt, für ein reiches Maß von Wechſel und ſinnlichem Reiz durch Kämpfe, Liebesgeſchichten und ſeltſame Wunderdinge geſorgt, in dem Verhältniſſe verſchiedener Geſänge zu einander aber möchten künſtleriſche Abſichten von Vorbereitung, Abſtufung, Gegenſatz und wechſelſeitiger Hebung nur ſelten aufzufinden ſein. Es iſt keineswegs zu tadeln, daß der Dichter unmittelbar in zwei Geſängen nach einander, dem zehnten und eilften, eine

nackte Schöne am Felſen, einen heldenmüthigen Retter und einen Kampf mit dem Meerungeheuer anbringt. Die Aufgabe, dieſes Thema zu variieren, mochte er ſich geflißentlich machen, und er hat ſie mit bewundernswürdiger Bravour gelöſt. Rüdigers Kampf iſt dem Ovid nachgeahmt, der des Roland von ſeiner eigenen Erfindung, und ganz dem Charakter des Helden angemeßen, wie er ihn nahm, nämlich als einen chriſtlichen Simſon. Oft aber kommen die ſpäteren Schilderungen nur als abgeſchwächte Wiederholungen der ſchon dageweſenen heraus, wie z. B. Marfiſe nur eine weniger liebenswürdige Bradamante iſt.

Man weiß, daß Arioſt ſeinen 'raſenden' Roland eigentlich als Fortſetzung des 'verliebten', und aus einer Art von Wette unternahm, dieſen zu übertreffen. Er brauchte alſo ſeinen Plan nicht vom Grunde auf zu bauen; die meiſten ſeiner nicht epiſodiſchen Perſonen kommen ſchon in jenem älteren Gedichte vor; er durfte nur die bunten Fäden des ſchon angelegten Gewebes fortſpinnen, und mit ſeinem Einſchlage durchwirken. Der Mohrenkrieg bildet einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt. Die chriſtlichen und ſaraceniſchen Ritter, deren irrende Lebensweiſe zur Einführung der mannichfaltigſten Epiſoden ſehr bequem iſt, finden ſich dann und wann im Hauptquartier zuſammen, wenn es dem Dichter einfällt, denn im Ganzen genommen ſind ſie ſehr unbekümmert um die gemeine Sache, und folgen jeder ſeinen eigenen Grillen. Roland ſelbſt leiſtet nichts Erhebliches zur Rettung Frankreichs bis auf den überflüßigen Zweikampf mit Agramant am Schluße. Wie ganz anders in den urſprünglichen Rittergeſchichten! Die Begebenheiten des Mohrenkrieges, die man ſo oft aus den Augen verliert, ſinken im Fort-

gange nach der aufgehobenen Belagerung von Paris (dieſes iſt ihr Kulminationspunkt) immer mehr, ſo daß der Leſer ſchon alle Theilnahme daran verloren hat, wenn ihnen der Dichter durch den dreifachen gewaltigen Zweikampf auf der Inſel Lipaduſa die Krone aufſetzen will. Es gibt aber nichts mehr, was durch dieſen Zweikampf zu entſcheiden wäre; er iſt alſo eine wahre Spiegelfechterei. Ueberhaupt iſt das Gedicht um ein Beträchtliches zu lang gerathen. Viele Fäden ſind abgelaufen; viele Wunderdinge, der diamantene Schild, das Horn, der Hippogryph, werden als abgenutzt verabſchiedet; die buhleriſche Angelika tritt in den Eheſtand, und zieht nach Haus, Roland iſt vom Wahnſinn geheilt, der Zauberer Atlas, der ſo viele Knoten ſchürzte, iſt vor Gram geſtorben, die Mohren ſind vernichtet: nun bleiben Rüdiger und Bradamante faſt allein auf dem Schauplatze, und die Uebrigen treten als bloße Zuſchauer zurück. Es wäre leicht zu zeigen, wie ſchlecht die neue Verwickelung, welche die Verbindung der beiden Liebenden verzögert, angeknüpft iſt. Man fällt wie aus den Wolken, wenn Bradamante, die zuvor einer gränzenloſen Unabhängigkeit genoß, den kriegeriſchen Oberbefehl über eine Provinz führte, und allein auf Abenteuer umherzog, die doch immer für ihre Jungfräulichkeit bedenklich ſind, wie ein eben aus einer Kloſterpenſion zurückgekommenes Fräulein ihre Eltern, von denen man bisher kaum etwas gehört, über ihre Verheiratung als eine Familienſache entſcheiden läßt, und die Paladine, beſonders ihr Bruder Reinold und Roland, haben dabei ein klägliches Zuſehen. Der Dichter hat durch die gehäuften Schwierigkeiten dieſe Vermählung, worauf ein ſo großer Segen, nämlich die Abſtammung des Hauſes Eſte, beruht, zu heben geſucht. Die Leidenſchaft jenes begünſtig-

ten Paares ſteht an ſich nicht über manchen andern geſchil=derten. Rüdiger hat keine Gelegenheit zur Untreue verſäumt, erſt mit der Alcina, dann mit der Angelika; und was die unüberwindliche Bradamante für ihn thut, erregt weniger Rührung als die Aufopferung Iſabellens für den todten Zerbin, und die treue Anhänglichkeit Flördeliſens an ihren Brandimarte.

Die abſpringende Erzählungsweiſe, die man zu den anmuthigen Seltſamkeiten des Arioſto rechnet, iſt nicht von ihm zuerſt aufgebracht; ſie findet ſich ſchon in den proſaiſchen Ritterbüchern, namentlich im Amadis, einem damals viel geleſenen Werke, welches als Vorbild einen bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt zu haben ſcheint. Bei der breiten Maſſe von Dichtung, die dieſe Ritterbücher gleichzeitig fort=zubewegen haben, liegt das Abſpringen der Erzählung in der Natur der Sache; dem Arioſt iſt es aber zur Manier und zum Mittel geworden, die urſprüngliche Planloſigkeit zu verbergen, oder mit gefälligem Leichtſinn einzugeſtehen. Häufig giebt er ganz kleine Ausſchnitte von dieſem und jenem, bis er endlich bei etwas verweilt. Zwiſchen den einander unterbrechenden Geſchichten ſollte wenigſtens ein ungefähres Ebenmaß des Zeitraums ſtattfinden, den ſie ein=nehmen. Arioſt bricht aber zuweilen nach wenig dargeſtell=ten Augenblicken ab, führt uns anderweitige Begebenheiten vor, welche eine lange Zeit erfordern, und ergreift dann das erſte, z. B. ein abgebrochenes Gefecht, wieder. Dieſe Manier hat Cervantes geiſtreich parodiert, indem er eben da eine Lücke in der Handſchrift vorgiebt, wo Don Quixote und der Biscayer zu gewaltigen Streichen auf einander ausholen. Wir wollen daher niemanden rathen, ſich mit der Zeitrech=nung des raſenden Roland zu bemühen: mit vielem Kopf=

brechen würde doch ſchwerlich eine ſynchroniſtiſche Harmonie herauszubringen ſein. *)

Manchmal erregt Arioſt Erwartungen, die unbefriedigt bleiben; ſo treten Sakripant und Ferrau im erſten Geſange weit bedeutender auf, als ſie ſich nachher zeigen. Anderemale fehlt es an der gehörigen Vorbereitung, und es kommen unerwartete Dinge in das Gedicht wie hineingeſchneit. Ganz gegen das Ende wird dem Reinold der bekannte Zauberbecher angeboten, der die Untreue der Weiber durch Verſchüttung des Trankes verräth. Reinold bewährt ſeine Weisheit, indem er die Verſuchung des Vorwitzes abweiſt, um ſeine Gemüthsruhe nicht zu gefährden. Bei dieſer Gelegenheit wird es zum erſten und einzigen Male erwähnt, daß er verheiratet iſt, und daß ſeine unbedeutende Gattin Clariſſe heißt. Da man ihn überall der Angelika nachjagen ſieht, ſo läßt man ſichs bis dahin nicht im Traume einfallen, daß er um die Treue ſeiner Frau ſonderlich bekümmert ſein werde. So etwas kann nach unſern Begriffen nicht anders, als im höchſten Grade kunſtlos genannt wer-

*) So iſt es z. B. offenbar widerſprechend, daß Roland (Geſ. XII. 17.) in dem verzauberten Pallaſt des Atlas früher ankommt, als Rüdiger. Dieſer hatte wenigſtens einen Tag früher die Angelika auf der Inſel Ebuda gerettet, als jener die Olimpia; er war auf dem Hippogryphen, alſo in der gröſten Schnelle, an die Küſte von Bretagne gelangt, und ſogleich nachdem ihm Angelika verſchwunden, begegnet ihm das Abenteuer, wodurch er in den Pallaſt gelockt wird. Roland hingegen kehrte ſpäter und zu Schiffe von der Inſel Ebuda zurück, ja nach dem Schluße des eilften Geſanges muß man glauben, der ganze Winter ſei vor dem Abenteuer verſtrichen, wo er Angelika zu ſehen glaubt, und ihr in den Pallaſt nachfolgt. Vermuthlich wußte der Dichter zu Ende des Geſanges noch nicht, wie er den Roland im nächſten verwenden wollte.

den. Wußte denn Arioſt im ganzen Umfange ſeiner Dichtungen keine verliebten und glücklichen Ehemann aufzutreiben, dem der Becher ſchicklicher vorgeſetzt werden konnte?

Ueber die Quellen der entlehnten Erfindungen im raſenden Roland wären noch manche Nachforſchungen anzuſtellen; die berüchtigte Frage des Kardinals Ippolito iſt wohl noch immer nicht vollſtändig beantwortet. Die zahlreichen Uebertragungen aus der alten Mythologie (ohne dabei noch die allgemeinen Aehnlichkeiten in Anſchlag zu bringen, die in der Märchenwelt aller Zeiten und Völker natürlich vorkommen), beſonders aus Ovids Metamorphoſen, dann aus Virgil und Homer, ſind leicht aufzuzählen. Manches iſt faſt unverändert aufgenommen, wie z. B. die verlaßne Ariadne als Olimpia, Andromeda und Perſeus als Angelika und Rüdiger; Anderes mit nicht ſehr verdienſtlichen Abänderungen, wie der Orco nach dem homeriſchen Cyklopen; noch Anderes in ſeltſamer Zuſammenſtellung: ſo iſt es luſtig genug, daß der im Mittelalter berühmte Chriſtenkönig des Morgenlandes, Prieſter Johann, hier zu dem von den Harpyen geplagten Phineus wird, und Medor, nachdem er als Euryalus neben einem ältern Freunde aufgeführt worden, dazu dienen muß, die Angelika an den Mann zu bringen. Was die eingeflochtenen Novellen betrifft, ſo ſind die von Giocondo und dem Hündchen des Pilgrims augenſcheinlich fabliaux; ob die ernſthafteren von Arioſts eigner Erfindung ſind, laßen wir dahin geſtellt ſein. In dieſer Gattung kann man ihn wohl einen Nachahmer des Boccaz nennen, den er in der zierlichen Schalkheit kaum, in der tiefen Darſtellung der Leidenſchaft aber durchaus nicht erreicht. Den Grundſtoff der Ritterfabeln von Karl dem Großen und ſeinen Paladinen hat Arioſt mehr durch fremde Zuthaten glänzend

zu bereichern, als aus ſeinem eigenen Keime zu entfalten geſucht. Vielleicht ſtand er dem Zeitalter, wo die Ritterbücher entſtanden, noch zu nahe, um den ganzen Werth dieſer Dichtungen unter ihrer oft unſcheinbaren Hülle einzuſehen, und ſo behandelte er ſie bloß als rohen durch ſeine Wahl und Willkür ſchon genug geehrten Stoff. Wir wollen keine Vergleichung zwiſchen ſeinem für klaſſiſch geachteten Gedicht und manchen namenloſen veralteten Ritterbüchern in Abſicht auf einen gehaltnen Hauptton, auf erregte Theilnahme und geheimnißvollen inneren Zuſammenhang anſtellen, um nicht noch mehr, als ſchon oben, der Paradoxie beſchuldigt zu werden. Allein wir würden bei dergleichen Unternehmungen, eine Dichtung des Mittelters mit gebildeter Kunſt auszuſtatten, heut zu Tage ſtrengere Forderungen machen.

Alles Obige zuſammengefaßt, möchten wir den Arioſt mit einem mehr gelehrten, als gefühlvollen Virtuoſen vergleichen, der in einer glücklichen Eingebung auf ſeinem Lieblingsinſtrumente phantaſiert. Er ſetzt durch ſeine gewagten Gänge in Erſtaunen; er verſtrickt ſich gefliſsentlich in Labyrinthen von Tönen und überraſcht in jedem Augenblicke die Hörer, und überbietet ſich ſelbſt durch den unerſchöpflichen Reichthum von Auflöſungen, welche neue Verwickelungen herbeiführen, und die ihm ſeine zur Fertigkeit gewordene Wiſsenſchaft des Kontrapunktes wie von ſelbſt an die Hand giebt. Allein ſo ſehr er ſich auch bemüht, am Schluſse das bisher Zerſtreute und Zerſtreuende zu ſammeln, ſo gelingt es ihm doch nicht, einen bleibenden Haupteindruck im Gemüth zurückzulaſsen, und hierin ſind ihm die einfachen, ungelehrten, aber originalen Volksmelodien, die man zu hören niemals müde wird, überlegen. Gegen zwei unſerer Poeſie

nicht fremde Uebel, ſüßliche Empfindelei und träumeriſche Verſchwommenheit, wird ſein Beiſpiel immer ein gutes Gegenmittel ſein, ſo wie man einer Malerſchule, die ſich durch Nachahmung des Guido Reni und Albano verweichlicht hätte, das Studium des Giulio Romano empfehlen müßte.

Erſtes Sendſchreiben über den Titurel... von B. J. Docen. Berlin und Leipzig 1810.

Herr Docen, deſſen ſcharfſinnigem Fleiße die Geſchichte unſerer Sprache und Dichtkunſt ſchon ſo manche bedeutende Aufklärung verdankt, theilt in dieſem Sendſchreiben eine Entdeckung mit, die wir der Aufmerkſamkeit aller Kenner und Freunde dieſes vaterländiſchen Faches nicht nachdrücklich genug empfehlen können. Daß die Schrift dem Verfaßer dieſer Anzeige auf eine ſehr verbindliche Weiſe zugeeignet iſt, wird kein Hinderniß ſein, in die Prüfung der Sache ſelbſt einzugehn, und auch Zweifel und Einwendungen gegen D.s Anſicht freimüthig vorzulegen.

Man wußte bisher nur von einem einzigen Titurel, der von alten Zeiten her dem berühmten Wolfram von Eſchenbach zugeſchrieben ward. Dieſes lange Rittergedicht in ſiebenzeiligen Strophen iſt im J. 1477. zuſammen mit dem Parcival desſelben Dichters im Druck erſchienen. Allein dieſe Ausgabe iſt äußerſt ſelten geworden, und fände ſie ſich auch häufiger vor, ſo würden wir damit wenig gebeßert ſein. Der Abdruck iſt äußerſt fehlerhaft: ein geübter Leſer der altdeutſchen Schriften wird darin Hunderte von Leſearten aus dem Stegereif berichtigen können; bei unzähligen Stellen aber treten ihm unüberwindliche Hinderniſſe des Verſtändniſſes in den Weg. In der neueren Zeit, ſeitdem man angefangen, die alten Gedichte aus den Handſchriften abzudrucken, kam die Reihe bis jetzt noch nicht an den Titurel. Der jüngere Adelung hat aus zwei Handſchriften der vaticaniſchen Bibliothek wenige Strophen als Probe gegeben (S. fortgeſetzte Nachrichten, S. 1...21.), aber nach ſeiner ungründlichen Weiſe ſie ſchmählich entſtellt. Hr. D. theilt in ſeinen

Miſcellaneen (B. II. S. 116. u, f.) als Bruchſtück einer zu Grunde gegangenen Handſchrift die erſten dreißig Strophen mit, und in vorliegendem Sendſchreiben einen Theil des ſiebenten Geſanges, ebenfalls den Ueberreſt einer zertrümmerten äußerſt ſchätzbaren Handſchrift. Dieß iſt alles bisher im Druck Erſchienene, und die Krone aller Rittergedichte bleibt daher dem größeren Publikum immer noch unzugänglich. Bodmer hat unter vielen andern Verdienſten auch dieſes, das ehemals ſo viel geleſene, aber ſeit Jahrhunderten verſchollene Buch zuerſt wieder erwähnt und mit Wärme empfohlen zu haben. (In der Zugabe von Briefen am Schluße ſeiner gereimten Gedichte. 1754. S. 133...146.) Ihm war ein gedrucktes Exemplar verehrt worden, das er der Züricher Stadtbibliothek ſchenkte. Doch müßen wir uns vielleicht Glück wünſchen, daß durch ihn oder unter ſeiner Leitung keine neue Ausgabe aus einer Handſchrift veranſtaltet worden. Denn wie wenig ſind wir durch den unlesbaren Abdruck des Parcival in der müllerſchen Sammlung gefördert? Die Weiſe, nur eine einzige Handſchrift zu Rathe zu ziehen, wenn es mehrere giebt; für die Läuterung des Textes ſelbſt nicht das Nächſtliegende, und für die Auslegung eben ſo wenig zu thun; ja nicht einmal durch Abtheilungszeichen und geordnete Schreibung für Erleichterung des Verſtändniſſes zu ſorgen: dieſe Weiſe iſt ganz unerſprießlich. Die in den letzten Jahren aufgetretenen verdienſtvollen Herausgeber altdeutſcher Gedichte, Hr. von der Hagen und Büſching, ſind auf einem weit richtigeren Wege, wenn ſie auch nicht überall das Befriedigende leiſten. Sie haben ihre Sammlung mit kleineren Werken eröffnet, die faſt ſämmtlich anecdota und, ſo viel man weiß, nur in einer einzigen Handſchrift vorhanden ſind: ſolche vom Untergange zu retten, ſchien alſo beſonders dringend. Auch wollten ſie die Leſer durch Mannichfaltigkeit anlocken; der Titurel würde allein einen ganzen Band eingenommen haben, und die zu einer gründlichen Herausgabe nöthigen Vorbereitungen dürften mehrere Jahre erfordern. Wir nehmen keinen Anſtand zu behaupten: nächſt der Kritik und Auslegung des Liedes der Nibelungen, womit nun ein lobenswerther Anfang gemacht worden, ſei die gleiche Arbeit am Titurel die wichtigſte, aber auch die ſchwierigſte Aufgabe für den deutſchen Philologen. Das Gedicht würde immer eins der ſchwerſten bleiben, wenn wir es auch ganz in ſeiner echten Geſtalt

vor uns hätten, wie es aus der Hand des Dichters gekommen: wegen der kunſtreichen, äußerſt gebildeten, zuweilen geſuchten Sprache; wegen der beſtändigen Anſpielungen auf einen ganzen Kreiß von Rittergeſchichten, die als bekannt vorausgeſetzt werden; endlich wegen der myſtiſchen Bedeutung des Ganzen.

In der Reihe der altdeutſchen Heldengedichte ſtehen das Lied der Nibelungen und der Titurel gleichſam an den entgegengeſetzten Enden. Das erſte iſt ſeiner Grundlage nach uralt, es tritt in jene Vorzeit zurück, wo die öſtlichen deutſchen Völker ſich zuerſt im Weſten anſiedelten. Es enthält unverfälſchte Ueberlieferungen, die ſich unmittelbar an die großen Begebenheiten anknüpfen, wodurch nach der römiſchen Weltherrſchaft Europa wiedergeboren, oder zuerſt geſtaltet ward. Es iſt durchaus einheimiſch, urkundlich und volksmäßig. An tragiſcher Erhabenheit, an biederm Heldenſinn, an Rieſengröße der Geſtalten, an hinreißender Gewalt der erregten Theilnahme kann ſich nichts, auch in dem Kreiße der ihm verwandten Dichtungen, nur entfernter Weiſe damit meßen. In ſolcher Majeſtät ragen die unerklommenen Alpengipfel weit über das wechſelnde Treiben der Gewerbswelt in die blaue Himmelsveſte empor, unerſchütterlich und unvergänglich. Der Titurel hingegen iſt eine freie, nicht auf Geſchichte gebaute Dichtung, vom Auslande zu uns gebracht, allem Anſchein nach aber durch unſern Dichter viel höher ausgebildet. Es iſt die Blüthe des vollendeten Ritterthums: auf Verherrlichung der geiſtlichen Ritterorden, namentlich der Templer, iſt es darin hauptſächlich angeſehen. Volksmäßig iſt dieß Gedicht wohl niemals geweſen, und kann es auch nicht werden, ſowohl wegen der gelehrten Ausführung, als des myſtiſchen Gehaltes. Es iſt beſchaulicher Art: über allen darein verflochtenen irdiſchen Begebenheiten ſchwebt in ſegensvoller Glorie der geheimnißvolle Gral, der zuletzt den Augen der Sterblichen in das Mutterland aller geheimen Weisheit, Indien, entrückt wird. Ueber manche Symbole wird man vielleicht die Eingeweihten der Freimaurerei um Aufklärung anſprechen müßen, in ſo fern ſie noch ächte Ueberlieferungen der Templer bewahrt haben.

Wüßten wir Deutſche zu ſchätzen und zu hegen, was zu unſerm wahren Ruhme gereicht, ſo hätten wir längſt, wie an den Nibelungen unſern Homer, ſo am Titurel unſern Dante gehabt. Mit

den Nibelungen, das wird wohl kein Einſichtsvoller mehr bezweifeln; aber die Schwierigkeit des Titurel in der verworrenen Geſtalt, wie wir ihn jetzt vor uns haben, dürfte Manchem ein unüberſteigliches Hinderniß ſcheinen. Allein man ſehe nur einmal ein altes Manuſkript der göttlichen Komödie an, ob man ſich aus dieſer Wildniß finden wird. Nach allen Bemühungen der Ausleger, vom Boccaz, Landino und Vellutello an bis auf die neueſten, Volpi, Venturi und Lamberti, bleibt die Dunkelheit mancher Stellen immer noch undurchdringlich, und es erfordert überhaupt große Anſtrengung, den tiefſinnigſten aller Dichter zu verſtehen. Deshalb ſind die Italiäner, und mit Recht, nicht weniger ſtolz auf ihren Dante.

Der Titurel hatte vormals einen großen Ruhm. Püterich von Reicherzhauſen nennt ihn noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts 'das Haupt ob deutſchen Büchern'. Der Dichter hat ſelbſt ein ſtolzes Bewußtſein ſeiner Ueberlegenheit. Er ſagt:

Der Adelaar all' Vögel überfleuchet;
So wird dieſ' Aventüre
Hoch über all die andern werth gezeuchet.

(Gloſſen: 'Adelaar' Adler; 'überfleuchet' überfliegt; 'gezeuchet' gezucket oder gezogen.)

Dieſes Werk genoß einer beſondern Gunſt bei den Großen und Herren, welche darin den Spiegel des frommen Ritterthums ſahen. Dadurch vervielfältigten ſich die Abſchriften dergeſtalt, daß Püterich deren dreißig geſehen zu haben bezeugt (Adelung, Püterich S. 30.). Man kann beſtimmt den Zeitpunkt angeben, wo die Leſung dieſes und vieler andern Gedichte des Mittelalters in Abnahme gekommen: nämlich in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts. Wir behalten uns vor, bei einer andern Gelegenheit in das hellſte Licht zu ſetzen, daß die Reformation an dem Untergange vieler altdeutſchen Schätze Schuld iſt. Bei dem damaligen Sturme gegen angeerbte Ueberzeugungen riß eine allgemeine Verachtung der Vorzeit ein, deren Denkmale man oft muthwillig vernichtete; wir haben in unſern Tagen ähnliche Erſcheinungen erlebt. Ja die eifernden Prediger giengen wohl ſo weit, jene herrlichen Dichtungen, das Vermächtniß eines größeren Zeitalters, als Ueberreſte des papiſtiſchen Aberglaubens zu verſchreien, wie eine Stelle in Pantaleons Helden-

19*

buch (S. 242. in dem Artikel von Thieterich von Bern) dieß deutlich ausweiſt. Man ſchrieb nun für den großen Haufen; wer darüber hinausdachte, bediente ſich des Lateiniſchen; in der Mutterſprache trat eine einförmige Reimerei, eine greifliche Proſa an die Stelle der vormaligen Kunſtbildung.

Man muß ſich wundern, daß aus dieſem Schiffbruche noch ſo viel gerettet worden. Auch in Abſicht auf den Titurel werden wir nicht gar zu übel berathen ſein. In den Miſcellaneen bezweifelte Hr. D. noch (B. II. S. 116.), ob ſich in ganz Deutſchland eine taugliche Handſchrift finde. Von der Hagen und Büſching machen (Einl. zu den Altd. Ged. S. X.), die vaticaniſchen mitgerechnet, deren fünf namhaft. Auf die hannöveriſche haben wir ſelbſt ſchon in dieſen Blättern (1810. Abth. V. H. 3. S. 114.*)) aufmerkſam gemacht. Wir können das Verzeichniß jetzt mit einer ſechsten, und zwar einer ſehr koſtbaren Handſchrift vermehren, die ſich zu Wien im Beſitz des fürſtl. dietrichſteiniſchen Hauſes befindet, und die wir kürzlich zu unterſuchen Gelegenheit hatten. Sie iſt auf Pergament in groß Quart, in ungemein großer und leſerlicher Fraktur geſchrieben, und mit zahlreichen ſtark vergoldeten Miniaturen verziert. Wir wagen nicht zu entſcheiden, ob ſie noch aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührt (vielleicht iſt man überhaupt mit dieſem Ehrentitel der Manuſkripte zu verſchwenderiſch umgegangen), doch iſt ſie ſchwerlich jünger als vom Anfange des vierzehnten. Wiewohl ein ſehr ſtarker Band, dem nach der Titelverzierung vorn nichts zu fehlen ſcheint, umfaßt ſie doch nur die letzte Hälfte des Gedichtes. Sie unterſcheidet ſich darin von den bisher bekannten Handſchriften, daß die Ueberſchriften der Geſänge reimweiſe abgefaßt ſind, deren die erſte ſo lautet:

Hie empſie der kaiſer akorein
Den talfein und all die ſein.

Die, wie es ſcheint, zum Theil myſtiſchen Bilder dürften auch für den Sinn der Dichtung nicht zu vernachläßigen ſein. So iſt z. B. die Vorſtellung der trauernden Sigune öfter wiederholt. Der Sarg mit der Leiche des Tſchionatulander ſteht in der Krone einer von

---

*) [S. oben die Rec. von dem Buche der Liebe.]

oben nach unten halb dürren halb grünenden Linde, ſo daß ſein Körper in den abgeſtorbenen, ſein Haupt in den lebendigen Theil des Baumes fällt; Sigune ſitzt, wie die verwittwete Turteltaube, auf einem verdorrten Aſte daneben: ſchöne Sinnbilder der Unſterblichkeit und der irdiſchen Trauer.

Der künftige Herausgeber des Titurel wird nun alle bis jetzt bekannten und noch zu entdeckenden Manuſkripte entweder im Original oder in ganz genauen Abſchriften vergleichen müßen. Er lege die älteſte und ächteſte zum Grunde, und nehme zu den übrigen nur im Falle der Noth, oder wo ſie offenbar vorzüglicher ſind, ſeine Zuflucht. Die Wahl der Leſearten wird nicht bloß eine kritiſche Arbeit ſein, ſondern dichteriſches Gefühl erfordern, denn ſie weichen oft ſo weit ab, daß man ſie nicht für bloß zufällige Entſtellungen halten kann. Man muß annehmen, daß die Abſchreiber entweder ſelbſt einige dichteriſche Fertigkeit beſaßen, oder unter der Leitung eines Meiſterſängers ſchrieben, wo denn manches nach Willkür, mit oder ohne Einſicht, verändert ward. Der alte Druck iſt auch als Handſchrift zu Rathe zu ziehen: wir können ihn nicht ganz ſo tief herabſetzen, als Hr. D. thut. Herausgeber und Drukker ſind zwar nach der Weiſe ihrer Zeit ohne Kritik verfahren, ſie haben Vieles falſch geleſen, und vermuthlich nur eine einzige und eine ziemlich junge Handſchrift befolgt: aber die, welche ſie vor Augen hatten, war doch ſehr vollſtändig, und dieß iſt ſchon eine große Seltenheit. Die labyrinthiſche Anlage des Ganzen, die ſo wunderbar mit der des Parcival zuſammengeflochten iſt, daß beide Gedichte einander gegenſeitig ergänzen, wird aus den franzöſiſchen Quellen zu erläutern ſein. Vor allen Dingen iſt nachzuforſchen, ob das Provenzaliſche oder Franzöſiſche Original von Kyot (Guiot), worauf ſich Eſchenbach in beiden Gedichten ſo häufig beruft, noch in den pariſiſchen Bibliotheken vorhanden iſt, und wie es ſich zu der deutſchen Nachbildung verhält. Der gedruckte proſaiſche Roman nach Chretien de Troyes iſt bekannt, und nicht zu überſehen; aber Eſchenbach bezeugt am Schluße des Parcival (V. 24718...20.), dieſer Meiſter habe der Märe Unrecht gethan, und dadurch wohl Kyots Zorn verdient.

Wäre nun auch ein Gelehrter ſchon mit allen dieſen nicht geringen Erforderniſſen zur Herausgabe des Titurel ausgerüſtet, ſo

würden wir ihn doch bitten, die Bekanntmachung ſeiner Arbeit zu verſchieben, bis es völlig ausgemacht iſt, ob nicht noch irgendwo das Ganze einer andern Bearbeitung dieſes Romans verborgen liegt, wovon Herr D. hier ein beträchtliches Bruchſtück von 164 Strophen mittheilt. Wir fordern alle Aufſeher von Bibliotheken, und wem ſonſt alte Manuſkripte zu Handen kommen, auf, zur Entſcheidung dieſer für die Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt äußerſt wichtigen Frage das Ihrige beizutragen.

Dieſes Bruchſtück hat, ſowohl philologiſch als dichteriſch betrachtet, den ausgezeichnetſten Werth. Die Bearbeitung, wozu es gehörte, wird auf den erſten Blick für die ältere erkannt, woraus die bisher einzig bekannte hergefloßen iſt. Die letzte verhält ſich zu jenem meiſtens als bloße Umſetzung in ein andres Silbenmaß, zuweilen als Erweiterung und Paraphraſe. Die vierzeilige Strophe des Bruchſtücks iſt in die ſiebenzeilige unſers vollſtändigen Titurel aufgelöſt, auf ähnliche Art wie aus der Versart der Nibelungen die bekannte Strophe des Heldenbuchs entſtand. Eine Probe wird dieß anſchaulich machen. Wir geben die Strophen, womit das Bruchſtück anhebt, und die entſprechenden des alten Drucks, nur mit erneuerter Schreibung, die wir überall, wo es darauf ankommt, alte Dichterwerke den Zeitgenoßen zugänglich zu machen, zum Grundſatz erheben möchten.

Da ſich der ſtarke Titurel mochte geruhren,
Er getorſte wohl ſich ſelben und die Seinen in Sturme gefuhren;
Seit ſprach er im Alter: ‘Ich lerne,
Daß ich Schaft muß laßen; des pflag ich eh ſchöne und gerne.’

‘Möcht’ ich getragen Wappen’, ſprach der Genennde,
‘Des ſollte der Luft ſein geehret mit Speers Krache aus meiner Hände.
Sprießen gaben Schatten vor der Sonnen;
Viel Zimierde iſt auf Helmen von meines Schwertes Ecke entbronnen.

Ob ich von hoher Minne je Troſt empfienge,
Und ob der Minnen Süße je Selden Kraft an mir begienge,
Ward mir je Gruß von minniglichem Weibe,
Das iſt nun gar verwildet meinem ſehnenden klagenden Leibe.’

(Gloſſen: ‘geruhren’, ‘gefuhren’, ‘getragen’, pleonaſtiſch für die einfachen: ruhren, fuhren, tragen; ‘getorſte’ durfte; ‘ſeit’ ſeitdem; ‘Schaft’ die Lanze; ‘eh’ ehemals; ‘der Genennde’ der Kühne, Tapfere; ‘Hände’ Dativ des Singul.; ‘Sprießen’ Lanzenſplittern; ‘Zimierde’ Helmzierrath, ital.

cimiero; 'Ecke' Schärfe; 'entbronnen' entbrannt: oder ſein Schwert hatte oft Funken aus den Helmen geſchlagen; 'Selde' Heil, Seligkeit: ein unerreichbares Wort; 'begienge' ausübte; 'verwildet' entfrembet; 'Leib' für den ganzen lebendigen Menſchen.)

Ausgabe von 1477. mit einigen berichtigten Leſearten:

Da Titurel der Starke
Sich mocht' hievor berühren,
Aus fürchterlicher Barke
Getorſt' er wohl die Sein' in Sturme führen.
Seit ſprach im Alter er zu ihn'n: Ich lerne
Daß ich den Schild muß laßen,
Des pflag ich etwann ſchöne unde gerne.

Wär noch mein Kraft gemehret,
Sprach aber der Genennde,
Deß müßt' der Luft ſein geehret
Von Speeres Krache außer meiner Hände.
Die Spreißen Schatten gaben vor der Sonnen;
Viel Zimier auf den Helmen
Sind von der Schwertes Ecke mein entbronnen.

Ob ich von Minne-Grüße
Je werthen Troſt empfienge,
Und ob der Minnen Süße
Mit Selden Kraft je Troſt an mir begienge,
Ward mir je Gruß von minniglichem Weibe,
Das iſt nun gar verwildet
Vor Leid meinem ſehnenden klagenden Leibe.

Man ſieht hier ſchon, wie der zweite Bearbeiter ſeinem Vorbilde Schritt vor Schritt folgt. In der erſten Hälfte der Strophe hat ihn die Hinzufügung eines neuen Reimes, die er ſich auferlegte, oft zu beträchtlicheren Abweichungen genöthigt. Sonſt aber hat er meiſtens die vorhandenen Reime beibehalten, ganze Zeilen ſind unverändert ſtehen geblieben, oder unterſcheiden ſich höchſtens durch die Wortſtellung; ja die beiden Bearbeitungen ſind einander oft ſo nahe, daß die falſchen Leſearten des Drucks von 1477. und des docenſchen Fragments nicht ſelten gegenſeitig aus einander berichtigt werden können.

Ehe wir weiter gehen, ſei es uns erlaubt, hier einige Bemerkungen über die beiden Silbenmaße einzuſchalten, die in der Geſchichte unſrer Verskunſt ungemein merkwürdig ſind. Wiewohl die ſiebenzeilige Strophe aus der vierzeiligen gebildet worden, machen

ſie doch einen ſtarken Gegenſatz mit einander. In der älteren iſt durchgehends ein anapäſtiſcher oder daktyliſcher Gang vorwaltend; Hr. D. bemerkt mit Recht, daß ſich darin einige vollſtändige Hexameter finden, und daß überall ein dem hexametriſchen ſich nähernder Bau hindurchblickt. Auch wo wir nach einer genauen Meßung Trochäen finden würden, iſt die Gewalt des Rhythmus ſo groß, daß ſie die Stimme und das Gehör über dieſe Hemmung hinwegreißt, und was zwiſchen zwei ſtark accentuierten Längen ſteht, nur wie zwei Kürzen vernommen wird, wenn es gleich an Silbenzeit oder Zahl darüber hinausgeht. Deswegen iſt auch mit richtigem Urtheil der kürzere Vers vorangeſetzt: die Stimme nimmt darin gleichſam einen Anlauf zu dem ſteigenden Schwunge und der überſtrömenden Fülle des zweiten.

Ein feines Gehör für den Rhythmus, welches ſpäterhin wieder verloren gieng, iſt den Minneſängern aus der beßeren Zeit nicht abzuſprechen. Ihre Lieder ſind oft entſchieden jambiſch oder trochäiſch, und wo dieſe Regel verletzt wird, möchten wir es eher den Abſchreibern als den Dichtern beimeßen. Weit ſeltner, aber nicht ohne Beiſpiel, ſind Lieder in einem anapäſtiſchen oder daktyliſchen Rhythmus, der meiſtens in amphibrachiſche Wortfüße zerfällt. Wir führen als Beweis das wunderſchöne und bekannte Lied eines der älteſten Minneſänger, Heinrichs von Veldeck, an:

Mein ſehnendes Denken,
Dabei meine Sinn' allgemeine, u. ſ. w.

(Bodmers Minneſinger I. S. 22.) Ein andres von Kriſtan von Hamle:

Mit fröhlichem Leibe,
Mit Armen umfangen,
Zu Herzen gedrucket, wie ſanfte das thut! u. ſ. w.

(Ebend. S. 46.) und jenen ſtolzen Geſang Ulrichs von Lichtenſtein (II. S. 29.), woraus wir folgende Strophe wählen:

Arg' und Unfuge und Unfuhre, die Wilde,
Geziemt nicht dem Helme, und taugt nicht dem Schilde.
Der Schild iſt ein Dach, das nicht Schande kann decken:
Sein Blick lehrt entblecken

An Ehren die weichen:
Vor Furchten erbleichen,
Die Farb' iſt ihr Zeichen.

(Gloſſen: 'Die Arge', substant. femin. wie die Schöne, u. a.; 'die Unfuge' ebenſ. fem., ſtatt der Unfug; 'die Unfuhre' ſchlechtes Betragen; 'entblecken' ſich verrathen, kund geben; 'die weichen an Ehren' die nicht feſt an der Ehre halten.)

Eine andere Eigenheit der Strophe des Bruchſtückes iſt der durchgängige Gebrauch der weiblichen Reime. Schon die älteſten Minneſinger zeigen ſich aufmerkſam auf die Verſchiedenheit der Endungen. Die Regel eines unverbrüchlichen Wechſels der männlichen und weiblichen, die erſt im ſiebzehnten Jahrhundert in unſre Poeſie gekommen, beobachten ſie zwar nicht, und konnten ſie nicht beobachten, weil ſie oft weit mehr als zwei verſchiedne Reime auf einander folgen laßen; aber männliche und weibliche Endungen der Verſe kehren an beſtimmten Stellen ihrer Strophen wieder, und oft ſchließen ſie die einen oder die andern gänzlich aus.

Die Strophe des Bruchſtücks wird alſo nur dadurch einzig in ihrer Art, daß der Dichter jene feineren Beobachtungen der Vers- und Reim-Kunſt auf ein langes erzählendes Gedicht anwandte. Es iſt gar ſehr zu beklagen, daß die meiſten Ritterromane, vermuthlich nach welſchen Vorbildern, in kurzen unmittelbar auf einander folgenden Reimzeilen abgefaßt ſind. Von der kunſtreichen Mannichfaltigkeit und zarten Muſik der Liederſtrophen bis zu dieſer rohen Weiſe, die ſich dennoch daneben behauptete, iſt der Abſtand unermeßlich. Die Verſe ſind weder durch den Rhythmus, noch die Silbenzahl gehörig gemeßen, der Sinn ſchreitet unaufhörlich aus einem Reimpaare in das nächſte hinüber, männliche und weibliche Reime wechſeln ohne Regel nach dem Bedürfniſſe des Dichters, und es iſt nicht zu leugnen, daß deren ſchnelle Folge ihnen manche gezwungene Wendungen und Flickwörter abgenöthiget hat. Dieſe athemloſe Versart, für uns von unerträglicher Eintönigkeit, widerſteht ſowohl dem Geſange, als dem Vortrage der redenden Stimme: die Biegſamkeit des geſchickteſten Rhapſoden muß an dem Verſuche ſcheitern, ſie unſerm Gehör annehmlich zu machen. Das Epos liebt, ſich in mächtigen Versgliedern zu bewegen, ſo häufige Einſchnitte ſind für die ihm eigne Würde und Ruhe nachtheilig, ja zerſtörend; deshalb iſt der Hexameter das epiſche Naturmaß: wie ließe ſich eine

Ilias in anakreontiſchen Liederzeilen denken? Die Form hat überhaupt den wichtigſten Einfluß auf die innern Beſchaffenheiten der Ausführung: je nachdem ſie glücklich gewählt iſt oder nicht, hebt und trägt ſie den Dichter, oder hält ihn auf einer untergeordneten Stufe der Kunſt zurück. Der Gebrauch der kurzen Reimpaare hat die meiſten alten Rittergedichte zum Chronikenſtil der epiſchen Poeſie herabgezogen, wie denn auch viele wirkliche Chroniken in dieſer Versart abgefaßt ſind. Die erſtaunliche Ueberlegenheit in der Darſtellung über die gewöhnlichen gereimten Ritterbücher, die wir an dem Liede der Nibelungen und nun auch an dem Bruchſtücke des älteren Titurel ſehen, müßen wir den Strophenbau beider Gedichte, wenigſtens als ihrer unerläßlichen Bedingung, zuſchreiben. Beide Strophen ſind in ihrer Art vortrefflich: ſie ſetzen den geſchickten Vorleſer niemals in Verlegenheit, indem ſie ihm auf das beſtimmteſte ihre charakteriſtiſche Muſik anweiſen. Die Strophe der Nibelungen iſt vermuthlich ein aus unbekannten Zeiten angeſtammtes Erbtheil der Dichtung; die des Bruchſtücks ſcheint eigens für das Gedicht erfunden zu ſein. Wir wißen uns ihre Entſtehung nicht beßer zu erklären, als indem wir annehmen, der Vf. habe mit dem Silbenmaße der Nibelungen, aber geflißentlich die Nachahmung vermeidend, wetteifern wollen. In der Strophe der Nibelungen ſind die Verſe ohne genaue Silbenzählung ungefähr von gleicher Länge, bis auf eine geringe Verlängerung des letzten Hemiſtichs; der Gang iſt im Ganzen jambiſch oder trochäiſch; jeder Vers hat einen ſtark bezeichneten Abſchnitt mit weiblicher oder gleitender Endung; die männlichen Reime ſind bei weitem die zahlreichſten. Alles dieſes verhält ſich umgekehrt in dem älteren Titurel: jede zweite Zeile iſt beinahe eine Verdoppelung der erſten; der Rhythmus in allen entſchieden anapäſtiſch; die kürzeren Zeilen haben keinen Abſchnitt, und in den längeren iſt er an ſehr verſchiedene Stellen verlegt, wie ſich denn überhaupt die Silbenzahl in unbeſtimmter Fülle ergießt; die Reime ſind ohne Ausnahme weiblich. Die grundloſe, jedoch mehrmals wiederholte Angabe, Eſchenbach ſei auch Verfaßer des Liedes der Nibelungen, verdient kaum eine Widerlegung; aber daß er es gekannt, und mit den Geſinnungen eines Nebenbuhlers angeſehen, dergleichen überhaupt die Dichter des welſchen Fabelkreiſes gegen die des deutſchen gehegt zu haben ſcheinen, dieß erhellet unwider=

ſprechlich aus zwei ſpöttiſchen Anſpielungen auf dieß Heldengedicht, einer im Parcival (V. 12550...64), der andern im Titurel über die Unverwundbarkeit Siegfrieds.

Die Strophe des vollſtändigen Titurel, wiewohl ſo unmittelbar aus der früheren Bearbeitung abgeleitet, gehört dennoch einem ganz andern metriſchen Kreiſe an. Sie zerfällt in zwei ungleiche Hälften: die erſte beſteht aus drei kurzen und einer längeren Zeile mit überſchlagenden Reimen; in der zweiten faßen zwei längere Reimzeilen die kürzere ein, welche reimlos bleibt. Der Gang ſoll jambiſch ſein; durchgehends werden weibliche oder gleitende Reime (rime sdrucciole) gebraucht: die letzteren werden meiſtens durch das Participium der gegenwärtigen Zeit herbeigeführt (gleich in der erſten Strophe 'lebende, ſchwebende', und ſo unzählige Male), deſſen umſchreibende Anwendung, wo die Zeitwörter in verſchiedenen Zeiten und Perſonen ſonſt nicht reimen würden, eine dem Dichter ganz eigenthümliche Manier iſt. Dabei iſt es auf genaue Silbenzählung abgeſehen: die Zeilen ſollen ſieben oder eilf Silben enthalten, ganz nach den Grundſätzen der italiäniſchen Poeſie. Wenn dieſe Regeln in der alten Ausgabe des Titurel häufig verletzt werden, ſo haben wir dieß ſchon ohne Zweifel der Verfälſchung der Abſchriften beizumeßen. In dem ſchon erwähnten Fragment der zweiten Bearbeitung aus einer Regensburger Handſchrift, welches Docen ebenfalls mittheilt, erſcheint die Strophe faſt durchgängig in ihrer ſchönen Regelmäßigkeit. Eben ſo in einem Liede des Herrn Otto vom Turne, wo man zuerſt in Bodmers fehlerhafter Abtheilung*) einige Mühe hat ſie zu erkennen (Minneſ. I. S. 44.), das aber offenbar als eine genaue Nachahmung der Strophe des Titurel anzuſehen iſt.

Dieß Silbenmaß ſcheint bis ins fünfzehnte Jahrhundert viel Beifall gefunden zu haben; allein, wiewohl ſich manches Gute davon rühmen läßt, möchten wir es für den heutigen Gebrauch in langen erzählenden Gedichten nicht ohne Einſchränkung empfehlen. Nicht etwa, weil es ſich einer Theorie nicht fügen will, was Hr. J.

---

*) Bodmer trifft doch einigemal das Rechte, Tieck hat vollends (Minnel. S. 54.) eine falſche Abtheilung der Verſe, wie ſo häufig, willkürlich zum Grundſatze erhoben.

Grimm (über den altdeutſchen Meiſtergeſang, S. 14. 58. u. f.) daran ausſetzt: dieß dürfte den ausübenden Erforſcher der Verskunſt am wenigſten aufhalten; ſondern weil die allzuhäufigen kurzen Verſe mehr lyriſch ſind, als epiſch, und der ungehemmten Fülle, welche die letztere Gattung liebt, Abbruch thun.

Der durchgängige Gebrauch der weiblichen Reime in beiden Bearbeitungen des Titurel verdient bemerkt zu werden. Als der Verfaßer dieſer Anzeige und nach ihm mehrere andre Dichter zuerſt dieſe Weiſe in Sonetten und andern dem Italiäniſchen nachgebildeten Formen verſuchten, wurde ſie als eine unerhörte Neuerung, als eine Ausartung ins Weichliche von vielen Kunſtrichtern getadelt. Hier haben wir nun ein uraltes Beiſpiel vor uns, und zwar an langen Gedichten, das ſchwerlich irgend ein Kenner für ungültig erklären wird.

Wir kommen auf das Bruchſtück des älteren Titurel zurück. Die Hauptſache iſt, auszumachen, aus welcher Zeit und von welchem Dichter er ſich herſchreibt. Es laßen ſich hiebei drei verſchiedne Annahmen denken: entweder beide Bearbeitungen ſind von Eſchenbachs Hand; oder nur die jüngere und nicht die ältere; oder nur die ältere und nicht die jüngere. Eine vierte Annahme, die dem Eſchenbach beide Bearbeitungen abſpräche, ließe ſich nur durch einen Skepticiſmus unterſtützen, wodurch uns der ſo berühmte Sänger, den wir hiſtoriſch feſtzuhalten glauben, faſt zu einer fabelhaften Perſon werden würde. Docen ſchwankt zwiſchen den beiden erſten Vorausſetzungen, entſcheidet ſich aber ſchließlich für die zweite. Wir wollen ſeine Gründe prüfen.

Wäre die Vorausſetzung ausgemacht, Eſchenbach ſei nicht Urheber des Originals, ſondern bloß der Umarbeitung, ſo wäre die Entdeckung in der That für ſeinen Ruhm ſehr gefährlich. Wenn man die einander entſprechenden Strophen vergleicht, und eben dadurch das Urtheil ſchärft, ſo wird man faſt durchgängig denen in der älteren Form den Vorzug geben müßen. Bald ſind die hinzugefügten Reime mit ſichtbarem Zwange herbeigeführt, bald ſchöne Züge weggelaßen, und dagegen müßige und nur nicht gar Flickwörter geſetzt. Ferner: die Weitſchweifigkeit iſt der Hauptfehler des neueren Titurel, und viele paraphraſtiſche Erweiterungen, viele abſchweifende Betrachtungen, worüber dem Leſer der Faden der Er-

zählung entſchlüpft, ſcheinen erſt bei der Umarbeitung in das Gedicht gekommen zu ſein. So fehlt in dem Bruchſtücke beinahe der ganze fünfte Abſchnitt des vollſtändigen Titurel, der eine moraliſche Deutung des Grales enthält: nach den beiden erſten Strophen geht es gleich zur letzten dieſes Abſchnittes fort, und was folgt, gehört zum ſechſten Abſchnitt. Das Liebesgeſpräch zwiſchen Tſchionatulander und Sigunen iſt ebenfalls beträchtlich, und wie uns dünkt, nicht zu ſeinem Vortheile erweitert worden. Manche Strophen ſind in zweie aufgelöſt, auch wo es Docen nicht angemerkt hat. Mit völliger Sicherheit wird das Urtheil zu Gunſten der älteren Bearbeitung in allen ihren Theilen ſich erſt dann fällen laßen, wenn wir nicht mehr zu der gedruckten Ausgabe unſre Zuflucht nehmen müßen, ſondern die ſämmtlichen Strophen mit ihrer Umbildung in einer eben ſo vortrefflichen Handſchrift vergleichen können, als die des Bruchſtückes iſt. Indeſſen fanden wir obige Bemerkungen auch an den Strophen der Regensburger Handſchrift beſtätigt. Docen ſelbſt geſteht ein, ‘es herrſche in ſeinem Fragment mehr Jugendlichkeit und Friſche, als in den ſtreng geſchloßenen regelmäßigen Strophen des längeren Gedichts’.

Die Vorzüglichkeit der älteren Behandlung würde für ſich allein noch nicht gegen die Einerleiheit des Urhebers beider entſcheiden. Ganz ohne Beiſpiel wäre es nicht, daß ein Dichter ein Werk, das ſeiner Jugend gelungen war, in ſpäteren Jahren bis auf einen gewiſſen Grad verdorben hätte. Dem Taſſo iſt etwas Aehnliches begegnet, nur daß er dabei das Glück hatte, daß ſein befreites Jeruſalem, ſeiner Verwerfung zum Trotz, das eroberte verdrängte, und ſeinen Ruhm unverſehrt auf die Nachwelt brachte. Auch in den Zeitumſtänden Eſchenbachs laßen ſich wohl wahrſcheinliche Veranlaßungen auffinden. Die Dichtkunſt wurde zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts mit regem Eifer angebaut, und der Geſchmack wechſelte ſehr ſchnell. Das Silbenmaß, worin Eſchenbach den Titurel, oder wenigſtens einen Theil davon nach dieſer Vorausſetzung ausgeführt hatte, durfte nur dem fürſtlichen Gönner, dem zu gefallen er beſonders arbeitete, nicht recht behagen, ihm vielleicht veraltet dünken, ſo bequemte ſich der Dichter dazu, es in eine beliebtere Form umzugießen. Man weiß, wie bindend bei einem ſolchen Vorhaben eine frühere Arbeit für den Geiſt wird: daher die geringere

Freiheit der zweiten Hand. Auch das darf nicht befremden, daß der Dichter ſich ſelbſt paraphraſierte, die erſten Gedankenkeime ausführlicher, und manchmal allzu ausführlich entfaltete. Seltſamer iſt es ſchon, daß er mehrmals die Strophen aus ihrer alten Ordnung geworfen hat, wo man keinen rechten Grund für dieß Verfahren einſieht. Ganz ausgemacht würde es aber ſein, daß die beiden Bearbeitungen nicht einen und denſelben Urheber gehabt, wenn ſich beweiſen ließe, der Verfaßer der Umarbeitung habe ſeinen Vorgänger hier und da mißverſtanden, denn unmöglich konnte der Dichter den Sinn ſeiner eignen Worte vergeßen haben.

Wir glauben eine ſolche Spur nachweiſen zu können. Sigune ſagt (Str. 58.) zu ihrem Geliebten:

Minne iſt daz eine ere? maht du minne mir tuten?
Iſt daz ein ſite? chumet mir minne, wie ſol ich minne getruten?

(Wo es auf Leſearten, oder zweifelhafte Auslegung ankommt, ſetzen wir die Stelle buchſtäblich her.) Docen will ſtatt 'ein ere' und 'ein ſite' leſen 'ein Er' und 'ein Sie', weil es in dem alten Drucke ſo ſteht; aber ohne Nothwendigkeit, denn der Text des Bruchſtückes gewährt einen ſehr guten Sinn. Die unſchuldige Sigune hat ſo eben betheuert, ſie habe noch gar keinen Begriff von der Minne. Nun fragt ſie: Iſt Minne eine Ehre? iſt ſie eine Sitte? d. h. gereicht ſie zur Ehre? iſt ſie mit der Sitte verträglich? — Der Umarbeiter ſcheint falſch geleſen zu haben, welches leicht möglich war; denn wenn geſchrieben ſtand 'ein er, ein ſit' (wie ſo häufig), ſo beruhte der Unterſchied des Sinnes auf einem einzigen Buchſtaben, und vielleicht ergriff er dieſe Leſeart um ſo lieber, weil ſie ihm Gelegenheit gab, eine Reihe ſpitzſindiger Räthſelfragen daran zu knüpfen, wovon ſich in ſeinem Vorbilde keine Spur findet. Bei ihm lauten die Verſe ſo:

Iſt mynne ain ſy oder ain er?
Magſtu mir mynne bedeuten?
Sag mir, wes die mynne ger?
Ob ſy mir kumpt, womit ſol ich ſy treuten?

Hierauf folgen ſechs Strophen, voll von ſpielenden Gegenſätzen über das Er und Sie der Minne, ihre weibliche oder männliche Perſonifikation: an ſich nicht verwerfliche Tändeleien, aber hier fallen

ſie einigermaßen aus dem Tone des Geſprächs, das ſo manche Züge ſüßer Kindlichkeit enthält.

Docen bemerkt ſelbſt eine Stelle, Str. 164., wo der Umarbeiter ſeinen Text mißverſtanden zu haben ſcheint, indem er das allerdings gültige Wort ‘Sicherbote’ (ſ. Oberlin. Glossar.; auch im Parcival kommt es vor) in das Zeitwort ‘ſich erbot’ auflöſt. Allein die Stelle iſt zu dunkel und vielleicht zu verderbt, um darauf zu fußen. Dieſer Beweis für die Verſchiedenheit beider Dichter wird ſich erſt dann in ſeinem ganzen Umfange durchführen laßen, wenn man die ſämmtlichen Strophen des Bruchſtücks mit einem echteren Text des vollſtändigen Titurel vergleichen kann. Denn ſonſt läuft man Gefahr die Verfälſchungen der Drucker auf Rechnung des Umarbeiters zu ſetzen. Z. B: Str. 84. ſteht ‘die zwingliche Stunde der Minne’. Dafür hat der alte Druck ‘die Winkelſtunde’. Dieß wäre ein häßliches Mißverſtändniß. Aber die Regensburger Handſchrift Str. 69. lieſet wie das Original.

Die Behauptung, Eſchenbach ſei nur Verf. des jüngeren Titurel, und nicht des Bruchſtückes einer früheren Behandlung, gedenkt Docen beſonders durch den Anfang des zehnten Geſanges oder Kapitels von jenem zu beweiſen. Die Stelle, mit deren Auslegung ſich ſchon Bodmer beſchäftigte (Zugabe von Briefen S. 144. und 145.), und neuerdings J. Grimm (Altd. Meiſtergeſang S. 82. f.), iſt, wenigſtens in dem bis jetzt allein zugänglichen Druck von 1477., äußerſt räthſelhaft; wir müßen aber dennoch auf ihre Deutung eingehen, um Docens Gründe zu prüfen. Der Dichter, im Begriff ein neues Abenteuer von dem wunderbaren Brackenſeil anzufangen, ſchickt eine Vorrede über ſein eignes Unternehmen voran. Die erſte Strophe ſoll bloß die Aufmerkſamkeit erregen, und enthält nichts Hiſtoriſches. Die zweite lautet ſo:

Riemen die zwifalten
Dem bracken ſayl hie waren
Vil verre dann geſpalten
Darnach die lenge wol von fünfzig iaren
Zwifalt rede was dieſe mere geſummet
Ain maiſter iſt auff nemende
Wenn es mit tod ain ander hie gerummet.

Dieß erklärt Docen folgendermaßen: ‘Unter den zwiefachen Riemen — oder ſoll es nicht vielmehr Rime, Reime heißen? — die

von dem Brackenſeil weg getrennt waren, verſteht der Dichter, daß dieſes Kapitel des ganzen Werkes vor längerer Zeit, ſchon beinahe vor fünfzig Jahren, abgeſondert bearbeitet, und ohne Fortſetzung geblieben war; er ſelbſt nun, da der frühere Autor dieſen Anfang nicht weiter fortgeführt habe, und darüber verſtorben ſei, wolle dieſe Märe, die 'zwifalt geſumet' d. i. in einer Strophe geſchrieben war, die nur aus zwei Reimgliedern beſteht, aufnehmen, ſie weiter fortſetzen, und in ſeine eigne Darſtellung verweben.'

Zuvörderſt bezweifeln wir, daß das Wort 'Reim' im nomin. plur. mit der Endung 'en' vorkomme; ferner leſen wir in dem alten Druck 'Riemen' und nicht 'Reimen', wie Docen ſchreibt. Es ſind alſo ohne Zweifel Riemen und nicht Reime zu verſtehen, die ohnehin das Bild zerſtören würden. Wir überſetzen ſo: 'Die zwiefachen Riemen des Brackenſeils waren hier ſehr weit auseinander gerißen. Wohl während eines Zeitraumes von fünfzig Jahren war es verſäumt worden, dieſe Dichtung mit zwiefacher Rede auszuſtatten. Nun ſetzt ein andrer Meiſter die Arbeit fort, weil der erſte die Stelle durch ſeinen Tod geräumt hat.' Wie man noch jetzt zu ſagen pflegt, der Faden einer Erzählung ſei irgendwo abgerißen, ſo ſpielt der Dichter mit einer etwas gekünſtelten Wendung zugleich auf den Inhalt des folgenden Geſanges und auf die zufällige Unterbrechung des Werkes an. Mit einem ähnlichen Bilde heißt es ein andermal:

Diſe mere geflochten
Seint von maniger Strenge,

gerade wie Arioſt häufig ſagt, er bilde ſein Gewebe aus mannichfaltigen Fäden. Die zwiefachen Riemen bedeuten unſers Bedünkens die ältere Behandlung und die Umarbeitung. 'Geſummet' oder richtiger geſchrieben 'geſumet', ſcheint Docen von 'Saum' herzuleiten, ſo daß es hieße 'geſäumt', umbordet. Uns dünkt der Sinn der 'Säumniß', der Verzögerung, was ja 'ſäumen' immer noch bedeutet, unverkennbar, beſonders, wenn man V. 4. durch die Interpunktion mit V. 5. verbindet. Alsdann wird 'zwiefalte Rede' daſſelbe bezeichnen, wie die zwiefachen Riemen: eine doppelte Bearbeitung des Gedichts.

Tritt man unſerer Auslegung bei, ſo geht nun ein ganz andrer Sinn hervor. Docen nimmt an, die ältere Bearbeitung habe mit

dem zehnten Geſange, den ſein Bruchſtück noch zum Theil enthält, abgebrochen, und hierauf beziehe ſich der Dichter. Wäre dieß, ſo würde deſſen Vorrede wohl am ſchicklichſten erſt nach dem Abenteuer mit dem Brackenſeil ſtehen, wo alſo dann ſeine eigne nicht mehr nachgeahmte Arbeit anfienge, und nicht am Eingange eines Geſanges, wo er ſeinem Vorbilde noch 55 Strophen Schritt vor Schritt folgt. Wir nehmen an, die ältere Behandlung in vierzeiligen Strophen ſei vollſtändig vorhanden geweſen, und der Verf. rede bloß von ſeinem Vorgänger bei der Umbildung. Da er deſſen unvollendet gebliebene Arbeit vermuthlich zuerſt ans Licht zog, und ſeine eigne daran anſchloß, ſo war es natürlich, daß er die Stelle bezeichnete, von welcher an das Folgende ihm zugehörte. Die übrigen Strophen enthalten eine geharniſchte Vorrede zu Gunſten des ganzen Unternehmens der Umarbeitung, da wohl viele Leſer noch die Urſchrift vorziehen mochten; ſie hätten gar keinen Sinn, wenn die übrigen Geſänge des Titurel aus eignem Vermögen des Verfaßers ohne Vorbild geſchrieben wären.

Hye mit ſo ſeind verſuochet
Die weiſen und die tumben
Vil maniger ſchlecht unruochet
Und hebet ſich gar mit alle czuo dem krumben
Iſt yeman ſollich gedicht als ungemeßen
Zuo rechter kunſte lobende
Der iſt an ſpeher mercke der verſeßen.

('Speherder' iſt offenbar ein Druckfehler, auch für das letzte 'der' vermuthlich zu leſen 'gar'.)

Der edel reiche Borten
Mit baſte wil furrieren
Der wil czuo allen orten
Mutwilliglich durch geſpotte partzieren
Was ſollen mir die roſen genſe blomen
Für ziſoren und fiſolen
Nem ich cubebel und edel cardomomen

Kund ich die ſchlichte rühen
Das würd allhie beczaiget
Und die böſen dühen
Das ir unrecht hochfart wurd genaiget
Unrecht gewalt der muoſt auch ſein verdrucket
Sam ich an dieſem ſange
Die krůms gar an die ſchlichte han gerucket.

Nit wann durch die loſen
Die ſich der mercke rúment
Und dabey recht verboſen
Künnen und daz ſchwache vil hohe blúment
Das wirt an den gehofeten dick erfunden
Herr Neithart was das klagende
Und hetten ſichs die bawren underwunden.

Hier ſind noch manche Räthſel zu löſen, die ihren Oedipus erwarten. Es würde zu weit führen, uns auf Alles einzulaßen. Die erſte Strophe überſetzen wir ſo: ‘An dieſer Probe wird ſich zeigen, wer verſtändig und wer einfältig iſt. Viele kümmern ſich nicht um das Regelmäßige, ihre ganze Vorliebe geht auf regelloſen Wechſel. Wenn aber jemand ein ſolches Gedicht lobt, das ſo gar nicht nach den Regeln ächter Kunſt abgemeßen iſt (wie der ältere Titurel nämlich), der iſt an ſeiner Unterſcheidungskraft verwahrloſt.’ Der Gegenſatz des ‘Krummen’ und ‘Schlichten’ kommt in unſerm Titurel oft in verſchiedner Beziehung vor: hier und in der fünften Strophe geht er offenbar, wie ihn Hr. D. richtig erklärt, auf die genaue Silbenzählung und Meßung der umgebildeten Versart im Vergleich mit der überſtrömenden Silbenfülle und den freien Rhythmen der urſprünglichen. In dieſem Sinne iſt ‘die Schlichte’ ein uraltes dichteriſches Kunſtwort, denn ſchon im Otfried (Evang. L. c. 1. v. 72.) kommt vor: In sconeru slihti; und kurz zuvor rühmt er von den Griechen und Römern:

Si machont iz so rehtaz,
Joh so filu slehtaz.

Hr. J. Grimm (Altd. M. G. S. 85.) bezweifelt dieſe Bedeutung des Schlichten, aber ohne Grund: Prosun slihti, ebenfalls beim Otfrid V. 37. heißt, wie der ganze Zuſammenhang zeigt, die geordnete, grammatiſch genaue Proſa der Klaſſiker; Eigenſchaften, über deren Vernachläßigung in der deutſchen Sprache Otfrid ſowohl hier, als in der lateiniſchen Vorrede klagt.

Das große Gewicht, welches der Dichter auf ‘die Merke’ legt (der damalige Ausdruck für Kennerſchaft, Kunſtrichterei, die aber oft in leeres Silbenſtechen ausartete), darf nicht überſehen werden: es iſt ein Kennzeichen ſeines Zeitalters. Dieſe ſorgfältige und etwas bittre Verwahrung gegen etwanige Tadler beweiſt, daß der ältere Titurel eines großen Ruhmes genoß, den er wohl ſchwerlich erlangt

hätte, wenn nur ein kurzes Bruchſtück davon, und nicht das Ganze vorhanden geweſen wäre. Ferner: wenn hier nach wenigen Strophen das Original ausgieng, und dann die unabhängige Arbeit des Dichters anhub, wobei er keine Vergleichung mit einer fremden zu fürchten hatte, ſo erſcheint dieſe ganze Vorrede als zwecklos, oder wenigſtens an der unrechten Stelle angebracht. Endlich erhellet, daß deren Verfaßer nicht zugleich Urheber der älteren Form war: würde er ſein eigenes Werk ſo tief herabgeſetzt haben?

Wir müßen hier mit der Vermuthung hervortreten, die vielleicht Manchem gewagt erſcheinen wird, der ältere Titurel ſei unmittelbar von Eſchenbachs Hand, und der zweite, der bisher allgemein für den ſeinigen gegolten, ſei nur eine Umarbeitung von zwei ſpäteren Meiſtern. Wir glauben in dem Bruchſtücke die ganze Eigenthümlichkeit des Dichters, ja ſogar ſeine Seltſamkeit zu erkennen, allein wir wollen uns auf greiflichere hiſtoriſche Gründe ſtützen.

Man verwickelt ſich in unentwirrbare Schwierigkeiten der Zeitrechnung, wenn man annimmt, Eſchenbach ſei Verf. der obigen Vorrede und ſomit des ganzen übrigen Titurel in ſiebenzeiligen Strophen geweſen. Den Titurel ſchrieb er freilich ſpäter als den Parcival; Kap. I. Str. 1.:

Was Parcival da birget,
Das wird ans Licht bracht ohne Fackel=zünden.

Nach einer andern Stelle (Kap. XL.) auch ſpäter als Wilhelm von Oranſe. Von Hermann von Thüringen wird verſchiedentlich als einem ſchon Verſtorbenen geſprochen. Hier hat ſich bei Docen ein chronologiſcher Irrthum eingeſchlichen: er ſetzt den Tod des Landgrafen Hermann in das Jahr 1228., da er doch ſchon im J. 1215. ſtarb (S. Histor. de Landgr. Thuring. in Struv. Rer. Germ. Scr. T. I.). Dieſem aus dem Texte des Gedichtes hergenommenen Zeugniß, daß es erſt nach 1215. angefangen, oder wenigſtens vollendet worden, wüßten wir für jetzt nichts anders entgegenzuſtellen, als eine Strophe zu Ehren des Titurel (Str. 86. Bodmers Minneſ II. S. 15.) in dem Kriege zu Wartburg, der doch nach der Angabe der Chroniken im J. 1207. vorgefallen ſein ſoll. Der Grund wäre entſcheidend, wenn wir dieſes Gedicht für Eſchenbachs Werk halten müßten: eine Anſicht, auf die wir keinesweges eingehen können. Wir wißen nicht, woher es Johann von Müller entnommen, 'man

finde Eſchenbachen arbeitend bis 1227' (Geſch. d. Schw. zweite Ausg. B. II. Kap. 2. Anm. 128.). In dieſer Anmerkung iſt überhaupt Manches durch einander gewirrt. Eſchenbachs Lebensumſtände ſind bis jetzt wenig aufgeklärt; man darf indeſſen die Hoffnung nicht aufgeben, es noch weiter damit zu bringen, denn bis Büſching einen lobenswerthen Anfang gemacht, hatte man zu wenig kritiſchen Fleiß darauf gewandt. Man nahm unbeſehens an, er gehöre zu dem freiherrlichen Geſchlecht der Eſchenbache im Zürichgau, da er doch ſelbſt im Parcival ſagt: 'Wir Baiern' (V. 3594.). Es iſt faſt unbegreiflich, wie Bodmer (obwohl Profeſſor der vaterländiſchen Geſchichte) und Johann von Müller eine Hauptſtelle in Stumpfs Schweizer-Chronik überſehen konnten (B. XI. Kap. 33.). Hier findet man die ganze Geſchichte des ſchweizeriſchen Geſchlechts aus Grabſchriften und andern archivariſchen Nachrichten des Kloſters Kappel geſchöpft. Alle Nebenzweige, alle jüngeren Söhne werden mit ihrem Vornamen angegeben, und nirgends ein Wolfram. Das Todesjahr unſers Eſchenbach wißen wir bis jetzt nicht: vielleicht läßt ſich noch die Inſchrift ſeines Grabmals wieder auffinden, welches Püterich als Augenzeuge beſchreibt. Ausgemacht iſt es aber, daß dieſer Dichter die Reife ſeines Alters und Ruhmes ſchon in den erſten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts erreicht hatte. Er nennt Heinrich von Veldeck ſeinen Meiſter (Wilh. von Oranse Th. II. S. 35.) und Veldeck dichtete zur Zeit Friedrich Rothbarts. Das ältere Bruchſtück des Titurel kann man wegen der ſehr ausgebildeten Verskunſt, die ſich darin offenbart, unmöglich weiter in die Zeit zurückſchieben, als höchſtens bis zum Schluß des zwölften Jahrhunderts. Wenn alſo Eſchenbach dieſen Titurel 50 Jahre ſpäter umbildete und fortſetzte, ſo müßte er ſein vortrefflichſtes Werk erſt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts als ſiebzig- oder achtzigjähriger Greis gedichtet haben, was kaum glaublich iſt.

Es iſt oft erinnert worden, daß, wenn man auch das Zeitalter eines Dichters genau weiß, der Schluß auf deſſen Sprache aus der Geſtalt ſeiner auf uns gekommenen Werke nicht unbedingt gültig ſei, weil in den Handſchriften die Sprache immerfort verjüngt wurde. Ein weniger zweideutiges Kennzeichen dürfte die Beſchaffenheit des Versbaues ſein, denn ſchwerlich wurde dieſer von unwißenden Abſchreibern vervollkommt. Wie roh und unmündig die Verskunſt in

der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts noch war, oder wiederum geworden war, ſehen wir an zwei Gedichten dieſes Zeitraums, die uns in vermuthlich gleichzeitigen, wenigſtens ſehr echten Handſchriften aufbewahrt ſind: dem Lobgeſang auf den heil. Anno, und dem älteren Fragment von Karl dem Großen bei Schilter. Die Verſe ſind ohne beſtimmten Rhythmus und dabei von äußerſt ungleicher Länge, ein ungefährer Gleichlaut muß ſtatt des Reimes dienen, u. ſ. w. Dieſelben Unvollkommenheiten wiederholten ſich noch in Bruder Werners Lobgedicht auf die heil. Jungfrau, deſſen Jahreszahl wir genau wißen: es wurde im dreizehnten Jahre des Schiſma, folglich 1172. beendigt. Alles dieß berechtigt zu dem Schluße, ein ſolches Silbenmaß, wie das des Bruchſtückes, worin der weibliche Reim durchgängig beobachtet wird, worin ſich ein reges Gefühl für den Rhythmus kund giebt, habe erſt damals erfunden und in einem langen Gedichte meiſterlich durchgeführt werden können, als der Versbau durch die mannichfaltigen Weiſen des Minnegeſangs ſchon ſehr kunſtreich ausgebildet war, alſo zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts.

An den oben vermutheten Wetteifer mit der Strophe des Liedes der Nibelungen erinnern wir nur im Vorbeigehn. Zwar glauben wir mit ziemlicher Sicherheit zu errathen, wer der Verfaßer des letzten geweſen, und beweiſen zu können, daß er mit Wolfram im Verhältniſſe der Nebenbuhlerſchaft geſtanden; doch wollen wir hier einer beſondern hiſtoriſchen Unterſuchung über die Nibelungen nicht vorgreifen, die nächſtens erſcheinen ſoll.

Wenn man annimmt, die angeführte Stelle des neueren Titurel ſei von Wolframs Hand, ſo verwickelt die Erwähnung des Herrn Neithart in neue chronologiſche Schwierigkeiten. Hr. von der Hagen meint in ſeinem Narrenbuch, der Minneſänger dieſes Namens ſei mit einem Neithart, der, nebſt dem Pfaffen von Kalenberg, Luſtigmacher Ottos des Fröhlichen, Herzogs von Kärnthen, war, und den Zunamen des Bauernfeindes führte, einerlei Perſon geweſen. Dann hätte ihn freilich Eſchenbach auf keine Weiſe erwähnen können, denn Herzog Otto ſtarb erſt im J. 1339. Aber die Zeitangaben, die man in den Gedichten des Minneſingers findet, fügen ſich ſchwerlich dieſer Annahme. Er erwähnt mehrmals den Fürſten Friedrich aus Oſterland als ſeinen Gönner: iſt hiemit vielleicht der

letzte Babenberger gemeint? Ferner ſpricht er von einem Biſchof Eberhard, von einem Feldzuge gegen Baiern, dem er beiwohnte, u. ſ. w. Wir haben jetzt nicht die Hülfsmittel zur Hand, um dieſen Spuren nachzugehn. Allein der Marner ſpricht vom Nidhart als ſchon verſtorben (S. 173), und der Marner blühte kurz nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wie ein Gedicht von ihm (S. 174.) an den jungen Konradin ausweiſt.

Nach unſerer Hypotheſe wird die Erwähnung Nidharts ganz begreiflich. Eſchenbach hatte den Titurel in der älteren Form kurz nach dem Parcival und Wilhelm von Oranſe, alſo etwa zwiſchen 1210...1220. ſpäteſtens gedichtet. Schwerlich wurde vor ſeinem Tode an eine Umarbeitung gedacht, die nach den erſten neun Geſängen wieder fünfzig Jahre lang liegen blieb. Dieß würde alſo die Vollendung unſeres Titurel ganz nahe gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hinrücken, und bloß nach innern Gründen zu urtheilen, ſcheint uns deſſen Text nicht älter zu ſein. Wir würden ſagen, viel jünger, wenn man ſich auf den alten Druck als ächt verlaßen könnte. Die unangenehme Vernachläßigung des Rhythmus, das häufige Ueberſchreiten des Sinns aus einem Verſe in den andern, oft mit einer einzigen Silbe, die verwirrten Wortfügungen, und manche andre Gebrechen der Sprache und des Versbaues tragen das Gepräge der ſpäteren Meiſterſängerei an ſich: aber ſie ſind das Werk verfälſchender Abſchreiber.

Der Fortſetzer und Vollender der Umarbeitung hat ſich am Schluße ſelbſt genannt:

Kyote flegetaniſe
Der was her wolfram gebende
Die aventeur zu priſe
Die bin ich albrecht hie nach ihm aufhebende.

Der ganze Abſchnitt von dreizehn Strophen, wovon dieſe die drittletzte iſt, nach dem 'Amen', welches ſchon den völligen Schluß ankündigt, fehlt in der fürſtlich-dietrichſteiniſchen Handſchrift; es iſt nachzuſehen, ob dieß nicht etwa auch in den übrigen ächteren der Fall iſt. Bodmer (Zugabe von Briefen S. 154.) macht unſtreitig einen übereilten Schluß, da er hieraus folgert, Albrecht von Halberſtadt habe nach Eſchenbachs Tode den Titurel vom zehnten Geſange an zu Ende geführt. Es iſt hier bloß von einem Albrecht, unbeſtimmt

welchem, die Rede. Albrecht von Halberſtadt war bekanntlich einer der älteſten Minneſinger; im Druck iſt, ſo viel wir wißen, noch nichts von ihm erſchienen, außer einer kleinen Probe ſeiner überſetzten Metamorphoſen, vor deren Umarbeitung durch Jerg Wickram von Colmar (Wunderbarliche und ſeltzame Beſchreibung u. ſ. w. Frankf. 1609. 4.). Die 50 Jahre der Unterbrechung nach dem Tode des erſten Meiſters laßen ſich durchaus nicht mit dem Zeitalter Albrechts von Halberſtadt vereinbaren, denn in eben dieſer Probe giebt er ſich als Zeitgenoßen des Landgrafen Hermaun von Thüringen an.

Man wird einwenden, an ſehr vielen Stellen des Titurel, ſowohl vor als nach dem zehnten Geſange, rede ja Wolfram von Eſchenbach von ſich als dem Verfaßer in der erſten Perſon. Es iſt ganz begreiflich, daß der Umarbeiter, aus Ehrerbietung vor ſeinem großen Vorgänger, dieſe Anſpielungen auf ihn ſelbſt und ſeine Zeitgenoßen ſtehen ließ; ja es würde uns nicht wundern, wenn er ſie noch vermehrt hätte, und wenn unter andern die häufigen und allzulangen Geſpräche zwiſchen Hrn. Wolfram und der Frau Aventüre zum Theil von ihm herrührten. Die Namen der alten berühmten Meiſter wurden in der Folge beinahe ſprüchwörtlich und mythologiſch. Wenn nun der Umarbeiter, oder vielmehr die beiden Umarbeiter daneben Anſpielungen auf ihre eigne Perſon einmiſchten, ſo mußte hieraus eine ſchwer zu löſende Verwirrung entſtehn. So nennt ſich denn in demſelben Abſatze, wo Albrecht zu reden ſcheint, am Schluße wiederum Wolfram:

Mit einem ſchlecht drei genge
Seind diſe lider worden
Gemeßen in rechter lenge
Weiſe und wort nach meiſterlichem orden
Zu kurtz zu lang ein liet vil wol ſchmachet
Ich wolfram bin unſchuldig
Ob ſchreiber recht unrichtig machet.

Eben dieſe Strophe, die mit nichts zuſammenhängt, die hier in dem dietrichſteiniſchen, und nach Grimm auch in dem hannöveriſchen Manuſcripte fehlt, ſteht ſchon, ganz ohne Veranlaßung, und mit ſtark abweichenden Leſearten, am Schluße des vierten. Püterich giebt ſie noch weit mehr entſtellt. Es iſt luſtig genug, daß die Abſchreiber gerade an dieſer Strophe, die eine Proteſtation gegen ihre Fahrläßigkeit enthält, ſo viel Unfug verübt haben. Statt

'drei genge' ſteht das erſtemal 'zwigenge'. Man mag dieß nun für ein Beiwort nehmen, zweigängige, dreigängige Reime, oder es in zwei Worte zerlegen, zwei Gänge, drei Gänge von regelmäßigen Reimen', ſo laßen ſich beide Leſearten bequem deuten. Die erſte würde auf die beiden Abſätze dir Strophe, die andre auf die drei Reimpaare gehen, die ſie enthält.

Das Zeugniß wäre entſcheidend gegen unſre Hypotheſe, wenn die Strophe wirklich von Eſchenbach herrührte. Wir halten ſie aber für ein Einſchiebſel eines der ſpäteren Meiſterſänger, die bei der Vervielfältigung der Abſchriften mit Hand anlegten; er wollte Eſchenbachen dadurch zu einem Mitgliede ſeiner Zunft machen. Die Umbildung und genaue Meßung der Strophe wird hier ausdrücklich für ein meiſterſängeriſches Unternehmen erklärt. Sie war zum Geſange beſtimmt, denn einmal heißt es:

'Weiſe' und wort nach meiſterlichem orden,

das andremal:

Gar in ir 'don' nach meiſterſanges orden.

Die Frage über den eigentlichen Begriff des Meiſtergeſangs, über die Epoche ſeiner Entſtehung u. ſ w., die einen lebhaften gelehrten Streit zwiſchen den Herren Docen und Jac. Grimm veranlaßt hat, bekommt hiedurch einen Berührungspunkt mit der vorliegenden Unterſuchung. Aber

— non nostrum est tantas componere lites.

Es bleibt noch übrig, den Zweifel zu löſen, wie das alte Original von der Nachbildung ſo gänzlich verdrängt werden kann, daß dieſe allein geleſen ward, daß von jener, ſo viel man weiß, ſich keine einzige Handſchrift erhalten hat, ja daß bis jetzt nicht einmal die geringſte Nachricht auf uns gekommen war. Dieß läßt ſich wohl aus dem veränderten Geſchmack, beſonders aus der Vorliebe für kürzere Zeilen und häufigere Reime erklären, in einer Zeit, wo die Bücher noch nicht durch die Verbreitung im Druck ſolchen zufälligen Verdunkelungen widerſtanden. Auch mochte die gemeßene Versart für den Geſang beauemer ſein; es erforderte wahrſcheinlich eine größere Gewandtheit des Sängers, die unbeſtimmte Silbenzahl der älteren einer gegebenen Weiſe anzupaſſen.

Die ſiebenzeilige Strophe des Titurel ſcheint allerdings viel Gunſt und Nachfolge gefunden zu haben. Zu dem nicht unbeträchtlichen Verzeichniſſe von Dichtern, die ſich deſſen bedient, bei Grimm (Altd. M. G. S. 62.), muß man den erneuerten Iwain eines gewiſſen Ulrichs aus dem 14ten oder 15ten Jahrhundert hinzufügen, wovon Michaeler in ſeiner Ausgabe des älteren Proben giebt; und vermuthlich werden ſich noch mehrere Gedichte in dieſem Silbenmaße auffinden laßen. Da deſſen Entſtehung aus der vierzeiligen Strophe von ſelbſt einleuchtet, ſo dürfen wir wohl mit Sicherheit annehmen, es ſei bei der Umarbeitung des Titurel zuerſt gebraucht worden, und überall, wo es ſonſt vorkommt, dieß als Nachahmung anſehen. Unſtreitig iſt das oben erwähnte herrliche Lied des Otto vom Turne eine der älteſten, und wüßten wir ſein Zeitalter, ſo ließe ſich auch beſtimmen, unter welchen Zeitpunkt wir die Umarbeitung nicht herabrücken dürfen. Unglücklicher Weiſe findet ſich aber in den bis jetzt bekannten Liedern dieſes Dichters durchaus keine Zeitbeſtimmung.

Für die Auslegung und Berichtigung des alten Bruchſtücks hat Docen ſchon viel geleiſtet; manche Stellen ſind dunkel geblieben, und müßen es wohl bleiben, wenn nicht andre Handſchriften zu Hülfe kommen. Hier nur einige Bemerkungen über das Einzelne, aus vielen, wozu uns ſein Kommentar veranlaßt hat. Str. 6.: ‘Die mir der Engel here entbot’; here’ iſt ſchwerlich das Adverb. ‘her’, ſondern ‘der hehre Engel’. — Str. 8.: ‘din rat was alda verchlamet’, erklärt Docen ‘dein Rad war hier feſt geklemmt’. Dieß iſt gezwungen; wir nehmen ‘rat’ für unſer ‘Rath’, ſo heißt es ‘du wußteſt dir nicht zu rathen noch zu helfen’; oder auch, wie es ſo oft vorkommt, für ‘Vorrath’; ‘deine Vertheidigungsmittel waren in die Enge gebracht’. — Str. 19.: ‘An der wart al wipliche ere enſtanden’; die paſſive Form ſcheint nicht zu ‘enſtanden’ zu paſſen, vielleicht muß man ſtatt ‘wart’ leſen ‘war’. Wir würden vorſchlagen ‘enblanden’, wenn man über dieß Wort im Klaren wäre, das Scherz und Oberlin irrig deuten. Unſeres Erachtens iſt es ‘entblenden’, enthüllen, in vollem Lichte zeigen, im Gegenſatz mit ‘blenden’, verdunkeln. — Str. 51.: ‘der ſüzze Schoynatulander genande’, das letzte Wort ſteht hier wohl ſchwerlich für ‘genende’, der kühne, ſonſt könnte es den Artikel nicht entbehren, ſondern für

'genannte': der ſüße Knabe, den man Schoynatulander nannte. — Str. 64.: 'Ja iſt ſi gewaltch der tumben unde der griſen'. Man hat nicht nöthig, mit D. 'der wiſen' zu leſen. 'Die Tummen' bedeuten häufig die jungen Leute, der Gegenſatz iſt alſo vollkommen. — Str. 72. Dieſe Strophe hat D. gegen die Handſchrift aus ihrer Stelle gerückt, und drei andern Strophen vorgeſetzt, weil es ſich in dem alten Druck ſo findet. Uns dünkt, ohne Grund.

Viel liep beleip al da, lieb ſchiet von dannen;
Ihr gehortet nie geſprechen von mageden, von wiben, von manlichen mannen,
Die ſich herzenlicher chunden minnen;
Des wart ſit Parzifal an Sigunen zur linden wol innen.

Wiewohl am Schluße nur Sigunens Trauer erwähnt wird, umfaßen die vorhergehenden Zeilen offenbar ſowohl den Abſchied Gamurets von Herzelauden, als Schoynatulanders von Sigunen: 'an Mägden', das geht auf dieſe; 'an Weiben', auf jene, die ſchon vermählt war. — Str. 74.:

Funf ſchoniu ors unde goldes vil, von Azachouch geſteine
Im volget uf die vart, ſin ſchilt andere ſchilt gar eine;
Durch das ſolte ein ſchilt geſellen chieſen,
Daz im ein ander ſchilt heiles wunſchte, ob dirre ſchilt chunde nieſen.

D. will in der dritten Zeile leſen 'einer ſchiltgeſellen'. Ohne Noth: ein Schilt heißt, perſoniſiciert, ein Ritter in vollſtändiger Rüſtung. Die Knappen trugen bloß Harniſche ohne Schilde. 'Nieſen' erklärt D. für das (bis jetzt noch nie vorgekommene) Intranſitiv von dem objektiven Verbum 'neiſen, neizzen', alſo verderben, zu Grunde gehen. Unſers Bedünkens ganz irrig. Das Wort iſt das noch übliche 'nieſen', sternutare. Freilich iſt das Bild ſeltſam genug, aber das darf uns von Eſchenbach nicht befremden. Ein Schild, in obigem Sinne, ſollte ſich deswegen gleich gewaffnete Gefährten wählen, damit ſie ihm im Falle der Noth ſo ſchnell zu Hülfe kämen, wie man Gott helf! ſagt, wenn jemand nieſet. — Str. 75.

Sin herzenliche liebe unde ir minne icht fremde
Was noch worden nie durch gewonheit: im gap dar diu chunigin ir hemde
Blanch ſidin, als es ir blenche ruorte
Es ruorte etwaz brunes an ir huf; den poneiz vor Baldach erz fuorte.

D. will ſtatt ‘den poneiz’ leſen ‘uf den pun’. Warum? ‘Puneis’ für Kampf iſt bekannt, und die weggelaßene Präpoſition erklärt ſich leicht. — Gamurets und Herzelaudens Liebe war durch den ehelichen Beſitz noch nicht erkaltet: ſie gab ihm ein Zeichen ihrer Zärtlichkeit mit, das ihm ein Talisman gegen alle Gefahren dünkte: ein ſeltſam gewähltes Zeichen! Die Stelle iſt äußerſt merkwürdig wegen des wunderbaren Gemiſches von lüſterner Sinnlichkeit, und heldenmüthig begeiſterter Liebe. — ‘Huf’ erklärt D. ‘Hüfte’. Sonſt ganz richtig, aber an dieſer Stelle zweifeln wir. Dee Bedeutung dieſes Wortes und ſeines Diminutivs ſcheint ziemlich unbeſtimmt geweſen zu ſein: ‘Hüffelin’ kommt vor für die Wangen; man gebrauchte es wohl für jede rundliche Erhöhung am Körper. Die andre Erwähnung erinnert an ein Lied des Tannhäuſers (Bodm. Minneſ. II. S. 67.), worin er die geheimſten Reize ſeiner Geliebten verwegen beſingt. Da heißt es ‘reit brun iſt ir meinel’, nebſt andern Ausdrücken, die Oberlin ehrbar oder achtlos unerklärt läßt. Wir verweilen nicht bei dieſen Erörterungen, eben weil wir die Dichter nur allzugut verſtehen. — Bei Str. 86. theilt D. eine celtiſche Ableitung des Titels Dauphin (bei Eſchenbach ‘Talfin’) von Bullet mit: ‘dalh’, district, ‘pen’ ou ‘pin’ signifie chef, souverain, ‘Dalphin’, le souverain de la contrée. Nur um des Himmels willen keine celtiſchen Etymologien zur Erläuterung altdeutſcher Gedichte! Ueberlaßen wir dieſe abgeſchmackten Einbildungen der celtiſchen Akademie in Frankreich. Dauphin war allem Anſehen nach ein heraldiſcher Name. Obige Ableitung iſt ungefähr wie die, welche Ebel in ſeiner Anleitung, die Schweiz zu bereiſen von dem berühmten Alpengipfel, der Jungfrau, aus dem Celtiſchen giebt: Jun, ein Ort, Frau, wovon Waßer herabfließt. Woher wißen dieß die Herren? Der Name Jungfrau iſt ein gutgemeinter Scherz, weil der Berg nie erſtiegen worden. Hier aber ließe ſich die celtiſche Erklärung Ebels allenfalls mit der germaniſchen vereinbaren.

Strophe 89.:

Jch ſpur an dir die minne, al ze groß iſt ir ſlage.

D. erklärt ‘ir ſlage’, Verheerung, Unglück, die Wirkung ihrer Gewalt. ‘Slage’ ſcheint hier vielmehr einerlei Wort mit ‘Sla’ zu ſein, welches Spur heißt; die beiden Formen konnten von ‘ſlagen’

und 'ſlahen' abgeleitet werden. Dann wäre es zu überſetzen 'allzu ſtark ſind ihre Spuren'. — Str. 96.: 'erworbene' ſollte getrennt ſtehen, 'erworben e', eher erworben. — Str. 102.:

Die Kiotes chint truoch und Schoyſianen (ſamen).

Das letzte Wort hat D. mit Recht in Klammern geſetzt. Es iſt ein Zuſatz des Abſchreibers, der nicht begriff, 'Schoyſianen' ſei der Genitiv und beziehe ſich ebenfalls auf 'chint', und nun den Sinn und einigermaßen den Reim zu befriedigen ſuchte. — Str. 152.:

Der brach halt uz der winden ein teil der phâle.

Docen: 'halt; ſo früh hätte ich dieſes oberdeutſche halt, halter, nicht zu finden vermuthet'. Dieſe noch jetzt volksmäßig übliche Partikel kommt mehrmals im Parcival und ſonſt vor, konnte alſo an ſich nicht befremden; aber hier gehört ſie gar nicht her, denn die Wortfügung fordert offenbar ein Zeitwort. D. hat den ganzen Vers mißverſtanden, indem er zugleich 'Winden' für Fenſter nimmt. Wie kann bei einem Zelte von Fenſtrrn die Rede ſein? Oberlin hat ihn hier irre geleitet, aber die Stelle, welche dieſer anführt (Wilh. von Oranse I. S. 129.), widerlegt ſeine Angabe. Es wird auch ein Zelt beſchrieben:

Daz gezelt von Avinu
Mit flize ufgeſchlagen wart;
— — — — — —
Vil richer leſt ciret die Winden,
Daran ſo mochte man vinden
Vil tier an den ſamit geweben
Von golde, als iz ſolde leben;
Der ougen waren perlen wiz.
An den wintſelen lag ouch fliz:
Die waren von bortſiden.

Fur 'Leſt' ſollte vermuthlich 'Laſt' geſchrieben ſein. Reiche Laſt, ſchwere Stickerei zierte 'die Winden', die Wände des Zeltes; dieſe Bedeutung giebt der Zuſammenhang unwiderſprechlich. Das Wort 'wintſele', Windſeile, die Stricke, womit das Zelt feſtgeſpannt war, beſtätigt dasſelbe. So ſteht auch in der vorhergehenden Zeile des Bruchſtücks: 'Nu waz er uz geſlofen durch die winden', der Hund war unter den Zeltwänden hinausgeſchlüpft. Wir würden alſo in

dem obigen Verſe zuvörderſt leſen 'uz den Winden', ſtatt 'der'. Wegen des Zeitwortes 'halt' (gedehnt auszuſprechen) müßen wir zum Holländiſchen unſre Zuflucht nehmen, wo haalen noch jetzt in verſchiednen Zuſammenſtellungen 'ziehen, losreißen' bedeutet. (S. Martin Nederduitsch Woordenboek.) Dann muß der Vers überſetzt werden: der Jagdhund riß einen Theil der Pflöcke von den Zeltwänden los. — Str. 164.:

Sus heten ſi mit worten ein ander ergetzet,
Und ouch mit guotem willen, der anevanch vil chumbers, wie wart der geletzet,
Daz freiſchet wol der tumbe unde ouch der griſe,
Von dem verzageten ſicherboten, ob der ſchwebe oder ſinche an dem priſe.

D. bezieht 'den verzageten ſicherboten' auf den Dichter; wir begreifen nicht, in welchem Sinne. Er findet die Strophe ſchwer zu enträthſeln; mit Recht: aus den vorliegenden Leſearten wird wohl niemand eine leidliche Erklärung herausbringen. Wir leſen ohne Bedenken mit dem alten Druck: 'unverzageten', und beziehen den unverzagten 'Sicherboten', Gewährsmann, auf Schoynatulander, der das Brackenſeil um jeden Preis wieder zu ſchaffen gelobt hatte. Es hieße alſo: 'So hatten ſie mit Worten und auch mit gutem Willen einander getröſtet. Es war der Anfang großen Kummers; wie dieſer von dem unverzagten Gewährsmann beendigt ward, das wird Jung und Alt erfahren, er mag nun dabei an Ruhm gewinnen oder verlieren.'

Jetzt nach dieſen kritiſchen Mühſeligkeiten noch einige Proben in erneuerter Schreibung, um unſern Leſern von dem Ton und Geiſt des Gedichtes einen anſchaulichen Begriff zu geben. Str. 46.:

Die Minne hat begriffen das Schmal' und das Breite,
Minne hat auf Erden und im Himmel vor Gott Geleite:
Minne iſt allenthalben, wann nicht zu Hölle.
Die ſtarke Minne erlahmt an ihrer Kräfte, wird Zweifel mit Wank ihr Geſelle.

(Gloſſen: 'hat begriffen', begreift in ſich; 'das Schmal' und das Breite', das Kleine wie das Große, das Verſchiedenſte; 'wann nicht', außer; 'zu Hölle', in der Hölle; 'Kräfte', dat. singul.; 'Wank', Wankelmuth.)

Wer dieſe Sprüche ſchrieb, den müßte man wohl allein deswegen für einen Dichter von hohen Gedanken erkennen. — Gamuret ſagt zu ſeinem Zöglinge Schoynatulander, der ihm ſeine Liebe zu Sigu-

nen anvertraut hat, er müße ſie erſt durch ritterliche Thaten verdienen; doch wünſcht er ihm Glück zu ſeiner Wahl. Str. 97.:

Doch freu ich mich der Märe, daß dein Herz ſo ſteiget.
Wo ward je Baumes Stamm an den Aeſten ſo löblich erzweiget?
So leuchtige Blume auf Heide, in Walde, auf Felde?
Hat dich mein Mühmel bezwungen, o wohl dich der lieblichen Melde!

(Gloſſen: V. 3. leſen wir mit der Regensb. Hdſchr. 'So' ſtatt Sie. Der 2te V. bezieht ſich auf die glorreiche Abſtammung Sigunens von den Pflegern des Grals, der 3te auf ihre eigne Schönheit; 'leuchtige', leuchtende; 'mein Mühmel', meine kleine Nichte; 'wohl dich', wohl dir; 'Melde', Meldung, Nachricht.)

Sigune, das holde Kind, —

Er kos ſie vor des Maien Blick, wer ſie ſah, bei den Thau-naßen Blumen, —

klagt Herzelauden ihre Sehnſucht nach dem abweſenden Geliebten. Str. 111...114.:

Ich hab viel Abende all mein Schauen
Aus Fenſtern über Heide, auf Straße, und gen den lichten Auen
Gar verloren; er kommt mir zu ſelten:
Des müßen meine Augen Freundes Minne mit Weinen theuer gelten.

So geh ich von dem Fenſter an die Zinnen,
Da warte ich Oſten und Weſten, ob ich des möchte werden innen,
Der mein Herze lange hat bezwungen.
Man mag mich für die alten Sehnenden wohl zählen, nicht für die jungen.

Ich fahr' auf einem Wage eine Weile,
Da warte ich ferne, mehr dann dreißig Meile;
Durch daß ich hörte ſolche Märe,
Daß ich nach meinem jungen klaren Freunde Kummers entbehre.

Wo kam meine ſpielende Freude? oder wie iſt ſo geſcheiden
Aus meinem Herzen Hochgemüthe? Ein Oweh muß nun folgen uns beiden,
Daß ich eine für ihn wollte leiden;
Ich weiß wohl, daß ihn wieder gen mir jaget ſehnende Sorge, der mich doch kann meiden.

(Gloſſen: 'des', deswegen; 'gelten', vergelten; 'da warte ich', beobachte ich wie auf einer Warte; 'auf einem Wage', Gewäßer; 'der Wag', Woge, vague; 'durch daß ich hörte', um zu hören; 'wo kam', wohin kam; 'Hochgemüthe' hoher Muth; 'ich eine', ich allein.)

So hohe und zarte Schönheiten bedürfen keiner weitläuftigen Zergliederung und ertragen ſie nicht. In jedem Laute athmet ſtolze Kraft und innige Lebensfülle, und die begleitenden Rhythmen ſind wie jauchzende Pulſe, die das friſche Heldenblut durch jede Ader des Geſanges hinſtrömen.

Aus allem Obigen erhellet, daß Docen den wärmſten Dank aller Freunde der altdeutſchen Dichtkunſt verdient. Das Wünſchenswertheſte wäre freilich, wenn der alte Titurel noch ganz wieder aufgefunden werden könnte. Muß man aber dieſe Hoffnung aufgeben, ſo wende ſich dann der Fleiß der Gelehrten in dieſem Fache zur Herausgabe der Umarbeitung, die bei allen Mängeln immer ein unvergleichliches Werk bleibt. Wie erhaben iſt gleich der myſtiſche Eingang! An die Erwähnung der Taufe ſchließt ſich ein Hymnus auf das Waßer (ἄριστον μὲν ὕδωρ), worin denkende Phyſiker die tiefſten Naturanſichten finden werden. Ueberhaupt iſt das Werk ein Inbegriff aller Wißenſchaft und Kunſt des Mittelalters, gerade wie die göttliche Komödie. Wir kennen nicht leicht in irgend einer Sprache etwas Prachtvolleres, als die Beſchreibung des dem Gral zu Ehren erbauten Tempels im dritten Geſange. Docen ſagt halb ſcherzhaft, er erwarte darüber das Urtheil eines geſchickten Architekten. Wir wünſchten aber in der That, ein Kenner der Baukunſt möchte ſich damit beſchäftigen: der Grund- und Aufriß wird ſich ganz genau geben laßen. Es iſt ein gothiſcher Dom im vollendetſten Stile, nur mit überirdiſcher Pracht ausgeſtattet, z. B. ſtatt der gefärbten Glasſcheiben ſind Edelgeſteine zuſammengefügt, die Orgeln geben ihre Töne durch belebt ſcheinende Geſtalten, u. ſ. w. Manche neuere Anſichten der gothiſchen Baukunſt, von denen wohl noch bezweifelt wird, ob ſolche Gedanken jenem Zeitalter zuzuſchreiben ſeien, werden hier vollkommen beſtätigt: die allegoriſche Bedeutung, die Abſpiegelung des Ganzen in den kleineren Theilen, u. dgl. mehr.

Die Geographie des Gedichtes, ſowohl die hiſtoriſche als phantaſtiſche, wird viel Schwierigkeiten darbieten: die Namen ſind oft geflißentlich verdeutſcht, oft durch die Abſchreiber entſtellt, welche der fremden Laute nicht Herr werden konnten. Beſondre Aufmerkſamkeit verdienen die Vorſtellungen vom Orient, von Indien, wo der Prieſter Johann thront, der zuletzt mit dem Pfleger des Grals in Eine

Perſon zuſammenfließt. Der Glaube an das Daſein dieſes heiligen chriſtlichen Königs im fernen Heidenthum war im Mittelalter ſo allgemein verbreitet, daß noch Vaſco de Gama, wie man weiß, Aufträge vom Könige Emanuel hatte, ihn überall aufzuſuchen, und wo möglich ein Bündniß mit ihm zu ſchließen.

Die Ausbeute für die Sprachkunde würde unermeßlich reich, und ſelbſt an noch brauchbaren dichteriſchen Ausdrücken ſehr beträchtlich ſein. Einem Ueberſetzer des Dante wäre dieſes Studium beſonders zu empfehlen: es finden ſich im Titurel gerade wie in der göttlichen Komödie viele aus dem Lateiniſchen zu einem geheimnißvollen Gebrauch in einheimiſche Formen übertragene Wörter: z. B. ‘tempern, Temperung, firmen, ſich lucernen, ſich cryſtallen, verklarifunkelt’, ein ſtralendes Wort, ‘geparadeiſet’, wie beim Dante imparadisa, u. ſ. w. Die widerwärtige Sprachmengerei aus dem Franzöſiſchen hat ſich zwar daneben eingeſchlichen: ‘parrieren, conduwieren, movieren’, und unzählige andre Wörter von dieſem Schlage. An ſeltnen Reimen findet ſich ein Ueberfluß; zum Theil ſind ſie durch jene glückliche Biegſamkeit der Sprache herbeigeführt, welche des Reimes wegen die Laute zu verändern erlaubt, und die wir am Italiäniſchen bewundern, im Deutſchen aber nicht gelten laßen wollen.

Noch eine allgemeine Bemerkung zum Schluß. Bei den ſtarken Lobeserhebungen, die jetzt den altdeutſchen Gedichten von allen Seiten ertheilt werden, mögen wohl manche Leſer noch immer ungläubig bleiben. Wir bitten dieſe zu erwägen, daß zwar für die Rettung dieſer Denkmale vom völligen Untergange durch den Druck ſchon ſehr viel, für ihre Herſtellung, Auslegung und den freien Genuß aber noch faſt gar nichts geſchehen iſt. Sie werden alſo wohl thun, ihr Urtheil zurückzuhalten, bis durch gelehrten Fleiß alle Hülfsmittel herbeigeſchafft ſind, welche ſie in den Stand ſetzen können, in den oft tiefen Sinn der alten Dichter ohne mühſeliges Grübeln, ja mit Leichtigkeit einzudringen. Es iſt uns nicht unbekannt, daß unter andern Herder und Schiller ſehr ungünſtig über die Minneſinger urtheilten. Wir haben hierauf nur eine ganz einfache Antwort zu geben: dieſe vortrefflichen Männer verſtanden nicht gehörig, was ſie verwarfen. Adelung verſtand das Altdeutſche leidlich: aber er las es bloß mit grammatiſchen Zwecken, nicht mit genugſamer Folge, und in der Schätzung ſolcher Dinge war er

recht eigentlich ὄνος πρὸς λύραν. Leſſing hat ſich über den dichteriſchen Werth wenig geäußert; allein er erkannte die Wichtigkeit der Unterſuchung, und ſah ein, daß man eben die kritiſche Genauigkeit hinzubringen müße, die man ſich bei ſo vielen unbedeutenden Ueberbleibſeln des klaſſiſchen Alterthums nicht verdrießen läßt. Es iſt zu bedauern, daß andre Beſchäftigungen ihn von ſeinen Arbeiten über das Heldenbuch und die Romane vom Gral abgelenkt haben. — Man ſollte der Stimme ſo mancher bekannten Dichter hierüber doch einiges Zutrauen ſchenken: Einſicht in das Weſen ihrer Kunſt läßt ſich von ihnen erwarten, und ihr Zeugniß iſt uneigennützig, denn ſie hätten ja perſönliche Gründe, zu behaupten, die Dichtkunſt habe in Deutſchland vor der jetzigen Zeit noch niemals geblüht. Auf das, was wir ſelbſt hervorzubringen vermögen, legen wir geringen Werth: aber alles Große und Schöne, was die Verwahrloſung der letzten Geſchlechter in Vergeßenheit begraben hat, aus welchem Jahrhundert und Himmelſtrich es auch herſtammen, wie fremd ſeine Geſtalt zuerſt erſcheinen möge, ans Licht zu ziehen, es unſern Zeitgenoßen in friſcher Lebendigkeit vorzuführen, ihnen deſſen Sinn aufzuſchließen: das achten wir für unſern Beruf, dem wir gern jede Anſtrengung widmen.

Winckelmanns Werke, herausg. von C. L. Fernow. 1. 2. Band. 1808. 3. 4. Band, herausg. von Heinrich Meyer und Joh. Schulze. Dresden 1809. 1811.

Eine vollſtändige Sammlung von Winckelmanns Werken war längſt ein Bedürfniß. Seine kleineren Schriften waren vergriffen und ſchwer zu haben, und die urſprünglichen Ausgaben ſeiner Geſchichte der Kunſt, die Dresdner und Wiener, haben, wie man weiß, jede ihre beſondern Mängel. Verleger und Herausgeber machen ſich alſo ein Verdienſt durch dieſes Unternehmen. Was ſie bei deſſen Ausführung geleiſtet, davon wollen wir einen getreuen Bericht erſtatten.

Unſere Aufmerkſamkeit fällt zuerſt auf das Aeußere. W. legte, wie man aus verſchiednen Stellen ſeiner Briefe ſieht, eine ungemeine Wichtigkeit darauf. Alle ſeine Schriften, ſelbſt die kleineren Abhandlungen, ſind in Quart erſchienen, in großem leſerlichem Druck, und mit Kupferſtichen verziert. Nach dem Maßſtabe deſſen, was man damals im typographiſchen Fache zu leiſten gewohnt war, zeichnen ſie ſich vortheilhaft aus. Wir ſind überzeugt, daß dieſe Sorgfalt für eine würdige Form nicht ohne Einfluß auf das Schickſal dieſer Schriften geweſen iſt. W. erklärte dadurch ſtillſchweigend, daß ſie nicht bloß eine Unterhaltung für den Augenblick, ſondern ein Beſitzthum auf die Dauer ſein ſollten, und der Erfolg hat ſeine Anſprüche bewährt. W. iſt einer von den wenigen deutſchen Schriftſtellern, die ein europäiſches Publikum gefunden haben, wie die vielen Ueberſetzungen ſeiner Werke in fremde Sprachen beweiſen. Auch bei dieſen hat man viel Fleiß auf die äußere Auszierung gewandt: die italiäniſche Ueberſetzung der Geſchichte der Kunſt von Fea, und die franzöſiſche von Janſen übertreffen hierin bei weitem die früheren deutſchen Ausgaben. Die Herausgeber erklären, daß ſie nicht eine prachtvolle, ſondern bloß eine anſtändige und zum Gebrauch bequeme Ausgabe haben liefern wollen. Wie uns dünkt, hätte, dieſem Zweck unbeſchadet, wohl etwas mehr geſchehen können. Zuerſt haben ſie das Quartformat mit dem Oktav vertauſcht. Jenes findet wenig Liebhaber unter uns, wir wißen nicht warum: die Engländer, die ſich doch gewiß auf Zierlichkeit beim Druck verſtehen, gebrauchen es häufig bei Werken von wißenſchaftlichem oder überhaupt ernſtem Inhalt. W.s Schriften waren nun einmal im Beſitz, man hätte dabei bleiben ſollen. Das Oktavformat hat noch die große Unbequemlichkeit, daß

nun die Kupfer nicht dem Buche ſelbſt eingefügt werden konnten, ſondern in beſondern Heften in quergelegtem Quart geliefert werden mußten. Die Schrift iſt ziemlich ſcharf, aber der Durchſchuß im Text verhältnißmäßig zu weit: ſollte einmal geſpart werden, ſo konnte es hier geſchehen; die Seite würde füglich ein Fünftel Zeilen mehr faßen. In den beiden erſten Bänden ſind auch die Ueberſchriften über den Seiten und einige Regiſter weggeblieben; man achtet jetzt zu wenig auf ſolche Erleichterungsmittel des Gebrauchs gelehrter Bücher. Die Kupfer ſind weniger zahlreich, als die in den Ausgaben von Fea und Janſen, und ſtehen auch zum Theil in der Ausführung gegen dieſe zurück. Doch dieß iſt eine Nebenſache: wer W.s Schriften mit anſchaulicher Kenntniß leſen will, muß doch, in Ermangelung der Kunſtwerke ſelbſt oder ihrer Abgüße, zu größeren Kupferſtichwerken ſeine Zuflucht nehmen.

Wenn dieſe Ausgabe alſo von Seiten des Angenehmen noch viel zu wünſchen übrig läßt, ſo leiſtet ſie dagegen deſto mehr Nützliches. Das Schwerſte iſt gethan: wenn der Druck erſt beendigt iſt, ſo wird alsdann eine ſchöne Ausgabe in Quart, mit großer deutſcher Schrift (denn das Zwitterweſen der ausländiſchen Buchſtaben würde unſerm W. übel ſtehen), mit wiederhergeſtellten oder neu hinzugefügten Verzierungen nachfolgen können, wobei durch mehrmaliges Ueberarbeiten größere Vollendung möglich ſein wird. Es wäre doch betrübt, wenn die Lage unſers Buchhandels nicht geſtattete, einem unſerer erſten Schriftſteller, dem im Auslande längſt dieſe Ehre widerfahren iſt, ein würdiges Denkmal zu ſetzen, während täglich die werthloſeſten Büchlein mit überflüßigen Zierraten erſcheinen.

In Bezug auf das Folgende erklären wir uns zuvörderſt über die etwas geharniſchte Vorrede zum dritten Bande,

wo die Herausgeber (S. 8.) ſagen: ‘Was wir theils durch eigene Anſchauung der Kunſtdenkmäler des Alterthums, theils durch die Schriften eines Heyne, Leſſing, Visconti, Millin, Böttiger und anderer ſachverſtändiger Männer belehrt, für oder wider Winckelmanns Meinung in gedrängter Kürze beigebracht, verzeihe uns ſein Genius, und ſehe aus unſerm im Ganzen herrſchenden Ton, wie wenig wir zuſammenſtimmen mit der in unſern Tagen ſo häufigen Menſchenbrut, welche undankbar gegen frühere unſterbliche Verdienſte, voll Anmaßung und Eigendünkels, vorwitzig modelnd und meiſternd, gerade gegen die Männer auftritt, welche ihr zuerſt die blöden Augen geöffnet und es ihr möglich gemacht haben, ſelbſt das Wenige zu ſehen, was ihr beſchränkter, ſtets vom Einzelnen befangener Blick zu faßen vermag.’ Wir bekennen, nicht zu wißen, worauf dieſes zielt, und möchten um nähere Nachweiſungen bitten. Unſers Wißens iſt in Deutſchland noch nie ein namhafter Angriff auf W.s Ruhm geſchehen. Im Gegentheil, es iſt allgemeiner Ton, mit Verehrung von ihm zu ſprechen, und Schriftſteller von ſonſt ſehr abweichenden Meinungen ſtimmen hierin überein. Schonung gegen Andere war eben nicht W.s Sache. Er läßt verdiente Gelehrte oft ſehr ſchnöde an, wegen vermeinter oder wirklicher Irrthümer, er ſtreut ſarkaſtiſche Anſpielungen gegen einzelne Menſchen und ganze Völker und Zeitalter mit vollen Händen aus. Wir ſehen alſo nicht ein, wodurch ſeine häufigen Mißverſtändniſſe und Irrthümer, ſeine Einſeitigkeit, ſeine offenbaren Ungerechtigkeiten eine ſo zarte Schonung verdienen ſollten; und wir glauben über die Mängel ſeiner Werke mit aller Freimüthigkeit nach unſerer Ueberzeugung reden zu dürfen.

Die Arbeit der Herausgeber theilt ſich in das, was ſie am Text gethan haben, und in die beigefügten Anmerkungen.

Das erſte könnte befremden, allein es hat mit W.s Schriften eine eigene Bewandtniß. Wir ſind arm an muſterhaften Proſaikern, W. ragt unter den wenigen hervor. Einfachheit und Strenge, eine gewiſſe alterthümliche Würde, und beſonders eine großartige Ruhe in der Begeiſterung ſind die Tugenden ſeiner Schreibart. Daneben hat ſie aber faſt alle grammatiſchen Unvollkommenheiten, die ſich nennen laßen: ſchielende Ausdrücke, ungeſchickte Wortſtellungen, ſchleppende Wortfügungen, daraus entſtehende Verworrenheit, und überhaupt eine gewiſſe Steifheit und Unbeholfenheit. Ungeachtet er großen Fleiß auf ſeine Schreibart wandte, ſo daß ihm nach ſeiner eignen Verſicherung die Beſchreibung des Torſo und des Apollo ſehr viel Zeit gekoſtet, läßt ſich doch wohl begreifen, wie dieß zugieng. Er war im Brandenburgiſchen geboren, einer Gegend, wo das reine Deutſch eben nicht zu Hauſe iſt; nachher beſchäftigte er ſich als Schullehrer mehr mit den alten Sprachen, als mit ſeiner eignen; er verließ Deutſchland, als unſre Proſa noch wenig entwickelt war, und während ſeines vieljährigen Aufenthalts in Italien las er wohl wenig deutſche Bücher, und bediente ſich mündlich und ſchriftlich meiſtens fremder Sprachen. Ueberhaupt hatte W. wenig natürliche Anlage, die Sprache zu handhaben. Sein geringes philologiſches Talent verräth ſich in den häufigen falſchen Auslegungen und unglücklichen Verſuchen zu Verbeßerungen des Textes der alten Schriftſteller, die er doch unaufhörlich las. Augenſcheinlich iſt ſeine Proſa weit mehr veraltet als die andrer Zeitgenoßen, z. B. Leſſings. Indeſſen ſeine veralteten Wendungen kann

man ihm ſchon laßen, ſo wie alles, was irgend eigenthümlich iſt; nur ein Widerſpruch mit den Geſetzen der Sprache kann Niemanden verſtattet werden, um ſeine Eigenthümlichkeit kund zu geben. Die Herausgeber ſagen in der Vorrede zum dritten Bande S. 3.: ‘Weil ein großer Geiſt ſich auch in ſolchen Dingen offenbart, welche man bei weniger begabten Naturen für zufällig und gleichgültig halten könnte: ſo haben wir ſelbſt in der Bildung der Sprachformen und der Orthographie, wie ſie Winckelmann in allen ſeinen deutſchen Schriften folgerecht beobachtet, uns keine Aenderung erlauben wollen, ſo wenig auch der Sprachgebrauch und die in unſern Tagen eingeführte Art zu ſchreiben dieſes billigen mag.’ Wir ſind gar nicht dieſer Meinung. W. ſcheint weder die Grammatik der deutſchen Sprache, noch ihre Schreibung jemals zum Gegenſtande eines gründlichen Nachdenkens gemacht zu haben. Wie können die Herausgeber nur von folgerechter Orthographie ſprechen? Der Augenſchein lehrt das Gegentheil. In dem Verſuch einer Allegorie ſteht S. 46. ‘Wurfſpieſe’, und S. 48. ‘Spieſſe’, beides falſch ſtatt ‘Spieße’, und ſo in unzähligen Fällen. Faſt durchgängig ſchreibt W. ‘Ertzt’; das zweite überflüßige t zugegeben, ſo hätte er dann wenigſtens auch ſchreiben müßen ‘Hertz, Schmertz’, was er doch nicht thut. Will man dergleichen auf die Drukker ſchieben, da W. meiſtens in weiter Entfernung vom Druckorte war, ſo läuft es auf Eins heraus: warum ſoll man alte Druckfehler hegen und pflegen? Die Herausgeber haben ſogar eine offenbar fehlerhafte Schreibung der Namen nicht ſelten beibehalten, z. B. B. II. S. 448. ‘Harpyen’ ſtatt ‘Harpyien’, S. 491. ‘Hygiäa’ ſtatt ‘Hygiea’, S. 499. ‘Pirenus’ ſtatt ‘Pyreneus’, S. 562. ‘Eumeus’ und ‘Siria’, ſtatt ‘Eumäus’ und ‘Syria’; B. III. S. 8. ‘Plateäa’ ſtatt

‘Platäa’ u. dgl. mehr. Dagegen haben ſie ſelbſt W.s richtige Schreibung nicht immer genau befolgt. B. III. S. 22. ‘Bakchus’ (dann müßte es wenigſtens ‘Bakchos’ heißen), wogegen dann S. 24. ‘Boeozien’, S. 61. ‘Mazedonien’, und S. 183. ‘Alzibiades’, ſeltſam abſticht. Wenn man nicht gerade griechiſche Dichter nachbilden will, ſo iſt es wohl am gerathenſten, bei den griechiſchen Namen, die wir von den Römern überkommen haben, die Schreibung dieſer beizubehalten, da ja doch unſer Alphabet dem griechiſchen keinesweges entſpricht. So beobachtete es auch W., einzelne Nachläßigkeiten ausgenommen. Verſchiedentlich ſind Druckfehler beibehalten, z. B. B. II. S. 586. *ὑὸς* für *υἱός*, S. 595. *Αοῦ* für *Ἀοῦς*. B. I. S. 262. Z. 16. ‘wird’ für ‘werden’, S. 400. Z. 11. ‘deren’ für ‘deſſen’; B. II. S. 448. Z. 4. ‘ſoll’ für ‘ſollen’, ſind Schreibfehler, die, wie eine Menge andre, ſtehen geblieben ſind. Noch ſchlimmer ſind B. I. S. 248. Z. 2. ‘im Deutſchen’, und B. II. S. 394. Z. 8. ‘im Geſichte’; Schreib- oder Druckfehler die den Sinn ganz entſtellen. B. IV. S. 5. ‘der vorzügliche Himmel beſtand in einer ‘gemäßen’ Witterung’. Ohne Zweifel wollte W. ſchreiben ‘gemäßigten’.

Daß viele ſolcher Verſehen auf die Rechnung der Drukker der erſten Ausgaben kommen, machen einige Stellen glaublich, wo durch mehrere ausgefallene Worte der ganze Gedanke verdunkelt iſt. B. III. S. XXXVI. ‘Da man nun zwiſchen dem Kopfe der Niobe und jenem einzelnen Abguße, und in dieſem mehr Rundung bemerket, auch den Mund beßer gebildet gefunden, haben einige daraus ſchließen wollen’, u. ſ. w. Hier fehlen offenbar nach ‘Abguße’ die Worte ‘eine Vergleichung angeſtellet’. B. III. S. 7. ‘Wenn man alſo auch zugeſtehen wollte, daß die Griechen die Kunſt von

den Aegyptern erhalten, ſo muß man wenigſtens auch bekennen, daß es mit jener, wie mit dieſer ergangen ſei; denn die Fabeln der Aegypter wurden unter dem griechiſchen Himmel gleichſam von neuem geboren', u. ſ. w. Hier fehlen nach 'Kunſt' die Worte 'ſowohl als die Mythologie', oder 'die Götterlehre'. B. IV. S. 151. 'So wie die zwo berühmten Schulen der alten Weltweiſen, in einem der Natur gemäßen Leben, die Stoiker in dem Wohlſtande das höchſte Gut ſetzten' u. ſ. w. Hier iſt ein doppeltes Verſehen eingeſchlichen, eine Verſetzung und eine Auslaßung: es ſollte heißen 'die Stoiker in einem der Natur gemäßen Leben, die Peripatetiker in dem Wohlſtande'. — Die Herausgeber haben dieſe Stellen ohne Berichtigung, ja ſogar ohne Bemerkung der Lücke vorbeigehen laßen.

Wahre und derbe Sprachfehler ſind jedoch zu häufig in allen deutſchen Schriften W.s, als daß ſie nicht von ihm ſelbſt herrühren ſollten. Falſcher Gebrauch der Vorwörter: B. II. S. 436. 'ohne der von mir gemachten Bemerkung', ſtatt 'die' und 'gemachte'; S. 456. 'vor neu halten', ſtatt 'für', vielmals; S. 459. 'unter die Tugenden ſcheinet auch die Beſtändigkeit zu ſein', ſt. 'den'; S. 482. 'wurden in daſſelbe Geſchichten angebracht', ſt. 'demſelben'; B. III. S. VI. 'die neben dem Schlafe geſetzet ſind', ſt. 'den Schlaf'; S. XXV. 'mit dem rechten Arme auf ſeinem Haupte geleget'; B. I. S. 243. 'eine Begebenheit in einer einzigen oder in ein paar Figuren, und dieſes in groß gezeichnet, vorzuſtellen', ſt. 'dieſe ins Große', oder 'groß gezeichnet'. B. I. S. 245. 'nähere dich zu den Werken des Alterthums'. — Falſcher Gebrauch des Zeitwortes: B. II. S. 467. 'daß das beziehende Bild, auf diejenige Sache, auf die es ſich beziehet, führe'; muß heißen 'das ſich beziehende', oder beßer

bliebe das müßige Beiwort ganz weg. Man bemerke zugleich die ſchleppende Wortfügung. Der Satz würde an Kürze, Nachdruck, Deutlichkeit und Wohlklang gewinnen, wenn es hieße 'daß das Bild auf die Sache führe, worauf es ſich beziehet'. B. III. S. 63. 'die erſtaunenden Bilder', ſt. 'erſtaunlichen'. Das Zeitwort 'erſtaunen' kann nie tranſitive ſein. — Falſcher Gebrauch der Fürwörter: B. II. S. 476. 'Aus einer Arbeit, wie die des Ripa ſeine iſt', ſt. 'wie die des Ripa iſt'. S. 507. heißt es vom Vulkanus 'Sein eigenes Opfer' ſt. 'das ihm eigene'. B. III. S. XVII. 'Menſchen von dieſer Art ſind eines ewigen Gedächtniſſes würdig, welches ſie ihre eigenen Verdienſte verſichern', ſt. 'deſſen'. S. XXIX. 'das Leichenbegängniß des Meleagers' (Meleager) 'und deſſen Ehegenoßinn Cleopatra'; es muß 'ſeiner' heißen, ſonſt iſt der Genitiv nicht bezeichnet. — Falſches Geſchlecht der Nennwörter: B. II. S. 513. 'hat Pallas ihren Aegis'; mit der griechiſchen Endung ſollte auch das Geſchlecht beibehalten ſein: die deutſche Endung 'Aegide' macht das Wort von ſelbſt weiblich. B. I. S. 205. 'der Eck', mehrmals für 'die Ecke'. B. IV. S. 83. 'ohne ſichtbaren Band, der ſie halten konnte', ſt. 'ſichtbares Band, das'. — Falſche Biegungen: B. I. S. 257. 'nach erlangter wahren Kenntniß', ſtatt 'wahrer'. B. I. S. 354. u. f. 'Gewölber', durchgängig für 'Gewölbe'. B. II. S. 409. 'von weiten', ſt. 'weitem', mehrmals. B. IV. S. 56. zählt man in drei Worten zwei grammatiſche und einen orthographiſchen Fehler: 'Ihr vielvergnügende Mädgens'. Es ſollte heißen 'Ihr vielvergnügenden Mädchen': die Bildung der Mehrzahl durch s gehört nur den gemeinſten Spracharten an. Es wird einem ordentlich ſchlimm zu Muthe, die anmuthigen Worte Pindars πολύξενοι νεανίδες ſo überſetzt zu ſehen.

Auch ‘vielvergnügend’ iſt unzart, und nicht einmal treu. — Undeutſche Galliciſmen: B. III. S. IV. ‘man findet es ſchlechter, als es nicht iſt’. B. IV. S. 150. ‘eine Frau, die kaum an die Rückkehr ihrer Blüthe gelangt iſt.’

Alle dieſe Sprachfehler und hundert andre haben die Herausgeber ſtehen laßen. Fernow hat Einiges ſtillſchweigends verbeßert, er ſah folglich die Nothwendigkeit ein. Seine Nachfolger hätten dieſen Grundſatz nur mit Fleiß und Genauigkeit durchführen ſollen, und wir wünſchen, das hierin Verſäumte möge in den folgenden Bänden, und bei einer zu hoffenden neuen Ausgabe der ſchon erſchienenen nachgeholt werden.

Man behält im Salluſtius die älteren Formen bei, weil man weiß, daß er ſie mit Abſicht vorzog: Winckelmann iſt billig dasſelbe Vorrecht zu gönnen, wiewohl Manches mehr ein altfränkiſches, als ein alterthümliches Anſehen hat. Dahin rechnen wir den häufigen Gebrauch des Fürwortes ‘derſelbe’, wo es ohne allen Nachdruck ſteht, und ungefähr wie das veraltete franzöſiſche icelui herauskommt. Manchmal wird die Wiederholung dem Ohre doch gar zu mißfällig; z. B. B. II. S. 431. Dahin rechnen wir ferner die gedehnten Biegungen der Zeitwörter, wiewohl ſie manchmal ſehr fremd ſind, als ‘machet, liebet’, und auch ſonſt, durchgängig gebraucht, unſre Proſa mit weiblichen Endungen überhäufen. Ganz unſtatthaft ſcheint es hingegen, bei lateiniſchen Namen und Wörtern die fremde Biegung beizubehalten: auf einem ‘Suggeſtu’, in dem ‘Foro’, mit dem ‘Caduceo’, des ‘Muſei Capitolini’, die ‘Antiquarii’ und unzählige andre. Wenn man einmal ſo ſchreibt, ſo hat man keinen Grund, nicht auch zu ſagen ‘zur Zeit des Conſulis Bruti’. In der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts that man

dieß wirklich, aber man kündigte die Sprachvermengung durch lateiniſche Buchſtaben an, und dieſe pedantiſche Zierlichkeit iſt mit Recht längſt abgeſchafft. W. war darin ſo wenig folgerecht, daß er ſetzt ‘die Cenſors’; B. IV. S. 86. ‘Mutter von zween Lares’ und S. 112. ‘nebſt den Horae’, wo es dann wenigſtens ‘Laribus’ und ‘Horis’ heißen müßte. Sprachwidrig iſt auch ‘des Jupiters, des Meleagers’ u. ſ. w., denn der Artikel wird vor eigenen Namen bloß in Ermangelung der Biegung zu Hülfe genommen: außerdem iſt es eine gemeine Sprechart. Bei dem langen Aufenthalt im Auslande war W. einer andern Sprachvermengung ausgeſetzt: die italiäniſchen Benennungen wurden ihm geläufiger; er glaubte wohl gar, es gebe keine deutſchen für dieſes und jenes, wie er einmal (B. IV. S. 142.) neben ‘betäubt’ intronato in Klammern ſetzt, als ob es etwas mehr bedeutete. ‘Amorini, Medaglioni, Campidoglio’ u. dgl. würden wir ohne Umſtände verdeutſchen. ‘Conturn’ iſt nun weder italiäniſch noch franzöſiſch; das Wort würde beßer ganz beſeitigt, da wir ein eben ſo gutes haben. ‘Der Trunk’ einer Statue (B. III. S. XIII.) iſt äußerſt fehlerhaft aus truncus gebildet, wegen des Gleichlautes mit ‘Trunk’ von ‘trinken’; überhaupt haben wir Ueberfluß an deutſchen Wörtern, der Rumpf, der Sturz.

Wir glauben, man könnte noch weiter gehn, und ungeſchickte Wortſtellungen behutſam verbeßern. W.s erſte Schrift ‘über die Nachahmung’ hebt gleich mit einer ſolchen an: ‘Der gute Geſchmack, welcher ſich mehr und mehr durch die Welt ausbreitet, hat ſich angefangen zuerſt unter dem griechiſchen Himmel zu bilden’. Es ſollte heißen ‘hat unter dem griechiſchen Himmel zuerſt angefangen ſich zu bilden’. B. II. S. 386. ‘Seine Entſchuldigung war, daß er in jun-

gen Jahren die Werke der alten Kunſt, in Geſellſchaft zweier noch lebender' (lebenden) 'Künſtler jenſeit der Gebürge geſehen'. Sollte man, wie der Satz ſteht, nicht glauben, Herr von Stoſch habe die alten Kunſtwerke nicht in Italien, ſondern im Norden der Alpen kennen gelernt?

Bedenklicher iſt es mit den ſchielenden Ausdrücken, weil ſie oft aus der Verworrenheit und Unreiſe der Gedanken entſpringen. B. II. S. 151. 'die älteſten Künſtler der Griechen entwarfen ihre Bilder mehr nach der Deutung als wechſelsweiſe'. Was heißt dieß? Wie kann man die Bilder und ihre Deutung wechſelsweiſe nach einander entwerfen? Vermuthlich ſteht 'wechſelsweiſe' für 'umgekehrt', allein auch dieß möchte unmöglich ſein, die Deutung nach den Bildern zu entwerfen; denn die Deutung iſt ja nicht willkürlich. W. erklärt ſogleich näher, was er eigentlich ſagen will, aber der ganze Satz bis zum Schluße bedürfte einer Umſchmelzung, um logiſch richtig geſchrieben zu ſein. B. I. S. 157. 'Dieſe Verſchiedenheit der Empfindung lieget entweder in der Eigenſchaft der Nachahmung überhaupt, welche deſto mehr rühret, je fremder ſie iſt, als das Nachgeahmte, oder mehr an ungeübten Sinnen' u. ſ. w. Soll dieß etwa heißen 'welche mehr rühret, als das Nachgeahmte, und um ſo mehr, je fremder dieſes uns iſt'? Auch ſo bringen wir noch keinen leidlichen Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden heraus. B. II. S. 382. 'Die Fähigkeit das Schöne in der Kunſt zu empfinden, iſt ein Begriff, welcher zugleich die Perſon und Sache, das Enthaltende und das Enthaltene in ſich faßet, welches ich aber in eins ſchließe, ſo daß ich hier vornehmlich auf das erſtere mein Abſehen richte' u. ſ. w. Dieß ſieht aus wie ein Räthſel für einen Oedipus, und doch wollte W. vermuthlich etwas ganz Gewöhnliches ſagen, nämlich

'Bei der Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, kommt zweierlei in Betracht, das Schöne als deren Gegenſtand, und dann die Eigenſchaften der Sinne und des Geiſtes, wovon ſie abhängt'. — Solche Sätze bleiben unheilbar, weil man nicht mit Sicherheit weiß was der Vf. gewollt hat. B. IV. S. 91. 'der Kopf der höchſten Schönheit in demſelben (dem Bacchus) iſt mit deſſen ergänzter Statue, die etwas größer als die Natur iſt, nach England gegangen.' Es reut uns die Zeit, alle in dieſen Zeilen enthaltenen Fehler der Schreibart zu entwickeln.

Wer durch Wegräumung ſolcher logiſchen und grammatiſchen Mängel W.s Eigenthümlichkeit für gefährdet hält, lobt ſie nicht zum Beſten. Der große Eindruck, denn ſeine Schreibart macht, beruht auf ganz andern Eigenſchaften, und dieſe würden, von ſtörenden Verſehen gereinigt, nur deſto glänzender hervortreten. Wollte man die Gewißenhaftigkeit auf das Aeußerſte treiben, ſo könnte man ja die urſprünglichen Leſearten am Schluße beifügen.

Bei einem gewöhnlichen Schriftſteller würde ſolche Sorgfalt nicht der Mühe lohnen. Allein W.s Proſa iſt in allen weſentlichen Stücken klaſſiſch; man helfe ihr alſo nach, auf daß ſie es auch in Nebendingen werde, für deren Berichtigung W. ſelbſt einen Grammatiker hätte ſorgen laßen ſollen, wie er es bei ſeinen italiäniſchen Schriften that.

Unſers Erachtens iſt demnach dieſe Ausgabe in Bezug auf die Durchſicht des Textes noch weit von der Vollendung entfernt. Hängen manche Leſer ſo feſt am Buchſtaben W.s, daß ſie durchaus auf einem ganz unveränderten Abdrucke der ältern Ausgaben mit ihren zahlreichen Fehlern beſtehen, ſo geſchieht auch dieſen keine Genüge.

Wir kommen auf die Anmerkungen, und hier müßen wir unterſcheiden, was Fernow, und was ſeine Fortſetzer gethan. Der verſtorbene Fernow ſcheint auf das ganze Unternehmen keine ſonderliche Mühe verwandt zu haben. Ein Leben W.s, wie er es abgefaßt, ließ ſich nach Huber und Goethe leicht ſchreiben; ſeine Anmerkungen ſind meiſtens unbedeutend, und wenn man alles abrechnet, was er von Fea, Leſſing, Heyne und Andern entlehnt hat, ſo wird ihm wenig Eignes übrig bleiben. Bei der Schrift über die Allegorie am Schluße des zweiten Bandes kommen zuerſt mit M. unterzeichnete Anmerkungen vor, ohne Zweifel von Hrn. Meyer, der ſich erſt auf dem Titel des dritten Bandes nennt. Wir vermuthen, daß hier Fernows Arbeit durch den Tod unterbrochen worden ſei, wiewohl es nirgends ausdrücklich angezeigt iſt. Die Anmerkungen der Herausgeber des dritten und vierten Bandes ſind weit bedeutender, und von ſehr ſchätzbarem Gehalt. Zwar haben ſie einen gründlichen Vorarbeiter an dem fleißigen Fea gehabt, ſo wie ſchon Fernow bei der Schrift über die Baukunſt, und bei den Briefen über die herkulaniſchen Entdeckungen. Es wird dieſem beleſenen Alterthumsforſcher von den Herausgebern etwas unfreundlich vorgerückt, er verſtehe kein Griechiſch, und helfe ſich mit ſchlechten Ueberſetzungen. Er hat doch Winckelmann bei einer Stelle, wo dieſer behauptet, Stephanus, Rhodomann und ſogar Weſſeling hätten den Diodor nicht verſtanden (B. I. S. 323. Anm. 32.), und bei manchen andern treffend zurecht gewieſen. Daß der Abate Fea eine nicht nur gründliche, ſondern kritiſche Kenntniß der lateiniſchen Sprache beſitzt, davon hat ſich der Vf. dieſer Anzeige in Geſprächen mit ihm öfter überzeugt. Die Herausgeber haben daher recht wohl gethan, ſeine Anmerkungen ganz oder im Aus-

zuge zu geben. Feas Berichtigungen und Zuſätze betreffen mehr den antiquariſchen, die ihrigen den künſtleriſchen Theil, Urtheile über einzelne Kunſtwerke, Nachweiſungen der ſeitdem entdeckten, Nachricht von dem Schickſale der verlorengegangenen oder verpflanzten u. ſ. w. Es iſt alſo für Leſer jeder Art bei dieſer Ausgabe reichlich geſorgt.

Die Anmerkungen ſind an den Schluß der Schriften und Bände geſetzt, weil ſonſt freilich der Text zuweilen nur wenige Zeilen auf einer Seite eingenommen hätte. Indeſſen wünſchten wir, ſolche Anmerkungen, die bloß in Citaten beſtehen, möchten durch eine andre Bezeichnungsweiſe unterſchieden ſein, damit der Leſer nicht durch das beſtändige Nachſchlagen geſtört würde. Wahrſcheinlich um dieſe Unterbrechung zu verhüten, verbat ſich W. in ſeinem letzten Willen alle ferneren Anmerkungen. Hierin konnte man ihm freilich nicht willfahren: der Verſehen ſind zu viele, und dem Leſer, der erſt Belehrung ſucht, iſt doch nicht zuzumuthen, daß er Wahrheit und Irrthum ſo ganz ungeſichtet hinnehme. Bei der Geſchichte der Kunſt ſind die Anmerkungen faſt bis zur Hälfte jedes Bandes, und zwar in engerm Druck, angewachſen. Dieß war unvermeidlich, wenn alles, was in dieſer Wißenſchaft ſeitdem geleiſtet worden (freilich großentheils auf W.s Veranlaßung) nachgetragen werden ſollte. Wir ſchlugen oben vor, den Text in grammatiſcher Hinſicht durchgehends zu berichtigen; unſers Bedünkens könnten auch manche Sachberichtigungen dem Texte ohne weiteres eingerückt werden. Es iſt in der That verdrießlich, wenn man ſich erſt bei Leſung des Werkes bemüht hat, eine Angabe ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen, und nachher beim Nachſchlagen der Anmerkungen erfährt, man habe ſich vergeblich bemüht, und müße etwas ganz Anderes an die Stelle ſetzen.

Wo W. auf ſeine irrigen Annahmen weiter fortbaut, und ſie in ſeine Schlußfolgen verflicht, da läßt ſich freilich nichts ändern. Oft aber betrifft der Irrthum bloß Nebendinge, und hat keinen weitern Einfluß. Von dieſer Art iſt es, wenn B. III. S. 13. ſteht 'dergleichen Augen hat vermuthlich Diodorus anzeigen wollen, wo er von den Figuren des Dädalus ſagt, daß dieſelben gebildet geweſen ὄμμασι μεμυκότα'. Hier konnte durch die geringe Veränderung 'von den Figuren vor der Zeit des Dädalus', die Anmerkung erſpart worden. Eben ſo S. 8., 22., 29., 36. bei den Stellen, wozu die Anmerkungen 9., 68., 109. und 152. gehören, und bei vielen andern. B. I. S. 378. giebt W. den Zeitraum von zehn Olympiaden auf mehr als neunzig Jahre an. Auch dieſer Schreibfehler iſt beibehalten, und durch eine Anmerkung Feas berichtigt. Wo W. ſo ſtarke Uebereilungen entſchlüpft ſind, wie die, daß er berühmte Dichter ſatyriſcher Dramen und ſogar den Tragiker Aeſchylus für Bildhauer ausgiebt, die ſich in Statuen von Satyrn ausgezeichnet (B. IV. S. 76.), da könnte man wohl, aus Sorgfalt für ſeinen Ruhm, einige Zeilen ganz ausſtreichen. Dem Lehrer großer Wahrheiten muß Manches hingehn, einen Andern würde man nach ſolch einer Probe unfehlbar für einen Fremdling in der griechiſchen Litteratur halten.

Wir wollen die verſchiedenen Schriften nach der Reihe durchgehen, und nur einige von den dadurch veranlaßten Bemerkungen mittheilen.

B. I. Nr. 1. Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt. II. Sendſchreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechiſchen Werke. III. Nachricht von einer Mumie in dem königl. Kabinet der Alterthümer zu Dresden. IV. Er=

läuterung der Gedanken von der Nachahmung der griechiſchen Werke, und Beantwortung des Sendſchreibens über dieſe Gedanken.

Gleich in ſeiner früheſten Schrift ‘über die Nachahmung’ hat W. die Grundſätze ausgeſprochen, die ihn nachher immerfort leiteten. Beharrlichkeit iſt das erſte Erforderniß für Geiſter, die auf ihre Zeit wirken wollen. Auch die Eigenthümlichkeit ſeiner Schreibart kündigt ſich ſchon entſchieden an, doch ſpürt man noch hier und da einen leichten Anſtrich franzöſiſcher Wendungen. In dem ‘Sendſchreiben’, worin W. zum Schein ſich ſelbſt angriff, ſieht man ein nicht recht gelungenes Streben nach ſchalkhafter Ironie: W.s Munterkeit iſt etwas ſteif und gravitätiſch. In den Urtheilen findet ſich noch viel Unreifes. Er ſchrieb damals gewiſſermaßen unter der Vormundſchaft Oeſers, und was dieſer würdige Mann, dem wir in Rückſicht auf W. ſo viel verdanken, ſelbſt zu malen vermochte, das wißen wir alle. Indeſſen erſtreckten ſich ſeine Einſichten in die Kunſt unſtreitig weiter als ſeine Mittel der Ausübung. Und dennoch, was bewunderte W. nicht noch Alles nach Anleitung dieſes Lehrers! Die manierierteſten Erzeugniſſe ſeiner oder der jüngſtvergangnen Zeit, die nun ſchon in Vergeßenheit begraben ſind. W. kam nach Italien, und die bisherigen Brillen fielen ihm plötzlich ab, aber nur um mit anders gefärbten vertauſcht zu werden. Nun ſollte im Norden der Alpen kaum irgend etwas Schönes vorhanden ſein, oder hervorgebracht werden können: es fehlte nicht viel ſo hätte er ſich wie ein nie gereiſter Italiäner eingebildet, jenſeit der Gebirge fange gleich der ewige Schnee an. Nun verkannte er den Geiſt der großen neuern Meiſter, oder lobte ſie bloß als unvollkommene Nachahmer der Alten. In dieſer Denk-

art, die Kunſt der Neuern ganz gegen die der Alten zurückzuſetzen, wäre ein gewiſſer Zuſammenhang geweſen. Aber zum Unglück maß W. mit verſchiedenen Maßen. Wie er vorhin Oeſern mit dem Ariſtides verglichen, und ihn den Maler der Seele genannt hatte, ſo war ihm nun Mengs der große Wiederherſteller, ja der erſte Schöpfer ächter Kunſt, der alle Meiſter des ſechszehnten Jahrhunderts verdunkelte. (B. IV. S. 230.) Seine Lobrede iſt ſo ſehr außer allem Verhältniß mit dem Gegenſtande und mit der Schätzung der nächſten Nachwelt, daß ſie W. um den Ruf eines Kenners bringen müßte, wenn ihn nicht eine liebenswürdige Verblendung der Freundſchaft entſchuldigte. Auch auf W.s Urtheile über die alten Kunſtwerke hatte Parteilichkeit, unter andern für die Sammlung ſeines Gönners, des Kardinals Albani, einen ungebührlichen Einfluß.

Kleine Aufſätze über Gegenſtande der alten Kunſt aus Zeitſchriften: I. Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunſt. II. Von der Grazie in den Werken der Kunſt. III. Beſchreibung des Torſo im Belvedere in Rom. IV. Nachrichten von dem berühmten ſtoſchiſchen Muſeo in Florenz. V. Anmerkungen über die Baukunſt der alten Tempel in Girgenti in Sicilien.

Die beiden erſten Aufſätze enthalten manches goldne Wort; die Beſchreibung des Sturzes vom Herkules iſt ein hinreißender Dithyrambe. W. hat in dieſer Art nur noch eine Schilderung des vatikaniſchen Apollo geliefert, die aber in der 'Geſchichte der Kunſt' nicht ganz an ihrer Stelle ſteht. Es wäre zu wünſchen, er hätte ſein Vorhaben ausgeführt, die ſchönſten Statuen ſo zu beſchreiben. (B. I. S. 287.) So viel ſich W. mit dieſem herkuliſchen Sturze beſchäftigt, ſo hat er doch deſſen Deutung nicht erſchöpft.

Dieſes Bruchſtück iſt, in Bezug auf das Ganze, das man ſich dabei vorſtellen muß, vielen Mißdeutungen ausgeſetzt geweſen. Bernini hielt es für einen ſpinnenden Herkules; Heinſe behauptet im Ardinghello, Herkules habe die Hebe auf ſeinen Knieen gewiegt, als ob die alten Künſtler ihre Götter 'Wie gefällt dir dein Nachbar?' hätten ſpielen laßen. W. hatte richtig erkannt, der Held ſei ſchon vergöttert dargeſtellt, aber nun blieb er bei dem Begriffe eines ruhenden Herkules ſtehen. Nach ihm (B. III. S. XXV.) ſoll der linke Arm über das Haupt gelegt geweſen ſein, was bei der Neigung vorwärts eine gezwungene Stellung hätte ſein müßen. Ohne von Flaxmans Vermuthung zu wißen, wurde es uns bei Betrachtung dieſes herrlichen Ueberreſtes im Muſeum zu Paris klar, daß es einer Gruppe des Herkules und der Hebe angehöre. Die Göttin ſtand zur Linken neben ihm, ſeine Rechte von der geſenkten Schulter herab empfieng die dargebotene Nektarſchale, ſeine Linke ruhte vielleicht auf ihrer Schulter, und das vorwärts gewandte Haupt ſchaute in trunkener Entzückung zu ihr hinauf. Wir haben die flaxmanſche Zeichnung nicht geſehen, und wißen nicht, wie nahe ſie mit unſrer Annahme zuſammentrifft; doch zweifeln wir, ob der geiſtreiche Mann ein ſo gelehrtes Werk mit gleicher Kraft der Zeichnung wird haben ergänzen können.

'Anmerkungen über die Baukunſt der Alten.' Eine der unbedeutendſten Schriften W.s, die ſeit ihrer Erſcheinung noch beträchtlich an Werth verloren hat. Theils zufällig, wegen der vielen ſeitdem entdeckten und beſchriebenen Denkmale in Sicilien und Griechenland; dann auch, weil viel und zum Theil vortrefflich über den Vitruvius gearbeitet worden iſt, unter andern durch Hrn. Architekt Genelli

in Berlin. Die Baukunſt war nicht eben W.s Stärke: er verwechſelt ſogar einmal unter den verſchiedenen Arten von Tempeln den Amphiproſtylos mit dem Peripteros (B. I. S. 332.). Ueber den Geiſt der alten Baukunſt ſagt er wenig, und in ihre Technik tief einzudringen, dazu beſaß er ohne Zweifel nicht genug mathematiſche Kenntniſſe. Wo ſeine Beſchreibungen nur irgend an das Geometriſche hinſtreifen, werden ſie verworren. In dem Aufſatze über den Tempel zu Girgenti heißt es S. 290.: 'Der engliſche Fuß iſt kleiner als der alte griechiſche; aber der Unterſchied iſt ſehr geringe: der engliſche Fuß, welcher zwölf Zolle hat, iſt um $^{875}/_{10000}$, oder um das zehntauſendſte achthunderſte und fünf und ſiebenzigſte Theil eines Zolles kleiner als der griechiſche. Der Pariſer Fuß iſt größer als der engliſche, und jener enthält mehr als dieſer um $^{8160}/_{10000}$, oder um den achttauſendſten hundert und ſechszigſten, zehntauſendſten Theil eines ſeiner Zölle. — Dieſe genaue Beſtimmung hat mir Hr. Henry Esq. mitgetheilt' u. ſ. w. Wie kann man nur in eine ſo leichte Sache ſo viele Verwirrung hineinbringen? Die Umſchreibung in Worten war ganz unnöthig; jedermann weiß ja einen Decimal-Bruch zu leſen. Wollte man ſie aber ſetzen, ſo mußte es heißen 'der engliſche Fuß, welcher zwölf Zolle hat, iſt um 0,0875 Zoll, oder um achthundert fünf und ſiebenzig Zehntauſendtheilchen eines Zolles kleiner als der griechiſche Fuß' u. ſ. w.; und ſo hätten es die Herausgeber nur gleich ſetzen ſollen. Nachher ſagt W. S. 299. 'Die Länge dieſes Platzes kommt mit dem Maße des Diodorus überein, welcher die Länge des Tempels auf 340 Fuß ſetzt; nach dem engliſchen Maße ſind es 345 Fuß.' Dieß iſt wieder falſch, denn $0{,}0875 \cdot 345 = 30{,}0875$; alſo trägt der Unterſchied nur etwas über $2^1/_2$ Fuß aus.

In den ‘Anmerkungen über die Baukunſt’ S. 346. hat Fernow einen wunderlichen Irrthum ohne Rüge vorbeigehen laßen. W. redet von Steinen, die nachwachſen, wie es von den tiburtiniſchen Steinbrüchen bekannt iſt, und fügt hinzu: ‘Noch außerordentlicher aber iſt der Porphyr, in welchem man vor dreißig Jahren eine goldne Münze des Auguſtus fand.’ In der angefangenen Umarbeitung dieſer Schrift heißt es ‘Noch außerordentlicher aber iſt ein Stück einer Säule von Granit, in welchem man zu Rom vor dreißig Jahren eine güldene Münze fand, da man es zerſägte. Dieſe Münze war in den Händen des bekannten Antiquarius Ficoroni, folglich muß ſich dieſer Granit innerhalb dreihundert Jahren erzeugt haben; denn’ u. ſ. w. Da dieſe Stellen auf den Zuſammenhang keinen Einfluß haben, ſo hätte man ſie billig ausſtreichen, und es ſolchergeſtalt mit dem Mantel der Liebe bedecken ſollen, daß ſich W. ein höchſt abgeſchmacktes Märchen aufbinden laßen. Man weiß ſchon, daß die Antiquare vom Gewerbe ſich kein Gewißen daraus machen, den Werth eines Fundes durch fabelhafte Erfindungen zu erhöhen.

Ferner S. 346. ‘Wenn die alte römiſche Geſchichte meldet, daß es zuweilen bei Albano Steine geregnet habe, ſo iſt dieß wahrſcheinlich von einem Auswurfe der Gebürge zu verſtehen.’ Keinesweges: vulkaniſche Ausbrüche waren zu auffallende Erſcheinungen, als daß ſie Livius nicht ausdrücklich unter den Wunderzeichen hätte erwähnen ſollen. Er redet von gefallenen Steinen, von den bekannten Boliden, die, wenn die glühende Maſſe in der Luft zerſprengt wird, die Erſcheinung eines Steinregens geben. Auch hier keine berichtigende Silbe von Fernow!

Von den ſogenannten cyklopiſchen Mauern redet Winckelmann S. 357. und 534. ſehr flüchtig. Es wird unſern Leſern angenehm ſein, zu erfahren, daß man über dieſen Gegenſtand ein ausführliches Werk aus England zu erwarten hat. Ein Amerikaner, Middleton, ein Liebhaber der Alterthümer und der Landſchaftmalerei, hat die ſämmtlichen in Italien vorhandenen cyklopiſchen Mauern mehrmals bereiſet, auf das genaueſte vermeßen, und ſowohl geometriſche als maleriſche Zeichnungen davon entworfen, die der Verfaßer uns bei ſeiner Rückreiſe nach England mitgetheilt hat. Ob ſein Werk, mit vielen großen Kupfertafeln verziert, ſchon erſchienen oder noch in der Arbeit iſt, wißen wir nicht. Das Merkwürdige an dieſen rieſenhaften und unbezweifelt älteſten Denkmälern der Vorwelt in Italien (ſie ſind es in Griechenland ebenfalls) iſt der Gegenſatz zwiſchen dem rohen Geſchmack und der ſcheinbaren Zweckloſigkeit der Bauart, und den beträchtlichen Fortſchritten in der Mathematik und Mechanik, welche daraus erhellen. Denn wegen der großen Schwere ließ ſich das Zuſammenfugen der unregelmäßigen viereckigen Steine nicht verſchiedentlich verſuchen, wie etwa bei einem dergleichen Steinpflaſter, ſondern die Ecken und Seiten der zu behauenden Steine mußten in Bezug auf einander vorher genau berechnet werden. Bildnerei iſt nicht an dieſen Mauern, außer dem Phallus über einigen Thoren. Die Unterſuchungen darüber verſprechen unerwartete Aufſchlüße über den älteſten Anbau Italiens.

'Fragment einer neuen Bearbeitung der Anmerkungen über die Baukunſt der Alten.' Aus W.s Handſchrift von Hrn. Hofrath Blumenbach mitgetheilt. Nach dieſer Probe iſt es kein großer Verluſt, daß W. die Umarbeitung der obigen Schrift nicht zu Ende gebracht hat. Er wiederholt

faſt durchgängig ſeine früheren Irrthümer. So führt er es S. 530. als Empfehlungswerthes an, daß die Alten, um die Füllung der Gewölbe leicht zu machen, leere Töpfe unter den Mörtel hineingeſteckt. Er vermuthet dabei einen akuſtiſchen Zweck, und will es mit den Schallgefäßen in den Theatern, wovon Vitruvius ſpricht, in Beziehung ſetzen. Aber wo finden ſich dergleichen Töpfe? An dem Circus der Caracalla, bekanntlich einem ſehr ſchlechten und tumultuariſch errichteten Gebäude. Wozu in aller Welt ſollten in einem Circus zum Pferderennen akuſtiſche Vorrichtungen dienen, geſetzt auch, die Töpfe könnten eine ſolche Wirkung haben? Wir ſehen darin nichts weiter, als eine Betrügerei der Bauunternehmer, welche ſich die Arbeit ſo leicht und wohlfeil, aber ſie freilich zugleich ſo wenig dauerhaft als möglich zu machen ſuchten.

B. II. Schriften über die herkulaniſchen Entdeckungen: I. Sendſchreiben von den herkulaniſchen Entdeckungen an den Reichsgrafen von Brühl. II. Nachrichten von den neueſten herkulaniſchen Entdeckungen an Fueßly (Fueßli). III. Briefe an Bianconi über die herkulaniſchen Entdeckungen.

Dieſe Schriften werden auch nach Erſcheinung der größeren Werke immer ein ſchätzbarer Beitrag zur Geſchichte einer der wichtigſten Entdeckungen in der Alterthumskunde bleiben; um ſo mehr, da das Muſeum zu Portici zerſtreut iſt, und man es vielleicht nie wieder vollſtändig beiſammen ſehen wird. Als der Verfaßer dieſer Anzeige vor ſieben Jahren in Neapel war, waren viele der koſtbarſten Stücke, ungeachtet der Zurückkunft des Hofes, in Sicilien geblieben, wohin man ſie geflüchtet hatte. Vermuthlich wird bei der zweiten Ueberfahrt des Hofes nach Palermo noch Mehreres, ſowohl aus dem Muſeum, als den Gemälde- und Antiken-

Sammlungen in Neapel, fortgeſchafft worden ſein. Indeſſen die Fundgrube iſt nicht erſchöpft, und der Verluſt wäre alſo durch neues Nachgraben einigermaßen zu erſetzen. Wir ſahen in Pompeji verſchiedene damals vor Kurzem aufgegrabene Bilder, unter andern eine Diana mit dem Aktäon, beinahe in Lebensgröße, die leicht an Werth den meiſten bisher bekannt gewordnen herkulaniſchen Gemälden gleichkommen mochte. Es würde weder übermäßig ſchwierig, noch koſtbar, und gewiß belohnend ſein, die ganze Stadt Pompeji offen darzulegen: aber ſolche Unternehmungen erfordern friedliche Zeiten. — Bei den Anmerkungen hat Fea wiederum das Beſte, oder richtiger zu ſagen, Alles gethan.

'Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunſt.'

Dieſe kleine Schrift enthält eine allgemeine Anweiſung zur Bildung des Geſchmacks in einer belebten Schreibart, und einige ſchöne Züge von Begeiſterung. S. 400. 'Statuen verheiligter Mönche in der S. Peterskirche.' Dieſes von W. erfundene Worte drückt die verſchwendete Heiligſprechung kräftig aus. Die Statuen ſind freilich ſchlecht, aber warum müßen es nun die armen Heiligen entgelten, denen W. nach ſeinen äußern Verhältniſſen Ehrerbietung ſchuldig war? S. 403. ſagt er bei Gelegenheit der Wegführung einiger Kunſtwerke nach England:* 'man kann aber verſichert ſein, daß das Beſte in Rom geblieben iſt, und vermuthlich bleiben wird.' Wem drängt ſich hierbei nicht die Betrachtung auf:

Nescia mens hominum fati sortisque futurae!

Hundert der beſten Stücke aus dem Vatikan und Kapitol, verſchiedene aus der Villa Albani, die ſämmtlichen Schätze der Villa Borgheſe, ſind nun ſchon nicht mehr in Rom;

ohne zu erwähnen, was von Privatperſonen, z. B. aus dem Pallaſt Giuſtiniani, veräußert oder weggebracht worden. S. 407. Von W.s oben erwähnter Sinnesänderung ſeit der Schrift 'über die Nachahmung' finden ſich hier auffallende Spuren: Raphaels Madonna in Dresden, die er damals mit Recht erhoben hatte, ſoll nun 'nicht von deſſen beſten (beſter) Manier' ſein. Welche Parteilichkeit! S. 409. ſagt W., das Schöne ſei in der Baukunſt unter allen Künſten am leichteſten einzuſehen. Wir bezweifeln dieſen Satz gar ſehr, und W.s Urtheile über die St. Peterskirche und den Saal in der Villa Albani, welche er kurzweg, jene für das ſchönſte Gebäude, dieſen für den ſchönſten Saal 'in der Welt' erklärt, beſtätigen ſeine Behauptung eben nicht. Das gröſte, prächtigſte, und wegen der Kühnheit ſeiner Kuppel verwundernswürdigſte Gebäude iſt die St. Peterskirche allerdings.

'Verſuch einer Allegorie, beſonders für die Kunſt.' Man kann wohl ohne Bedenken ſagen, daß der Gegenſtand dieſer Schrift W.s theoretiſches Vermögen überſtieg. Ohne leitende Grundſätze ſteuert er aufs Gerathewohl auf dem weitem Meere der ſchon vorhandnen oder möglichen Allegorien umher. Das Weſen und die verſchiedenen Arten der menſchlichen Zeichenſprache zu ergründen, die Anlage dazu in unſerm Geiſte und in der Natur nachzuweiſen, dieß hat er verſäumt. Die Frage zu erörtern, in wiefern die alte Götterlehre ſchon an ſich allegoriſch war oder nicht (wobei die verſchiedenen Epochen wohl zu unterſcheiden ſind), und wie ſie es durch eine beſondre Behandlung noch auf andre Weiſe werden könne, fällt ihm gar nicht ein. Er miſcht Alles durch einander, Perſonifikationen allgemeiner Begriffe, beigelegte Zeichen, ſinnbildliche Handlungen, endlich bloße An=

ſpielungen auf einzelne Ereigniſſe. Zuweilen ſollte man denken, es ſei ihm nicht um Vorſchläge für die Kunſt zu thun, ſondern um die Erfindung einer neuen Hieroglyphenſchrift; und einigemale wird man ſogar an die bekannten abgeſchmackten rebus erinnert, die man in Ermangelung beßeren Zeitvertreibs in Frankreich zuweilen beim Nachtiſch enträthſelt.

Hr. Meyer ſucht der Verwirrung abzuhelfen durch den aufgeſtellten Unterſchied zwiſchen Allegorie und Symbol, worüber ſchon in den Propyläen Manches beigebracht worden iſt, das Erwägung verdient. Doch zweifeln wir, ob es gelingen werde, durch dieſe fremden Wörter die in der That etwas verwickelte Sache ins Klare zu ſetzen. Man hat im Deutſchen das vortreffliche Wort ‘Sinnbild’. Keinesweges möchten wir der Kunſt die Allegorie zum allgemeinen Geſetz machen, wie es W. zu beabſichten ſcheint; aber wohl kann man ſagen, alle Kunſt ſoll ſinnbildlich ſein, d. h. ſie ſoll bedeutſame Bilder aufſtellen. Die Natur ſchafft durchaus ſinnbildlich, ſie offenbart immer das Innere durch das Aeußere; jedes Ding hat ſeine Phyſiognomie, und dieſes gilt von den lebloſeſten Erzeugniſſen, den geometriſch begränzten Körpern an, durch die Pflanzen- und Thier-Welt bis zu den beſeelteſten Geſchöpfen hinauf. Dieſe Phyſiognomie der Dinge ſoll der Künſtler hervorheben, er ſoll dem Betrachter ſeinen Sinn für die Durchdringung des Innern leihen. Da aber die Kunſt nicht bei Abbildung des einzelnen Wirklichen ſtehen bleiben darf, wenn ſie ihren höchſten Flug nehmen ſoll, ſo iſt es das Wünſchenswertheſte, wenn ihr Urbilder gegeben ſind, an deren Wirklichkeit geglaubt wird, und die zugleich ſinnliche oder geiſtige Eigenſchaften, Triebe, Bedürfniſſe und Ahndungen des menſchlichen Ge-

müths ausdrücken. Solche Urbilder kann nur eine geheiligte Ueberlieferung darbieten. Auf der unauflöslichen Verſchmelzung eines wirkſamen Daſeins mit einer allgemeinen, für alle Menſchen Eines Zeitalters, Eines Stammes, Eines Glaubens gültigen Bedeutung beruht alle übernatürliche und überhaupt alle wahrhafte Dichtung. Es iſt aus damit, ſobald der Glaube an jene Urbilder und der Sinn dafür verloren geht. Alsdann pflegt die eigentliche mit Freiheit und oft mit Willkür erfundene Allegorie an deren Stelle zu treten. Aber umſonſt: Dichten iſt ſchaffen, *ποιεῖν*, und der Verſtand iſt ohnmächtig zum Schaffen; er kann ſeinen Einkleidungen nackter Begriffe keine lebendige Seele einhauchen.

Eine ſo untergeordnete Stelle nimmt im Gebiete der Kunſt die Allegorie im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein, welche W. ſchon in den Schriften ‘über die Nachahmung’ zum Hauptzweck erheben wollte.

Daß er nicht auf einen methodiſchen Unterricht gefaßt war, beweiſet er unter andern ſchon dadurch, daß das Wort ‘Allegorie’ bei ihm in nicht weniger als vier verſchiedenen Bedeutungen vorkommt. 1) ‘Verſuch einer Allegorie’; hier heißt es Theorie der allegoriſchen Vorſtellungsweiſe, oder wenn man nach dem urtheilen ſoll, was W. geleiſtet, Repertorium der Allegorien. 2) ‘Allegorie der Begriffe’, für allegoriſche Einkleidung. 3) ‘Allegorie der Götter’, für allegoriſche Abbildung. 4) ‘Allegorie der Alten’, für Erfindung allegoriſcher Darſtellungen.

Ferner unterſcheidet W. nicht genug die verſchiedenen Gattungen von Werken, wovon ſeine Beweiſe hergenommen ſind. In Hinſicht auf die Tauglichkeit der Allegorien gelten weit ſtrengere Geſetze für Kunſtwerke, die bloß dem allge=

meinen Zweck zu ergötzen und zu belehren gewidmet ſind, als für Gelegenheitswerke, deren Beſtimmung und Stelle manches an für ſich Zweideutige erklären kann. Hier ſind bloß durch Uebereinkunft feſtgeſetzte und in gewiſſem Grade willkürliche Bezeichnungen an ihrem Platze. Dieß gilt insbeſondre von den Denkmünzen: ſie ſind, möchte man ſagen, allegoriſche Epigramme; der beſchränkte Raum entſchuldigt viele Freiheiten, und am Ende kommt eine Umſchrift den unzulänglichen Andeutungen zu Hülfe.

Der Eifer W.s, recht viele Wörter für ſein allegoriſches Gloſſar zuſammenzuraffen, hat ihn zuweilen bis an die Gränze des Lächerlichen geführt. Ein Eſelskopf ſoll nach S. 566. die Unerſchrockenheit angedeutet haben. Hierbei möchte noch Simſons Eſelskinnbacken angeführt werden, und der Eſel, welchen, wie die Dacier, die Bewohner eines ſpaniſchen Dorfes nach der Erzählung des Cervantes (Don Quixote P. II. c. 27.) in ihrem Feldpanier führten. Unſers Bedünkens taugt aber ein Eſelskopf zu gar nichts, als einen Eſelskopf buchſtäblich oder figürlich vorzuſtellen. W. findet es ſelbſt S. 623. erzwungen, wenn Hyginus ſagt, 'ein Eſelskopf, welcher an der Lehne eines Tricliniums oder Ruhebettes angebunden war, bedeute, suavitatem invenisse, daß die Alten die Süßigkeit gefunden'. Ein mit Blumen bekränzter Eſelskopf könnte ſchicklich einen geſchmackloſen Reichen vorſtellen, der ſich anmaßt, die Künſte zu beſchützen, und dafür mit unverdienten Schmeicheleien belohnt wird. Hierher gehört wohl Zettels bekränzter Eſelskopf beim Shakſpeare.

Bei den Namens-Allegorien, wovon W. im fünften Kapitel handelt, hätte noch das Basrelief auf Eulenſpiegels Grabe angeführt werden können. Doch dieß geht tiefer ein:

Die Eule bedeutet, daß er ein wunderlicher Kauz geweſen; der Spiegel, daß er aber dennoch den Leuten die Wahrheit vorgehalten.

'Die Geräthe der Alten', ſagt W. S. 596., 'ſind allegoriſch von den Lampen an bis zu den Rüſtungen'. In der 'Erläuter. d. Ged. v. d. Nach.' drückte er ſich noch nicht ſo entſchieden aus. S. 208. 'Es iſt nicht zu verlangen, daß alle Verzierungen und Bilder der Alten, auch ſogar auf ihren Vaſen und Geräthen, allegoriſch ſein ſollen.' Den Verſ. einer Alleg. ſchrieb er aber in ſeinen reifſten Jahren, nach der Geſch. d. K. Hier ſieht man alſo ſeine Meinung, wie ſie ſich ſchließlich feſtgeſetzt. Der Satz iſt von der gröſten Wichtigkeit, denn, je nachdem er als wahr angenommen wird oder nicht, muß die Auslegung der Ueberreſte des Alterthums eine ganz andere Richtung nehmen. Wir können W.s Ueberzeugung nicht unbedingt zu der unſrigen machen, und die Kunſt der Alten würde uns weniger erfreulich werden, wenn wir annehmen müßten, ſie hätten der Einbildungskraft nie vergönnt, ganz frei zu ſpielen. Sie liebten heitre und belebte Zierraten an bloß mechaniſchen Geräthſchaften, ſie entlehnten dergleichen aus der Pflanzen-, Thier- und Götter-Welt, und ließen nicht leicht einen Theil davon leer, deſſen Form durch den Gebrauch nicht vorgeſchrieben war. Solche Zierraten mochten auf Manches anſpielen, dem Geiſte Manches vergegenwärtigen, aber daß ſie immer mit dem Zwecke einer beſtimmten Deutung angebracht geweſen wären, dieß ſcheint uns mehr als zweifelhaft.

Wenn ſich auf einem Gemälde der Peſt eine Figur die Naſe zuhält (S. 644.), ſo iſt dieß ganz und gar keine Allegorie, ſondern ein natürlicher Umſtand, welchen zu ergreifen man eben kein Raphael zu ſein brauchte. Ueber-

haupt iſt, was W. im zehnten Kapitel von Allegorien der Neueren anführt, kaum der Rede werth. Die Kunſt der Neueren war ihm ein verſiegeltes Buch; ſonſt hätte er ſehen können, daß die großen Meiſter längſt und weit über ſeinen Begriff geleiſtet hatten, was er von der Malerei begehrte, nämlich 'die Vorſtellung unſichtbarer, vergangner und zukünftiger Dinge'. Wenige Beiſpiele werden hinreichen, dieß darzuthun. Leonardo da Vincis Beſcheidenheit und Eitelkeit iſt ein vortreffliches allegoriſches Bild: es iſt ſehr fein gedacht, daß die Eitelkeit auf den erſten Blick ſchöner zu ſein ſcheint, die Beſcheidenheit aber durch wahre Schönheit der Züge ihr weit überlegen iſt. Der jugendliche Chriſtus unter den Phariſäern von eben dieſem Meiſter hat neben ſeinem hiſtoriſchen Inhalt eine höhere allgemeine Bedeutung. Dieſes Bild ſtellt die Aufnahme des Chriſtenthums bei den verſchiedenen Religionsparteien ſinnbildlich dar. Die abſtechenden Trachten und Phyſiognomien laßen in dem einen Phariſäer das unerleuchtete, aber willige Heidenthum, in einem dritten, der mehr von ferne zuhört, den Mohammedaniſmus erkennen. Der Heiland deutet ihnen, nach der Geberde ſeiner Hände, das Geheimniß der Dreieinigkeit; eben ſo bedeutſam ſind die Geberden der Uebrigen: der Jude z. B. hält ſeine aus einander geſpreizten Finger feſt auf ein Buch geklammert, zum Zeichen, daß er, auf das Anſehen des alten Teſtamentes geſtützt, dieſe Lehre verwerfe. Auch die bewundernswürdige Meduſa Leonardos darf man wohl eine Allegorie auf die Erzeugung des Häßlichen und Bösartigen in der Natur nennen. Wer kann Raphaels heil. Cäcilia mit Sinn betrachten, ohne zu erkennen, daß dieſes Bild, wiewohl die Zuſammenſtellung der Heiligen dem Künſtler zufällig aufgegeben war, das Weſen der Muſik,

und insbeſondre den Triumph der geiſtlichen Muſik über die weltliche allegoriſch vorſtellt? Verſchiedne von den Stanzen Raphaels ſind anerkannt allegoriſch, und die, welche bloß hiſtoriſch zu ſein ſcheinen, haben durchgehends eine allgemeinere Beziehung. Die ſogenannte Disputa umfaßt das ganze Myſterium des Chriſtenthums. Der berühmte Alterthumsforſcher d'Hancarville hat eine ausführliche Deutung der Stanzen geſchrieben, woraus dem Verfaßer dieſer Anzeige, als er den würdigen Greis in Padua kennen lernte, Einiges in der Handſchrift mitgetheilt ward. Wir bewunderten daran den Scharfſinn, womit auch die geringſten Nebenwerke in dieſen Gemälden als bedeutſam gerechtfertigt wurden. D'Hancarville hatte auch über merkwürdige allegoriſche Bilder des Giotto zu Padua gearbeitet; wir wißen nicht, ob dieſe Schriften im Druck erſchienen ſind. Von den allegoriſchen und zum Theil myſtiſchen Vorſtellungen anderer alten Meiſter wollen wir nicht reden: es war das Jahrhundert tiefer Gedanken. Die Allegorien des Mantegna verdienen vorzüglich Aufmerkſamkeit. Aber er hat die Laſter mißgeſtaltet gemalt, und dieſes verbietet W., der die Ketzerei (die vielleicht beßer ungemalt bliebe) hübſch gemalt wißen will. Iſt der Begriff des Böſen einmal anerkannt, ſo ſteht er ſchwerlich anders als durch die Häßlichkeit auszudrücken. Dieß kann auf eine erhabene Weiſe geſchehen, wie Raphael in dem Geſichte Satans, der von dem Erzengel niedergeſtürzt wird, und Michelangelo vielfältig gezeigt haben. Wenn die Alten der Bedeutung zu Lieb ſich nicht gern etwas von der Schönheit abdingen ließen, ſo muß man geſtehen, ſie waren genügſam in der Charakteriſtik: wie hätte ſonſt, nach der bekannten Geſchichte, Agorakrit ſeine bekleidete Venus eine Nemeſis umtaufen dürfen.

Zu dem 'Verſ. einer Allegorie' hat Hr. Meyer ſchätzbare Anmerkungen geliefert, welche meiſtens die Brauchbarkeit der Allegorien, und die angeführten Kunſtwerke betreffen. In Bezug auf die Beweisſtellen aus den Klaſſikern aber erwartet dieſe Schrift noch ihren Fea, der ſie aufſuchte, vergliche, und wo es nöthig, die Angaben berichtigte. Wir geben nur ein Paar Beiſpiele. S. 542. 'Prometheus bedeutet auch die Sonne, wie uns Sophokles lehret, welcher ihm den Beinamen Titan giebt.' W. hat den Dichter (Oedip. Col. v. 55.) in dieſer Stelle ganz mißverſtanden; *Τιτὰν Προμηθεύς* bedeutet bloß, daß er aus dem Geſchlechte der Titanen war. S. 517. 'Venus wurde gebildet mit einer Taube auch bei den Hetruriern, weil, nach dem Ariſtophanes, die Verliebten das Vogelwerk liebten.' Wie kann nur W. über einer ſo weit hergeholten und noch dazu lächerlich ausgedrückten Beziehung das nahe Liegende überſehen? Daß die Tauben wegen ihrer wollüſtigen Zärtlichkeit der Venus zugeeignet worden, ſo wie die Sperlinge aus ähnlichen Urſachen, leuchtet ja jedem ein.

B. III. u. IV. enthalten die erſte Hälfte der 'Geſchichte der Kunſt des Alterthums' nach der angenommenen Eintheilung bis zum Schluße des fünften Buchs, nach der Dresdner Ausg. bis Th. I. S. 189. Hier hatten die Herausgeber das ſchwierigſte Geſchäft. Man weiß, daß W., durch den Tod übereilt, an dieſes Werk nicht die letzte Hand hat legen können. Früher hatte er Nachträge und Berichtigungen geliefert; ('Anmerkungen über die Geſchichte der Kunſt.' Dresden 1767.). Die Wiener Herausgeber arbeiteten nach ſeiner Handſchrift, aber, wie man ſie beſchuldigt, nachläßig und verfälſchend. Aus dieſen verſchiedenen Beſtandtheilen mußte alſo der Text nach den wahrſcheinlichen

Abſichten des Verfaßers zuſammengeſtellt werden, und die Herausgeber haben dieß mit behutſamer Sorgfalt geleiſtet. Wo der Zuſammenhang ſie nöthigte, etwas wegzulaßen, haben ſie es in die Anmerkungen gebracht. Wir gehen die Abſchnitte nach einander durch.

Beide Vorreden, die zu der erſten Ausgabe und die zu den Anmerk. über die Geſch. d. K., ſind voran geſetzt; mit Recht: jede enthält wichtige allgemeine Anſichten.

Buch I. ‘Von dem Urſprunge der Kunſt und den Urſachen ihrer Verſchiedenheit unter den Völkern’.

S. 14. will W. den Einfluß der ägyptiſchen Kunſt auf die griechiſche leugnen: ‘Aber daraus läßt ſich nicht beweiſen, daß die Griechen die Kunſt von den Aegyptern erlernt haben. Es mangelte ihnen ſogar an Gelegenheit dazu; denn vor den Zeiten des Pſammetichus, eines der letzten ägyptiſchen Könige, war allen Fremden der Zutritt in Aegypten verſaget, und die Griechen übeten die Kunſt ſchon längſt vorher’. Die Herausgeber weiſen (Anm. 47.) den Abate Fea mit ſeinen Einwendungen ab, und ſagen, die Richtigkeit der Behauptung liege am Tage. Wie uns dünkt, laßen ſich vielmehr ſehr bedeutende Zweifel dagegen erheben. Wenn die Griechen vor Pſammetichus ſo gar keinen Verkehr mit den Aegyptiern hatten, woher nahm denn Homer ſeine Kenntniß vom Nil, von der ägyptiſchen Arzneikunde, von dem hundertthorigen Thebe in Oberägypten? Man hat die Sagen vom Danaus und Cekrops bezweifeln wollen, weil die Aegyptier nie ausgewandert ſeien. Aber vielleicht muß man ſich unter dieſen Anſiedelungen nicht ſowohl Kolonien, als prieſterliche Miſſionen denken. Daß die Prieſter der alten Welt, wo ſie als Kaſte mächtig waren, ganz eigentlich dergleichen gehabt, iſt nach den neueſten Unterſuchungen über Indien

unleugbar. Mehrere griechiſche Prieſter-Familien rühmten ſich eines ägyptiſchen Urſprungs, und blieben Jahrhunderte lang im Beſitz gewiſſer Religionsgebräuche. Noch in der perſiſchen Zeit ſchickten die Prieſter des Jupiter Ammon zur Ehrenrettung ihres Orakels eine Geſandtſchaft nach Lacedämon (Cornel. Nep. Lysand. c. 3.). Wenn ägyptiſche Prieſter in Griechenland einwanderten, ſo brachten ſie vermuthlich auch Künſtler mit, oder hatten wenigſtens Einfluß auf die Abbildung der Götter. Herodot bezeugt (II. 46.) die vollkommene Aehnlichkeit der ägyptiſchen und der damaligen griechiſchen Bilder des Pan. Er bezweifelt nicht im geringſten (II. 4.) was ihm die Prieſter zu Memphis, Thebe und Heliopolis einſtimmig verſicherten, daß die Griechen von ihnen einen großen Theil ihres Götterdienſtes empfangen, daß die Aegyptier zuerſt vor allen Völkern (die indiſchen Alterthümer kannte Herodot nicht) den Göttern Altäre, Bildſäulen und Tempel errichtet, und zuerſt die Kunſt beſeßen, lebendige Geſtalten in Stein zu hauen. Allein geſetzt auch, man könnte allen Verkehr bis auf den Pſammetichus leugnen: wie mochte denn die griechiſche Bildhauerei (von der Baukunſt nicht zu reden) zwei Jahrhunderte vor dem Phidias beſchaffen ſein? Die beiden erſten namhaften Bildner in Marmor, Scyllis und Dipoenus, werden in die fünfzigſte Olympiade geſetzt, und die Regierung des Pſammetichus hatte in der ſieben und zwanzigſten angefangen. Die Griechen konnten alſo damals, als ſich eine Kolonie von ihnen unter den Aegyptiern niederließ, noch viel von dieſen lernen. Daß jene ihre Kunſt fabelhafter Weiſe weit älter machten, als ſie wirklich war, läßt ſich kaum bezweifeln. In dem ägyptiſchen Tempelbau war nicht nur die Ordnung der Säulen, ſondern auch die drei architektoniſchen Glieder über den

Säulen waren vollſtändig entwickelt. Man ſehe, was Denon über die Herleitung der griechiſchen Kapitäle von den weit mannichfaltigeren ägyptiſchen ſagt (Voyage dans la basse et haute Egypte. T. III. p. 97. 99. 121.). Die Griechen haben eigentlich bloß den Giebel hinzugefügt, der unter dem regenloſen Himmel Aegyptens ohne Zweck geweſen wäre.

Der urſprüngliche Einfluß der ägyptiſchen Kunſt auf die griechiſche ſteht demnach gegen W.s Ableugnung hinlänglich feſt. Daß ſich die Baukunſt ſowohl als die Bildnerei nachher in Griechenland ſelbſtändig entfaltet, wird damit nicht geleugnet. Die Aegyptier waren ein mittheilendes Volk, ohne zu empfangen; die Griechen hingegen waren bildſam: ihre Eigenthümlichkeit beſtand darin, das von außen Empfangene zu verſchönern und zu vervollkommnen.

S. 23. Wohl nicht von den roth angeſtrichnen Statuen der Götter nannte Pindar die Ceres *φοινικόπεζα*, ſonſt wäre es ja kein unterſcheidendes Beiwort geweſen, wie *ἀργυρόπεζα* der Thetis; ſondern von der röthlichen Farbe der Wurzeln und untern Theile der Halme an manchen Getreidearten. Noch anders und ganz allgemein erklären es die Scholiaſten.

Anm. 89. zu S. 27. Zu den Beweisſtellen, die Fea anführt, daß Thon die älteſte Materie der Künſtler geweſen, hätte mit beſonderer Beziehung auf Italien hinzugefügt werden können Propert. IV. El. I. 5.

Fictilibus crevere deis haec aurea templa.

Im dritten Kapitel, 'Von den Urſachen der Verſchiedenheit der Kunſt unter den Völkern', hat W. die Einſeitigkeit vermieden, Alles entweder den phyſiſchen oder den moraliſchen Einwirkungen zuzuſchreiben. Allein er befaßt die Geſammt-

heit jener unter dem Namen des Klimas, und nimmt wenig Rückſicht auf die Abſtammung, da doch die Einerleiheit der Abſtammung unter den verſchiedenſten Himmelſtrichen, und die Verſchiedenheit unter demſelben, noch nach Jahrhunderten, ja vielleicht nach Jahrtauſenden kenntlich iſt. Je einfacher die Lebensweiſe der Menſchen, deſto kräftiger wirkt in ihren Zeugungen die Natur, deſto entſchiedner und unveränderlicher ſind die National-Phyſiognomien.

S. 51. ‘Die unglaubliche Bevölkerung machte die alten Aegyptier mäßig und arbeitſam; ihre vornehmſte Abſicht gieng auf den Ackerbau; ihre Speiſe beſtand mehr in Früchten, als in Fleiſch’. Wem fallen hiegegen nicht ſogleich die Fleiſchtöpfe Aegypti ein? Nach dem Herodot (II. 37.) waren wenigſtens die Prieſter ſtarke Fleiſcheßer; auch redet er (II. 77.) vom häufigen Genuß friſcher und geſalzener Fiſche und Geflügels. Ueberdieß tranken die Aegyptier Bier. Wenn ſie demungeachtet, nach ihren Statuen zu ſchließen, eher mager als fett waren, ſo rührt dieß wohl daher, daß ſie häufige, durch mediciniſche Mittel bewirkte Ausleerungen zur Geſundheit für nöthig hielten. (Ibid.)

Buch II. ‘Von der Kunſt unter den Aegyptiern, Phöniciern und Perſern.’

S. 68. Daß die Farbe der alten Aegyptier nach den Provinzen verſchieden geweſen ſei, behauptete Gordon wohl ohne Grund, wie W. ſagt. Aber die Verſchiedenheit ihrer Bildung nach den Kaſten ergiebt ſich aus anatomiſchen Unterſuchungen der Mumien-Schädel. Die Schädel der gemeinen Mumien verrathen eine ganz andere Stammesart, als die der koſtbar geſchmückten. Vermuthlich war alſo die Bevölkerung des Landes doppelter Art: das Volk aus äthiopiſchem, die Kaſten der Prieſter und der Krieger oder Adli-

chen aus aſiatiſchem, vermuthlich indiſchem Geblüt. Dieß ließe ſich durch viele andre Beweisgründe unterſtützen. Die an den Statuen bemerkte ungemeine Schmächtigkeit der Weiber über den Hüften iſt auch ein indiſcher Zug, wie man an den Bildern der Bajaderen ſehen kann. Wiewohl die ägyptiſche Bildung bei weitem nicht ſo ſchön und ſo günſtig für die Kunſt war, als die griechiſche, ſo ſcheint uns doch W.s Ausdruck S. 66., ‘eine Art ſineſiſcher Geſtaltung’, gar nicht treffend.

S. 69. ‘Was zum zweiten die Gemüths- und Denkungsart der Aegypter betrifft, ſo waren ſie ein Volk, welches zur Luſt und Freude nicht erſchaffen ſchien.’ Nachher bringt W. die Eremiten der chriſtlichen Zeit in Erinnerung, um die Melancholie der alten Aegyptier zu beweiſen. Aus den älteſten und glaubwürdigſten Berichten, denen des Moſes und Herodot, haben wir einen ganz andern Eindruck von einem geſunden, heitern und ſinnlich genußreichen Leben unter dem reinſten Himmel und in dem damals fruchtbarſten Lande der Welt gewonnen. Man leſe nur die Beſchreibung von dem ausgelaßenen Jubel bei manchen Feſten (Herod. II. 48. 60.), und dergleichen Feſte waren häufig. Die große Freiheit, welche die Frauen genoßen, darf auch nicht vergeßen werden. Es iſt irrig, daß die Aegyptier die Muſik nicht ſonderlich geübet, wie W. ſagt: ſie liebten Geſang und Muſik, und zwar ſehr rauſchende Inſtrumente. Der Ernſt mancher Gebräuche war wohl mehr prieſterliche Zucht, als natürliche Anlage; das Herumzeigen eines Mumienbildes bei Gaſtmählern war ja ſogar eine Aufmunterung zum Genuß (Herod. II. 78.). Doch wußten die Prieſter auch für die Freude des Volkes zu ſorgen, und die Zeit, wo einige Könige die Prieſter unterjocht, die Tempel geſchloßen hatten,

wird als die mühſeligſte und traurigſte geſchildert, welche Aegypten jemals erlebt.

In der Anm. 274. zu S. 77. verwerfen die Herausgeber Feas Eintheilung der ägyptiſchen Kunſtgeſchichte, und behaupten die von W. gegebene. Eine Epoche noch vor dem Seſoſtris zu unterſcheiden, iſt freilich nicht thunlich, weil Seſoſtris ſelbſt ſchon in ein dunkles Alterthum zurücktritt. Sonſt aber ſtimmt, ſo viel wir wißen, Feas Eintheilung mit der des gelehrteſten Kenners ägyptiſcher Alterthümer, Zoëga, ziemlich überein. Den älteſten Zeitraum benennt dieſer ſchicklich vom Seſoſtris, den zweiten vom Pſammetichus, mit deſſen Regierung er anhebt; dann kommt die Zeit der Ptolemäer, und endlich die der römiſchen Nachahmungen. So viel iſt einleuchtend, daß die Eroberung des Kambyſes keinen gültigen Eintheilungsgrund abgeben kann, wie W. will. Die perſiſche Herrſchaft bewirkte nur einen allgemeinen Druck; auf die Art, die Kunſt auszuüben, konnte ſie aus bekannten Urſachen nicht den mindeſten Einfluß haben. Die Anſiedelung der Jonier hingegen unter dem Pſammetichus konnte es allerdings; denn wiewohl die Aegyptier fortfuhren, die Griechen für unrein zu halten, ſo erfolgte doch ohne Zweifel durch königliche Begünſtigung (viele Könige waren *φιλέλληνες*) gegenſeitige Mittheilung von Kenntniſſen und Künſten.

Der ganze Abſchnitt von den Steinarten der ägyptiſchen Denkmale S. 122...140. iſt ein Gewebe von Irrthümern. Die Herausgeber überheben ſich Anm. 455. aller Berichtigung, mit der Erklärung, ſie ſeien keine Mineralogen von Profeſſion. Allein, wenn W. den Granit und den Porphyr zu vulkaniſchen Erzeugniſſen machen will, ſo drücken ſie ſich doch gar zu ſchüchtern aus: ‘Die Mineralogen unſrer Zeit

möchten über die Entſtehung des Granits und Porphyrs andrer Meinung ſein, und auch wohl Recht haben'. Es giebt ja keine ausgemachtere und gemeinere Kenntniß, als die, daß der Granit ausſchließend den Urgebirgen angehört. Porphyre giebt es in andern Welttheilen, die von vulkaniſcher Bildung ſein könnten; aber der Porphyr der alten Säulen und Statuen iſt ebenfalls unbezweifelt eine Urgebirgsart. Der ägyptiſche Baſalt führt zwar in ſofern ſeinen Namen mit Recht, daß ihn Plinius ſo nennt, mit einem ägyptiſchen Namen, der die Eiſenfarbe und Härte des Steins ausdrückte. Aber es iſt doch verwirrend, daß die Antiquare eine andre Sprache führen, als die Mineralogen. Was dieſe Baſalt nennen, iſt von jenem mehr durch die Gebirgsarten, wo er ſich findet, als durch Beſtandtheile und Farbe verſchieden. So viel der Verfaßer dieſer Anzeige ſich erinnert, erklärte Alexander von Humboldt, mit dem er das Vergnügen hatte, die ſogenannten baſaltenen Löwen am Kapitol gemeinſchaftlich zu betrachten, die Steinart für Hornblende mit durchlaufenden Feldſpath-Adern, dergleichen ſich im Granit eingeſprengt findet. Dieß letzte hatte ſchon Lord Montague auf ſeiner Reiſe in Aegypten bemerkt. (S. ſeinen Brief an W. Oeuvres de W. traduits par Jansen. T. I. p. 632.) Die Aegyptier zogen alſo ohne allen Zweifel ihren Baſalt aus eben den Steinbrüchen, wo ſie den Granit brachen.

Indeſſen wegen der mineralogiſchen Irrthümer iſt W. durch den damaligen Zuſtand der Wißenſchaft vollkommen gerechtfertigt. Darüber muß man ſich aber billig verwundern, daß er den Plinius ſo ſehr mißverſtanden. S. 127. 'Von' (Vom) 'Porphyr finden ſich zwo Arten, der rothe, vom Plinius Pyropoecilon' (Pyropoecilus im Nom.) 'genannt, und der grün-

liche, welcher der ſeltenſte, und zuweilen wie mit Golde beſpritzt iſt, welches Plinius von dem thebaniſchen' (thebaïſchen) 'Steine ſagt.' Eben ſo viel Mißverſtändniſſe als Sätze. Der Pyropoecilus (wir möchten lieber gegen Harduins Meinung πυῤῥοποίκιλος leſen) des Plinius iſt der rothe Granit, wie Fea richtig bemerkt hat. Nur ſollte in der Anm. 446. nicht 'wahrſcheinlich' hinzugeſetzt ſein; die Sache iſt ganz gewiß. Denn Plinins ſagt: Circa Syenen vero Thebaïdis Syenitis, quem ante pyropoecilon vocabant. Trabes ex eo fecere reges quodam certamine, obeliscos vocantes. Alle ägyptiſchen Obeliſken ſind aber aus rothem Granit. Eben dieſe Steinart nennt Plinius hier nach der Lage der Steinbrüche Syenit und anderswo (Lib. XXXVI. c. 8.) lapis Thebaïcus. Porphyr iſt aus porphyrites zuſammengezogen, worunter Plinius aber einfärbigen rothen Marmor verſteht. Der wahre plinianiſche Name unſers Porphyrs (wie Fea gleichfalls eingeſehen) iſt Leucostictos, oder nach einer andern Lesart Leptopsephos. Beide Benennungen ſind ſchicklich: λευκόστικτος, weiß punktiert; ψηφοί heißen unter andern die zu eingelegten Fußböden zubereiteten viereckigen Steinchen: λεπτόψηφος bedeutet alſo eine wie mit feiner Moſaik eingelegte Steinart. Harduin erklärt das Wort falſch. Der goldglänzende Stein des Plinius gehört gar nicht hierher. Er zählt (L. XXXVI. c. 8. sect. XIII.) die verſchiedenen zu Mörſern tauglichen Steinarten auf: als eine darunter den Granit, eine andre ex chalazio chrysitin. Chalazium iſt vermuthlich der verfälſchte oder wirkliche Name des Steinbruchs, und χρυσίτης entweder eine Granitart mit häufiger Mica, oder ein goldhaltiger Schiefer. Plinius unterſcheidet alſo dieſen goldglänzenden Stein auf das beſtimmteſte von dem thebaïſchen, oder dem gewöhnlichen rothen Granit.

Daher, daß W. die ächte Benennung des Porphyrs verkannte, entſtanden nun auch ſeine überflüßigen Zweifel, ob dieſer Stein in Aegypten gebrochen worden ſei. Plinius bezeugt es ja ausdrücklich, und die Stelle des Ariſtides erklärt Fea (Anm. 450.) richtig von dem an die öſtlichen Gebirge Aegyptens gränzenden Landſtrich, der unter dem Namen Arabiens mitbegriffen ward, wie aus hundert Stellen des Herodot erhellet.

Die Unterſuchung der Steinarten der alten Denkmäler iſt zwar zunächſt für den Mineralogen wichtig, weil die meiſten Steinbrüche, woher ſie gekommen, uns unzugänglich geworden ſind, aber die Kunſtgeſchichte darf ſich ebenfalls bedeutende Aufſchlüße davon verſprechen.

Wenn wir die ſämmtlichen Abſchnitte von der Kunſt der Aegyptier überſchauen, ſo ſcheint uns W. gegen ſie ziemlich ungerecht zu ſein. Von ihrer Baukunſt ſagt er gar nichts: und dennoch wurden ihre unzerſtörbaren Rieſenwerke von gebildeten Griechen, deren Baukunſt dagegen nur eine Art Miniatur war, als die gröſten Wunder der Welt angeſtaunt; und nach dem Zeugniß neuerer Reiſenden, welche die Ruinen am beſten geſehen, gewähren ſie einen überſchwenglichen Eindruck von Erhabenheit, Pracht und geheiligter Würde. Was wollen die Herausgeber nur damit ſagen (Anm. 271.), die Aegyptier hätten auch in der Baukunſt keinen veredelten Geſchmack gezeigt? Wir verweiſen ſie auf Denon. Uebrigens war die Baukunſt der Aegyptier weit phantaſiereicher, als die der Griechen. Die Bildhauerei ſtand bei jenen, wie überall, wo ſie ins Große geht, in dem engſten Zuſammenhange mit der Architektur. Ferner ſollte die Ausübung beider Künſte nach der Landesart beurtheilt werden. Die Aegyptier zogen die dunkeln Steinarten vor,

weil unter ihrer blendenden Sonne das Auge unverletzt darauf ruhen konnte; an Statuen drückten dieſe zugleich die Farben der Haut am beſten aus. Die ſeltnern Statuen aus weißem Marmor oder Alabaſter waren wohl dazu beſtimmt, gegen das Halbdunkel geſchloßener Zellen abzuſtechen. Niemand wird es wagen, die ägyptiſche Bildhauerei der griechiſchen gleichzuſtellen:

Ausa Jovi nostro latrantem opponere Anubin;

aber dennoch hat jene einen Ernſt, der das Land geheimer Weisheit ankündigt. Manchen Fortſchritten der Kunſt widerſetzten ſich religiöſe Vorſtellungsarten, denn in allem, was den Götterdienſt betraf, galt der Grundſatz der Unveränderlichkeit. Die ſymmetriſchen Stellungen waren gewiß kein Nothbehelf des Ungeſchicks, ſondern vorgeſchrieben; man wollte an der menſchlichen Geſtalt mehr das Unwandelbare, als das Vorübergehende und Bewegliche ausdrücken. Daher entſpringt der unwiderſtehliche Reiz der hadrianiſchen Nachahmungen, indem hier griechiſche Anmuth mit ägyptiſchem Ernſt, gelehrte Zierlichkeit in der Zeichnung des Nackten mit der feierlichen Strenge der alten Stellungen vereinbart iſt. Denon verſichert, daß ſich der profane Stil in der Bildhauerei und Malerei der Aegyptier ganz von dem heiligen oder hieroglyphiſchen Stil unterſcheide: in jenem, z. B. in bloß hiſtoriſchen Darſtellungen, hätten ſie allerdings Freiheit der Bewegungen und Natürlichkeit der Geberden erreicht. Ohne mehr von ägyptiſchen Denkmalen geſehen zu haben, als was Rom und Paris aufzuweiſen hat, glauben wir ihm gern: denn an den Thiergeſtalten haben die ägyptiſchen Künſtler bewährt, daß ſie auch das Leben zu ergreifen vermochten. W. lobt ihre Löwen (S. 80.), aber, wie uns

dünkt, längſt nicht genug; wir würden uns noch ſtärker als die Herausgeber (Anm. 284.) ausdrücken. Es iſt wahre Natur, und doch durchaus idealiſch behandelt, ſofern es Thiergeſtalten irgend werden mögen. Nie iſt das Wort des Dante:

A guisa di leon, quando si posa,

erhabener verwirklicht worden. Die zwei Löwen am Kapitol haben den Vorrang an großartiger Ruhe; die bei den diokletianiſchen Bädern (ſowohl als jene vom alten Stil vor dem Pſammetichus) ſind lebendiger und künſtlicher geworfen. Wir bemerken bei dieſer Gelegenheit, daß ſie, zu großer Störung des Genußes, an der Fontana felice unrichtig aufgeſtellt ſind: nämlich die ſchmale Seite der Baſe nach vorn, und die Köpfe gegen einander. Auf dieſe Art ſieht man von beiden Seiten des Springbrunnens bloß den gekrümmten Rücken, die am wenigſten ausgearbeitete Seite. Der zur Rechten ſollte zur Linken ſtehen, und umgekehrt, aber herumgewandt, nämlich die lange Seite der Baſe, wo man zugleich den Kopf, die vier Pfoten und den Schweif ſieht, nach vorn, und die Rückſeite an eine Mauer angelehnt; ſo lagen ſie vermuthlich vor Alters am Eingange eines Tempels oder Pallaſtes. Canova hat in einer kleinen Schrift einen ähnlichen Fehler bei der Aufſtellung der Koloſſen auf Monte Cavallo gerügt, und durch Umriße einleuchtend gemacht, daß die Pferde nicht herumgewandt, was unangenehme Verkürzungen verurſacht, ſondern der Länge nach gegen ihre Bändiger ſtehen ſollten.

Buch III. ‘Von der Kunſt der Hetrurier und ihrer Nachbarn.’

S. 164. ‘Vornehmlich aber und zuerſt iſt darzuthun, daß die Kunſt unter den Hetruriern durch die Griechen, wo

nicht gepflanzt, wenigſtens befördert worden.' Dieß iſt wieder einer von den beſtreitbaren Sätzen W.s, deſſen Prüfung uns hier zu weit führen würde. Man ſollte wenigſtens nicht ſo unbeſtimmt von Griechen ſprechen, ſondern ſich erklären, ob man Pelasger oder Hellenen meint. Der Einfluß der Hellenen konnte erſt ſehr ſpät ſtattfinden (etwa zur Zeit der Niederlaßung des Korinthiers Damaratus *)), und was die Pelasger betrifft, ſo kommt Alles darauf an, was man ſich unter dieſem Namen, und wie man ſich ihr Verhältniß zu den Etruriern denkt. Wir verweiſen auf das unlängſt erſchienene italiäniſche Werk über die älteſte Geſchichte Italiens von Micali (L'Italia avanti il dominio dei Romani. T. III.), der alle mythologiſchen Einwanderungen der Griechen in Italien entſchieden leugnet. Dieſes Buch iſt mit vielen Abbildungen etruriſcher oder für etruriſch gehaltener Werke von den Herren Riepenhauſen ausgeſtattet. Die Frage muß auf jeden Fall mehr nach geſchichtlichen, als nach künſtleriſchen Gründen entſchieden werden, wegen der anerkannten Schwierigkeit, die etruriſchen und die älteſten griechiſchen Arbeiten bloß vermöge des Stils, ohne Hülfe der Inſchriften und örtlichen Umſtände, von einander zu unterſcheiden. Die Aehnlichkeit des Stils in den etruriſchen und den älteſten griechiſchen Werken erkannte ſchon Strabo. Selbſt die Schrift

*) Die Anſiedelung griechiſcher Kolonien in Etrurien beweiſet nichts, ſo lange nicht ausgemacht iſt, ob ſie mehr Kunſtbildung mitbrachten, oder mehr vorfanden. Jenes mochte die griechiſche Eitelkeit leicht vorgeben; aber es ſcheint uns ſehr gewagt, wie W. S. 167. thut, von 'unwißenden urſprünglichen Hetruriern' zu ſprechen. Dasſelbe gilt von dem unleugbaren gegenſeitigen Verkehr zwiſchen den Etruriern und den griechiſchen Kolonien in Sicilien und Großgriechenland.

gewährt nicht immer ein unzweideutiges Kennzeichen, weil die etruriſche wahrſcheinlich mit der älteſten griechiſchen einerlei iſt. W., der die ſogenannten etruriſchen Gefäße zuerſt für die griechiſche Kunſt zurückforderte, hat den Etruriern noch manches zugeſprochen, was unleugbar von griechiſcher Hand iſt.

Wir faßen unſre Anſicht des ganzen Verhältniſſes zuſammen. Die urſprüngliche nahe Verwandtſchaft beider Völker erhellet aus den Sprachen: nur ſind in der etruriſchen die ältern Formen beibehalten, während die helleniſche ſtarke Umgeſtaltungen erfahren hatte. Eben ſo ſcheint die Mythologie der Etrurier gleichſam eine abweichende Mundart, eine ältere Ueberlieferung geweſen zu ſein, als die, welche in Kleinaſien und Griechenland aufbewahrt worden. Die Etrurier waren der prieſterlichen Zucht zugethan geblieben, die Hellenen hatten ſich ihr entzogen: dieß begründet den Unterſchied ihrer geſammten Bildung. Ueberall, wo man in der alten Welt ein unter prieſterlicher Leitung ſtehendes Volk antrifft, darf und muß man uralte Wißenſchaft und Bildung, das Erbtheil einer unbekannten Vorwelt, vorausſetzen. Dieſe Wißenſchaft und Bildung kann mit dem Fortgange der Zeit ſich verdunkeln und verloren gehen; ſo lange ſie aber in ihrer Unwandelbarkeit beſteht, trägt ſie ein ganz andres Gepräge, als die weit jüngere, ſelbſt erworbene und frei fortſchreitende Bildung. So fern es in den Geſchichten eines ſo dunkeln Alterthums thunlich iſt, möchte ſich einleuchtend machen laßen, daß die Pelasger nicht ein beſondres Volk, ſondern eine Kaſte waren, die Kaſte der Prieſter. Unter der 'Flucht der Pelasger' hätte man ſich demnach die entſcheidende Begebenheit zu denken, daß der Stamm der Adlichen oder der Krieger ſich gegen die gebornen Prieſter auf-

lehnte, ſie verfolgte, zerſtreute, und ſie nöthigte, auszuwandern, oder ihren alten Vorrechten und bindenden Sitten zu entſagen. Dieſer Begebenheit verdankte Hellas zunächſt die freiere Entwickelung ſeiner Heldenſage und Dichtung, welche durch prieſterliche Herrſchaft aus begreiflichen Gründen gehemmt wird; weswegen auch die Aegyptier keinen Heroendienſt hatten (Herod. II. 50. *νομίζουσι δ' ὦν Αἰγύπτιοι οὐδ' ἥρωσι οὐδέν*). Wenn alſo an etruriſchen (verhältnißmäßig ziemlich ſpäten) Arbeiten Vorſtellungen aus der helleniſchen, in Griechenland örtlich einheimiſchen Heldenſage vorkommen, ſo müßen ſie den Etruriern allerdings von den eingewanderten, oder in Großgriechenland anſäßigen Hellenen mitgetheilt ſein; hieraus folgt aber für ſich allein noch nicht, daß ſie auch bei der künſtleriſchen Ausarbeitung griechiſche Muſter vor Augen gehabt hätten.

S. 175. Von der Melancholie der Etrurier denken wir, einſtimmig mit Fea, eben ſo wie bei den Aegyptiern. Sie waren eines der weiſeſten, und in der Zeit ihrer Blüthe freieſten und glücklichſten Völker des Alterthums.

S. 166. 'Die zweite Wanderung der Griechen nach Hetrurien geſchah ungefähr dreihundert Jahre nach des Homerus Zeiten, und eben ſo viel Jahre vor dem Herodotus, zufolge der Zeitrechnung, die dieſer Scribent ſelbſt angiebt'. Die Angaben ſtimmen nicht überein, denn dieſer Geſchichtſchreiber ſetzt den Homer nur 400 Jahre vor ſeiner Zeit. (II. 53.)

S. 182. Daß die Etrurier neun Gottheiten den Blitz beilegten, hat wohl nichts damit gemein, daß die Griechen wegen allegoriſcher oder mythologiſcher Anſpielungen einige Gottheiten außer dem Jupiter mit dem Blitze bewaffneten, deren W. wirklich neun zuſammen bringt. Die Unterſchei-

dung eilf verſchiedener Arten von Blitzen, wovon drei dem Jupiter zugeſchrieben wurden, war bei den Etruriern eine phyſikaliſche Beobachtung. Sie kannten ſchon die Erdblitze, welche die Erfahrung neuerer Phyſiker beſtätigt, und es läßt ſich kaum bezweifeln, daß ſie das Elektrophor und den Blitzableiter, aber als prieſterliches Geheimniß, beſeßen (Plin. H. N. II. 52. 53.).

W. führt nirgends den Namen eines etruriſchen Künſtlers an. Mamurius, ein Zeitgenoße des Numa, hatte die Schilde der Salier verfertigt, und die Bildſäule des Vertumnus, die am römiſchen Forum ſtand, in Erz gegoßen. Sein Name war durch die uralten Geſänge der Salier verewigt. S. Propert. IV. El. 3. v. 61. Ovid. Fast. III. 383. Vgl. Lanzi Saggio di lingua etrusca, T. I. p. 144. sqq. Dieſe Angabe iſt wichtig für das höhere Alter der etruriſchen Kunſt, wenn man es auch nicht wörtlich zu nehmen hat, was Plinius ſagt (XXXVI. c. 5.), die Bildgießerei habe in Griechenland erſt mit dem Phidias angefangen.

B. IV. 'Von der Kunſt unter den Griechen.'

S. 43. 'Michael' (Michel) 'Angelo iſt gegen den Raphael was Thucydides gegen den Xenophon iſt'. W. hat hier, wie gewöhnlich, den Michel Angelo zurückzuſetzen gedacht, und ganz gegen ſeine Abſicht hat er den Raphael übel betheilt, indem er ihn mit einem der beſchränkteſten Köpfe unter allen Schriftſtellern der guten Zeit vergleicht, von denen etwas auf uns gekommen. Die Anmuth des Raphael, die einzige Eigenſchaft, derentwegen die Vergleichung einen Schein von Schicklichkeit haben könnte, war ſein; die des Xenophon gehörte ſeinem Zeitalter und Geburtsort, und was iſt ſie gegen die Anmuth des Plato?

S. 56. ‘Die Bildung der Schönheit hat angefangen mit dem einzelnen Schönen, in Nachahmung einer ſchönen menſchlichen Geſtalt, auch in Vorſtellung der Götter’ u. ſ. w. Dieſer Satz, wie ſehr ſich auch die Herausgeber bemühen, ihn richtiger zu beſtimmen, bleibt dennoch falſch, und ſteht im Widerſpruch mit W.s eignen Lehren. Wir würden vielmehr ſagen: die Bildung des Schönen bei den Griechen iſt ausgegangen von allgemeinen urbildlichen Begriffen, und allmälich zur Nachahmung des Einzelnen herabgeſtiegen, worin ſie erſt ſpät die lebendigſte Wahrheit erreicht hat.

S. 69. ‘Die vielen Hermaphroditen in verſchiedener Größe und Stellung zeigen, daß die Künſtler in der aus beiden Geſchlechtern vermiſchten Natur ein Bild hoher Schönheit auszudrücken geſucht haben’. Nicht ein Bild hoher Schönheit wollten ſie ausdrücken, ſondern ein Bild der weichſten, nach dem, was die Natur nicht geſtattet, lüſternen Wolluſt, und dieß iſt ihnen auch vollkommen gelungen. Die Herausgeber bringen über den Charakter und Werth der berühmteſten ſchlafenden Hermaphroditen treffende Bemerkungen bei. Da ſie jetzt in Paris beiſammen ſind, ſo könnte man das Vergnügen der unmittelbaren Vergleichung haben; dieß war aber bei der bisherigen Aufſtellung nicht der Fall. Jedem leuchtet ein, daß dieſe Statuen, die vermuthlich zur Verzierung von Badegemächern dienten, gemacht ſind, von oben herab und frei von allen Seiten geſehen zu werden: der florentiniſche hingegen ſtand dort ſehr unbequem auf einem Sarkophage (ein memento mori gegen den üppigen Eindruck!) in der Höhe des Auges und an die Wand angelehnt.

S. 101. ‘Zu eben dieſer Bemerkung gehören die Centauren, in Abſicht ihrer Haare auf der Stirne, als welche

beinahe eben ſo wie die Haare des Jupiters geworfen ſind, um vermuthlich ihre Verwandtſchaft mit dem Jupiter anzudeuten, da ſie nach der Fabel vom Ixion und einer Wolke, die die Geſtalt der Juno hatte, gezeuget worden.' Das iſt in der That eine ſeltſame Verwandtſchaft. Müßte auch Jupiter ſich gefallen laßen, für verſchwägert mit dem Ixion zu gelten, weil dieſer die Scheingeſtalt ſeiner Gattin beseßen, ſo könnte man W. mit dem Grundſatze des römiſchen Rechts antworten: affinitas personam non egreditur. Es wird wohl mit der Aehnlichkeit nicht mehr auf ſich haben, als mit der Verwandtſchaft.

S. 109. Hier läßt doch W. einmal den Chriſtusköpfen des Leonardo da Vinci Gerechtigkeit widerfahren. Der Verfaßer dieſer Anzeige ſah einen im Profil, von wunderwürdiger Schönheit, in der Gemäldeſammlung des Prinzen Scilla zu Neapel.

Anm. 309. zu S. 113. ſagen die Herausgeber von der kapitoliniſchen Venus: 'Etwas größer als die mediceiſche, und in Hinſicht auf den Charakter ihrer Geſtalt mehr entwickelt, ſteht ſie an Kunſtverdienſt nur wenig hinter derſelben zurück.' Sollte nicht was an den beiden, freilich ſehr verſtümmelten Statuen der Venus in Dresden alt iſt, den Vorzug verdienen? Nach der Fleiſchigkeit der Formen, den ſtarken Brüſten (beſonders auch die Linie des Beines unter der Wade iſt zu ſehr geſchweift), ſchien uns die kapitoliniſche Venus immer eine ziemlich vergröberte Nachahmung der mediceiſchen oder des gemeinſchaftlichen Urbildes. Einen Theil ihres Ruhmes verdankt ſie wohl der faſt beiſpielloſen Erhaltung, aber eben dieſe könnte einen Verdacht erwecken, den wir einem verwegnern Zweifler zu äußern überlaßen.

S. 119. ‘Es hat dieſelbe (Ceres) — — ein erhabenes Diadem nach Art der Juno, hinter den vordern Haaren, die ſich auf der Stirn in einer lieblichen Verwirrung zerſtreut erheben; ſo daß dadurch vielleicht ihre Betrübniß über den Raub ihrer Tochter Proſerpina angedeutet werden ſoll.’ Dieß möchte ſein, wo Ceres die Proſerpina ſuchend vorgeſtellt wird; aber in ruhigen Bildniſſen, welche den ſeligen Stand der Götter ausdrückten, wurde ſchwerlich ſolch ein Kennzeichen eines vorübergehenden Grames aufgenommen.

Anm. 331. Wir ſind ganz mit den Herausgebern einverſtanden, daß die Pallas von Velletri, wiewohl ein vortreffliches Werk, in der erſten Freude über den ſeltnen Fund etwas überſchätzt worden.

Anm. 334. Die vorlängſt in Frankreich befindliche laufende Diana mit einer Hindin haben wir oft mit Aufmerkſamkeit betrachtet. Sie iſt allerdings eine ſchöne und vorzüglich eine belebte Statue; aber ſie mit dem vatikaniſchen Apoll zu vergleichen, ja als das Gegenſtück dazu anzuſehn, dieß wäre uns, ohne die Behauptung der franzöſiſchen Antiquare (Notice des statues du Musée Napoléon. Paris 1810. S. 12.), nicht im Traume eingefallen.

Anm. 370. ſind die Herausgeber geneigt, die Amazone aus der Villa Mattei, jetzt in Paris, für das Original von Polyklet zu halten. Doch machen ſie ſich ſelbſt den gegründeten Einwurf, die vom Plinius gerühmte Amazone dieſes Meiſters ſei von Erz geweſen. Ueberhaupt ſcheint Polykle bloß in Erz gegoßen zu haben: wir erinnern uns keines Zeugniſſes, wonach ihm Arbeiten in Marmor beigelegt würden.

S. 130. ſagt W. von den Amazonen: ‘Keine Köpfe wären unſern Künſtlern beßere Modelle zu Figuren geheiligter Jungfrauen geweſen, und dennoch iſt es niemanden eingefallen.’ Ja wohl iſt etwas ſo Verkehrtes Niemanden eingefallen! Wir führen dieſen abenteuerlichen Vorſchlag W.s nur an, um zu zeigen, wie ſo gar keine Ahndung von dem Weſen der chriſtlicheu Ideale er gehabt. Die Künſtler, welche bei ihren Madonnen die Antike vor Augen hatten, haben auf eine Juno hingearbeitet, und dieß iſt weit ſchicklicher. Uebrigens dürfte eine ſolche Vermiſchung überhaupt unſtatthaft und gewiſſermaßen profan ſein. W. legt die längſt durch fromme Begeiſterung gelöſten Aufgaben der chriſtlichen Kunſt verſchiedentlich vor, als wäre noch nichts darin geleiſtet.

Anm. 477. reden die Herausgeber von dem heutigen Zuſtande der Kunſt: ‘Unſre Maler und Bildhauer ahmen freilich die Werke des Alterthums nach, doch ſelten etwas mehr als die äußere Geſtalt derſelben, die Schale, nicht den Kern, den göttlichen Lebensfunken in ihnen.’ Dieſes Urtheil dünkt uns etwas hart; der Verfaßer dieſer Anmerkung iſt wohl ſeit geraumer Zeit nicht in Rom geweſen, ſonſt würde er vielleicht von den Arbeiten eines Thorwaldſen, und verſchiedener deutſchen und franzöſiſchen Bildhauer günſtiger urtheilen. (S. Artiſtiſche und Litterariſche Nachrichten aus Rom. An Goethe. Im Intell. Bl. der Jen. Allg. L. Z. 1805. Okt. *)) Selbſt für W.s Ruhm iſt die Anerkennung der neueſten Fortſchritte in der Skulptur wichtig; denn er hat doch den erſten Antrieb dazu gegeben. Auf ſolche Art macht man die Künſtler irre: erſt treibt man ſie

*) [S. Vermiſchte Schriften Bd. III. S. 231. ff.]

zur Nachahmung der Antike, und dann wirft man ihnen vor, ſie ſeien bloße Nachahmer. Die Griechen ſcheinen das Weſen der Skulptur dergeſtalt erſchöpft zu haben, daß man ſich kaum von ihrem Vorbilde entfernen kann, ohne Gefahr, aus den Gränzen der Kunſt ſelbſt zu verirren. Ueber die Unmöglichkeit einer eigenthümlich modernen und dennoch ächten Skulptur ſehe man obigen Aufſatz. Mit der Malerei verhält es ſich hingegen ganz anders. Fürs erſte ſind keine Werke namhafter griechiſcher Maler auf uns gekommen; und hätten wir ſie auch, ſo würde es doch wohl bei dem Satze des Hemſterhuys ſein Bewenden haben, die Maler der Alten ſeien zu ſehr Bildhauer, ſo wie die Bildhauer der Neueren zu ſehr Maler geweſen. Indem W. die Nachahmung der Antike uneingeſchränkt ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Künſte predigte, hat er die Malerei auf einen Irrweg geführt. Bei Mengs diente die Nachahmung des Correggio zum beſten Gegengewicht, aber da er ſelbſt aus der Antike faſt nur die Lieblichkeit jugendlicher Bildungen ergriffen hatte, ſo löſte ſich die Nachahmung in ſeiner Schule bald in ſüßliche Unbedeutendheit auf. Die franzöſiſche Schule wollte es ſtrenger mit der Zeichnung nehmen, und verabſäumte darüber Kolorit, Helldunkel, Perſpektive, ſelbſt maleriſche Gruppierung. Viele ihrer Gemälde gleichen ſchlecht kolorierten Basreliefs auf einem grauen Grunde. Neben der eingelernten Wißenſchaft konnten ſie doch ihren National-Charakter nicht los werden, ſie mußten ihren Zeitgenoßen durch heftigen Ungeſtüm der Geberden zu gefallen ſuchen, daher ſehen ihre Figuren nicht ſelten aus, als ob in eine Antike die Seele eines franzöſiſchen Komödianten gefahren wäre. Die Aufgaben, welche der Kunſt heut zu Tage in Frankreich gemacht werden, nämlich die neueſten

Begebenheiten im heutigen Koſtum zu malen, führen ſie faſt nothgedrungen zum Streben nach maleriſchen Wirkungen zurück; doch haben wir bei der vorletzten Ausſtellung in Paris noch nichts recht Gerathenes geſehen. Die deutſche Schule fängt an, wieder auf die rechte Bahn einzulenken, indem ſie ſich liebevoll an die älteren Meiſter unter den Neueren anſchließt.

Die Herausgeber fahren fort: ‘Woher möchte ſonſt das gegenwärtige Lechzen nach Naivetät, nach Einfalt und Natürlichkeit, das gierige Suchen darnach in den rohen Kunſtverſuchen barbariſcher und halbbarbariſcher Zeiten kommen, als eben aus dem drückenden Gefühl des Mangels, des Bedürfniſſes dieſer Eigenſchaften?’ Nach der ehemals üblichen Sitte ſollte hiebei billig eine Hand mit ausgeſtrecktem Zeigefinger am Rande ſtehn. Warum geht der Verfaßer dieſer Anmerkung nicht deutlicher mit ſeiner Polemik heraus? Auf wen es gemeint iſt, erräth man ja doch. Wenn er aber das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert barbariſche Zeiten nennt, ſo müßen entweder ſeine oder unſre hiſtoriſchen Kenntniſſe oder Anſichten unrichtig ſein. Niemanden iſt es eingefallen zu leugnen, daß die Malerei damals in manchen Stücken unvollkommen geweſen ſei. Allein man ſoll bei jeder Kunſtſchule auf ihren urſprünglichſten und eigenthümlichſten Vorzug gehen, und dieß iſt in der chriſtlichen Malerei der innige Ausdruck der Gemüther, und zwar von einer übernatürlichen Liebe durchdrungener Gemüther; alſo etwas weit Höheres als Naivetät, Einfalt und Natürlichkeit. Dieſen Ausdruck haben die Meiſter jener Zeit, wo die neuere Kunſt ihren höchſten weltlichen Glanz erreichte, von ihren Vorgängern ererbt, und dieſe waren ihnen darin nicht nur gleich, ſondern überlegen. Wenn man z. B. die aus der

Ferne nicht ſehr ſcheinbaren Köpfe des Perugino in der Nähe betrachtet, ſo thut ſich eine ganze Welt von Seele darin auf. Ueberhaupt hat die Kunſt, vermöge des entgegengeſetzten Grundtriebes bei den Alten und bei den Neuern einen durchaus verſchiedenen Gang genommen. Bei jenen war der Körper ſchon mit aller Vollkommenheit ſeines Baues ausgeſtattet, ehe die Seele ſich im Geſicht ankündigte, weswegen Ariſtoteles noch die Gemälde des Zeuxis charakterlos nennt. Bei den alten chriſtlichen Malern iſt der Körper unvollkommen entworfen, und gleichſam nur als ein nothwendiges Uebel hinzugefügt, während ſich ſchon in der Mannichfaltigkeit der Phyſiognomien die zartgefühlteſten Unterſcheidungen offenbaren.

S. 169. Es iſt etwas ſtark, wenn W. hier dem Plinius geradezu ableugnet, Zeuxis und Euphranor haben die Köpfe ihrer Figuren im Verhältniß etwas groß gehalten. Plinius hatte doch Werke von dieſen Meiſtern geſehn, und W. nicht. Daß ſich dieß nicht allgemein in der alten Kunſt findet, iſt ein ganz ungültiger Einwurf, Plinius bemerkt es ja eben als eine tadelhafte Ausnahme.

S. 186. übergehen die Herausgeber eine irrige Auslegung und unnöthige Emendation einer Stelle des Petronius. Auch den Philoſtratus hat Winckelmann S. 192. wenig genau überſetzt: ‘ein Theil der Wangen fängt an ſich zu bekleiden bis an das Ohr herunter (*συγκατιοῦσα ἡ κόμη τῷ ἰούλῳ παρὰ τὸ οὖς*)’. Die griechiſchen Worte heißen vielmehr ‘das Haupthaar verfließt in die krauſen Löckchen neben dem Ohre’; was wir den Backenbart nennen.

S. 198. ‘Noch mehr als die Stirn ſind die Augen ein weſentlicher Theil der Schönheit, und in der Kunſt mehr nach ihrer Form, als nach der Farbe zu betrachten,

weil nicht in dieſer, ſondern in jener die ſchöne Bildung derſelben beſtehet, in welcher die verſchiedene Farbe der Iris nichts ändert'. Demnach könnten ſogar die Augen der Kakerlaken, wenn ſie ſonſt nur die gehörige Form hätten, ſchön ſein. Die alten Bildner waren ſo weit entfernt, hierüber wie W. zu denken, daß ſie ſich vielmehr häufig bemühten, wie bekannt, das Weiße im Auge durch Silberblättchen, und die Iris durch eingelegte Edelſteine auszudrücken. Indem ſie ſolchergeſtalt über die Gränzen ihrer Kunſt hinausgiengen, erkannten ſie die Wichtigkeit und Bedeutſamkeit der Farben des Auges auf das entſchiedenſte an.

Bei Gelegenheit der ſogenannten zerſchlagenen Ohren S. 212. u. f. und in der Vorrede zu dem Verſuch einer Allegorie S. 433. redet W. verſchiedentlich von 'Ringern', die dergleichen gehabt. Dieß iſt nicht genau, es ſollte immer 'Fauſtkämpfer' heißen.

S. 221. 'Die Jünglinge aber pflegten die Haare kürzer geſchnitten zu tragen, ſonderlich hinterwärts, ausgenommen die Einwohner der Inſel Euboea, welche Homerus daher *ὄπισθεν κομόωντας* nennt'. Das Zeugniß Homers kann für ſpätere Zeiten nichts beweiſen; in der von ihm geſchilderten trugen bekanntlich alle Hellenen auch in männlichen Jahren die Haare lang. Das den Euböern gegebene Beiwort geht vermuthlich auf eine ihnen eigne Art, die Haare hinten zuſammenzubinden; oder darauf, daß ſie ſich am Vorderkopf ſchoren.

S. 237. ſagt W., der große ſitzende Löwe vor dem Arſenal zu Venedig ſei 'billig unter die vorzüglichſten Werke der Kunſt zu zählen'; und die Herausgeber Anm. 689. 'der eine (Löwe) ſitzt, der andre mit noch beträchtlich größeren Proportionen, und welchen wir dem ſitzenden vorziehen

würden, iſt liegend dargeſtellt. Beide ſind vortrefflich vom edelſten mächtigſten Stil'. Goethes geiſtreiches Epigramm iſt bekannt. Gegen ſo viele übereinſtimmende Urtheile wagen wir kaum zu geſtehen, daß uns, ungeachtet des günſtigſten Vorurtheils, bei wiederholter Prüfung dieſe Löwen als Werke der ſpäteren Kaiſerzeit vorgekommen ſind. Ein koloſſales Gebilde fordert immer eine gewiſſe Ehrerbietung, aber man muß den Eindruck der Maſſe wohl von dem des Stils unterſcheiden. Die Abſtumpfung der Umriße, wodurch die Schönheiten des Details verloren gegangen ſein ſollen (Anm. 689.), trägt hier wenig aus, denn ſie konnte an ſolchen Koloſſen die urſprünglichen Verhältniſſe nicht ändern. Auch das ſcheint uns ein Gedanke ſpäterer Zeit, daß dieſe Löwen nicht ſymmetriſch gebildet ſind, ſondern der eine kauzend, der andre liegend, da ſie doch offenbar zu Gegenſtücken am Eingange des piräeiſchen Hafens beſtimmt waren. Zwei an den Seiten des ſitzenden Löwen auf geſchlungenen Bändern eingehauene, aber ſehr erloſchene Inſchriften haben gelehrte Unterſuchungen veranlaßt, die mit den Vermuthungen über das Alter dieſer Werke in Beziehung ſtehn. Der bekannte ſchwediſche Gelehrte Akerblad (Notice sur deux inscriptions runiques, trouvées à Venise etc. Paris 1805.) erklärte ſie für Runen, und leitete ſie ſinnreich von den Warägern ab, die in den Feſtungen des byzantiniſchen Reichs in Beſatzung lagen. Hr. Boſſi (Lettre de Mr. Louis Bossi de Milan à Mr. le Professeur Schlegel etc. Turin 1805.) vertheidigte hierauf d'Hancarvilles Meinung, die Schrift ſei etruriſch oder, was nach ihm einerlei iſt, pelasgiſch. Da der Stil der Bildhauerei jedoch keinesweges ſo uralt iſt, als er nach dieſer Vorausſetzung ſein müßte, ſo nimmt er an, es ſeien urſprünglich Drachen geweſen (wovon

der Hafen den Namen porto Dragone geführt), und ſpäter in Löwen umgeſtaltet worden. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie bei einer ſolchen Umgeſtaltung, die nur dann möglich war, und kaum, wenn man die Drachen viel größer annimmt, die Inſchriften ſollten verſchont geblieben ſein, anderer Unwahrſcheinlichkeiten nicht zu gedenken. Ungeachtet aller Gelehrſamkeit, welche Boſſi aufgewandt, bleibt Akerblads Meinung alſo wohl die annehmlichſte.

Die vier Pferde von Erz, ehemals über dem Portal der St. Markuskirche zu Venedig, preiſet Winckelmann S. 239. mit Recht, und die Herausgeber räumen ihnen (Anm. 384.) unter allen auf uns gekommenen antiken Pferden den erſten Rang ein. Sie ſtehen jetzt wieder beiſammen auf dem Triumphbogen vor den Tuilerien; man hat einen großen vergoldeten Wagen und zu beiden Seiten zwei vergoldete Viktorien hinzugefügt. Dieſe glänzenden Umgebungen verurſachen, beſonders bei Sonnenſchein, eine ſo ſtarke Blendung, daß man ſie nur unbequem ſieht. Die umgekehrte Anordnung wäre vielleicht vortheilhafter geweſen, nämlich die Pferde, an denen noch ſtarke Spuren von Vergoldung ſichtbar ſind, neu zu vergolden, die Zuthaten hingegen in Bronze zu faßen. Wer den Ehrgeiz hat, in geretteten Ueberreſten des Alterthums die Hand berühmter Meiſter zu erkennen, könnte dieſe Pferde dem Kalamis oder ſeiner Schule zuſchreiben, nach dem Charakter der Werke dieſes Künſtlers:

Exactis Calamis se mihi iactat equis.

In dem Verzeichniß der antiken Thiere haben ſowohl W. als die Herausgeber den farneſiſchen Stier ganz übergangen. Ein Erwähnung hätte dieſes in ſeiner Art einzige Stück doch gewiß verdient; überdieß iſt es hiſtoriſch merk=

würdig, weil man die Namen der rhodiſchen Künſtler weiß, und zugleich, daß Aſinius Pollio, der nach ſeiner Gemüthsart gewaltſame Leidenſchaftlichkeit auch an Kunſtwerken liebte, es nach Rom gebracht. (Plin. Hist. N. XXXII. c. 5.) Vor ſieben Jahren ſtand dieſe gewaltige Gruppe, und ſteht ohne Zweifel noch zu Neapel in dem Garten der Chiaja reale, in der Mitte eines kleinen Waßerſtücks. Man hat aber, um dem Marmor überall gleiche Weiße zu geben, die Oberfläche abgeſchabt, und dadurch der Aechtheit des ergänzten Werkes noch mehr Abbruch gethan.

Wenn man W.s Kunſturtheile unter einander vergleicht, ſo fällt in die Augen, daß, wiewohl er mit Verehrung von dem hohen und ſtrengen Stil redet, ſeine Neigung entſchieden auf gefällige Ausbildung gieng. Wie wenig ſagt er von dem Kopfe der ludoviſiſchen Juno, von der Niobe, und mit welcher Liebe verweilt er bei dem Sturz des Herkules, beim Laokoon, beim vatikaniſchen Apollo, lauter Werken des gelehrten und zierlichen Stils, worunter nichts aus den Kunſtſchulen vor Alexander dem Großen herſtammt. Der Verfaßer dieſer Anzeige geſteht, daß er über die Kunſt geſinnt iſt wie Aeſchylus, welcher ſagte, die alten Statuen, bei aller Einfachheit, würden für göttlich gehalten, die neuen ſorgfältig ausgearbeiteten hingegen würden zwar bewundert, machten aber weniger den Eindruck von einer Gottheit. Und dieß ſagte Aeſchylus noch vor der Blüthezeit des Phidias, welcher für den Vollender des hohen Stiles gilt! Die der ſichtbaren Welt eingedrückten Spuren des Göttlichen aufzufaßen, iſt die würdige Beſtimmung der Kunſt, und in dem Grade, wie ſie dieſen Zweck aus den Augen verliert, ſinkt ſie zu einem bloß verfeinerten Sinnengenuß, zu einem Spielwerk der Ueppigkeit herab.

W.s Werk iſt klaſſiſch geblieben, ungeachtet ſeiner vielen Lücken und Irrthümer: dieß beweiſt deſſen ungemeinen Werth. So viel man ſeitdem, zum Theil auf ſeinen Antrieb, über die alten Denkmale im Einzelnen gearbeitet, ſo hat doch Niemand eine größere Zuſammenſtellung des Ganzen, als die ſeinige, auch nur verſucht. Möglich wäre ſie indeſſen allerdings. Der Titel ‘Geſchichte der Kunſt des Alterthums’ iſt auf der einen Seite zu eng, denn das Buch enthält einen großen Theil der Kunſtlehre; auf der andern viel zu umfaßend. Von der Malerei ſagt W. wenig, von der Baukunſt faſt gar nichts. Darüber iſt bei dem genauen Zuſammenhang zwiſchen beiden Künſten auch ſeine Erörterung der Bildnerei in manchen Stücken unvollſtändig geblieben. Die halb erhabene Arbeit macht gleichſam das Mittelglied zwiſchen der Skulptur und Architektur, und ihre Geſetze können außer der Beziehung auf dieſe nicht ganz begriffen werden. Ferner hat W. die vorhandenen Nachrichten von der eigentlichen Geſchichte der Kunſt, von den großen Meiſtern, ihren berühmteſten Werken, ihren Schulen u. ſ. w. keineswegs erſchöpft, ſondern in dem Abſchnitte ‘Von der Kunſt, nach den äußern Umſtänden der Zeit unter den Griechen betrachtet’ gar ſehr in die Kürze gezogen. Es giebt zwei ganz verſchiedene Quellen der Kunſtgeſchichte: die übrig gebliebenen Denkmale ſelbſt, und die Nachrichten der Schriftſteller. Um ſtrenge kritiſch zu verfahren, mußte man erſt auseinander halten, was man durch jede von beiden wißen kann, und dann die Uebergänge ſuchen. Dieſe beſtehen nämlich in noch vorhandenen Werken, deren Zeitalter oder ſogar deren Meiſter wir mit Gewißheit oder Wahrſcheinlichkeit kennen. Man weiß, wie Mengs ſeine Einbildungskraft dergeſtalt zu der Vorſtellung einer nie geſehenen

Vollkommenheit der griechiſchen Skulptur hinaufgeſchraubt hatte, daß er keine bisher bekannte Antike für ein urſprüngliches Werk großer Meiſter, noch für etwas mehr als unvollkommene Nachbildung gelten laßen wollte. Seine Anſicht iſt aller hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit und vielleicht auch den Schranken des menſchlichen Kunſtvermögens zuwider. W. iſt nicht abgeneigt, die Niobe für das wahre Original von Skopas anzuerkennen, was uns außer allem Zweifel zu ſein ſcheint. Allein er hat die Wichtigkeit dieſer Kenntniß längſt nicht genug hervorgehoben, welche auf die ganze Geſtalt der griechiſchen Kunſt in der Zeit ihrer Blüthe das hellſte Licht wirft. Man kann noch weiter zurückgehn: es ſind Werke aus der Schule des Phidias, und vermuthlich nach ſeinen Zeichnungen ausgeführt, ans Licht gezogen worden; die ſtark erhoben gearbeiteten Kämpfe der Centauren und Lapithen, welche Lord Elgin nach England gebracht hat. Wären dieſe durch Abgüße im übrigen Europa verbreitet, ſo könnte man ſich einen Begriff vom Stile des Phidias machen. (In Paris iſt nur ein einziges kleines Basrelief vom Parthenon.) Zu der Erhabenheit ſeines Pallas und ſeines olympiſchen Zeus wird man ſich dieſen Proben freilich nicht erſchwingen, aber die Kämpfe am Fußſchemel des Zeus und auf dem Schilde der Pallas darf man ſich unbedenklich als ihnen ähnlich vorſtellen. Wären Nachgrabungen in Griechenland und Kleinaſien möglich, geſchähen ſie in Sicilien ſo fleißig wie ehemals in Rom, ſo ſtänden noch viele wichtige Entdeckungen für die Kunſtgeſchichte zu hoffen.

In der griechiſchen Kunſt, wie in der Poeſie, iſt von der älteſten Zeit bis auf Alexander den Großen ein geſetzmäßiger Fortſchritt, eine Entwickelung wie aus Einem Keime

bemerkbar. Deswegen iſt dieſer Zeitraum, ſowohl wegen des Kunſtwerthes der Hervorbringungen, als für die Erforſchung des menſchlichen Geiſtes überhaupt, bei weitem der wichtigſte. Nachher wurde das Steigen und Sinken des Geſchmacks und der Talente von zufälligen Umſtänden abhängig. Bei der unermeßlichen Menge großer Vorbilder wurden die Künſtler faſt unvermeidlich Eklektiker, und ihre perſönliche Sinnesart beſtimmte die Richtung, welche ſie nahmen. Gehören doch auch in der Poeſie die ungenießbaren Schriften eines Lykophron und die lieblichen Dichtungen des Theokrit und Bion demſelben alexandriniſchem Zeitraum an.

Ein ſeit der Verſetzung und Zerſtreuung ſo vieler alten Denkmale doppelt nöthiges Hülfsbuch würde ein Repertorium der Antike ſein, worin alle irgend bedeutenden Stücke nach den Gattungen, Gegenſtänden, Steinarten und andern Stoffen in ſyſtematiſcher und alphabetiſcher Ordnung eingetragen wären, mit Notizen über die Umſtände der Auffindung, die Ergänzung, die verſchiedenen Beſitzer, die jetzige Aufſtellung, die vorhandenen Kupferſtiche, die Schriftſteller, ſo davon gehandelt, u. dgl. m. Bei den jetzigen Zeitumſtänden iſt aber ein ſolches Werk ſchwer zu liefern.

Die andre Hälfte der 'Geſch. d. K.' wird die folgenden Bände gegenwärtiger Sammlung von W.s Werken einnehmen. Da der Plan der Herausgeber nach der Vorrede des erſten Bandes die in fremden Sprachen abgefaßten Schriften, die Monumenti antichi inediti, und die Déscription des pierres gravées du Baron de Stosch nicht mit begreift (bei den Briefen an Bianconi haben ſie doch der Vollſtändigkeit zu Lieb eine Ausnahme gemacht), ſo werden alsdann

vielleicht die Briefe an die Reihe kommen. Wir würden dabei nicht Vollſtändigkeit, ſondern vielmehr ſtrenge Auswahl anrathen; es iſt ſchon in den frühern Sammlungen manches Unbedeutende, beſonders aber in der letzten (Winckelmann und ſein Jahrhundert. In Briefen und Aufſätzen herausgeg. von Goethe. 1805.) Manches gedruckt worden, was für W.s Ruhm und die Erbauung der Leſer beßer ungedruckt geblieben wäre. Es iſt auch andern Reiſenden in Italien begegnet, Brocoli mit Eßig und Oel gern zu eßen, und die italiäniſchen Weine zu lieben, ohne daß man ſich gemüßigt fände, ſolches der Welt und Nachwelt mitzutheilen. Für die Bewunderer W.s, die ſich ihn gern als einen Schüler des Plato im alten Philoſophen-Mantel denken, iſt es unerwünſcht, zu erfahren, er habe ſich auf ‘einen kaffeebraunen Drap d’Abbeville Rock mit güldenen Brandebourgs’ ſo viel zu Gute gethan, daß er einen Freund in Deutſchland davon unterhält. Einen peinlichen Eindruck machen beſonders die Briefe über ſeine Religionsveränderung. Er that dieſen Schritt mit innerm Widerſtreben, aus äußerlichen Beweggründen, und handelte ängſtlich um den Preis. Eine entgegengeſetzte Meinung hatte er zwar auch nicht, er ſchämte ſich bloß aus pöbelhaften Vorurtheilen, und die Art, wie er ſie ausdrückt (W. u. ſ. Jahrh. S. 68. u. 69.), beweiſt, daß eine gemeine Erziehung ihre Rechte behauptet. Was kann es nutzen, Dinge vor das Publikum zu bringen, die nur in den Beichtſtuhl gehören, und die unbefugte Neugier der Menſchen nach den Schwächen und Kleinlichkeiten ausgezeichneter Männer zu befriedigen? Uns dünkt, man ſollte ſich bei Briefen Verſtorbener immer die Frage vorlegen, ob ſie ſelbſt in die Bekanntmachung würden gewilligt haben; denn wie viele Briefe

ſchreibt man im guten Vertrauen auf die Geheimhaltung der Freunde!

Der handſchriftliche Nachlaß W.s in Paris wird wohl gröſtentheils in Auszügen und unvollendeten Entwürfen beſtehen. Doch iſt zu unterſuchen, ob ſich etwas darunter zur Herausgabe eignet. Der Zutritt dazu wird leicht zu erlangen ſein. Das Geſpräch über die Schönheit nach Platos Art, das W. (Vorr. zur Geſch. d. K. S. XV.) erwähnt, würde die willkommenſte Zugabe zu dieſer Sammlung ſein; aber wir fürchten, er redete von einer bloß in ſeinem Kopfe entworfenen Schrift als ſchon vollendet.

Altdeutſche Wälder, herausg. durch die Brüder Grimm. Erſter Band. Caſſel 1813.*)

Der Verfaßer dieſer Anzeige bemerkt im voraus, daß er außerhalb Deutſchland ſchreibt, an einem Orte, wo er auf ſeine eigne Bücherſammlung und ſeine vorräthigen Auszüge beſchränkt iſt. Die Leſer werden es alſo entſchuldigen, daß er, in der Unmöglichkeit jedesmal die Bücher ſelbſt nachzuſchlagen, worauf die Herren Grimm ſich beziehn, oder noch andre, welche Licht auf die behandelten Gegenſtände werfen könnten, nicht alles in vorliegender Schrift Enthaltene befriedigend zu prüfen vermag.

In einem Fache, wo noch ſo viel zu entdecken und aufzuräumen iſt, wie in der Geſchichte unſerer Sprache und Dichtkunſt, ſind Zeitſchriften ein recht angemeßenes Mittel, manche Nachweiſungen, Zweifel und Erörterungen mitzutheilen, die, wenn ſie auf die Abfaßung eines beſondern Buches hätten warten ſollen, vielleicht nie ans Licht gefördert worden wären. Dem, der ſchon nachgeforſcht hat, kann nichts willkommner ſein, als entweder Beſtätigung des

*) [Vgl. gegen dieſe Rec. unter anderem W. Grimm in denſelben Altd. Wäldern Bd. III. S. 253. ff. beſonders S. 273. ff.]

Gefundenen, oder Anregung zu neuer Unterſuchung zu empfangen. Allein zum Gedeihen einer Zeitſchrift iſt es nöthig, auch ſolche Leſer in hinreichender Anzahl zu gewinnen, die neben einer leichten Belehrung Unterhaltung begehren; und hierauf ſcheinen uns die Herren Grimm nicht eben ſonderliche Sorgfalt gewandt zu haben. Die Altdeutſchen Wälder ſollten nach der Ankündigung monatlich erſcheinen: aber nach den erſten ſechs Heften iſt, ſo viel wir wißen, keine Fortſetzung erfolgt. Seit noch längerer Zeit hat das Muſeum der Hrn. von der Hagen und Büſching für Altdeutſche Litteratur einen Stillſtand erfahren, und wir fürchten, daß es noch manchen verdienſtlichen, aber vereinzelten Bemühungen ſo ergehen wird. Möchten ſich alle Forſcher und Freunde der einheimiſchen Alterthümer vereinigen, um den Fortgang einer gemeinſchaftlich unternommenen und alles dahin Gehörige umfaßenden Zeitſchrift durch ihre Beiträge und ihre Abnahme zu ſichern!

Die Hrn. Gr. haben in den Altdeutſchen Wäldern, wie in ihren früheren Arbeiten, einen nicht geringen Scharfſinn, eine ausgebreitete Beleſenheit, einen unermüdlichen Fleiß in Aufſpürung auch des Unbemerkteſten bewährt. Weniger iſt der Vortrag zu rühmen. Sie ſchreiben ausſchließend für Kenner; ſie ſetzen vieles als bekannt voraus, was auch dem Gedächtniſſe des Kenners nicht immer gegenwärtig iſt; ſie begnügen ſich mit eilfertigen Andeutungen, wo eine ausführliche Entwickelung nöthig wäre. Indeſſen jeder Schriftſteller hat das Recht, den Kreiß ſeiner Leſer nach Gutdünken zu beſchränken. Hier aber geht die Nachläßigkeit in der ungefälligen Schreibart bis zu wirklichen Sprachfehlern. Uns dünkt, der Bewunderer der frühen Denkmale unſrer Sprache ſollte doppelt genau auf die Richtigkeit ſeiner Wortfügungen achten, damit man ihm nicht vorwerfe, über dem alten ſei ihm das heutige Deutſch abhanden gekommen. Oft ſcheint es uns an Klarheit des Ausdrucks zu mangeln, weil die Verfaßer nicht bis zur Klarheit des Begriffs durchgedrungen ſind. Wir geben dieß nicht für ein allgemein gültiges Urtheil; doch vermuthen wir, wenn wir bei aller Aufmerkſamkeit gar nicht oder nur mit Mühe verſtehen, das Gleiche möge wohl auch andern nicht unerfahrnen Leſern begegnen.

Ehe wir auf das Einzelne eingehen, legen wir im Allgemeinen dar, worin unſre Anſichten von denen der Hrn. Gr. abweichen.

Sie machen es ſich zum vorzüglichen Geſchäft, den bald zuſammenſtrömenden, bald in ſich mehrere Arme theilenden Quellen aller wunderbaren Erzählungen aus der Vorzeit nachzugehn; bei dieſer lehrreichen und anziehenden Bemühung ſcheinen ſie aber einer bloß leidenden, das Empfangene allenfalls unwillkürlich und unbewußt verändernden Ueberlieferung zu viel, der freien Dichtung hingegen zu wenig einzuräumen.

Es iſt wahr, der Urſprung vieler Heldendichtungen verliert ſich in das Dunkel der Zeiten; aus einem einfachen Keime haben ſie ſich erſt im Lauf der Jahrhunderte reich und vielgeſtaltig entfaltet; von den meiſten kennt man den Urheber nicht, oder wenn einer genannt wird, ſo war er es doch nicht auf die angegebene Weiſe, ſondern iſt ſelbſt ſchon ein Geſchöpf der ins Wunderbare erhöhenden Dichtung. Soll man daraus ſchließen, das, was unſere Bewunderung verdient, ſei von ſelbſt und gleichſam zufällig entſtanden? Jede Wirkung zeugt von einer verwandten Urſache: das Erhabene und Schöne kann nur ein Werk ausgezeichneter Geiſter ſein. So verſchieden auch andere Zeitalter von dem unſrigen ſein mochten, ſo glichen ſie ſich ohne Zweifel doch alle darin, daß unter der Menge der Sterblichen immer nur wenige mit überlegenen Seelenkräften begabt waren. Gewöhnliche, doch wohlgeartete Menſchen ſind empfänglich für alles, was den ewigen Wünſchen, Bedürfniſſen und Ahndungen des menſchlichen Gemüthes entſpricht: aber ſie können es nicht ſelbſt hervorbringen, nicht die Gemüther Anderer bewegen und nach Gefallen lenken. Die Sage und volksmäßige Dichtung war allerdings das Geſammteigenthum der Zeiten und Völker, aber nicht eben ſo ihre gemeinſame Hervorbringung. Was man an Zeitaltern und Völkern rühmt, löſet ſich immer bei näherer Betrachtung in die Eigenſchaften und Handlungen einzelner Menſchen auf; und ſoll man hiebei der Anhäufung und Wiederholung des Gemeinen, oder dem ſeltenen Auftreten des Außerordentlichen den gröſten Einfluß zuſchreiben? Wenn wir einen hohen Thurm in wohlgeordneten Verhältniſſen über die Wohnungen der Menſchen hervorragen ſehn, ſo errathen wir freilich leicht, daß viele Bauleute die Steine herzugetragen haben. Aber die Steine ſind nicht der Thurm: dieſen ſchuf der Entwurf des Baumeiſters.

Alle Poeſie beruht auf einem Zuſammenwirken der Natur und Kunſt. Ohne Kunſt kann ſie keine dauernde Geſtalt gewinnen; ohne Natur erliſcht ihr inneres Leben. Wie unſchuldig jene frühe Kunſt auch ſein mochte, ſo mußte ſie dennoch nach den erſten Fortſchritten bald aufhören, unabſichtlich zu ſein. Wie rege iſt ſchon beim Homerus das Bewußtſein ſeiner Kunſt! Wie rühmt er an dem Sänger die Beſonnenheit, die ſchickliche Anordnung, die Klarheit der Schilderung! Noch mehr: in den Zeiten, woraus alle urſprünglichen Heldendichtungen herſtammen, war die Poeſie nicht bloß eine Kunſt, aus Wohlgefallen daran geübt, wie Achilleus die Leier ſpielte; ſondern ſie war ein Gewerbe. So war es bei den Griechen, ſo bei unſern deutſchen Vorfahren, ſo bei vielen andern Völkern. Der Sänger wurde für ſeine ergötzende Mühe durch gaſtfreie Aufnahme in den Wohnungen der Häupter, auf den Verſammlungsplätzen der Menge belohnt. Er hatte Mitwerber; und wenn ſein Gedeihen auf dem Vermögen beruhte, ſeine Hörer mehr als Andre zu feßeln und zu bezaubern, ſo mußte ſeine Beobachtung ſich bald auf die Mittel dazu lenken. Die kindliche Sprache, die einfache Wiederkehr der Töne ertrug keinen geſuchten Schmuck in den Worten: hierin konnte ſchwerlich einer den andern übertreffen. Der neueſte Geſang, ſagt Homerus, erwirbt das lauteſte Lob der horchenden Menge. Aber nicht jedes Menſchenalter lieferte durch kühne Thaten oder erſtaunenswürdige Vorfälle Stoff zu neuen Geſängen. Man mußte alſo dem Bekannten durch den Vortrag Neuheit zu geben ſuchen, es auf andre Weiſe mit anziehenderen, wundervolleren, und dennoch wahrſcheinlichen Umſtänden erzählen.

In den Jahrhunderten, wo die volksmäßige Heldendichtung entſtand, genoß ſie des eigenthümlichen Vorrechtes, trotz aller Wunder für wahr zu gelten. Leicht und willig zu glauben, iſt ein Merkmal kräftiger Naturen; der Zweifel iſt das ſpätgeborne und ſchwächliche Kind der Verfeinerung. Jenes Vorrecht wäre in der That nichts Beſonderes geweſen, wenn das Heldenlied ſich ganz genau an die Wahrheit gehalten hätte. Aber ſchon Pindarus glaubte, Odyſſeus habe wohl nicht ſo viel erduldet, als der ſüßerzählende Homerus berichte, der ſeinen Lügen durch geflügelte Kunſt eine gewiſſe Würde zu geben gewußt habe. Die Dichter, welche abſichtlich, um zu verſchönern, erfanden, konnten nicht umhin, hiebei ihre eignen Vertrau=

ten zu ſein. Indeſſen mochte der tiefe Eindruck, den ihre Erzählungen eben durch den Glauben an deren Wahrheit machten, auf ihre eigne Begeiſterung zurückwirken, und es ergieng ihnen vielleicht wie manchen Stiftern und Begünſtigern eines frommen Betruges, die durch die allgemeine Andacht zu ihren eignen Legenden bekehrt wurden.

Die älteſten Heldenlieder haben faſt immer eine geſchichtliche Grundlage oder wenigſtens Veranlaßung, und dieſe war aus der Sage geſchöpft. Unter der Sage verſtehen wir das Andenken merkwürdiger Begebenheiten, wie es ſich durch mündliche Ueberlieferung von einem Geſchlecht, und zuweilen von einem Volk zum andern fortpflanzt. In Zeiten, wo es noch keine Bücher, keine wißenſchaftlichen Kenntniſſe giebt, wird die Erfahrung des eignen Lebens mit Recht als die höchſte Weisheit verehrt. Die Jugend hört den Alten begierig zu, wenn ſie die Thaten berichten, deren Zeugen oder Theilnehmer ſie in früheren Jahren geweſen. In unzerſtreuten Gemüthern, wo die Eindrücke nicht immerfort durch andre verdrängt werden, ſind die zuerſt empfangenen unauslöſchlich, und wachſen ohne fremde Zuthat, durch die bloße Entfernung der Zeit, gleichſam nach Innen zu an. Dem Neſtor erſchienen die Zeitgenoßen ſeiner Jugend als ein Rieſenſtamm im Vergleich mit den Helden vor Troja. Vorliebe oder Abneigung, dann der dem menſchlichen Geiſt beſonders in der erſten Friſche der Einbildungskraft inwohnende Hang zum Wunderbaren, brachten Uebertreibungen hervor, und die Ruhmbegierde faßte ſie willig auf. Wer hätte nicht gern vernommen, wer hätte bezweifeln mögen, daß das kriegeriſche Volk, zu dem er gehörte, von einem übernatürlichen Heldengeſchlecht abſtamme? Wir halten die Niederlaßung des Aeneas in Italien nicht für wahrhafter, als die Abkunft der Franken von dem trojaniſchen Franko: beide Erdichtungen, die in die Geſchichte übertragen zu Irrthümern wurden, ſcheinen uns aus dem gleichen Grunde entſprungen zu ſein, nämlich aus dem Wunſche ruhmliebender Völker, ihre lange Ahnenreihe an eine glorreiche Vorzeit anzuknüpfen. Wir ſind ſo weit entfernt, alle Abweichungen der Sage bloß den Umwandlungen der blindlings wirkenden Zeit beizumeßen, daß wir vielmehr in nicht wenigen die abſichtlichen Erfindungen einzelner Dichter ſehen, welche dem Ahnenſtolze dieſes oder jenes Fürſten, oder ſeinen Anſprüchen

auf erweiterte Herrſchaft ſchmeicheln wollten. Wir glauben ſogar die politiſchen Zwecke zu errathen, zu deren Behuf manche Heldendichtungen, wo nicht zuerſt erſonnen, ſo doch erneuert und in Umlauf gebracht worden ſind.

Aus obigen Umſtänden erhellet, wie die Sage, noch ehe ſie dichteriſch behandelt wurde, ſchon in gewiſſem Grade den Forderungen der Poeſie entſprach, ſo daß der Dichter nur kühnlich in derſelben Richtung fortzugehn brauchte. Ganz anders iſt die Lage des Dichters, der in einem gelehrten Zeitalter einen Gegenſtand aus der beglaubigten Geſchichte epiſch zu behandeln unternimmt. Wo die ſchriftliche Aufzeichnung ſogleich nach den Begebenheiten erfolgt und allgemein zugänglich iſt, da können dieſe nicht in die zauberiſche Dämmerung der Ferne zurücktreten: denn durch die Schrift werden ſie deutlich und beſtimmt feſtgehalten, und auch die gröſten menſchlichen Thaten haben, aus der Nähe betrachtet, eine undichteriſche Seite. Der Dichter hat alſo nur die Wahl, der Geſchichte auf dem Fuße zu folgen, und trocken und nüchtern zu bleiben; oder wenn er ſie eigenmächtig mit dem Schmuck des Wunderbaren ausſtattet, ſo iſt dieſes nicht aus demſelben Boden entſproßen, es verräth ſich als ungleichartig, und er hat noch obenein mit dem Unglauben ſeiner Zeitgenoßen zu kämpfen.

Das Bisherige beſtimmt nun auch nach unſerer Anſicht das Verhältniß der Heldenſage zur Geſchichte. Inſofern jene das Gefühl und den Glauben eines geſammten Volkes ausſpricht, giebt ſie ein Zeugniß, und verdient beſonders gegen die Parteilichkeit fremder Geſchichtſchreiber in Schutz genommen zu werden. Aus Zeiten und Gegenden, woher die Berichte gültiger Zeugen nur ſparſam zu uns gelangt ſind, kann die mündliche, dann dichteriſche Ueberlieferung Züge der Wahrheit aufbewahrt haben, welche die Geſchichte verſchweigt. Aber wenn die Sage bei uns noch Glauben finden ſoll, ſo müßen ihre Erzählungen nicht in offenbarem Widerſpruche mit demjenigen ſtehn, was wir ganz zuverläßig wißen. Bei der Zuſammenhaltung der Sage mit der Geſchichte kommt es alſo darauf an, erſt auf das ſchärfſte zu beſtimmen, wie weit unſre gewiſſe Kenntniß reicht, wo ſie anfängt dunkel zu werden, und wo ſie endlich gar ausgeht. Auf jenem erſten Gebiete kann es immer noch belehrend ſein, eine erhebende und weiſe Täuſchung, dergleichen ſelbſt Geſetz-

geber früherer Zeiten der Begünſtigung werth hielten, mit der Wahrheit zu vergleichen; aber nur in den letzten beiden Räumen iſt es erlaubt, aus der dichteriſchen Ueberlieferung als einer Erkenntnißquelle zu ſchöpfen: jedoch immer mit der nöthigen Vorſicht, und ohne ihr eigenthümliches Weſen, ihren Urſprung und die fremdartigen Beſtandtheile, die auf dem langen Wege bis zu uns ſich eingedrängt haben mögen, aus der Acht zu laßen.

Die Herren Grimm ſcheinen uns zuweilen die Sage und die urkundliche Geſchichte nicht gehörig zu ſondern; ſie räumen jener ein Anſehen ein, durch deſſen Anerkennung wir an unſern bewährteſten und ausgemachteſten Kenntniſſen irre werden müßten; ſie wollen längſt aus unwiderleglichen Gründen verworfene Fabeln wiederum als Thatſachen aufſtellen, und wenn der Irrthum auch noch ſo offenbar iſt, ſo ſoll doch auf irgend eine verborgene und geheimnißvolle Weiſe die Wahrheit darin ſtecken. Bei aller geſchichtlichen Prüfung iſt die einfache Frage, ob etwas wirklich geſchehen, oder nicht; ob es auf ſolche Weiſe geſchehen, wie es erzählt wird, oder anders; und das Widerſprechende kann nicht zugleich wahr ſein.

Unſtreitig iſt es ein fruchtbarer Geſichtspunkt für die Leſung der Geſchichtsbücher aus ungelehrten Zeiten, darauf zu achten, welche unter ihren fabelhaften Erzählungen aus alten Liedern geſchöpft ſind. Allein der Sage ſelbſt geſchieht ein ſchlechter Dienſt damit, wenn man alles auf ihre Rechnung ſchreibt, was irgend eine Chronik Falſches, Unglaubliches, Widerſinniges meldet. Nicht alle Irrthümer haben eine Ahnentafel. Es giebt ganz unbegeiſterte Einbildungen, ganz proſaiſche Lügen, deren Urſprung man nicht weiter her zu ſuchen hat, als in dem müßigen Gehirne, das ſie ausgebrütet. Unwißende Ruhmredigkeit auf die Thaten und das Alterthum des eignen Volkes, dann gelehrte Anmaßung, neue und unerhörte Dinge vorzubringen, haben viele trügeriſche Luftgebäude errichtet, woran die redliche Ueberlieferung durchaus unſchuldig iſt. Am meiſten muß man den Schriftſtellern aus der letzten Hälfte des Mittelalters bis in das ſechszehnte Jahrhundert mißtrauen, eben weil ſich damals der Kreiß des Wißens wieder zu erweitern anfieng. Sie hatten die Glocke läuten hören, wie man ſagt, wußten aber nicht, wo ſie hienge. Sie haben nicht ſelten bibliſche und mythologiſche Angaben mit mißverſtandenen Erinnerungen der Sage und will-

kürlichen Hypotheſen zu einer heilloſen Verwirrung zuſammengeſchmiedet.

Ferner dehnen die Herren Grimm den Begriff der Sage unſers Bedünkens viel zu weit aus. Unter den Heldenliedern des Mittelalters haben die einheimiſch deutſchen das höchſte Alterthum und das urkundlichſte Gepräge. Doch hat auch hier freie Dichtung vielfältig ihr Spiel getrieben. Wir reden nicht von der ſpäteren Bänkelſängerei; kommen doch ſelbſt in den Nibelungen Zeitverwechſelungen vor, wovon die erſten Urheber ſich gewiß eben ſo beſtimmt Rechenſchaft ablegten, als Virgilius, da er ſeinen Aeneas mit der Dido zuſammenſtellte. Die ſpaniſchen Ritterromane (nicht der geſchichtliche Cid, das verſteht ſich, ſondern der Amadis und die folgenden) ſind ganz willkürlich erfunden, gerade ſo wie man heut zu Tage Romane ſchreibt. Auch die weit älteren Fabelkreiße von Karl dem Großen und Artus verdanken einer volksmäßigen Ueberlieferung bloß die einfachſten Grundzüge: die reiche und mannichfaltige Ausbildung iſt das Werk freier Dichtung; die meiſten Paladine, und die ſämmtlichen Ritter der Tafelrunde ſind Geſchöpfe der Einbildungskraft.

Aber die Hrn. Grimm ſprechen auch bei Novellen und Ammenmärchen ‘von dem alten Kern der Sage, von der ſpäteren Tradition, von dem Mythus, von der mythiſchen Natur des Ganzen’. Die Uebereinſtimmungen und Abweichungen, welche ſie hier bemerken, dürften wohl meiſtens in ein ganz anderes Fach gehören, nämlich in die Litterar-Geſchichte der freien oder genauen, glücklichen oder mißlungenen Nachahmungen und Uebertragungen. Von jeher hat man ſich gern an unterhaltenden Erzählungen ergötzt, ſei es an eingeſtändig wunderbaren und fratzenhaften, an Märchen, oder an ſolchen, wobei alle Wahrſcheinlichkeiten der wirklichen Welt beobachtet wurden, an Novellen. Man liebte das Neue, und ſinnreiche Erfindungskraft war immer ſelten; da mußte man ſich alſo aufs Borgen legen. Bei vielen Novellen darf man zwar nicht einmal nach einem Erfinder fragen: ſie können gerade ſo vorgefallen ſein, wie ſie erzählt werden. Ein Zeitalter von kecken Sitten, derben und ſinnlichen Leidenſchaften, und ſtark abſtechenden Verhältniſſen der Stände, lieferte ohne Zweifel häufiger als das unſrige ſolche auffallende Thatſachen, dergleichen die Novelle verlangt. Es wäre lächerlich, wenn jemand über eine bekannte Erzählung des Boccaccio

ſich in ernſthafte Zweifel vertiefte. ‘Wo mag wohl der Mythus von dem Kalender der alten Ehemänner urſprünglich zu Hauſe ſein? Iſt er etwa noch ein Erbſtück von den Patriarchen, die ſich freilich auch in bedenklich hohem Alter vermählten?’ — Ein geiſtreicher Spötter, wie Boccaccio, durfte nur einmal eine ſolche Ehe beobachten, ſo war der Kalender fertig. Man hat oft bemerkt, daß Boccaccio den franzöſiſchen Erzählern viel verdanke. Auch dieſe mochten nicht immer Erfinder ſein: aber geſetzt, man könnte manche Fabliaux im entfernteſten Orient nachweiſen, ſo würden wir darin nichts weiter ſehen, als ein betriebſames und erlaubtes Plagiat, das durch den vielfachen Verkehr zwiſchen Europa und dem Orient im Mittelalter leicht begreiflich wird. Im Herodotus kommt eine ägyptiſche Diebesgeſchichte vor, ganz im Sinne der Fabliaux; Pauſanias hörte ſie in Griechenland, als dort vorgefallen, erzählen; man hat ſie, wo wir nicht irren, in neueren Zeiten mit den nöthigen Abänderungen auf Rechnung der Cartouche geſchoben. Soll man deswegen eine Diebes-Mythologie annehmen, welche ſich durch alle Völker und Zeiten geheimnißvoll fortzieht? — Woher aber die Abweichungen, wird man fragen, wenn die Entlehnung offenbar iſt? Daher, daß die Menſchen, wenn ſie auch etwas nicht von Grund aus erſchaffen können, ſich dennoch leicht einbilden, es beßer zu machen. Manche Eezählungen und Dichtungen ſind durch vielerlei Hände zu uns gelangt, aber nur durch wenige ausbildende und verſchönernde, durch viele bloß überliefernde, und leider auch durch entſtellende und vergröbernde Hände.

Was nun die Ammenmärchen betrifft, ſo wollen wir ſie keinesweges geringſchätzen: nur glauben wir, daß das Vortreffliche in dieſer Gattung eben ſo ſelten iſt, als in allen übrigen. Jede gute Wärterin ſoll ihr Kind unterhalten oder wenigſtens beruhigen und einſchläfern; leiſtet ſie dieß durch ihre Geſchichten ‘Es war einmal ein König’ u. ſ. w., ſo iſt weiter keine Forderung an ſie zu machen. Wenn man aber die ganze Rumpelkammer wohlmeinender Albernheit ausräumt, und für jeden Trödel im Namen der ‘uralten Sage’ Ehrerbietung begehrt, ſo wird in der That geſcheiten Leuten allzu viel zugemuthet.

Sogar auf einzelne Gleichniſſe und Sinnbilder wenden die Herren Grimm den Begriff von Sage und Mythus an, weil der-

gleichen bei verſchiedenen Völkern und in entfernten Zeitaltern wiederkommen. Dieß erklärt ſich ganz natürlich daraus, daß die Menſchen im Allgemeinen dieſelbe körperliche und geiſtige Verfaßung haben, und daß ihrer Einbildungskraft auch dieſelbe äußere Welt vorgeſchwebt hat. Alle Menſchen träumen; ähnliche Träume kommen wieder, das beweiſen die Traumbücher: iſt aber deswegen ein Zuſammenhang unter den Träumen anzunehmen? Die Wiederholung gewiſſer Bilder iſt dem Dichtee erlaubt, weil ſie nie veralten, und ſich keine ſchöneren erſinnen laßen; oft aber bemerkt man darin nur Dürftigkeit der Erfindung und Trägheit des Geiſtes.

Zu allen theils willkürlichen und unbewährten, theils leeren und unerſprießlichen Zuſammenſtellungen fügen die Hrn. Gr. nun noch die etymologiſchen, welche uns die gewagteſten von allen ſcheinen. Wir werden Proben davon geben, wie ſie die ſchwierige Kunſt der Wortableitung ausüben, wobei gründliche Sprachkenntniß, große Behutſamkeit, und vor allem feſte Grundſätze unentbehrlich ſind, wenn man nicht auf hoffnungsloſe Irrbahnen gerathen will.

Inhalt.

I. ‘Commentar zu einer Stelle in Eſchenbachs Parcifal, von J. Grimm’. Parcifal erblickt einige Blutstropfen auf dem Schnee; dieß erinnert ihn an die Geſichtsfarbe ſeiner geliebten Kondwiramurs; ſeine Träumerei geht ſo weit, daß er verſchiedne Handlungen ganz bewußtlos vornimmt, bis ihn endlich Gawein wieder zu ſich ſelbſt bringt, indem er die Blutstropfen mit einem Tuche bedeckt.

Ob eine ſolche Zerſtreuung des Gemüths, oder vielmehr eine ſolche Verſunkenheit in ein geliebtes Andenken, durch einen ſolchen Anlaß, in der Natur liegt, mag der erſte Erfinder verantworten. Eſchenbach iſt dabei ſeinen Vorbildern gefolgt: ſelbſt der Umſtand, daß es das Blut einer von einem Falken aufgejagten Gans iſt, welches den Schnee färbt, findet ſich bei Chriſtian von Troyes. Die Gänſe wenigſtens würden wir einem heutigen Dichter ganz beſtimmt abrathen: konnten es nicht eben ſo gut Tauben ſein, auf die der Falke ſtößt?

Bei dieſer Gelegenheit hat nun Hr. J. Gr. allen Schnee aufgeſtöbert, auf den jemals in der Welt Blutstropfen gefallen ſein ſollen. Allein dieß giebt nur zwei Farben; um die geheimnißreiche Zuſammenſtellung der drei Farben, weiß, roth und ſchwarz, vollſtändig

zu machen, muß irgend ein Rabe oder wenigſtens eine Krähe hergeflogen kommen, welche dann das böſe Princip vorſtellt. Der Verfaßer hat wirklich ſo viel Weiß, Roth und Schwarz angehäuft, daß einem dabei grün und gelb vor den Augen wird. Doch können wir nicht billigen, daß das öſterreichiſche Wappen, ein weißer Querſtreif im rothen Felde, übergangen iſt, da es überdieß nach der Sage auf Blut deutet. Leopold der Tugendhafte ſoll nach einer Schlacht im gelobten Lande dergeſtalt mit Blut bedeckt geweſen ſein, daß, als er ſeinen Gürtel abnahm, dieſe Stelle wie ein glänzender weißer Streif gegen den übrigen rothgefärbten Harniſch abſtach. Freilich weiß man, daß das neuere Wappen Oeſterreichs erſt unter Friedrich dem Streitbaren aufgekommen, und zwar auf eine ganz andre Veranlaßung: allein was kann die diplomatiſch bewieſene Geſchichte gegen die Sage ausrichten? Der Wappenſchild liefert auch nur zwei der geforderten Farben, doch wurde er nachher dem ſchwarzen Reichsadler auf die Bruſt geſetzt; wobei wir uns jedoch ausdrücklich gegen die Deutung verwahren wollen, daß der Reichsadler als der Rabe, als das böſe Princip anzuſehen ſei.

Der Verfaßer wägt die Verdienſte der verſchiedenen Märchen, worin Schnee, Blut und Raben vorkommen, genau gegen einander ab. S. 10. 'Dieſe Erzählung iſt viel epiſcher als die vorige, wo der todte Vogel gefunden wird, ſtatt daß hier der Metzger, der das Kalb ſchlachtet, auftritt und der Rabe geflogen kommt.' — Die Metzger mögen ſich durch dieſe Aeußerung geſchmeichelt finden, ſchwerlich wird ſie einem zarten Gefühl zuſagen. Welche widerwärtige Bilder! Ein Mädchen ſieht ein Kalb ſchlachten, das Blut fließt auf den Schnee, ein Rabe trinkt davon, und das Mädchen denkt ſich dabei die blühende Geſichtsfarbe und die ſchwarzen Haare ihres künftigen Geliebten. Es verlohnt ſich wohl der Mühe, dergleichen aus Irland zu holen! Wenn Hr. J. Gr. nicht ſo gar ernſthaft wäre, ſo möchte man glauben, er wolle ſeine Leſer mit verſtellter Bewunderung zum beſten haben, wie es in einer franzöſiſchen Schrift, chef d'oeuvre d'un inconnu, geſchehen iſt. Wir gäben für die Wahl unter den angeführten Verſchiedenheiten nicht einen Nadelknopf. Von irländiſchen, italiäniſchen und plattdeutſchen Kindermärchen geht es dann fort zum Paracelſus, zur Edda, zum Upnekhat und der indiſchen Koſmogonie, vieler Epiſoden nicht zu erwähnen. Unter

dieſen hat uns beſonders die von den Däumlingen (S. 16.) ergötzt, von denen eine allverbreitete Tradition in Europa leben ſoll, welches wir nicht bezweifeln, wenn ſie wirklich mit den Dümmlingen in eins fallen.

Wer wollte es leugnen, daß die Farben und Farbenreihen als der Gipfel der Erſcheinung ſo vieler aus der Tiefe wirkenden Naturkräfte ihre beſtimmten mannichfaltigen Bedeutungen haben, und daß die Poeſie gern hierauf anſpielt, wie auf alles, was der Sinn beßer ahndet, als die Wißenſchaft es begreift? Nur wenn der Verfaßer den drei Farben, weiß, roth und ſchwarz, S. 17. die ausgemachteſte und vollkommenſte Bedeutung zuſchreibt, wollen wir erinnern, daß Weiß und Schwarz nicht ſo ganz eigentlich Farben zu nennen ſind. Jenes bezeichnet bloß die Lichtempfänglichkeit der Oberflächen, dieſe das Gegentheil; beide fallen nicht in den Kreiß des Regenbogens. Die genannte Reihe gehört daher auch gar nicht unter die Farben-Akkorde; aber den grellſten Gegenſatz bildet allerdings die Zuſammenſtellung der brennendſten Farbe, des Rothen, mit der körperlichen Auffaßung des Lichtes und der Finſterniß, dem Weißen und Schwarzen. Endlich, wie gehört dieß Alles hieher, zu einer Stelle des Parcifal, wo bloß Weiß und Roth genannt wird, und worin durchaus nichts zu finden iſt, als eine vielleicht allzu buchſtäbliche Verkörperung von jener allgemein üblichen Schmeichelei, da man eine blühende Geſichtsfarbe als ein Gemiſch aus dem blendendſten Weiß (des Schnees) mit dem kräftigſten Roth (des Blutes, des Purpurs, der Roſe) ſchildert?

J. Gr. hat den Dichter zuerſt mißgedeutet, als hätte Gawein eine Blume auf die Blutstropfen geworfen; und wiewohl er ſeinen Irrthum zeitig genug entdeckt, hat er ihn doch mit abdrucken laßen. Die Stelle lautet in der müllerſchen Ausgabe (V. 8988. u. f.) ſo:

Eine failen ruoches von ſalin,
Gefurriert mit gelwem zindal,
Die ſwang er uber die bluotmal.
Do die faile ward der zaher dach,
So daz ir parzival nicht ſach, u. ſ. w.*)

*) [Ed. Lachm. 301. 28. bis 302. 2.: ein failen tuoches von Surîn, gefurriert mit gelwem zindâl, die swanger über diu bluotes ' Dô diu faile ward der zaher dach, sô daz ir Parcivâl niht sach,]

Aus der erſten Zeile brachte J. Gr. heraus: 'eine Veile (Viole, für Blume überhaupt) von Geruch wie Salin, saliuncula'. — Dieß iſt in der That ein ſeltſames Mißverſtändniß. Die erſte Zeile iſt dunkel, weil ſie verderbt iſt, aber die zweite iſt vollkommen klar, und außer dem Laden der Putzmacherinnen giebt es wohl keine Blume, die mit gelbem Zindaltaft unterzogen wäre. Es muß alſo ein Kleidungsſtück gemeint ſein. Dieß bemerkte Gr. endlich auch, und verglich die Ausgabe von 1477. Sie iſt zwar nicht eben tröſtlicher als die müllerſche, doch läßt ſich zuweilen aus zwei Irrthümern das Wahre herauslocken.

Ein pfellel tuoch von ſurein
Gefuriret mit gelwem zendal
Daz ſwang er uber des bluotes mal.
Do das vel ward der zehere dach, u. ſ. w.

Die Leſeart 'tuoch' gewährt Licht, wir halten ſie für richtig, nur mit Beibehaltung des Genitivs, 'tuoches'. Uebrigens ſcheint die erſte Zeile ebenfalls entſtellt zu ſein. Nach den gewöhnlichen Regeln der Kritik wäre an dem Wort 'faile' nicht zu rücken, weil es wiederkommt; wer aber Bodmers unleſerliche Abſchriften geſehen hat, begreift leicht, wie dasſelbe Wort zweimal falſch geleſen werden konnte. Die Drucker der alten Ausgabe ſcheinen ihre Handſchrift hier nicht verſtanden zu haben, denn ſie ſetzen zwei ganz verſchiedene Dinge dafür: einmal 'pfellel', ſeidner Stoff überhaupt, palliolum, und dann 'vel', Fell, pellis. Hr. Gr. ſagt 'feile' wäre 'faille', das nordiſche 'fald', 'falda'. Recht gut, nur findet ſich faille nicht im Romaniſchen, ſondern falda, faude, für Schürze, Rockſchoß u. ſ. w. S. Ducange, Carpentier und Roquefort. Man möchte alſo 'falde' leſen, welches in einem andern Sinne für Schieblade oder Kleiderſchrank vorkommt. Vielleicht gehört hieher Conrad von Würzburg Trojan. Krieg. V. 4523.:

Recht als ein krieche wilde
Trug er fellen und roch (lies: feilen oder failen),
Der oberdach und underzoch
Waren von ſamitte.

Vielleicht Schurz und Rock, denn der Zuſatz beweiſt, daß hier nicht an 'vel' zu denken iſt. — 'Sollte ſtatt 'ſurein' ('ſalin' in der müller-

ſchen Ausgabe) 'ſabin' zu leſen und linteum, bisso, Saben, zu verſtehen ſein?' Im neunten und zehnten Jahrhundert heißt feine Leinwand saban, sabun, von sabanum; ſpater 'ſaben'; wir erinnern uns nicht, die Form 'ſabin' mit dem Ton auf der letzten Silbe angetroffen zu haben. Auf jeden Fall ſteckt in dem verderbten Worte der Name eines Zeuges oder des Ortes, woher es kam. Wir würden 'ſatin', Atlas, vorſchlagen, wenn nicht die altfranzöſiſche Form zatouin wäre. Das ſicherſte wird ſein, die Handſchriften zu Rathe zu ziehen.

Die Entzifferung eines einzigen Verſes könnte unſern Leſern ſo vieler Umſtändlichkeit nicht werth zu ſein ſcheinen. Allein die Philologie hat immerfort mit ſolchen Kleinigkeiten zu thun; ſie ſchämt ſich deſſen nicht bei den geringſten Ueberreſten des klaſſiſchen Alterthums: warum ſollte ſie es bei den altdeutſchen Denkmalen? Alle Beſchäftigung mit ihnen bleibt ganz unerſprießlich, ſo lange man ſie nicht gehörig verſteht. Dazu iſt ſcharfe Kritik, ſprachkundige Genauigkeit und gründliche Auslegungskunſt erforderlich, und hierin iſt, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, noch faſt gar nichts geleiſtet worden. Die meiſten bisherigen Ausgaben altdeutſcher Schriften ſind ſo verwahrloſt, daß, wer gewohnt iſt, ſich ſelbſt Rechenſchaft von dem, was er lieſet, abzulegen, dabei unaufhörlich zur Konjektural-Kritik ſeine Zuflucht nehmen muß.

Ganz richtig iſt die Bemerkung S. 20., daß man im Mittelalter beim Baden das Waßer mit Roſenblättern zu beſtreuen pflegte. Die anmuthige Sitte wird durch ein Bild der maneſſiſchen Handſchrift in Paris beſtätigt, wo Herr Jakob von Warte im Bade mit Blumen in den Haaren und andern auf dem Waßer ſchwimmenden vorgeſtellt iſt.

Den etymologiſchen Dithyrambus S. 15. über die Verwandtſchaft der Begriffe und Benennungen von Blut, Waßer, Regen, Thau, Schnee, Eis, Seim, Laich, Milch u. ſ. w. können wir nicht im Einzelnen durchgehn. Es würden zehn Seiten nöthig ſein, um wieder zu ſondern was der Verfaßer auf einer einzigen in einander wirrt. 'Auch b, k, d, tauſchen unter einander' (werden unter einander vertauſcht). In welchen Fällen und unter welchen Einſchränkungen treten dieſe Buchſtaben verſchiedner Sprachwerkzeuge einer an die Stelle des andern? Mit ſolchen Allgemeinſätzen kann man

Alles erkünſteln, und macht am Ende die Etymologie zu einer Wißenſchaft, wobei, wie Voltaire ſagt, die Vokale für gar nichts, die Konſonanten für ſehr wenig gerechnet werden.

II. 'Ueber Agges und Elegaſt, von J. Grimm.' Der Verfaßer hatte im altdeutſchen Muſeum eine Anfrage gethan, wer wohl der vom Dichter des Titurel beiläufig erwähnte Meiſterdieb Agges ſein könnte. Er bezieht dieſen Namen auf die Burg Aggſtein in Oeſterreich, wo im dreizehnten Jahrhundert ein Ritter aus dem Geſchlecht der Kuenringe räuberiſch hauſte. Agges ſoll nun wiederum zuſammenfallen mit dem Maugis oder Malgys der karolingiſchen Sage, und dieſer mit Elegaſt und Algaſt. — Gr. hätte wohlgethan, die Stelle aus dem ſo äußerſt ſeltnen Titurel beizufügen, um ſeine Leſer zu eignem Urtheil in Stand zu ſetzen. Ohne dieß Buch zur Hand zu haben, wagen wir dennoch eine Vermuthung. Die hannöveriſche Handſchrift lieſt 'Agez'. Vielleicht iſt der Meiſterdieb Agez nichts anders als eine Elſter. Gloss. Florent. agaza, pica. Latino-Barb. agazia, altfranzöſiſch agace. S. Carpentier und Roquefort. Der Name dieſes Vogels hat viele Veränderungen erfahren: aus 'Agelelſter' iſt 'Elſter' zuſammengezogen, und eben ſo ſcheint das noch übliche 'Atzel' nur ein zuſammengezogenes Verkleinerungs-Wort von agaza, Agez, zu ſein. Der Meiſterdieb Agez entwendet den Frauen Hut und Mantel; dergleichen Streiche werden gerade den Elſtern zugeſchrieben.

S. 33. ſagt der Verfaßer, der M-Laut (der Buchſtabe M) werde den Vokalen häufig vor- oder abgeſetzt, und Magnet und Agſtein ſeien beide nur ein Wort. Der Wurzel nach haben dieſe Worte nicht das Mindeſte mit einander gemein. Magnet war im Griechiſchen ein ganz örtlicher Name: der magnetiſche Stein, weil er dort zuerſt gebrochen wurde. Man gab im Mittelalter dem Magnet den Aamen Agſtein, aber wie es ſcheint, uur durch Uebertragung, wegen der anziehenden Kraft, welche er mit dem Bernſtein gemein hat. Denn Agſtein oder Agtſtein bedeutete eigentlich Bernſtein. (S. Zeilleri Itinerar. p. 512.) Agtſtein ſcheint zuſammengezogen aus achates, Agat. Achates hieß im Latein des Mittelalters der Feuerſtein, wie eine Stelle des Notker (Ps. XXVIII. 11.) beweiſt, der in den Worten der Aeneïde ignemque excudit Achates eine Anſpielung auf den Namen des Steins zu finden glaubte. Bernſtein

iſt ſo viel als Brennſtein, und ſo nannte man dieſen vielleicht accates, nicht weil Feuer daran geſchlagen wird, ſondern weil er ſelbſt brennt. Dieſe Vermuthung mag gelten was ſie kann, aber Herrn Grimms Ableitung iſt gewiß falſch.

III. 'Ritornelli.'

IV. 'Von zwein Kaufmaun.' Ein noch ungedrucktes Fabliau, deſſen Mittheilung aus der Handſchrift man Hrn. J. Gr. Dank wißen wird. Man ſollte einmal alles, was wir im Fach der kürzeren Erzählungen haben, zuſammen herausgeben. Wiewohl die deutſchen Dichter meiſtens nicht Erfinder ſind, kann man ihnen ihr eigenthümliches Verdienſt der Behandlung nicht abſprechen, eben ſo wenig als an den welſchen Ritterromanen. Eine irrige Auslegung V. 342. hat der Herausgeber ſelbſt S. 82. verbeßert. Wir fügen noch ein Paar Berichtigungen hinzu. V. 432.:

Wan er ſie nie geſchielte
Uz ſines hertzens arke.

Anm.: 'geſchielte, lostrennte; ein merkwürdiges, im Hochdeutſchen ziemlich ſeltenes Wort, dem nord. ſkilia entſprechend. Unſer ſchälen, die Rinde abtrennen, ſcheint verwandt.' — Von dem Geſchlecht des nordiſchen skilia iſt das holländiſche verschillen, aber beides gehört nicht hieher. 'Geſchielte' iſt das imperf. conj. von 'geſchalten', wie ehemals 'wielt' von walten, 'ſpielt' von ſpalten, und noch jetzt 'hielt' von halten. 'Geſchalten' heißt eigentlich, ein Schiff mit der Stange (dem Schalten) fortſtoßen. Trojan. Krieg V. 25055.:

Daz ſi ze lande moehten nicht
Geſchalten und geſtozen.

Ebendaſelbſt findet ſich die vergangne Zeit der einfachen Form ohne Vorſatz-Silbe. V. 4109.:

Ze ruggen ſchielt er ſinen ſchilt,

er warf ſeinen Schild auf den Rücken. Obige Zeilen heißen: weil er ſie aus dem Innerſten ſeines Herzens verſtoßen würde. Das einfache Zeitwort 'ſchalten' haben wir noch in allgemeinerem Sinne,

der wohl zuerſt durch den ſprichwörtlichen Reim ‘ſchalten und walten’ veranlaßt worden ſein mag. – V. 494.:

Si ſprach: kinder, ich will roben.

Anm.: ‘roben, ſonſt rowen, ruwen, reuen; es ſoll mich noch reuen, ärgern, wo ihr nicht ſolches Anmuthen einſtellt.’ — Reuen findet ſich ſchwerlich ſo geſchrieben, und iſt überdieß ſchon im Altdeutſchen unperſönlich; z. B. ‘mich ruwet uwer Ungemach’. Vermuthlich iſt zu leſen: ich will ‘toben’, ich werde mich ereifern; dieß entſpricht ſowohl dem Reime als dem Sinn.

V. ‘Erläuterung einer Stelle aus Apollonius von Tyrland von J. Grimm.’ Eine dunkle Stelle noch dunkler erklärt.

VI. ‘Der Mann in der Grube, von J. Grimm.’ Eine ſchöne und ergreifende Allegorie aus Barlaams Legende nach Rudolfs von Montfort Gedicht abgedruckt.

Iz was ein angeſtlicher ſtric.

Das letzte Wort wird erklärt: ‘Punct, Zeitpunct’. Es iſt Strick, laqueus; es war eine ängſtliche Verſtrickung. Von einem Drachen heißt es:

Uf ſinen was er bereit.

Die Zeile, ſagt der Herausgeber, iſt unklar. Das iſt nicht zu verwundern, es fehlt ein Wort, vermuthlich val, Fall.

Uf ſinen val was er bereit,
Genende, als ich han geſeit,
Als er in wolde ſlinden.

Anm.: ‘genende, wohl: kühnlich, kühn’. Keineswegs! genénde, mit dem Ton auf der zweiten Silbe iſt freilich ein altdeutſches Wort, aber hier iſt génende zu leſen: gähnend, als ob er ihn verſchlingen wollte. Man ſieht, wie der Mangel der Accente in der alten Schreibung irre führt; in der karolingiſchen Zeit hat man ſich ihrer zuweilen bedient, leider unterblieb es nachher.

Der Herausgeber wünſcht ‘dem Urſprunge der Legende von Barlaam und Joſaphat näher auf die Spur zu kommen’. Dieſe Dichtung ſtammt aus dem Morgenlande: ſie ſoll zuerſt von Johannes von Damaſcus im achten Jahrhuntert ſyriſch geſchrieben,

und bald darauf in das Griechiſche übertragen worden ſein. S. Dunlop History of Fiction Lond. 1814. Vol. I. p. 70. sq. u. Appendix VI.

VII. 'Theut und Mann, von J. Grimm.' Es würde hier zu weit führen, unſre Deutung der berühmten Stelle des Tacitus vom Thuiſco und Mannus vorzulegen, welche ſich von der Anſicht des Verfaßers weit entfernt. So tumultuariſch läßt ſich die Sache nicht abthun. Wir bemerken nur S. 82.: 'nemo nicht contrahiert aus ne homo, ſondern ho ein bloßer Vorſatz, und mo ſoviel als mas, mans, Mann'. Zum Glück hat Hr. J. Gr. nicht gewußt, daß man bei der Etymologie die unregelmäßigen Nominative, weil ſie meiſtens neueren Urſprungs ſind, nicht brauchen kann, ſondern auf die Biegung achten muß, ſonſt wäre es ihm noch leichter gefallen, aus ho-min-is, oder ho-mon-is beim Ennius, das deutſche 'Mann' herauszukünſteln. Mit eben ſo gutem Grunde hätte er wegen der Zuſammenziehung von volo in nolo und malo behaupten können, vo ſei eine bloße Vorſatz-Silbe, und lo die eigentliche Wurzel. Er weiſe doch nur ein einziges Beiſpiel von der trennbaren Vorſatz-Silbe ho in der lateiniſchen Sprache nach. Die wahre Ableitung von homo hat ſchon Varro gegeben: homo dictus ab humo; alſo der Erdgeborne, der Erdbewohner. Das u kommt in humanus wieder zum Vorſchein. Jedoch hierüber läßt ſich hin und her ſtreiten, und es iſt vielfältig geſchehen: vielleicht ſollte man von ſolchen Wörtern gar keine weitere Herleitung oder Auflöſung verſuchen. Allein darüber werden alle Kenner einverſtanden ſein, daß wer ſolche Etymologien an das Licht bringt, noch in den erſten Grundſätzen der Sprachforſchung ein Fremdling iſt. *)

VII. 'Geſellenleben, von J. Grimm.' — Handwerksburſchen-Witz, aus einem ſeltenen Buche von Friſius abgedruckt, recht gut am blauen Montage zu leſen.

VIII. 'Ueber ſunu fatarungo' (in dem Liede von Hildebrand und Hadubrand), 'von J. Grimm.' — Die Herren Grimm haben bei deſſen Herausgabe nicht wenig geleiſtet, aber doch nicht alle Zweifel weggeräumt, und vielleicht iſt dieß auch bei einem ſo alten,

---

*) ['Du ſprichſt ein kühnes Wort gelaßen aus!' Bg.]

ſchwierigen und vereinzelt ſtehenden Bruchſtücke nicht möglich. Ein genauer Kupferſtich der nur kurzen und in ihrer Art einzigen Handſchrift wäre ſehr wünſchenswerth, weil in ſolchen Fällen niemand unbedingt den Augen des Andern traut. Es fragt ſich, ob die beiden kämpfenden Helden Vater und Sohn, oder ob der eine Neffe oder Vetter des andern iſt. Eckhart (Comment. de r. Fr. Or. I. p. 867.) hatte ſich für das erſte, Hr. Gr. für das zweite erklärt, er äußert aber jetzt Zweifel darüber. In der angelſächſiſchen Chronik heißt es beim Jahre 737.: and sealde his rice Edberhte his federan sunu, patrui filio; und J. 901.: his faederan sunu, eius patruelis. Zwar iſt faederan nicht einerlei mit fatarungo, aber dieſe Form wird durch die isländiſchen braedrungar und systrungar begünſtigt. — S. 125.: ‘Zwiſchen Hiltibraht und Hiltibrant iſt ſicher kein Unterſchied zu machen, indem letztere Form nur der im gen. heraustretende Naſallaut iſt, gerade wie madr, ſvidr u. a. im gen. manns, ſvinns, bekommen.’ — Dieſe Erklärung iſt nicht befriedigend. In den isländiſchen Beiſpielen hat das angehängte N die Veränderung des vorhergehenden Konſonanten verurſacht. Wenn ſonſt eine Mundart in einigen Wörtern das n ausſtößt, wie die angelſächſiſche in muth, cuth, tuth, ſtatt der gothiſchen Formen munths, cunths, tunths, ſo geſchieht dieß in allen Biegungen. Hier aber wäre dann nicht bloß ein N vor dem T ausgeſtoßen, ſondern ein Ch eingeſchoben, denn dafür ſteht H nothwendig an dieſer Stelle. Die Einerleiheit dieſer Namen müßte alſo etymologiſch, nämlich nach der Wurzel und Bedeutung der Endſilben ‘braht’ und ‘brant’ dargethan werden; oder hiſtoriſch, indem man zeigt, daß ſie an den Namen derſelben Männer in Geſchichtbüchern und Urkunden ohne Unterſchied gebraucht werden. Zwar wenn die Leſearten ſo ſind, wie die neuere Ausgabe ſie giebt, und nicht etwa das Erlöſchen des verlängerten Striches am h den Schein eines n bewirkt hat, ſo wäre die Einerleiheit ausgemacht. Denn die beiden Redenden werden in dem Gedicht abwechſelnd, der eine Hiltibraht und Hiltibrant, der andre Hadubraht und Hadubrant genannt, und um alle Ausflucht abzuſchneiden, im Nominativ. Gegen die Annahme, daß der eine der Vater des andern ſein ſoll, finden wir eine unüberwindliche Schwierigkeit in den Worten, V. 43.: ih wallota sumaro enti wintro sehstic urlante. Denn die Erklärung des Hrn. Gr., daß die Winter und

Sommer zuſammengerechnet werden müßen, und alſo 30 Jahre ausmachen, will uns durchaus nicht einleuchten, um ſo weniger, da im Gothiſchen und Angelſächſiſchen ‘Winter’ allein ſchon das ganze Jahr bezeichnet. Auch der Grund, ein Kampf zwiſchen Vettern ſei nicht hinreichend, um eine große Gemüthsbewegung hervorzubringen, wird entkräftet, wenn man bedenkt, wie ſtark die Bande der Verwandtſchaft in jenen Zeiten waren. Die Pflicht der Blutrache erſtreckte ſich ſogar auf entferntere Grade: wie groß mußte alſo die Scheu ſein, ſelbſt das befreundete Blut zu vergießen!

X. ‘Mönch-Lateiniſche Allitteration.’ Die von Hrn. J. Gr. beigebrachten und allerdings nicht zu verkennenden Beiſpiele ſind aus angelſächſiſchen Dichtern vom Schluße des achten Jahrhunderts. Wir kennen ein früheres vom Venantius Fortunatus (Mabillon. Analect. I. p. 368.). Das Gedicht, ein Empfehlungsſchreiben an den König Childebert, iſt aber ſo ſchlecht und ſo weit unter dem, was Fortunatus ſonſt zu leiſten vermochte; die Allitteration iſt ſo überladen, und ſo läppiſch herbeigeführt, daß man es nur für einen Scherz halten kann. Vielleicht wollte Fortunatus die Weiſe der fränkiſchen Dichter ſpottend nachahmen; dieß würde alſo die Vermuthung beſtätigen, auch unter den Franken ſei die Allitteration ſchon im ſechsten Jahrhundert üblich geweſen. *)

XI. ‘Italiäniſches Volkslied.’

XII. ‘Bedeutung der Blumen und Blätter.’ — Ein proſaiſcher Aufſatz über dieſen Gegenſtand wird aus einer Handſchrift des fünfzehnten Jahrhunderts mitgetheilt. Hr. J. Gr. grübelt darüber nach ſeiner Weiſe: gelehrt, tiefſinnig und dunkel. Schwerlich dürfte ſich Alles auf natürliche Gründe zurückführen laßen, und wer wollte nicht gern der Einbildungskraft ihr Spiel an ſo zarten Geſchöpfen gönnen? Aber eben deswegen muß man ſich nicht zu ſchwer auflehnen, und den Blumen, wie Ophelia, nur kurze Sinnſprüche zutheilen. Der Herausgeber verſteigt ſich bei dieſer Gelegenheit wieder in die Etymologie. S. 141.: ‘Sind nicht die Sprachen Zungen, d. i. der Sage und äußerlichen Form nach, Blätter? die Wörter Wurzeln und Pflanzen? Mund iſt in andern Sprachen Hand,

*) [Die Allitterationen ſind bei Venantius Fortunatus überaus häufig und großentheils unwillkürlich, bloße Folge der Gewöhnung. Bg.]

manus (palma), die Finger und Glieder Zweige und Aeſte, Lippe, labium ein Laub. Die Zunge iſt das ſich löſende und bindende Band der Rede; Band, Binde, vitta, Weide (die germaniſchen Witten, welche den Geſang binden), lingua, lingula und ligula ein Wort, wie auch Zunge und γλῶσσα von andern Riemen gelten. Verbum, herba, Wort und Wurzel, ord (Wort), urt (Wurzel), urd (Gewächs) berühren ſich buchſtäblich, ſo iſt werden und wachſen eins, und noch mehr als crescere haben die Natur abſtracter Hülfswörter angenommen die engliſchen Zeitwörter waxe und grow. Rede wäre hiernach radix, gerade wie Rune eine Wurzel (Alraun); der Geſang, das Gedicht wird ein Zweig oder Aſt, der Stil, stilus ein Schreibgriffel, oder auch eine Redeweiſe, der Aſt, ramus ein Reim, Klang; die einzelnen Zeilen: Reiſer, Ruthen, darum heißen die Sänger Rhapſoden.' — So geht es noch lange fort, aber die meiſten Leſer möchten hier ſchon außer Athem ſein. Die Kenner werden leicht in dieſer babyloniſchen Sprachverwirrung das wenige Wahre von dem Erträumten und aus der Luft Gegriffenen ſondern. Man möchte Hrn. J. Gr. einen etymologiſchen Heraklitus nennen. Dieſer Philoſoph lehrte, wie bekannt, alle Dinge ſeien fließend, ohne feſten Beſtand und in ſtätiger Verwandlung. Aber es läßt ſich auch auf ſeine Art der Sprachforſchung anwenden, was Plato von jener Lehre ſagt: gewiſſe Philoſophen hätten ſich ſo lange herumgedreht, um das Weſen der Dinge nach allen Seiten zu ſuchen, daß ſie darüber ſchwindlich geworden, und nun erſcheine ihnen die Welt ſelbſt, wie von einem unaufhörlichen Wirbel umhergetrieben.*)

XIII. 'Blumenlieder.' XIV. 'Der Jäger aus Griechen, altholländiſch.' XV. 'Indiſches Märchen.'

XVI. 'Ueber einen vorzüglich der älteren deutſchen Sprache eigenen Gebrauch des Umlautes.' Ein kurzer, aber ſchätzbarer Aufſatz

*) [In einem Briefe an W. v. Humboldt vom 21. Dec. 1822 ſagt der Vf. über Grimms Grammatik: 'Ich ſchätze dieſe Arbeiten ſo hoch wegen der rein hiſtoriſchen Behandlung und des unendlichen Fleißes im Einzelnen bei einer durchgeführten Idee im Ganzen. Grimm hat gezeigt, wie viel durch beharrliche Prüfung mit Fragmenten auszurichten iſt. Ich werde es mir um ſo mehr zum angelegentlichen Geſchäft machen, dieß anzuerkennen, weil ich früher wegen ſeiner Etymologien à la Kanne ſehr hart mit ihm umgegangen bin.']

von Hrn. Prof. Benecke in Göttingen, deſſen Ausgabe einiger Minnelieder aus der bremiſchen Handſchrift durch ſprachkundige Genauigkeit ſich ſo vortheilhaft auszeichnet. Docen hatte im Altdeutſchen einige weibliche Subſtantive bemerkt, die im Singular mit dem Umlaut dekliniert zu werden ſcheinen; z. B. Nom. die hant; Gen. der hende, Dat. der hende, Acc. die hant. So kraſt, vart, und alle auf schaſt ausgehenden, wie ritterschaſt. Benecke bezweifelt dieß aus dem Grunde, weil der Umlaut im Deutſchen zu vielen andern Zwecken, der Bezeichnung des Pluralis, der Steigerung der Adjektive u. ſ. w. gebraucht werde, aber niemals um Kaſus zu bilden. Er nimmt alſo an, jene Genitive und Dative ſeien vielmehr von einem gleichlautenden Nominativ abzuleiten. Um Docens Bemerkung zu widerlegen, müßte man ſolche Nominative mit dem Umlaut und der weiblichen Endung in zuverläßigen Beiſpielen auffinden. Benecke hat aber nur Accuſative beigebracht, (darunter zweifelhafte, z. B. Vinde ich nicht meisterschefte da; dieſes ſcheint uns der Genitiv zu ſein) welches nicht entſcheiden kann, weil es in der deutſchen Biegung Beiſpiele giebt, daß alle casus obliqui im Singular ſich gleich bleiben. Benecke ſagt S. 170.: ‘Eine im Dialekte verſchiedener Gegenden, oder in der Eigenthümlichkeit verſchiedener Zeitalter gegründete Form kann es alſo nicht ſein; und eines von beiden müßte es doch wohl ſein, wenn wir den alten Dichtern nicht eine unbegreifliche Willkürlichkeit aufbürden wollen. Der Oberdeutſche, der Ein Mal ſagt ‘der Butter iſt vierzehn Täge alt’, der Niederdeutſche, der Ein Mal ſagt ‘ich jug die Schäfe’, wird immer ſo ſagen, es müßte denn ſein, daß er ſich Ein Mal nach ſeiner Mundart, ein anderes Mal nach ſeinem Adelung richtete. Aber für unſere alten Dichter gab es keinen Adelung. Woher alſo in aller Welt, bei einer und derſelben Perſon, die ſo ſpricht, wie ihr der Schnabel gewachſen iſt, eine doppelte Deklination deſſelben Wortes in Einem Athem?’ — Wir können dieß nicht ſo ganz zugeben. Der Ungelehrte, auch wenn er fehlerhaft ſpricht, wird von einem dunkeln Gefühl der Analogie geleitet. Nun durchkreuzen ſich aber die Analogien wenigſtens ſcheinbar, und man kann bald dieſer, bald jener folgen. Die Geſetze unſerer Sprache haben ſich unleugbar im Lauf der Jahrhunderte verändert: gewiſſe Wortfügungen und Biegungen ließ man fahren, andre kamen dagegen auf. Dieß kann

nur allmählich geſchehen ſein: in den Zeiten des Uebergangs mußte alſo der Sprachgebrauch ſchwanken, er konnte es um ſo ungehinderder, weil es keine Sprachlehrer gab, und den Dichtern waren die doppelten Bildungen ſehr bequem. Was aber die Frage zwiſchen Hrn. Benecke und Hrn. Docen betrifft, ſo würden wir ſie unter folgenden allgemeineren Geſichtspunkt ſtellen. Die heutige deutſche Sprache kennt keine Biegung der weiblichen Subſtantive im Singular, ausgenommen in einigen aus alter Zeit übrig gebliebenen Redensarten. Ehemals war es nicht ſo, und wir bemerken noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, vielleicht auch ſpäterhin, eine doppelte Biegung dieſer Subſtantive: die eine auf E mit oder ohne Umlaut, die andre auf N oder En. Allein der Hang zur Abkürzung und Vernachläßigung dieſer Biegungen zeigte ſich ſchon häufig in dem angegebenen Zeitraume.

Es wäre ein ſehr erwünſchtes Geſchenk für alle Freunde unſerer alten Dichter, wenn ein gründlicher Gelehrter, wie Benecke, eine deutſche Sprachlehre des dreizehnten Jahrhunderts liefern wollte. Man kann es nicht genug wiederholen, die Beſchäftigung mit den alten einheimiſchen Schriften kann nur durch Auslegungskunſt und Kritik gedeihen; und wie ſind dieſe möglich ohne genaue grammatiſche Kenntniß? Die Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens ſind freilich nicht gering, wegen der regelloſen Schreibung ungelehrter Abſchreiber, wegen des Mangels an proſaiſchen Schriften aus dieſem Zeitraume, endlich wegen der Unzuverläßigkeit der bisherigen Ausgaben. Wie ſehr wir mit Recht die Tugenden der alten Sprache preiſen mögen, ſo läßt ſich doch eine gewiſſe Verwilderung in grammatiſcher und orthographiſcher Hinſicht nicht ableugnen, welche dann auch die Folge gehabt hat, daß viele unterſcheidende Biegungen unwiderbringlich verloren gegangen ſind. Es iſt befremdlich und dennoch unleugbar, daß die älteſte ſchriftliche Auffaßung unſerer Sprache, die wir kennen, die gothiſche, bis auf die neueren wißenſchaftlichen Zeiten auch die gelehrteſte, am meiſten auf ſichern Grundſätzen und feinen Unterſcheidungen beruhende, geblieben iſt. Ulfilas ſteht weit über einem Otfried, einem Ueberſetzer des Tatian, und Andern dieſes Zeitalters. Und wiederum ſind die Schriften des neunten und zehnten Jahrhunderts in Bezug auf grammatiſche Genauigkeit den ſpäteren überlegen, weil ſie von ge-

lehrten Geiſtlichen verfaßt wurden, die am Lateiniſchen die Beobachtung beſtimmter Sprachregeln gelernt hatten. Viele Minneſinger hingegen mochten in dem Falle ſein, wie Herr Ulrich von Lichtenſtein, weder leſen noch ſchreiben zu können. Ihren dichteriſchen Gaben gereicht dieß zu deſto höherem Ruhme, aber der Sprache war es ſchwerlich vortheilhaft. Wenn auch ein Ritter, wie Hartmann von Owe, ‘ſo gelert was, daz er an den buchen las’, ſo ſchrieb er doch nicht ſelbſt, ſondern diktierte. Dieß erhellet aus den Bildern der maneſſiſchen Handſchrift, wo die Dichter zuweilen leſend, niemals ſchreibend vorgeſtellt ſind. Meiſter Konrad von Würzburg diktiert hier ſeinem Schreiber, und Reinmar von Zweter hat ſogar zwei neben ſich: der eine ſchreibt den erſten Entwurf mit einem Griffel auf Wachstafeln, der andre ſcheint ihn auf einer Pergamentrolle ins Reine zu bringen. Dieſen Umſtand darf man bei Beurtheilung der Minneſinger, beſonders in Bezug auf das Silbenmaß, nicht aus der Acht laßen.

Mit Einem Worte, den Deutſchen hat das ganze Mittelalter hindurch gefehlt, was ſchon Karl der Große ihnen ſchaffen wollte, was Alfred glücklicher zu Stande gebracht: ein wißenſchaftlicher Unterricht in der Mutterſprache. Ueber ein Jahrtauſend blieb die Bewahrung der Sprachgeſetze dem Gefühl, ohne deutlich entwickelte Kenntniß, allein überlaßen, und ſo mußte die vertrauliche abkürzende Nachläßigkeit des gemeinen Lebens über die gebildete Beſtimmtheit grammatiſcher Formen vielfältig die Oberhand gewinnen.

Für die Geſchichte unſerer Grammatik iſt bisher durch Ausländer mehr geleiſtet worden, als durch deutſche Gelehrte. Wir nennen hier vorzüglich außer Hickes und Lye, eine holländiſche Schrift: Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche, von Lambert ten Kate. Sie umfaßt nicht die ganze gothiſche Grammatik, ſondern bloß die Konjugation und Deklination, dieſe ſind aber meiſterlich behandelt. Die fränkiſche Grammatik des Hickes wird allenfalls zu übertreffen ſein: am beſten wäre es wohl, die wichtigeren Schriften des karolingiſchen Zeitalters erſt jede für ſich zu unterſuchen, und dann den Ertrag zu vergleichen. Doch man darf ſich über die Verabſäumung der älteren Sprachkunde unter uns nicht verwundern, da in unſerer heutigen Sprachlehre noch ſo viel aufzuräumen und beßer zu ordnen iſt. Wie lange

werden die deutſchen Sprachlehrer fortfahren, wie Adelung eine Menge Zeitwörter als unregelmäßig zu verkennen, die nur kunſtreicher regelmäßig ſind als übrigen, und zu einer zweiten Konjugation gehören? Schon Hickes (Thesaur. Ling. septentrion. II. p. 71.) warf einen Wink darüber hin. Lambert ten Kate hat den Satz durchgeführt, die ſämmtlichen Zeitwörter des Ulfilas nach Klaſſen geordnet, und ihre Analogie bis in die feinſten Verzweigungen nachgewieſen.

Die Geſchichte der deutſchen Sprachlehre iſt aber noch aus einem andern umfaßenderen Geſichtspunkte lehrreich, als bloß für die Erforſchung der Geſetze und Alterthümer unſerer Sprache. Sie zeigt uns nämlich den allmählichen Uebergang von der ſynthetiſchen zur analytiſchen Grammatik. Nach dem Beiſpiel vieler andern Sprachen, denen das Gleiche widerfuhr, wenn ſie nicht frühzeitig feſtgeſtellt wurden, wie das Sanskrit und das Lateiniſche, ſcheint dieſer Fortgang auf einer allgemeinen Neigung des menſchlichen Geiſtes zu beruhen. Die Einſicht in das Weſen der ſynthetiſchen Grammatik iſt, wie uns dünkt, äußerſt wichtig, um die Gedanken der Urwelt zu begreifen.

XVII. ‘Grammatiſche Anſichten.’ In dieſem Aufſatze, ſo wie in einem Anhange zu dem vorigen von Benecke theilt Hr. J. Gr. manche vielleicht richtige Bemerkung mit, aber in einem Vortrage, der es unmöglich macht, irgend etwas feſtzuhalten. Wir leſen hier von dem Umlaut als dem Erröthen und Erblaßen der Sprachen, von ſchwarzen Sprachen, von Wörtern, die das Haupt ſenken, von einer Weiche der Haut, die in der deutſchen Sprache des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eingetreten, von einer diphtongierten Poeſie u. dgl. mehr. Schließlich weiſet Hr. Gr. noch die griechiſchen Sprachlehrer zurecht, was vielleicht thunlich iſt, nur nicht ſo, wie er es unternimmt, auf anderthalb Seiten. Es erfordert die ſorgfältigſte Aufſpürung der veralteten Formen des Lateiniſchen und Griechiſchen (wie z. B. der gelehrte Engländer Knight ſie in ſeinen Prolegom. zu einer künftigen Ausgabe des Homer anſtellt), deren Vergleichung unter einander, dann auf der einen Seite mit den ſanskritaniſchen, auf der andern mit den gothiſchen. Was dieſe verwandten, jedoch weit aus einander gegangenen Sprachen Gemeinſchaftliches in ihren grammatiſchen Bildungen haben, das darf man unbedenklich als das Urſprünglichere betrachten.

XVIII. 'Ueber Ottacher im Hildebrandslied.' Hr. W. Gr. bringt eine für die Aufklärung unſerer Heldenſage äußerſt wichtige Stelle des Abbas Urspergensis bei, ohne ihren wahren Urheber zu kennen, und als eine Gloſſe zum Jornandes. Hr. Görres hat ſchon die rechte Quelle nachgewieſen. *) Aus dieſer Stelle erhalten wir Licht über Otacher des alten Bruchſtücks. Es wird daraus wahrſcheinlich, daß dieſer Otacher oder Odoaker derſelbe iſt, der in den ſpäteren Dichtungen vom gothiſchen König Ermenrich, Sibich genannt worden. Nun entſteht aber 'die neue Frage, wie Sibichs und Odoakers Namen vertauſcht worden ſind?' Wir ſchlagen folgende Auflöſungen vor. Der Name Sibich ſcheint ganz allegoriſch zu ſein. Sibba hieß Friede (ſ. Schilter Glossar.), unsibja, beim Ulfilas, ungerecht, feindſelig. Sibich war, dem Anhange des Heldenbuchs zufolge, der treueſte Freund Ermenrichs, bis er durch Entehrung ſeiner Gattin zur Rache gereizt ward. Er konnte alſo nach ſeiner früheren Geſinnung Sibich heißen; oder auch gerade im Gegenſatz, weil er unter dem Schein der Treue verrätheriſchen Rath gab und Unfrieden ſtiftete.

Es bleibt noch ein Zweifel übrig. Konrad von Lichtenau ſchreibt um das Jahr 1229. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts war aber ſchon Sibich in den deutſchen Liedern als der falſche Rathgeber König Ermenrichs berühmt, wie aus der Stelle von ihm im Parzifal (V. 12577. u. f.) unwiderleglich erhellet; und dennoch nennt jener Geſchichtſchreiber den Odoaker und nicht den Sibich. Man kann hierauf antworten: er wollte einen geſchichtlichen Irrthum berichtigen, er hielt ſich alſo mehr an die älteren lateiniſchen Chroniken, als an die zu ſeiner Zeit in Umlauf gebrachten Volkslieder, und dieſe nun verlorenen Chroniken hatten aus älteren Behandlungen der Sage geſchöpft, worin noch, wie in dem Bruchſtücke, Otacher ſtatt Sibichs genannt wird.

XIX. 'Ueber altdeutſche Metrik, von J. Grimm.' Eine richtige Bemerkung über das Silbenmaß unſerer in kurzen Zeilen ohne Abtheilung in Geſetze geſchriebenen Rittergedichte. Das Ueberſchreiten des Sinnes (enjambement) war nicht blos zufällig, ſondern eigentlich Regel dieſes Silbenmaßes, und zwar dergeſtalt, daß der Sinn

*) [In den Heidelb. Jahrb. 1813. S. 353.]

immer die letzte Zeile jedes Reimpaares mit der erſten des folgenden verbindet. Dieß bildet eine rhythmiſche Periode aus zwei Hälften, wo der antwortende Reim immer in die Mitte fällt. Die Sache iſt ausgemacht: Konrad von Würzburgs Trojaniſcher Krieg beſtätigt ſie eben ſo wohl, wie der Parzifal und Triſtan auf allen Seiten. Bei näherer Prüfung wird immer mehr hervorgehen, daß unſre alten Dichter nicht ſo kunſtlos waren, als ſie dem erſten flüchtigen Blicke durch die Verdunkelung der Zeit erſcheinen. Wenn ſie kurze Sinnſprüche durch den Reim bilden wollten, wie im Freidank, machten ſie es ganz anders. Hr. J. Gr. hat dieſe Bemerkung zuerſt aufgeſtellt. Sie kann dem Leſer der Handſchriften oder der Ausgaben ohne Interpunktion ſehr nützlich werden, indem ſie ihm angiebt, wo er im Zweifel die Ruhepunkte des Sinnes zu ſuchen hat. Auch dem Vorleſer iſt ſie zu empfehlen, damit er dem Sinne folge, und die Eintönigkeit der Reimpaare breche. Dieſe von rhythmiſchem Gefühl zeugende Weiſe unſrer alten erzählenden Dichter ſcheint jedoch ihrem Erbfehler, der Weitſchweifigkeit, eher Vorſchub gethan zu haben, als das Gegentheil. Die fortgehende Verkettung der Reime macht es ihnen ſchwer, raſch von einem Gegenſtande zum andern fortzugehn.

XX. 'Zeugniſſe über die deutſche Heldenſage, von W. Grimm.' Dieſer Aufſatz, der das fünfte und ſechste Heft einnimmt, iſt bei weitem der wichtigſte der ganzen Sammlung, und muß ſie allein ſchon jedem Forſcher unſerer geſchichtlichen und dichteriſchen Alterthümer ſchätzbar machen. Der Verfaßer gegenwärtiger Anzeige hat ſeit vielen Jahren eine Ausgabe des Liedes der Nibelungen vorbereitet, die er mit allen Hülfsmitteln der Berichtigung des Textes und der Auslegung, und mit einer Einleitung über die Bedeutung, Entſtehung und Fortpflanzung dieſer und anderer verwandten Heldenſagen begleiten wird. Er wünſcht, dieſem Werke alle ſeinen Kräften nur erreichbare Vollendung zu geben, damit es den Deutſchen nicht bloß eine Unterhaltung für den Augenblick, ſondern ein Beſitzthum für allezeit werde. Er wird ſich daher durch alles, was unterdeſſen von andern Gelehrten an den Nibelungen geleiſtet werden mag, nicht zur übereilten Herausgabe ſeiner Arbeit vor ihrer völligen Reife bewegen laßen, und iſt vielmehr erfreut, daß dieſer große lang vergeßene Gegenſtand ſo viele Geiſter an ſich zieht.

Wir begegnen hier alſo Hrn. W. Gr. auf dem Felde eigner Unterſuchungen. Seine Sammlung iſt ſehr reichhaltig, ſie enthält 142 Stellen. Einige waren uns noch neu; ein Paar fehlende werden wir beifügen. Es gehört ungemeine Liebe zur Sache, Geduld und Beharrlichkeit dazu, in ſo entlegenen Gegenden der Geſchichte und Litteratur, ſo viel bisher Ueberſehenes zu entdecken. Dem, was Hr. W. Gr. über die aufgefundnen Stellen ſagt, können wir jedoch bei weitem nicht immer beiſtimmen. Es fehlt, wie uns dünkt, an gehöriger Unterordnung der geſchichtlichen Zeugniſſe nach den Graden ihrer Gültigkeit, an Sonderung des Beglaubigten und Fabelhaften, an Zuſammenfaßung der Ergebniſſe; kurz, an ſcharfer Kritik und lichtvoller Darſtellung. Die Unterſuchung läßt ſich in dieſen Blättern nicht erſchöpfen: wir heben nur einige Hauptſtücke aus.

Zuvörderſt iſt Hr. W. Gr. in einem weſentlichen Irrthum über die hiſtoriſche Deutung unſers Heldengedichts befangen. Er geht (S. 215. u. f.) den Bericht des Jornandes von der katalauniſchen Schlacht durch, und ſucht darin Aehnlichkeit mit dem Schluß der Nibelungen zu erkünſteln. Was in aller Welt haben die Nibelungen mit der katalauniſchen Schlacht gemein; der letzte Theil des Gedichtes ſchildert ja nicht einen Eroberungskrieg, eine abſichtlich vom Attila unternommene Völkerſchlacht, ſondern eine Fehde zwiſchen den Hunnen und einem befreundeten Volke, in dem Königsſitze des Attila ſelbſt, mitten im Frieden, durch geheime Leidenſchaften angeſtiftet. Die Niederlage der Burgunden fällt in eine ganz andere Zeit, ſie iſt eine unbezweifelte Thatſache, deren zwei gleichzeitige Geſchichtſchreiber erwähnen. Idatii Chron. A. Chr. 436. Burgundiones, qui rebellaverant, a Romanis duce Aëtio debellantur. A. Chr. 437. Narbona obsidione (scil. Gothorum) liberatur, Aëtio Duce et Magistro militum. Burgundionum caesa viginti millia. — Nur das Letzte gehört hierher, das Uebrige wird aber zur Aufklärung des Folgenden dienen. Idatius ſagt nicht, durch wen die Burgunden umkamen. Dieß erfahren wir aus Prosperi Aquitan. Chr. A. Chr. 435. Eodem tempore Gundicarium Burgundionum regem inter Gallias habitantem Aëtius bello obtinuit (leg. obtrivit) pacemque ei supplicanti dedit, qua non diu potitus est, siquidem illum Chuni cum populo suo ac stirpe deleverunt. Dem letzten ſchreibt Caſſiodorus nach: A. Chr. 435. Gundicharium, Burgundionum regem

Aëtius hello subegit, pacemque ei reddidit supplicanti, quem non multo post Hunni peremerunt. Dieſe Angaben werden einigermaßen durch den Pseudo-Prosper verdunkelt, den man ſich wohl hüten muß, mit dem ächten zu verwechſeln, wie S. 236. geſchieht. A. Chr. 436. Bellum contra Burgundionum gentem memorabile exarsit, quo universa paene gens cum rege per Aëtium deleta. Demnach wäre der burgundiſche König durch den Aëtius umgekommen; es iſt aber weiter nichts, als daß der Schreiber den Idatius mit einer falſchen Interpunktion geleſen, und die beiden Begebenheiten in Eins gemiſcht. Ueberhaupt hat der angebliche Proſper ein ſehr geringes Anſehen: wo er nicht wörtlich die älteren Chroniken ausſchreibt, ſind ſeine Einſchiebſel immer verdächtig. Und wenn Paul. Diacon. Hist. miscella ſagt: Attila itaque primo impetu, mox ut Gallias introgressus est, Gundicarium Burgundionum regem sibi occurentem protrivit, und dieß in ſeinem Buche De Episc. Mettens. faſt mit denſelben Worten wiederholt, ſo iſt ſeine Angabe ebenfalls bloß aus einem Gedächtnißfehler und einer Mißdeutung entſprungen, indem er das non multo post des Caſſiodor auf 14 Jahre oder darüber ausdehnt. Hr. W. Gr. hält es für ausgemacht, daß die Burgunden bei dem Einbruche Attilas in Gallien im J. 451. gegen ihn geſtritten, weil ſie Jornandes ausdrücklich unter den Bundsgenoßen der Römer nennt. Die neueren Geſchichtſchreiber ſind meiſtens dem Jornandes gefolgt, aber ſeine aus einer verworrenen und flüchtigen Leſung des Caſſiodor geſchöpfte Angabe wird durch das weit gültigere Zeugniß eines Zeitgenoßen und nahen Beobachters der Begebenheit gradezu umgeſtoßen. Sidonius (Panegyr. in Avit. Carm. VII. 322.) ſagt in ſeiner Beſchreibung der Heerſchaaren des Attila:

Gepida trux sequitur, Scyrum Burgundio cogit.

Sidonius hatte das Vorhaben, die Geſchichte dieſes von ihm ſelbſt in Gallien erlebten Krieges zu ſchreiben: leider hat er es nicht ausgeführt, und wir müßen uns nun mit dem Jornandes behelfen. Man kann dieß Zeugniß nicht durch die Einwendung entkräften, daß es in einem Gedichte ſteht. Das Verzeichniß der entfernteren Völker mochte Sidonius durch einige veraltete Namen anſchwellen, aber die Burgunden ſetzte er ſchwerlich gegen die Wahrheit hinein. Sie waren ſeine nahen Nachbarn, und er hat ſelbſt unter ihnen

gelebt. Auch die Franken nennt Sidonius als Bundsgenoßen Attilas; Jornandes läßt ſie für die Römer fechten, und Neuere haben hierauf die fabelhaften Thaten des Meroveus gebaut. Indeſſen mit den Franken läßt ſich eine Auskunft treffen: ſie gehorchten mehreren von einander unabhängigen Fürſten, wovon einer dem Aëtius, ein anderer dem Attila folgen mochte. Die Burgunden hingegen machten in ihrem Sitz am Mittel-Rhein nur einen einzigen Staat aus.

Der gründliche Maſcou (Geſch. der Deutſchen I. S. 432.) erregt einen Zweifel gegen die Niederlage der Burgunden im J. 436. (nach der Berechnung des Pagius), 'weil damals Aëtius den Burgundern bereits Frieden zugeſtanden hatte, und die Hunnen der Römer Bundsgenoßen waren'. Er zieht daher die Angabe des Paulus Diaconus vor, der viertehalb Jahrhunderte nach dem Attila ſchrieb. Maſcous Zweifel wäre gegründet, wenn behauptet würde, Attila oder ein Theil ſeines Heeres ſei in dieſem Jahre über den Rhein gegangen, um die Burgunden anzugreifen. Dieß konnte nicht ohne offenbare Feindſeligkeit gegen die Römer geſchehen, und kein Geſchichtſchreiber meldet etwas hievon. Aber wo die Niederlage vorgefallen, das laßen Proſper und Idatius ganz unbeſtimmt, und hierüber tragen wir kein Bedenken, das Lied der Nibelungen als ein geſchichtliches Zeugniß zu Hülfe zu rufeu. Es iſt ſehr denkbar, durch den Sidonius ſogar gewiß, daß die Burgunden, wie ſo viele deutſche Völker, mit dem Attila in einem Verhältniß abhängiger Bundsgenoßenſchaft ſtanden; ihr König konnte alſo in freundſchaftlicher Abſicht mit ſeinen Kriegern in das Hunnenreich gezogen ſein, als ſich jener Zwiſt entſpann, und mit einer blutigen Niederlage ſich endigte. Die Erzählung des Dichters iſt ſogar mäßiger, als die Schätzung des Geſchichtſchreibers: nach den Nibelungen kamen nicht viel über zwölftauſend Burgunden um, nach dem Idatius zwanzigtauſend. Wir bauen darauf ganz vorzüglich das urkundliche Anſehen unſers Heldengedichts, daß es uns nicht nur das Andenken einer Begebenheit aufbewahrt hat, welche von den Zeitgenoßen bloß flüchtig erwähnt wird, weil ſie auf die Schickſale der römiſchen Provinzen keinen Einfluß hatte, ſondern uns ſogar Aufſchlüße giebt, wodurch dieſe Begebenheit ſich mit der Zeitgeſchichte in einen wahrſcheinlichen Zuſammenhang ſetzen läßt. Dieß beweiſet unwiderſprechlich, daß ein Theil des Gedichtes auf

burgundiſche und gothiſche Ueberlieferungen von Attilas Zeiten her, gebaut iſt.

Ferner ſcheint Hr. W. Gr. über die geſchichtliche Deutung Dieterichs von Bern nicht im Klaren zu ſein. Er ſagt S. 262.: ‘Bern und Verona (Bern) iſt ein Wort; daß dieſes Bern das italiäniſche Verona ſei, folgt alſo daraus noch nicht. Bern iſt ſowohl ein altdeutſcher Mannsname, als auch andere Orte ihn noch führen.’ Man nenne doch eine andre namhafte Burg oder Stadt dieſes Namens, vor Erbauung der noch blühenden im Uechtland, welche der Sitz des Helden hätte ſein mögen. Im Anhange des Heldenbuchs heißt es: ‘Nun liegen Garten und Bern nahe bei einander.’ Garten iſt die alte Burg Garda, wovon der Lago di Garda den Namen führt. — Beſtimmter wird aber der Zweifel, oder vielmehr die Verwerfung dieſer Deutung ausgedrückt in dem Kommentar zum Liede von Hildebr. und Hadubr., S. 65.: ‘Manche Verwirrung iſt dadurch veranlaßt, daß man, ohne durch die Quellen berechtigt zu ſein, den oſtgothiſchen Theodorich des Jornandes, wie Goldaſt, Leſſing u. a., auch ‘Veronenſis’ genannt, ein Name, der nur dem Dieterich (von Bern) zukommen kann.’ — Nichts kann ausgemachter ſein, als daß unter dem Dieterich von Bern der deutſchen Heldenlieder Theodorich der Große gemeint iſt. Dieterich wird Dietmars Sohn, König der Amelungen genannt; und Theodorich war der Sohn Theodemirs, die Namen ſind dieſelben, nur durch die neuere Ausſprache verändert. Theodorich war König der Oſtgothen, dieſe hießen volksmäßig die Amelungen, nach dem Stifter ihres Fürſtenſtammes Amala, wie ſpäter die Kerlingen, die Lotharingen u. ſ. w. Nicht zu überſehen iſt, daß das oſtgothiſche Reich während ſeiner ganzen Dauer nur einen einzigen König dieſes Namens gehabt. Der Beiname ‘von Bern’ erklärt ſich natürlich aus den Römerzügen. Nach dem Uebergange über die Alpen durch die Berner Klauſen, fiel Verona zuerſt den deutſchen Kriegern in die Augen. Theodorich hatte dort oft geſeßen, und viele Denkmale erbaut; vermuthlich wurde der noch unbeſchädigt erhaltene Circus als die Rieſenburg und Kampfbahn ſeiner Helden angeſtaunt. Im ganzen Mittelalter kennen wir keinen einzigen Geſchichtſchreiber, von Otto von Freiſingen und Gottfried von Viterbo an bis in das ſechszehnte Jahrhundert, der an der Einerleiheit Theodorichs des Großen und Die-

terichs von Bern nur den leiſeſten Zweifel geäußert hätte; ja der volksmäßige Name iſt oft als gleichbedeutend in die aus römiſchen Quellen geſchöpfte Geſchichte übergegangen. Deswegen eben rügte der Biſchof von Freiſingen den Anachroniſmus der Dichtung, welche Theodorich den Großen in das Zeitalter Attilas zurückſchob. Man weiß es ſchon, daß die Sage wenig auf die Zeitrechnung achtet: ſie iſt gleichſam ein Walhalla, wo die Helden entfernter Zeiten und Völker ſich kämpfend oder befreundet begegnen. Ferner ſind auf den Namen Theodorichs viele Thaten gehäuft, die der Wahrheit nach Andern zugehören; dieß hat ſchon vor zweihundert Jahren der gelehrte Welſer (Rer. Boic. L. II. p. 71.) eingeſehen, nur daß er wegen des Anachroniſmus die Deutung auf Theodorich den Großen mit Unrecht verwirft. Im Dieterich von Bern erſcheinen zwei große geſchichtliche Geſtalten zu Einem Helden verſchmolzen: Theodorich, König der Oſtgothen, und Ardarich, König der Gepiden, eines verwandten Volkes. Ardarich nahm wirklich beim Attila die Stelle ein, welche dem Dieterich von der Sage eingeräumt wird; er war der Vertraute ſeiner Rathſchläge, der Aufſeher ſeines Kriegsweſens. Er entſchied auch nach Attilas Tode die Schickſale des hunniſchen Reichs und die Unabhängigkeit der deutſchen Völker, was die hungariſchen Sagen dem Detréh halhatatla (dem untödtbaren), unſerm Dieterich von Bern, zuſchreiben. Ohne Zweifel ward Ardarich zur Zeit des Jornandes in Liedern beſungen (Rex ille fortissimus et famosissimus Ardaricus); ſpäterhin hat Theodorichs Ruhm den ſeinigen verdunkelt.

Es ſei genug, hier dieſe beiden Hauptſtücke feſtgeſtellt zu haben. In noch vielen andern weichen wir von Hrn. W. Gr. ab, aber wir müßten unſre ganze Einleitung zu den Nibelungen mittheilen, um zu entwickeln, wie zu dieſer Dichtung und dem ihr verwandten Kreiße gothiſche, burgundiſche, fränkiſche, langobardiſche, thüringiſche u. a. Sagen zuſammengefloßen, und wie immer der ſpätere Zuwachs an Heldengeſchichten in die Rieſenzeit des Attila und der Völkerwanderung zurückgeſchoben ward. Nur dem oſtgothiſchen Könige Ermenrich iſt das Gegentheil begegnet, er iſt vorwärts gerückt, und ſo weit wir das Ganze überſehen können, enthalten die Dichtungen von ihm die älteſte deutſche Erinnerung, welche das Mittelalter durchlebt hat. Bei der Vergleichung der wahren Geſchichte Ermen-

richs mit den Sagen hat W. Gr. gerade die Hauptſtelle, Ammian. Marcellin. L. XXXI. cap. 3., überſehen. Der Bericht des Ammianus weicht beträchtlich von dem des Jornandes ab, und welchem von beiden hiſtoriſch der Vorrang gebühre, dem Zeitgenoßen und gründlichen Geſchichtſchreiber, oder dem verworrenen Verſtümmler ſchlecht verſtandener Bücher, darüber kann wohl keine Frage ſein. Nach Ammianus entleibte ſich Ermenrich ſelbſt, aus Verzweiflung, den Anfällen der Hunnen nicht widerſtehen zu können; nach Jornandes ſtarb er an einer von verſchwornen Vaſallen ihm beigebrachten Wunde. In gewiſſem Grade laßen ſich jedoch beide Angaben vereinigen. Die Wunde konnte die Kräfte des ſchon bejahrten Helden geſchwächt haben; und daß innere Entzweiung zu dem Sturze ſeines unermeßlichen Reiches viel beitrug, dürfen wir den Sagen gern glauben.

Wie nachher die Geſchichte Ermenrichs weiter nach Weſten mit genauen örtlichen Beſtimmungen fortgerückt worden, darüber iſt W. Gr. eine Stelle des Annalista Sax. entgangen. Ad ann. 943.: „Est in confinio Alsatiae inde adjacens pagus, Brisagowe appellatur (leg. appellatus); fertur olim illorum fuisse qui dicebantur Harlunge.“ Die Harlunge waren eben die Neffen Ermenrichs, welche dieſer auf verrätheriſchen Rath umbringen ließ. Der Anhang des Heldenbuchs ſetzt ſie gleichfalls in den Breisgau. Allein er iſt aus ſehr ſpäten Quellen geſchöpft; der ſächſiſche Annaliſt ſchrieb um das Jahr 1139., und wir erfahren aus ſeinem Zeugniſſe, daß ſo frühe ſchon die Dichtung eine ähnliche Geſtalt hatte.

Ueber den König Hermanfried (Ermenfried, Irminfried) von Thüringen ſagt Hr. W. Gr. S. 224.: ‘Von ihm in ſeiner Geſchichte mit dem fränkiſchen Theodorich bei Gregor von Tours und Wittechind.’ — Er nennt die beiden Zeugen in Einem Athem, als ob ſie gleiches Anſehen hätten. Die wahre Geſchichte von den Unfällen Ermenfrieds und ſeines Fürſtenhauſes findet ſich beim Gregorius von Tours und dem Fortunatus, in ſeiner Elegie der heiligen Radegunde, wiewohl nicht ſo umſtändlich, als es der Sturz eines ſo blühenden und mächtigen Reichs verdiente. Witichind hingegen, äußerſt glaubwürdig in ſeiner Zeitgeſchichte, giebt uns hier nichts als den Auszug eines ſeitdem verloren gegangnen Heldengedichts, das er für wahr hielt, und wodurch er ſich in geſchichtliche Irrthü-

mer verſtrickte. Dieß hat ſchon Eckhart bemerkt (Comment. de Reb. Franc. Or. I. p. 56.), und die Stelle des Witichind wird dadurch auf andre Weiſe eben ſo merkwürdig, als wenn ſie wahre Zeugniſſe enthielte. Die Gemahlin Ermenfrieds, Amalaberga, war nicht, wie Hr. W. Gr. ſagt, die Tochter Theodorichs des Großen, ſondern ſeine Nichte. Jornandes iſt irrig angeführt. Endlich iſt es nicht ganz richtig ausgedrückt, daß jener Ermenfried der Geſchichte dem Landgrafen Irnfrit in den Nibelungen 'entſpreche'. Die Lage, die Thaten und die Todesart beider ſind durchaus verſchieden. Der Dichter der Nibelungen hat bloß, da er unter den Scharen des Attila Thüringer aufführt, die berühmten Namen Irminfried (zuſammengezogen Irnfried) und Iring, den er jedoch zu einem Dänen macht, aus dem thüringiſchen Heldengedicht entlehnt.

Die Etymologie iſt für beide Hrn. Grimm eine Klippe, welche ſie niemals berühren, ohne zu ſcheitern; ſie iſt für ſie jener fabelhafte Magnetfels, der den Schiff das Eiſenwerk auszog, und ſie zur weitern Fahrt untauglich machte.*) So wird hier S. 202. u. f. der Name Attilas gedeutet, auf eine Weiſe, die den Träumereien des Goropius Becanus nichts nachgiebt. Da die deutſchen Lieder des zwölften Jahrhunderrs den Attila 'Etzel' nennen, ſo war es ein leichtes, zum 'Etzel-Berg' am Züricher See zu gelangen, und von da iſt vollends nur ein Sprung bis zum Berg 'Atlas', wo dann erſt Hr. W. Gr. wie der virgiliſche Merkurius Gelegenheit findet, ſich recht weit umzuſchauen. Was kann doch ſolches Haſchen nach zufälligen Aehnlichkeiten der Laute fruchten? War Attila ein wirklicher Menſch, oder haben wir ihn für eine allegoriſche Figur zu halten? — Ehe ſich eine Ableitung verſuchen läßt, fragt ſich vor allen Dingen: wie hieß Attila bei Leibesleben unter ſeinem eignen Volk? und welcher Sprache gehörte ſein Name an? Was das erſte betrifft, ſo pflegten die Griechen und Römer ausländiſchen Namen, die ihnen nicht etwa unausſprechbar waren, bloß ihre eigenthümlichen Endungen und Biegungen anzuhängen. Doch bequemten ſie ſich damals ſchon, die ſeltner vorkommenden ganz in ihrer barbariſchen Form zu ſchreiben. So finden ſich beim Priſcus

*) [Dieſen Satz würde der Vf. jetzt gewiß nicht mehr wiederholen wollen: ich darf den 1815. geſchriebenen nicht ausſtreichen. Bg.]

und Procopius hunniſche Namen mit ähnlichen Endungen: Sandil, Chelchál. Vermuthlich hieß alſo der Hunnenkönig Attil-a, oder vielmehr Ἀττήλ-ας, denn ſo ſchreibt Priſcus, der ſelbſt unter den Hunnen geweſen war. So ungefähr, nur nach deutſcher Weiſe mit zurückgezognem Tone, lautete der Name ohne Zweifel auch in den älteren nun verlorenen deutſchen Liedern, woraus in den nordiſchen Sagen Atle geworden. ‘Etzel’ iſt eine neuere oberdeutſche Ausſprache. Das Z iſt iſt in unzähligen Fällen an die Stelle des T der älteren Mundarten getreten; z. B. taihswo — zeswe, taihun — zehen, tagr — zaher, Zähre, twa — zwo, u. ſ. w. So geſchah es auch zwiſchen zwei Vokalen, und folgendes Beiſpiel iſt recht eigentlich dazu gemacht, uns die allmähliche Veränderung des berühmten Namens nach den Mundarten zu zeigen. Ulfilas: katils; Gl. Mons.: chezil; Notker: chezzel; heut zu Tage: Keßel. — Wenn Thwrocz ſagt, Attila habe eigentlich Ethele geheißen, ſo kann dieß Zeugniß aus dem fünfzehnten Jahrhundert unmöglich für die Zeitgenoßen des Hunnenkönigs gelten, ſondern bloß von den Hungarn ſeiner Zeit. Ob dieſe den Namen aber ſo von den Deutſchen überkommen, oder von den Hunnen ererbt haben, iſt ſehr zweifelhaft. — Dem Stolze eines damals weltbeherrſchenden Volkes war es ſchwerlich gemäß, die Namen ſeiner Könige nicht aus der Mutterſprache zu ſchöpfen, ſondern von beſiegten und abhängigen Völkern zu entlehnen. Höchſt wahrſcheinlich war demnach Attilas Name hunniſch; die Hunnen waren aber ein ganz andrer Menſchenſtamm als die Gothen, und ihre Sprache hatte zuverläßig mit der gothiſchen urſprünglich nicht mehr gemein als die hottentottiſche. Hr. W. Gr. leitet indeſſen friſch darauf los aus dem Gothiſchen und überhaupt Altdeutſchen ab, ohne nur den mindeſten Grund der Wahrſcheinlichkeit hiefür anzuführen. Solche Gründe giebt es; ſie laßen ſich aber auch wieder entkräften: die Erörterung würde zu weitläuftig ſein. Atta heißt auf Gothiſch Vater, hievon ſoll Attila das Deminutiv ſein, wie dergleichen in den weſtgothiſchen Königsnamen Swinthila, Chintila u. a. unbezweifelt vorkommen.*) Aus Attilas Vater

*) Bei der Etymologie iſt nicht bloß auf die Beſtandtheile der Wörter, ſondern auch, und ganz vorzüglich auf die Silbenzeit zu achten. Das gothiſche Deminutiv von atta wäre attilo, wie barnilo von barn.

Mundzuck macht Hr. W. Gr. Magezoge, Knaben=Erzieher. Dieß Wort gehört nun vollends weit ſpäteren deutſchen Mundarten an, denn im Gothiſchen hieß ‘ziehen’ tiuhan. — Welche hausbackene Namen führten doch die kriegeriſchen Beherrſcher der wilden Hunnen! Der eine hieß ‘Kinderwärter’, und der andre ‘Väterchen’. Dieß könnte in einem neueren Fürſten=Familien=Schauſpiel erbaulich ſein. Einleuchtender aber wäre es, wenn Hr. W. Gr. herausgebracht hätte, Attila habe einen Löwen bedeutet. Die bisherige Deutung, welche den Namen Attel oder Ettel auf vormalige Benennungen des Don und der Wolga bezieht, verdient in Ermangelung von etwas Zuverläßigerem immer noch den Vorzug.

Was die deutſchen Namen betrifft, in denen Hr. W. Gr. ſich vielfältig verirrt, ſo iſt bei ihrer Ableitung eine Maßregel der Vorſicht wohl in Acht zu nehmen. Man muß nämlich erſt gewiß ſein, daß man den vollſtändigen Namen vor ſich hat, und nicht etwa eine Abkürzung. Die alten Deutſchen liebten ſtolze Namen, welche, meiſtens zuſammengeſetzt, gleichſam ſchmückende Beiwörter waren. Sie erlaubten ſich aber im vertraulichen Umgange, dieſe Namen ſehr willkürlich abzukürzen; den Abkürzungen wurden häufig Verkleinerungsſilben angehängt, ſo daß die Wurzel gar nicht mehr zu erkennen iſt. Z. B. aus Ragnemund wurde Rucco oder Rocco, hieraus wieder ein Deminutiv Roccolin, Roccolenus; aus Adalrich, Atich. Wer könnte dieß errathen, wenn es nicht bezeugt würde? Die Ableitung von Ragnemund und Adalrich iſt ganz leicht, die der Abkürzungen unmöglich. Die meiſten der von Hrn. W. Gr. mit Etzel verglichenen Namen gehören zu der letzten Art. Viele in der Geſchichte berühmte Männer kennen wir nur unter ſolchen ſpielenden Schmeichelnamen, die, einmal im Gebrauch, nachher den Kindern gleich bei der Geburt ſo beigelegt wurden. Hätte Menage dieß bedacht, ſo hätte er ſich ſeine lächerliche Ableitung vom Pippin erſparen können. Uebrigens darf man ſich durch die Seltſamkeit der Bedeutung nicht irre machen laßen, wenn man einmal ſicher iſt,

---

In Attilas Namen war aber die zweite Silbe lang und hatte den Ton. Die Schreibung des Priſcus, Ἀττήλας, gilt hier mehr, als die Skanſion des Sidonius Attila; denn die lateiniſchen Dichter behandelten die Quantität der barbariſchen Namen ſehr willkürlich.

welcher Sprache der unverſtümmelte Name angehört, und wenn das Wort in dieſer Sprache ohne ein verwirrendes Homonym gerade ſo daliegt. Hr. J. Gr. wünſcht S. 125. ein Wörterbuch der altdeutſchen Namen. Der Verfaßer dieſer Anzeige weiß aus eigner Erfahrung, daß es eine weitläuftige Sache iſt, aber ſie verlohnt ſich der Mühe. Die Namen ſind und bleiben das älteſte Denkmal unſerer Sprache, ſo wie der Sitten und der Volksgeſinnung.

S. 230. ſagt Hr. W. Gr., Gundioch, der Vater des burgundiſchen Königs und Geſetzgebers Gundebald, ‘ſei aus dem weſtgothiſchen Geſchlecht der Balden zum König der Burgunden berufen’. Dieſe ohne Beweis aufgeſtellte Annahme ſcheint uns ein Irrthum zu ſein. Vermuthlich hatte er eine Stelle des Gregorius von Tours im Sinne, der von Gundioch ſagt, er ſtamme aus dem Geſchlecht des Verfolgers Athanarich. Aber dieſer Ausdruck, durch den Haß gegen die Arianer eingegeben, kann nur von der Abkunft auf mütterlicher Seite gemeint ſein. Denn aus dem burgundiſchen Geſetzbuch, welches Hr. Gr. ſelbſt aufführt, erhellet offenbar, daß Gundebald in gerader Linie vom König Gibica abſtammte. Die Ausdrücke: regiae memoriae auctores nostros bezeichnen durchaus Stammväter, und nicht bloß Vorgänger. Was außerdem der Verfaßer über die Stelle der burgundiſchen Geſetze in Vergleich mit den Nibelungen bemerkt, iſt ganz richtig. Auch hier wieder ein Beweis ununterbrochner und unverfälſchter Ueberlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht, ſeit dem fünften Jahrhundert! Die deutſche Heldenſage hat uns zwei Namen burgundiſcher Fürſten, Gibich*) und Giſelher, aufbewahrt, deren kein auf uns gekommener Geſchichtſchreiber erwähnt. Si quos apud regiae memoriae auctores nostros, Gibicam, Godomarum, Gislaharium, Gundaharium, patrem quoque nostrum et patruos, liberos esse constiterit etc. Maſcou hat hierauf eine falſche Stammtafel der burgundiſchen Könige gebaut, indem er aus den vier Namen eben ſo viele Geſchlechter von Vater auf Sohn macht. Die Zeitrechnung widerlegt dieß. Denn als die Burgunder im J. 373. an den Rhein

*) In dem Gedicht De Walthario und im Heldenbuch. Das Lied der Nibelungen, ſonſt ſo hiſtoriſch, weicht hier ab, und ſetzt Dankrat ſtatt Gibich, wovon man um ſo weniger den Grund erräth, da der Name nur ein einziges Mal vorkommt.

zogen, hatten ſie noch keinen erblichen König, ſondern bloß einen auf beliebige Zeit erwählten Anführer (nach dem Ammian Hendinus, worin man leicht das gothiſche kindins, praeses, praefectus, erkennt), und um das Jahr 411. regierte ſchon Gundahar (Guntiarius oder Gundicarius; ſ. Caſſiodor). Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß er unmittelbar dem Gibich gefolgt, daß Godomar und Giſlahar ſeine Brüder geweſen, und gemeinſchaftlich mit ihm regiert; gerade wie das Lied der Nibelungen, nur mit Veränderung Eines Namens und Umkehrung der Ordnung, erzählt. Die ſpätere Geſchichte der Burgunden beweiſet, daß kein ausſchließendes Erſtgeburt-Recht bei ihnen galt. Und wenn Proſper ſagt, durch die Hunnen ſei König Gundahar cum populo suo et stirpe umgekommen, ſo iſt dieß vermuthlich auf ſeine Brüder im männlichen Alter zu beſchränken; der Stamm mochte durch zu Hauſe gebliebene noch unmündige Söhne erhalten werden.

Ueber folgende Stelle des Paul. Diacon. de Gest. Langob.: Regnavit igitur super eos primus Agelmundus, filius Agonis ex prosapia ducens originem Gungingorum etc. ‘Dieſe edlen Gungingen ſind die Giukungen der Fabel, Söhne des Giuki, Gibiko.’ — Daß die Namen der nordiſchen Sage, König Giuke und die Giukungen aus der niederdeutſchen Ausſprache von Gibich, Givke, entſtanden, iſt ganz richtig. Aber wie käme Paulus Diaconus, der als Langobarde eine oberdeutſche Mundart redete, zu der niederdeutſchen Form? Er würde Gibicingorum geſchrieben haben. — ‘Das eingeſchobene n’, ſagt Hr. W. Gr., ‘macht keinen Unterſchied, da ſich beim Jornandes eben ſo Gundiak und Gnundiak für Gundioch findet.’ — Dieß Beiſpiel gilt nichts: Gnundiac iſt ſprachwidrig, und bloß eine verderbte Leſeart. Endlich ſpricht ja der Geſchichtſchreiber von den langobardiſchen Königen, und niemand meldet, daß dieſe aus dem burgundiſchen Königsgeſchlecht geweſen. Es iſt ſogar der Zeitrechnung nach unmöglich: die langobardiſche Königsreihe geht viel weiter zurück: der fünfte König der Langobarden, den Agelmund mitgerechnet, war Zeitgenoſſe des Odoaker, und zwei unter dieſen Regierungen dauerten nach Paulus ſchon 73 Jahre. Der Vater des Agelmund hieß Ago, die Dynaſtie konnte alſo nur nach ſeinem Großvater den Namen führen, welcher dieſem nach ungefähr ein Jahrhundert vor dem Urheber des burgundiſchen Königs-

ſtammes gelebt haben muß. Denn, wie wir ſo eben geſehen, fallen die Regierungsjahre des Gibich zwiſchen 373. und 411. Uebrigens ſcheint die Leſeart in obiger Stelle verderbt: wenn man die patronymiſche Silbe ing wegſchneidet, kommt kein deutſcher Name heraus. Wir würden vorſchlagen Gundingorum, von einem unbekannten Gundo. Auf keine Weiſe iſt jedoch dieſer Name mit dem der Gibikungen oder Giukungen zu verwechſeln.

S. 232. werden die berühmten Worte Eginharts: barbara et antiquissima carmina — — — scripsit memoriaeque mandavit, folgendergeſtalt überſetzt: ‘Karl ließ die uralten, deutſchen Gedichte — — aufſchreiben, und behielt ſie im Gedächtniß’; als ob er ſie ſelbſt auswendig gelernt hatte. Nicht doch! Es heißt, er übergab ſie dem Gedächtniß der Nachwelt, ſorgte für ihre Aufbewahrung. — Die Stelle des Theganus von Ludwig dem Frommen erklärt Hr. Gr. S. 233. auf die wahrſcheinlichſte Weiſe: poetica carmina gentilia, vaterländiſche, ſeinem Volk angehörige. Soll es aber ‘heidniſche’ heißen, was ſich vielleicht auch vertheidigen läßt, ſo würden wir es auf den Virgilius und andre lateiniſche Dichter beziehen, an denen man die Sprachkenntniß Ludwigs in ſeiner Jugend geübt haben mochte. Denn das iſt ein für allemal nach dem Geiſte jener Zeiten nicht denkbar, daß Karl der Große ſich um die Aufbewahrung heidniſcher deutſcher Gedichte ſollte bemüht haben. Die Hrn. Grimm (Commentar zum Liede von Hild. und Hadubr. S. 44.) ſetzen es zwar als gewiß voraus, allein auf welches Zeugniß? Eginhart ſagt kein Wort davon. Barbara et antiquissima carmina; die Gedichte konnten ſchon ſehr alt, und dennoch aus der chriſtlichen Zeit ſein. Viele deutſche Völker wurden zu Anfang des fünften Jahrhunderts, die Gothen noch früher, die Franken zu Ende desſelben bekehrt. Bei den Sachſen konnte Karl Gedichte heidniſchen Inhalts vorfinden, er würde ſich aber wohl gehütet haben, ſie fortzupflanzen: die Vernichtung ihrer Götzenbilder und Tempel hatte ihm zu ſchwere Kämpfe gekoſtet. So iſt es auch eine ganz unbegründete Vorausſetzung der Hrn. Grimm, das Lied der Nibelungen ſei in der urſprünglichen Behandlung heidniſch geweſen, und das Chriſtenthum ſei erſt ſpäter hineingebracht worden. Wie wäre dieß möglich, da die älteſten Thatſachen, worauf es ſich gründet, in Zeiten fallen, wo die Gothen und Burgunden ſchon Chriſten waren? Die Einmi-

ſchung heidniſcher Züge in den nordiſchen Umbildungen erklärt ſich aus der dortigen ſpäten Einführung des Chriſtenthums. Wie und warum aber im ſkandinaviſchen Norden, und nur dort allein, die Freiheit heidniſcher Dichtung und der Geſchmack daran die Zeit der Bekehrung überlebt hat, dieß geht tief in die Unterſuchung der nordiſchen Alterthümer ein.

Bei Erwähnung des lateiniſchen, aber nach deutſchen Vorbildern geſchriebenen Gedichts vom Walther von Aquitanien, S. 235. u. f., hätten wir eine Unterſuchung über das Zeitalter des Verfaßers erwartet, worauf es doch hauptſächlich ankommt. Der Herausgeber ſetzte es in das ſechste Jahrhundert: dieß iſt offenbar zu früh. Ein Theil des Gedichtes iſt in die Chronik des Kloſters Novaleſe, um das Jahr 1060., eingerückt; es war alſo ſchon früher vorhanden. Unſers Bedünkers wird ſich die Zeit der Abfaßung aus innern Gründen ziemlich genau beſtimmen laßen.

S. 249. giebt Hr. W. Gr. den Eingang der Blomsturvalla-Saga. Unſere in Stockholm genommene Abſchrift weicht vielfältig in den Leſearten ab. Unter andern wird Meiſter Biarne ausdrücklich Biſchof genannt (Biarne af Nidaróse er Biskup hefur verid i Norege), da er in Hrn. W. Gr.s Handſchrift bloß der beſte Mann in Norwegen heißt. Dagegen hat die ſtockholmiſche Handſchrift auch i thysku mále, in deutſcher Sprache, und nicht i thessu mali, wie es von der Hagen hat abdrucken laßen. Peringſkiold hatte ſich in der Vorrede zu Wilkina-Saga ſo verwirrt ausgedrückt, als wäre auch dieſe von Meiſter Biarne an dem deutſchen Kaiſerhofe vernommen worden. Dieſer Irrthum iſt nun aufgeklärt. Die Wilkina-Saga iſt auf andre Weiſe nach dem Norden gelangt, worüber ſie ſelbſt in den S. 239. u. f. ausgezognen Stellen hinlängliches Zeugniß giebt.

Unſere Anſicht von dem Verhältniſſe der deutſchen und nordiſchen Sagen ſtellen wir hier nur in der Kürze auf, die Beweiſe bleiben einem andern Orte vorbehalten. Der Einfluß aus dem Norden ſcheint uns äußerſt gering zu ſein, wenn er überhaupt jemals ſtattgefunden hat. Deſto ſtärker war dagegen die Mittheilung aus Deutſchland. Sie konnte auf dreierlei Wegen vor ſich gehn. I. Reiſen der Isländer und andern Skandinavier nach Deutſchland, um ſich zum geiſtlichen Stande vorzubereiten. Dieß fieng im eilften Jahrhundert an. (S. Kristni-Saga, p. 106.) II. Aufenthalt

deutſcher Dichter am Hofe nordiſcher Fürſten. Saxo Grammatikus hat mehrere Beiſpiele davon; etwas ſpäter läßt es ſich aus Erwähnungen unſrer eignen Dichter ſchließen. III. Niederlaßungen der Hanſe im Norden. Auf den letzten Umſtand hat bisher, ſo viel wir wißen, noch niemand Rückſicht genommen, und doch dürfte er gerade den lebhafteſten Verkehr mit Deutſchland veranlaßt haben. Die Nennung der Städte Bremen und Münſter in der Wilkina-Saga möchte man beſtimmt hierauf deuten, wenn ſie nicht auch aus kirchlichen Verhältniſſen erklärbar wäre. Allem Anſchein nach machten die Irländer im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, vielleicht noch ſpäter, ein eigentliches Gewerbe daraus, Erzähler oder Vorleſer von wunderbaren Heldengeſchichten zu ſein. Woher ſonſt die unermeßliche Menge der isländiſchen Handſchriften? Wir kennen faſt keinen noch ſo jungen welſchen Ritterroman, wovon ſich in der königlichen Bibliothek zu Stockholm nicht eine isländiſche Ueberſetzung fände.

Daß übrigens manche deutſche Heldenſagen im Norden ſtarke Umgeſtaltungen erfahren, daß ſich daran große Dichtergaben kund gethan, iſt nicht zu leugnen. Unſer edler ritterlicher Freund Fouqué hat hievon durch ſeine Erneuerung der Wolſunga-Saga in dem Helden des Nordens einen lebendigen Beweis geliefert.

Die Anſpielung Eſchenbachs auf die Nibelungen im Parcifal V. 12544. f. iſt im Deutſchen Muſeum (1812. S. 515.) aus den Handſchriften berichtigt und erläutert. Hr. W. Gr. giebt ſie wieder mit allen Fehlern der müllerſchen Ausgabe, und iſt darüber in eine unglückliche Auslegung gerathen.

Er bat in, lange ſniten bân,
Und in ſome chezzel umbedrân.

Anm.: ‘in ſome, in Saumniß, Ruhe, mora.’ Aber dann müßte chezzel der acc. plur. ſein, was dem Sinne widerſpricht. Die Stücke Fleiſch ſollen in dem Keßel beim Sieden umgerührt werden, nicht die Keßel ſelbſt. Die wahre Leſeart iſt ‘in ſime’, zuſammengezogen ſtatt ‘ſinem’.

Der älteſte hungariſche Geſchichtſchreiber, Anonymus Belae Notarius, wird S. 252. zu früh unter Bela I. oder II. geſetzt: Pray (Dissertat. Historico-Crit. ad Annal. p. 72.) hat bewieſen, daß er unter Bela IV. gelebt. Dagegen ſetzt Hr. W. Gr. S. 294. den

Otto von Freiſingen (geſt. 1158.) um ein Jahrhundert zu ſpät. Der auffallende Irrthum iſt nicht unter den Druckfehlern bemerkt. Bei der Stelle des Otto über den Anachroniſmus der Sagen vom Ermenrich und Dieterich von Bern iſt die ähnliche lautende des Gottfried von Viterbo P. XVI. p. 281. u. 284.) übergangen.

Nach Anführung der bekannten und höchſt merkwürdigen Stelle des Saxo Grammaticus, wo er erzählt, wie ein ſächſiſcher Sänger den von ſeinem Vetter Magnus verrätheriſch eingeladenen Canut durch das Beiſpiel der Grimilda und ihrer Brüder vergeblich gewarnt, fügt Hr. W. Gr. S. 281. hinzu: ‘Canut lebte unter Nicolaus um 1132., um welche Zeit ſich dieſe Geſchichte mag zugetragen haben, die man, da Saxo nicht viel ſpäter lebte, nicht bezweifeln darf.’ — Wem iſt es wohl jemals eingefallen, eine ſo beurkundete und ſo berüchtigte Geſchichte, als die Ermordung des Canut iſt, zu bezweifeln? Man weiß ſogar ſeinen Todestag: es war der 7te Januar 1130. (ſ. L'art de vérifier les dates. Nach Maſcou 1131.). Die That machte zu ihrer Zeit das gröſte Aufſehen in Deutſchland. Canut, Markgraf von Schleßwig, war als König der Obotriten deutſcher Reichsfürſt, und König Lothar rückte mit einem Heer an die Eider, um ſeinen Tod zu rächen. Auch der Umſtand mit dem Sänger iſt im Geiſte der Zeit, und verdient allen möglichen Glauben. Hr. W. Gr. zieht jedoch aus dem Saxo eine ganz irrige Folgerung: ‘daß es kurze Volkslieder gab, die dieſe Sage umfaßten, da natürlich hier von keiner ausführlichen Darſtellung die Rede ſein konnte, und daß ſich dieſe noch in den däniſchen der Kämpe-Viſer erhalten’. Es geht wohl nicht an, hier ſchon die verhältnißmäßig ſo jungen und ſo ausgearteten däniſchen Balladen einzuſchieben. Saxo ſagt nicht, daß der Sänger dem Fürſten etwas vorgeſungen: dazu war keine Zeit, beide waren zu Pferde auf dem Wege zum Magnus; ſondern er ſpielte bloß im Geſpräch auf die Geſchichte an. Die Ausdrücke des Saxo: speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildae erga fratres perfidiam, laßen vielmehr auf ein Gedicht von großem Umfange ſchließen. Er hatte ohne Zweifel eine ältere Behandlung unſers Liedes der Nibelungen vor Augen.

Die Stelle des Metellus Tigurinus von dem in deutſchen Liedern beſungenen Rüdiger von Pechlarn giebt Hr. W. Gr. S. 284. ohne alle Erörterung. Doch erfordert ſie nicht weniger als drei Emendationen,

um verſtändlich zu werden. Alsdann wäre die Hauptſache, das Zeitalter des Mönchs von Tegernſee auszumachen, denn hieraus ergiebt ſich, wie frühe ſchon Markgraf Rüdiger aus dem zehnten Jahrhundert zum König Etzel und Dieterich von Bern zurück verſetzt worden iſt. Die Angabe des Jahres 1160. beruht auf ſehr zweideutigen Spuren: wir wären geneigt die Quirinalia für älter zu halten. Die Handſchriften der ehemaligen Abtei Tegernſee ſind nach München gekommen, aber nach der Verſicherung eines dortigen Gelehrten hat ſich nichts vom Metellus noch über ihn vorgefunden. — 'In dem deutſchen Gedicht' (zu den deutſchen Gedichten) 'von Rüdiger gehört wahrſcheinlich das, woraus Lazius und Spangenberg Verſe anführen.' — Der Verfaßer gegenwärtiger Anzeige hat (im Deutſchen Muſeum 1812. S. 533.) dieſe Vorausſetzung widerlegt, und bewieſen, daß die Verſe, worauf ſie ſich gründet, unächt und das eigne Machwerk des Lazius ſind. Unter den Gedichten auf Rüdiger, welche Metellus erwähnt, ſind vermuthlich keine andern, als die wir haben, nur in älteren Behandlungen zu verſtehen.

S. 311. u. f. geht Hr. W. Gr. ein merkwürdiges Lied des Marners (Minnesinger II. p. 176.) durch, worin auf eine Menge Heldengedichte oder Rhapſodien angeſpielt wird. Aus den Worten 'wen Kriemhilt verſriert' (ſtatt 'verſchriet', von verſchroten) vermuthet der Herausgeber eine Annäherung an die nordiſche Sage, daß nämlich Kriemhilde ſelbſt mitgekämpft hätte. — Die Leſeart der bodmerſchen Ausgabe iſt falſch; die Pariſer Handſchrift hat deutlich 'verriet', und der Marner bezeichnet mit dieſen Worten ohne Zweifel den letzten Theil unſerer Nibelungen. Ueber die Verſe

Dem ſechſten tete bas,
War komen ſi der wilzzen diet.

ſagt Hr. W. Gr.: 'Am ſchwerſten iſt 'Wilzzen diet' zu erklären, das vielleicht Hugo von Trimberg ſchon nicht verſtand, weil er es übergieng. Wenn nicht ein Schreibfehler darin liegt, oder eine Abbreviatur nicht recht verſtanden worden, ſo wäre das Nächſte, zu vermuthen, was die Stelle ſehr merkwürdig machte, es würden die Wolſungen, Wolzungen damit gemeint, der Name iſt der deutſchen Sage nicht ganz fremd' u. ſ. w. — Die Richtigkeit der Leſeart ohne alle zweideutige Schreibverkürzung können wir aus genauer

Einſicht der Handſchrift verbürgen. Wir ſehen nicht ein, wo die Schwierigkeit eigentlich liegen ſoll, und wie man der Zeile ſolche Gewalt anthun kann. Der Marner ſagt, indem er die Schwierigkeit ſchildert, verſchieden geſinnte Zuhörer zu befriedigen: der ſechste möchte lieber hören, wohin das Volk der Wilzen gekommen ſei, d. h. wie es unterjocht worden, und ſein Name erloſchen. Die Wilzen, ein ſlaviſches Volk im weſtlichen Pommern, von Karl dem Großen zuerſt beſiegt, ſind ja bekannt genug; und daß es Lieder über die Kriege zwiſchen den Deutſchen und Slaven gegeben, kann nicht im Mindeſten befremden.

Wir brechen hier ab, um unſre Leſer nicht zu ermüden. Man könnte auf die deutſche Heldenſage und insbeſondre auf die Nibelungen, als deren Mittelpunkt, anwenden, was Konrad von Würzburg vom trojaniſchen Krieg rühmt:

Als in das wilde tobende Meer
Viel manich Waßer dießet,
So rinnet und fließet
Viel Märe in dies Gedichte groß.
Es hat von Reden ſo weiten Floß,
Daß man es kaum ergründen
Mit Herzen und mit Münden
Bis auf des Endes Boden kann.

Es wird uns alſo auch fernerhin nicht gereuen, viel Tage zu verwenden

Ob einem tiefen Buche,
Darin ich Boden ſuche,
Den ich doch finde kaum.

Die Herausgeber der altdeutſchen Wälder aber werden unſre Achtung erkennen, in der Aufmerkſamkeit, die wir ihren Arbeiten gewidmet, und in der Freimüthigkeit des Urtheils, welche ſie ſelbſt immer als ein Vorrecht wahrheitliebender Schriftſteller behauptet haben.

---

1) Yadjnadatta-Badha ou La mort d'Yadjnadatta, épisode extrait et traduit du Ramayana, poème épique Sanskrit. Par A. L. Chézy. Paris 1814.

2) Discours prononcé au Collége Royal de France, à l'Ouverture du cours de langue et de littérature Sanskrite, par A. L. Chézy. Paris 1815.

Die königliche Regierung in Frankreich ſtiftete verwichnen Winter, auf die edle und uneigennützige Verwendung des berühmten Silveſtre de Sacy, zwei neue Lehrſtühle am Collége de France, einen für die chineſiſche und einen für die indiſche Sprache. Zu dem erſten ward Hr. Rémuſat, zu dem zweiten Hr. Chézy berufen. So wurde zugleich eine dauernde Anſtalt gegründet, und der Fleiß zwei verdienter Gelehrten, die bisher ohne Aufmunterung in einem entlegenen Felde des Wißens gearbeitet hatten, durch königliche Freigebigkeit belohnt.

Herr Chézy, im Fach der morgenländiſchen Handſchriften bei der pariſiſchen Bibliothek angeſtellt, hatte ſich frühzeitig dem Perſiſchen gewidmet, und ſich durch eine geſchmackvolle Ueberſetzung der perſiſchen Dichtung Medjnun und Leila vortheilhaft bekannt gemacht. Seitdem gieng er zur Erlernung des Indiſchen fort, und in dieſen beiden Probeſchriften giebt er die Erſtlinge, aber dennoch gewiß reife Früchte vieljähriger Forſchung.

Bei der Einleitungsrede zu ſeinen Vorleſungen kam es darauf an, dem Publikum einen allgemeinen Begriff von dem Zweck dieſer Erweiterung der Sprachkunde vorzulegen, und deſſen Theilnahme zu gewinnen. Dieß hat der Verfaßer mit Klarheit und beredter Kürze geleiſtet: er hat alle Hauptpunkte berührt, welche das Verſtändniß der geheiligten Sprache der Indier und die Kenntniß der darin abgefaßten Schriften ſo wichtig machen. Die Schönheit und Bedeutſamkeit der Sprache ſelbſt; die Vollkommenheit ihres Baues; die tiefe Wißenſchaftlichkeit der indiſchen Sprachlehrer; die innige Verwandtſchaft mit dem Lateiniſchen und Griechiſchen. Dann die Vedas, als Urquell der Religionslehre, nicht nur für die Indier ſelbſt, ſondern auch für viele andre Völker; die Geſetze des Manu, eins der früheſten Denkmale der Geſetzgebung und der Sitten; die geſchichtlichen Ueberlieferungen; die Syſteme der Philoſophie; die

mathematiſchen und aſtronomiſchen Schriften, welche das hohe Alter vieler wißenſchaftlichen Entdeckungen beweiſen; endlich die Fülle der Poeſie in allen Gattungen, und an deren Spitze die beiden großen Heldengedichte Mahábhárata und Rámáyana. Um ſeinen Vortrag zu erheitern, hat Hr. Ch. eine Stelle aus dem letztgenannten, die prachtvolle Beſchreibung des Kampfes zwiſchen Lakſchmana, dem Bruder des Rama, und dem Rieſen Atikaya, in einer freien Ueberſetzung mitgetheilt. Die andre Schrift enthält ein Stück aus demſelben Gedicht, eine zarte und rührende Erzählung, eben ſo behandelt, und mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet. Beide Stücke können als Probe deſſen gelten, was Hr. Ch. an dem ganzen Rámáyana zu leiſten gedenkt. Seine Arbeit iſt der Vollendung nahe, denn zu Ende vorigen Jahres war er damit ſchon bis zur Hälfte des ſiebenten und letzten Buches gelangt. Die Erſcheinung dieſes Werkes wird allen Kennern und Freunden der indiſchen Litteratur äußerſt willkommen ſein. Der erſte Band der Ausgabe des Originals mit einer engliſchen Ueberſetzung iſt zu Serampore 1806., der zweite 1808. gedruckt, das Ganze wird 10 Quartbände ausmachen, und es kann noch eine Anzahl Jahre verſtreichen, ehe man das Werk beiſammen hat: denn der Verkehr des Buchhandels zwiſchen Indien und Europa geht ſehr langſam und unregelmäßig von Statten, und wir haben Urſache zu glauben, daß das Exemplar des zweiten Bandes vom Rámáyana, welches vor uns liegt, bis jetzt das einzige auf dem feſten Lande von Europa befindliche iſt, wenigſtens war vor wenigen Monaten noch kein anderes nach Paris gelangt. Und wenn auch das Ganze vollendet iſt, ſo wird es nur zu einem unerſchwinglichen Preiſe zu haben ſein.

Die von Hrn. Ch. behandelten Stücke finden ſich noch nicht in in den beiden erſten Bänden der indiſchen Ausgabe; eine Vergleichung mit der engliſchen Ueberſetzung läßt ſich alſo nicht anſtellen: allein nach dem bloßen Eindruck zu urtheilen, darf man ſich verſprechen, daß Hr. Ch. den Geiſt und weſentlichen Gehalt des Rámáyana in einer ſehr anziehenden Geſtalt darlegen wird. Seine Schreibart iſt rein, gewählt und blühend ohne Ueberladung.

Um ſeine Mittheilung nicht bloß für das größere Publikum einladend, ſondern auch für ſeine Leſer wahrhaft nützlich zu machen, hat Hr. Ch. den Text des Yadjnadatta-Badha auf 14 Tafeln in Kupfer ſtechen laßen, und wollte ihn mit einer buchſtäblichen Ueberſetzung

und ausführlichen grammatiſchen Zergliederung herausgeben, was vermuthlich nur die Zeitumſtände verzögert haben. Dieß iſt äußerſt wünſchenswerth, denn gerade an ſolchen Erleichterungsmitteln für den Anfänger fehlte es bisher durchaus. Wir bedauern dabei nur einzigen Umſtand, nämlich daß Hr. Ch. die Bengali- und nicht die Dênavágari-Schrift gewählt hat. Jene iſt geläufiger zum Gebrauch, die meiſten Handſchriften der Pariſer Bibliothek ſind darin geſchriebeu, er entſchied ſich daher für ſie bei ſeinen Vorleſungen. Dieß ſcheint jedoch deswegen nicht ganz zweckmäßig, weil die Engländer Alles in Dêvanágari haben drucken laßen, welches die urſprüngliche Schrift, und zugleich die beſtimmteſte, würdigſte und ſchönſte iſt. Die Schüler würden alſo entweder jene vortrefflichen Elementarbücher entbehren, oder gleich zu Anfange zweierlei Alphabete erlernen müßen, was nicht ohne Verwirrung möglich ſein dürfte. Iſt der Schüler ſo weit vorgerückt, daß er Handſchriften zu leſen vermag, dann wird er ſich leicht der Bengali-Schrift bemeiſtern, die ja nur eine abgekürzte Kurſiv von jener iſt.

Seit Hr. Ch. die erwähnten Tafeln ätzen ließ, hat die königl. franzöſiſche Regierung nun auch das bewilligt, wodurch erſt eine indiſche Lehranſtalt ihrem Zwecke ganz entſprechen kann: die Verfertigung von Typen in Dênavágari-Schrift für die königliche Drukkerei, welche, wie man weiß, ſeltne typographiſche Schätze enthält. Es iſt keine Kleinigkeit, eine indiſche Druckerei anzulegen: die fünfzig einfachen Buchſtaben ſind noch das Geringſte; dazu kommen die Verkettungen oder Konſonanten-Gruppen, die ſich nach dem mäßigſten Anſchlag auf zweihundert belaufen werden. Wir ſahen die erſten Proben der unter Hrn. Ch. Aufſicht geſchnittenen Typen, und ſie ſchienen uns ungemein wohl ausgefallen zu ſein. Sie halten ungefähr das Mittel zwiſchen der Schrift des gelehrten Wilkins und der Druckereien von Calcutta und Serampore. Die Lettern, welche Wilkins mit ſeltner Beharrlichkeit ſelbſt geſchnitten und gegoßen, ſchmeicheln dem europäiſchen Auge mehr; Kenner ziehen die in den aſiatiſchen Niederlaßungen vervielfachten vor, weil ſie den Handſchriften weit ähnlicher ſind. Leider iſt die Druckerſchwärze oder deren Behandlung in Indien ſehr ſchlecht: die Umriße ſind nicht rein, manche Striche halb oder ganz verlöſcht, was dann Zweideutigkeiten verurſacht. Dazu ſind ſie, die Züge ober- und unterhalb

hinzugerechnet, von einer etwas unbeholfenen Größe, ſo daß jede Quartſeite des Rámáyana nur zehn Verſe nebſt der Ueberſetzung faßt. Die kleinere Schrift, welche in den Grammatiken von Foſter und Carey vorkommt, iſt dagegen allzu kritzlich. Die pariſiſchen Lettern ſind fetter und weniger ſcharf als bei Wilkins; ſie vereinigen europäiſche Zierlichkeit mit dem eigenthümlichen Gepräge der Schrift. Vermuthlich ſind ſie noch lange nicht vollſtändig, doch dürfen wir hoffen, in der Folge auch aus pariſiſchen Preſſen Elementarbücher oder Schriften in der Urſprache hervorgehn zu ſehen.

Hr. Ch. hat im Ganzen die von Wilkins in ſeiner Grammatik angenommene Schreibung der Namen und Wörter, nur mit einigen Abänderungen zum Behuf ſeiner Landsleute, beibehalten. Es ſei uns erlaubt, hier eine allgemeine Bemerkung über dieſen Gegenſtand zu machen, wobei Einverſtändniß unter den europäiſchen Gelehrten zu wünſchen iſt, wenn man nicht in eine unabſehliche Verwirrung gerathen will. Wir finden zum Beiſpiel ſchon in verſchiednen Schriften denſelben Namen: Doshorotho, Dusharutha, und Dasaratha geſchrieben. — Die Abſicht kann wohl nicht eigentlich ſein, die indiſchen Laute dem Auge zu malen; denn abgeſehen davon, daß eine ganze Reihe von Buchſtaben (die Múrddhanya oder Cerebralen) für europäiſche Lippen unausſprechbar ſind, fehlt es uns dazu auch an hinlänglichen Zeichen in der lateiniſchen Schrift. Dieß möchte allenfalls nur dann möglich ſein, wenn man, wie Lhuid in ſeiner Archaeologia Britannica die brittiſchen Urſprachen mit lateiniſchen, angelſächſiſchen und griechiſchen Buchſtaben durch einander ſchreibt, das griechiſche und ruſſiſche Alphabet zu Hülfe nähme. Allein dann würde man doch nur wiederum eine an ſich unverſtändliche, und obendrein dem Auge widrige Chiffern-Schrift liefern. Sir William Jones hat die Grundſätze hierüber in ſeiner Abhandlung On the orthography of Asiatic words vortrefflich entwickelt. Die wahre Probe einer guten Bezeichnungsart iſt, daß ſie ſich mit vollkommner Sicherheit in die der Sprache eigenthümliche Schrift zurück überſetzen laße, wenn die Regel einmal gegeben iſt. Dazu wird erfordert, daß jeder Buchſtabe immer durch dasſelbe ihm ausſchließend zugeeignete Zeichen ausgedrückt werde; und jeder einfache, ſo viel thunlich, durch ein einziges. So viel thunlich, ſagen wir, denn es iſt mit dem lateiniſchen Alphabet nicht durchgängig zu leiſten. Wo

Wilkins sh, ſchreibt Hr. Ch. ch; wo jener ch, dieſer tch (die Rußen haben einen einfachen Buchſtaben hiefür, wie es denn auch ein einfacher Laut iſt); ein Deutſcher würde nach ſeiner Ausſprache ſch und tſch ſetzen: wird nun der letzte Buchſtabe noch aſpiriert (tſch'h), ſo kommen fünf Buchſtaben für einen einzigen heraus, wo Wilkins ſchon unbequem genug (ch'h), mit dreien ausreicht. Endlich muß die Bezeichnungsart ſich nicht nach der heutigen Ausſprache richten, die ja ſelbſt in den verſchiedenen Ausſprachen Indiens ſchwankt, ſondern nach dem unwandelbaren grammatiſchen Syſtem. Welche Verwirrung würde es anrichten, wenn man die klaſſiſchen Namen in Abſicht der Vokale der Ausſprache der Neugriechen nachſchreiben wollte! Wo es bloß auf die Unterſcheidung der indiſchen Namen ankommt, da möchte es indeſſen noch hingehen. Wenn aber eine etymologiſche Vergleichung des Sanskrita mit andern Sprachen angeſtellt wird, und man dabei jenes der allgemeinen Lesbarkeit wegen mit lateiniſcher Schrift bezeichnet, ſo iſt, wie uns dünkt, ſtrenge darauf zu halten. Denn allein durch das grammatiſche Syſtem werden die Verwandlungen der Wörter und die verſchiednen Bildungen, welche ſie annehmen, begreiflich. Mag der kurze Vokal, der in der Mitte und am Schluße der Wörter nicht geſchrieben wird, etwas unbeſtimmt lauten, bald wie ein kurzes E, oder ein kurzes O, oder das flüchtige U der Engländer: er iſt ein A, und bewährt ſich ſo in allen Verknüpfungen und Auflöſungen: z. B. $\underset{\smile}{a} + \underset{\smile}{a} = \underline{a}$, und ſo weiter. Dieſe Schreibung iſt auch für Auge und Ohr die angenehmſte, denn A iſt der heiterſte unter allen Vokalen. Man kann Beiſpiele anführen, daß ſchon vor zweitauſend Jahren die Alten dieſen Laut ſo aufgefaßt; ſie ſchrieben Ganges und Brachmanes, und die indiſchen Worte ſind: ganga und brahmanah. Die etymologiſche Vergleichung wird dadurch nicht verdunkelt werden, denn da die Indier weder ein Epſilon noch ein Omikron in ihrer Sprache haben, ſo leuchtet ein, daß das $\underset{\smile}{a}$ dieſen, ſo wie überhaupt allen kurzen Vokalen in den verwandten Sprachen entſpricht. Wir wünſchen, Hr. Ch. möge bei ſeiner Behandlung des Rámáyana ganz der Schreibung der Vokale nach Colebrooke und Wilkins getreu bleiben, wie er es ſchon in Bezug auf das akarah thut. Es wird dem franzöſiſchen Leſer wohl nicht zu viel zugemuthet, wenn er ſich ein für

allemal merken muß, daß die Vokale dieſelbe Bedeutung wie im Italiäniſchen' haben. Hr. Ch. ſchreibt ou ſtatt u; dieß hat die Unbequemlichkeit, daß nun dieſer Vokal, auch wenn er kurz iſt, als ein Diphthong erſcheint. Ferner ſchreibt er éi und aou ſtatt ai und au. Dieß erreicht den Zweck nicht, die Ausſprache des Unkundigen richtig zu leiten, denn es giebt im Franzöſiſchen durchaus den Begriff von zwei Silben, wie in réitérer, velléité, Raoul, août. Wir würden für den erſten Doppellaut lieber aï vorſchlagen; dieß kommt der wahren Ausſprache wenigſtens näher (wie in maïs) und iſt der grammatiſchen Zuſammenſetzung gemäß.

Eine Bezeichnung der langen Vokale iſt nothwendig, um ſowohl der Ausſprache als dem Gedächtniſſe des Leſers zu Hülfe zu kommen. Colebrooke hat dafür den einfachen Accent, Wilkins das proſodiſche Zeichen der Länge, Hr. Ch. den Circumflex gewählt. Dieß iſt an ſich gleichgültig; doch ließe ſich dabei mit Vortheil noch eine Unterſcheidung machen. Man könnte die einfachen Vokale a, i, u, wenn ſie lang ſind, mit dem Accent ſchreiben, und die an ſich langen ê, ô, um daran zu erinnern, daß es Diphthongen ſind. Vielleicht würde das erſte beßer durch ae ausgedrückt, denn dieß iſt nach Colebrooke und Wilkins der wahre Laut, wie ai im Franzöſiſchen und αι nach der Ausſprache der Neugriechen. Auch etymologiſch würde es den Vorzug verdienen, weil das indiſche ekarah in manchen Bildungen und Biegungen der Wörter genau dem lateiniſchen ae oder griechiſchen αι, zuweilen auch dem ei der älteren lateiniſchen Schreibung entſpricht.

Da die engliſche Ueberſetzung des Rámáyana in England beſonders nachgedruckt, und leicht zu haben iſt, ſo könnte jemand darauf verfallen, ſie ins Deutſche zu übertragen. Unſers Erachtens wäre dieß kein erſprießliches Unternehmen; denn wenn von einer eigentlichen Ueberſetzung eines Gedichtes die Rede iſt, ſo ſind wir gewohnt, in Deutſchland ganz andre Forderungen zu machen, und ohne Zweifel kann unſre Sprache ſich dem Original weit mehr nähern, wie ſchon Fr. Schlegel gezeigt hat. Wir wollen aber dennoch den etwaigen Ueberſetzer vor der verkehrten Schreibung der Namen gewarnt haben. Die engliſchen Herausgeber ſind, man begreift nicht, aus welcher eigenſinnigen Vorliebe, gegen das beßere Beiſpiel von

Jones und Colebrooke, einer Bezeichnungsart treu geblieben, die beſonders in Abſicht auf die Vokale vom Engliſchen ausgeht. Das Engliſche iſt aber vielleicht unter allen Sprachen in der Welt die ungeſchickteſte, dabei zum Grunde gelegt zu werden, wegen der Verwiſchung der Laute, der unmuſikaliſchen Unbeſtimmtheit der Vokale, und einer Orthographie, welche der Ausſprache gänzlich den Rücken kehrt.

Es ſei uns erlaubt, bei dieſer Gelegenheit unſre Anſichten von den tauglichſten Mitteln zur Förderung der indiſchen Sprachkunde und von den nächſten Bedürfniſſen zu deren Erleichterung vorzulegen, da die Sache nun ſchon ſo weit gediehen iſt, daß in Europa viel dafür geleiſtet werden kann, ohne auf die Ladungen der Oſtindien-Fahrer zu warten.

Als Friedrich Schlegel ſich in den Jahren 1803 und 1804 in Paris aufhielt, um das Indiſche zu erlernen, gab es noch durchaus keine gedruckten Elementarbücher, und ohne die Hülfe eines gelehrten Freundes, der lange in Indien gelebt hatte, wäre es ihm auch bei den beharrlichſten Anſtrengungen vielleicht nicht gelungen, den Eingang in dieſes bisher faſt unbeſuchte Labyrinth zu finden. Er konnte in der That ſagen:

Avia Pieridum peragro loca. —

Kurz darauf fing man in Indien an, Elementar-Bücher und Original-Werke zu drucken, und im Jahr 1808 erſchien in Europa das erſte Werk mit indiſchen Buchſtaben, die Grammatik von Wilkins. Aber nun war die Barbarei des ſogenannten Kontinental-Syſtems dazwiſchen getreten: ſogar aller Bücherverkehr zwiſchen England und dem feſten Lande wurde gehemmt, und nur durch außerordentliche Vergünſtigung konnte man ſich das neu Erſchienene von dorther verſchaffen. Jetzt hat ſich der Schauplatz verwandelt. Nach den letzten glorreichen Feldzügen ſind nicht nur die Wege des Handels, ſondern auch des Wißens wieder geöffnet, und man darf hoffen, daß bald ein dauerhafter und wahrhaft europäiſcher Friede die Mittheilungen zwiſchen den Gelehrten verſchiedener Länder und die ruhige Forſchung überhaupt begünſtigen werde.

Mit indiſchen Sprachlehren iſt man nun ſchon zur Genüge verſehen. Wir kennen deren vier: die von Carey, Foſter, Colebrooke und Wilkins. Jede mag ihre eigenthümlichen Vorzüge haben;

doch iſt für den Anfang ohne Bedenken die letztgenannte am meiſten zu empfehlen, welche man ſich überdieß am leichteſten verſchaffen kann, da ſie in London gedruckt iſt. Was ſonſt noch etwa zu wünſchen, wäre eine größere Zuſammendrängung des Lehrgebäudes (denn auch die Grammatik von Wilkins macht 656 Quartſeiten aus), mit tabellariſchen Ueberſichten, jedoch ohne Auslaßung des Weſentlichen: dieß würde vielleicht nur dann, wenn man Lateiniſch ſchriebe, durch die wißenſchaftliche Bündigkeit dieſer Sprache möglich ſein. Aber zwiſchen der Kenntniß der Grammatik und der Leſung der Schriften iſt noch eine große Kluft, beſonders weil es bis jetzt an einem Wörterbuche in europäiſcher Art fehlt. Dieß iſt eine unermeßliche Arbeit, deren Ausführung vielleicht in vielen Jahren noch nicht zu hoffen ſteht: ſchwerlich ließe es ſich auch anderwo als in Indien unternehmen. Es wäre alſo vor allen Dingen eine Chreſtomathie nöthig, eine Auswahl von leichten und ſchweren Stücken in verſchiedenen Gattungen, begleitet mit einer wörtlichen lateiniſchen Uebertragung, mit einer vollſtändigen grammatiſchen Zergliederung jedes Wortes, in jeder Bildung, worin es zum erſtenmal vorkommt, und mit einem alphabetiſchen Gloſſar. Eine ſolche Chreſtomathie kann in Europa geliefert werden, Friedrich Schlegel hatte Alles dazu vorbereitet, es unterblieb aus Mangel einer öffentlichen Unterſtützung. Von Original-Werken hat man nun ſchon im Druck, ſo viel mir bekannt geworden, die erſten Bände des Rámáyana, den Hitôpadêsa, von Wilkins in London herausgegeben, und zwei bis drei Grammatiken der Sanskrita-Sprache von indiſchen Gelehrten. Alles dieß ohne Kommentar. Vom Hitopadeſa, wovon Wilkins den Text ohne alle Beifügung giebt, hat man zwei Ueberſetzungen, dem des Rámáyana iſt auf jeder Seite eine beigefügt. Allein welche geringe Hülfe leiſten ſolche Ueberſetzungen! Sie ſind nicht wörtlich, und können es nach dem Weſen der engliſchen Sprache nicht ſein: eine lateiniſche möchte ſich wenigſtens der Wortſtellung genau anſchließen, wenn ſie auch bei den Zuſammenſetzungen, wie die engliſche, ſich mit Umſchreibungen helfen müßte. Die Herausgeber des Rámáyana haben nicht einmal die Verſe und Slokas in der Ueberſetzung geſchieden: vielleicht konnten ſie es auch nicht, weil ſie die Folge der Sätze oft ganz umkehren mußten. Die einzige Hülfe, welche ſie dem Schüler bieten, ſind Punkte unter den Zeilen, zum Zeichen, daß die Wörter,

ohne eigentlich grammatiſche Zuſammenfügung, bloß nach Geſetzen der Ausſprache und Schreibung zuſammengezogen ſind. Dieß iſt von großer Wichtigkeit, denn die ſcheinbar unabſehlich langen Wörter ſind anfangs unendlich verwirrend. Auch dieſe Hülfe fehlt in der Londoner Ausgabe des Hitôpadêsa. Wir vermuthen, daß alle Erläuterung dem mündlichen Vortrage vorbehalten blieb. Auswärtige Leſer mögen ſehen, wie ſie fortkommen, und ſie werden es hoffentlich.

Es iſt allerdings ein ungemeines Vergnügen, ein vormals unzugängliches Werk aus hohem Alterthum nun vor ſich zu haben, und die Nachtigall Valmiki, den Homerus am Ganges, ſelbſt vernehmen zu können. Wenn wir aber hiefür den engliſchen Gelehrten und den Gönnern ihrer verdienſtlichen Arbeiten unſern Dank abzutragen haben, ſo müßen wir dennoch eingeſtehen, daß die Ausgabe des Rámáyana, ſo wie ſie beſchaffen iſt, weder dem Schüler, noch dem Kenner Genüge leiſten kann. Dem Schüler nicht, aus den oben angeführten Gründen; dem Kenner nicht, wegen der ganz unphilologiſchen und unkritiſchen Behandlung. Die Herausgeber haben nicht einmal Rechenſchaft von den Handſchriften abgelegt; wie weit die vorhandenen etwa von einander abweichen; ob ſie mehrere verglichen, oder, wie faſt zu vermuthen iſt, nur einer einzigen gefolgt ſind (denn ſolche Mühe verſchweigt man ſelten), und warum ſie ſich hiezu berechtigt geglaubt.*) Alſo keine abweichenden Leſearten, keine Vorſchläge zur Berichtigung verdächtiger, keine grammatiſche Deutung ſchwieriger Stellen. Viel weniger eine Unterſuchung über das Alter und die Aechtheit des Gedichtes; keine Zeugniſſe anderer indiſcher Schriftſteller über das Werk und deſſen Urheber; in wie fern dieſer für einen hiſtoriſchen oder bloß mythiſchen Namen zu halten; nichts über die etwaigen Diaſkeuaſten des Gedichtes, wenn es deren gehabt, wie ja offenbar die erſten vier

*) Ein einziges Mal reden doch die Herausgeber Wunders halben von abweichenden Handſchriften, Vol. 1. p. 80. Aber es iſt eben noch in der Vorrede des Gedichtes. Uebrigens läßt eine ſolche Geſchichte der Handſchriften wie bei den Klaſſikern ſich bei indiſchen Büchern nicht erwarten, weil ſie insgeſammt ſehr jung ſind. Die Palmblätter widerſtehen unter dem dortigen Himmel den Inſekten nicht: einmal nach Europa gebracht, können ſie lange bewahrt werden.

Abſchnitte des erſten Buches von ſpäteren Händen herrühren; keine Darlegung des hiſtoriſchen, mythologiſchen und allegoriſchen Gehalts im Ganzen und Großen, des Zuſammenhanges und Verhältniſſes zu andern Dichtungen, u. ſ. w. Statt alles deſſen dürftige Namenerklärungen in den ſparſamen Noten! — Ei nun, wird man ſagen, die erſten Ausgaben des Homerus und andrer Klaſſiker im fünfzehnten Jahrhundert entbehrten auch aller ſolcher Zugaben, und ſehen ziemlich wüſt und verworren aus. Von einem erſten Verſuche ſoll man nicht allzu viel fordern. — Dieß iſt allerdings wahr: aber damals war die Philologie eine unbekannte Kunſt, ſie war im Mittelalter einzig von den Griechen geübt worden. Jetzt iſt man an philologiſche Meiſterſtücke gewöhnt; England iſt reich an vortrefflichen Kritikern der römiſchen und griechiſchen Litteratur, deren Grundſätze und Verfahrungsweiſe man nur auf die indiſche anzuwenden braucht.

Die Engländer ſind ſeit einiger Zeit äußerſt thätig in Förderung ſowohl der geſammten indiſchen, als der perſiſchen Sprachkunde. Die Kenntniß des Perſiſchen iſt ſehr verbreitet unter allen denen, welche irgend ein Geſchäft oder ein Amt in das Morgenland geführt hat: wir haben engliſche Offiziere angetroffen, die von den Dichtern als ihren Lieblingen ſprachen. Allein man darf nicht vergeßen, was eigentlich der Bearbeitung dieſes ganzen Faches in England den Anſtoß gegeben. Es war ein großer politiſcher Zweck. Ein weitläufiges Reich ſoll, um die fremde Herrſchaft dauerhaft zu gründen, nach den eigenthümlichen Geſetzen und Sitten ſeiner Bewohner regiert werden; dazu iſt Kenntniß der Landesſprachen nothwendig, und dieſe haben wieder ihre gemeinſchaftliche Quelle im Sanskrita, ungefähr wie die romaniſchen Sprachen Europas im Lateiniſchen. Alſo Geſchäftsmänner für die Verwaltung Indiens will man bilden, darauf zwecken eigentlich alle von der engliſchen Regierung geſtifteten Lehranſtalten ab. Der zu früh verſtorbene Sir William Jones hatte bei dieſer Erweiterung das geſammte Gebiet des menſchlichen Wißens vor Augen, aber ein Mann von ſo umfaßendem Geiſte iſt in jedem Zeitalter eine ſeltne Erſcheinung. Unter den Engländern, welche jetzt in den 'Aſiatiſchen Forſchungen' und ſonſt ſchätzbare Arbeiten liefern, giengen die meiſten in ganz andern Abſichten nach Indien, und waren nicht einmal durch klaſſiſche

Philologie vorbereitet, wie es Wilkins von ſich ſelbſt eingeſteht. Daher begreift ſich der große Abſtand zwiſchen den bisherigen Ausgaben indiſcher Bücher und den Grammatiken in philologiſcher Hinſicht. Bei den letzteren hatten ſie die indiſchen Vorbilder und zugleich die gelehrteſten Pandits zur Hand: ſie durften, wenn ich ſo ſagen darf, nur die tiefſinnige Algebra der indiſchen Sprachlehrer in gewöhnliche Arithmetik überſetzen.

Den Deutſchen iſt der politiſche Zweck der Engländer fremd, die unermeßlichen Hülfsmittel jener ſtehen ihnen nicht zu Gebote. Dennoch glauben wir, daß ſie nicht werden zurückſtehen wollen, und daß ſie ſogar einen beſondern Beruf haben, die indiſchen Alterthümer zu ergründen. Wir kennen noch kein andres Buch, worin die etymologiſchen, hiſtoriſchen und philoſophiſchen Geſichtspunkte dieſer Forſchung ſo weitumfaßend und tief eindringend aufgeſtellt wären, als in Friedrich Schlegels Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier. Dieß bleibt für uns der Grundſtein des Gebäudes. — Für jetzt wäre es noch zu früh, in Deutſchland Lehrſtellen für die indiſche Sprache ſtiften zu wollen. Bis man einen reicheren gedruckten Vorrath hat, kann dieß nur da gedeihlich werden, wo eine Sammlung von Handſchriften iſt, und daran fehlt es bei uns: wir haben keinen Nachlaß der Miſſionare. Das Nützlichſte wird alſo vor der Hand ſein, junge Männer von Geiſt und beſonders von beharrlichem Eifer zu dieſem Behuf reiſen zu laßen. Zuerſt nach Paris, dann nach England, und wen ſein Muth und ſeine Mittel ſo weit tragen, der wallfahrte zu den geheiligten Fluten des Ganges, befrage die Weiſen zu Benares! — Wir freuen uns, hier erwähnen zu können, daß dieß wirklich durch die Freigebigkeit einer deutſchen Regierung geſchieht. Herr Bopp aus Aſchaffenburg, ein eben ſo fleißiger als beſcheidener Forſcher, hält ſich ſeit mehreren Jahreu mit königlich baieriſcher Unterſtützung in Paris auf, und hat neben ſeiner Kenntniß andrer Morgenländiſchen Sprachen ſehr beträchtliche Fortſchritte im Sanskrita gemacht.

Dem Deutſchen, der ſich dieſem Fache widmen will, iſt wohl zunächſt der Aufenthalt in Paris anzurathen. In England giebt es freilich Lehranſtalten, aber wir zweifeln, ob irgendwo ſonſt der Zutritt zu den Handſchriften ſo leicht und bequem gemacht wird, als in Paris. Nun hat man dort jeden Winter eine Reihe gründ-

licher und lichtvoller Vorleſungen von Hrn. Chézy zu erwarten. Endlich findet man an dem berühmten Herrn Langles, dem Konſervator der orientaliſchen Manuſkripte der königlichen Bibliothek, einen Mann, deſſen Kenntniſſe ſich über die Litteratur und die hiſtoriſchen und architektoniſchen Alterthümer Aſiens vom mittelländiſchen Meere bis an die öſtlichſte Gränze verbreiten, der alle Schätze dieſes Faches in ſeiner seltnen Bücherſammlung ſelbſt beſitzt, und deſſen zuvorkommende Güte gegen auswärtige Gelehrte nicht genug gerühmt werden kann.

Sui quattro cavalli della basilica di S. Marco in Venezia. Lettera di Andrea Mustoxidi Corcirese. Padova 1816.

Kurz vor Erſcheinung obiger Schrift hatte der Verf. gegenwärtiger Anzeige einige Blätter über denſelben Gegenſtand drucken laßen, unter dem Titel:

> Lettre aux éditeurs de la Bibliothèque Italienne, sur les chevaux de bronze, par A. W. de Schlegel. Florence 1816.

Dieſer Brief iſt ſeitdem in einer italiäniſchen Ueberſetzung dem Junius-Heft der in Mailand erſcheinenden Biblioteca Italiana eingerückt. Beide Schriften hatten einerlei Veranlaßung und Zweck; in beiden führte die Unterſuchung auf ähnliche Ergebniſſe. Dieſes Zuſammentreffen unſerer Anſichten mit dem Urtheil eines der gelehrteſten Griechen konnte uns nicht anders als ſehr erfreulich ſein. Bei Gelegenheit der Wiederherſtellung dieſes berühmten Denkmals vor der St. Markus-Kirche in Venedig, in Gegenwart des Kaiſers von Oeſterreich und unter dem allgemeinen Jubel des Volkes, hatte der Präſident der venetianiſchen Akademie, Graf Cicognara, eine eigne Schrift darüber herausgegeben, worin er die Vermuthung des Zanetti, dieſes Viergeſpann ſei in Rom zu Neros Zeiten gegoßen worden, als entſchiedene Behauptung wiederholte, und durch neue Gründe zu ſtützen ſuchte. In Griechenland, ſagte er, habe man keine Triumphbogen errichtet, alſo auch keinen Anlaß gehabt, Quadrigen zu verfertigen, welche hingegen bei den Römern der herge-

brachte Zierrat der Triumphbogen waren; die Vergoldung der Pferde ſei ein Fehler gegen den guten Geſchmack, deſſen ſich die Griechen niemals, wohl aber die Römer der Kaiſerzeit ſchuldig gemacht; der Guß ſei unvollkommen, und an den Leibern der Pferde durch aufgelegte Platten verſchiedentlich ergänzt; dieß ſtimme mit der Nachricht des Plinius überein, daß zu Neros Zeit die Kunſt der Erzgießerei ſehr geſunken geweſen; endlich ſei der Charakter der Pferde durchaus nicht der griechiſche, und der Künſtler habe mit ihren ſtarken und feiſten Gliedern Vorbilder von italiäniſcher Zucht nachgeahmt. Hiegegen wurde nun in dem zu Florenz erſchienenen Briefe dargethan: daß die Griechen allerdings die Giebel der Tempel und andre Gebäude mit Quadrigen verziert, daß ſie ſolche aber auch häufig bloß auf ein Fußgeſtell geſetzt; daß ſie ſehr frühzeitig, ſchon vor dem perſiſchen Kriege, und nachher vielfältig Wagen mit Viergeſpannen in Erz gegoßen; daß nicht weniger als ſieben griechiſche Künſtler vom erſten Range ſich in Werken dieſer Art ausgezeichnet; daß die Griechen in den ſchönſten Zeiten der Kunſt häufig ihre ehernen Bildſäulen vergoldet oder vielmehr mit Goldblättchen bekleidet, welches auch gar nicht zu tadeln ſei, beſonders an Quadrigen, welche zur Aufſtellung an einem erhabenen Orte beſtimmt waren; daß die Fehler des Gußes nicht von der Art ſeien, welche auf Verfall der Kunſt zu ſchließen berechtigt, ſondern wie ſie bei jedem großen Guß faſt unvermeidlich ſind, um ſo mehr da das Metall reines Kupfer, alſo ſchwer in Fluß zu bringen war. Es wurde gezeigt, daß die Trockenheit und eckige Zeichnung der Pferde am Fries des Parthenon nicht ſowohl der nachgeahmten Natur, als der damaligen Strenge des Stils zuzuſchreiben ſei; daß die Abbildung der Pferde auf den älteſten ſyrakuſaniſchen Münzen mit übertriebener Magerkeit anfange, aber im Fortgange der Zeit immer völliger werde, da man gelernt hatte, die Muſkeln auch unter einer fleiſchigen Bekleidung anzudeuten, und daß eine der ſchönſten ſyrakuſaniſchen Münzen, wovon wir einen Abguß in Händen haben, eben ſo feiſte und ſtark gebaute Pferde, als die des venetianiſchen Viergeſpanns, darbiete. Die auf kein Zeugniß gegründete Annahme des Grafen Cicognara, Konſtantin habe dieſe Pferde von Rom nach Konſtantinopel ſchaffen laßen, ward nicht weiter geprüft: es ſchien hinreichend zu beweiſen, hieraus folge gar nicht, daß ſie eine römiſche

Arbeit aus der Kaiſerzeit ſeien; Rom habe Quadrigen der erſten griechiſchen Meiſter beſeßen, und Konſtantin werde ohne Zweifel kein andres als ein berühmtes Werk zur Ausſchmückung ſeiner neuen Hauptſtadt weggeholt haben. Der Verfaßer ſchloß endlich mit der Folgerung, dieſes Viergeſpann müße von einem geſchätzten Meiſter aus der Zeit Alexanders oder ſeiner nächſten Nachfolger herrühren, wenn man es auch nicht ſo geradehin dem Lyſippus zuſchreiben dürfe.

Alle obigen Punkte hat nun auch Hr. Muſtoxidi auf ſeine Weiſe behandelt, und überdieß aus den byzantiniſchen und venetianiſchen Schriftſtellern die vollſtändigſten Aufſchlüße über die Geſchichte dieſer Pferde beigebracht, welche nun ſchon dreimal im Gefolge der Eroberung ihren Wohnſitz verändert haben, und alſo nicht bloß durch ihre einzige Seltenheit und ihren Kunſtwerth, ſondern auch in geſchichtlicher Hinſicht äußerſt merkwürdig ſind. Sie wurden, wie bekannt, eine Beute der Venetianer bei der Eroberung von Konſtantinopel durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204. Damals ſtanden ſie im Hippodromus über den Schwibbogen (*κάγκελλα* im Griechiſchen des Mittelalters), woraus die Wagen in die Rennbahn eingelaßen wurden. Dieß bezeugt Niketas Akominates. Drei andre Schriftſteller, Papias, ein ungenannter Zeitgenoße des Alexius Komnenus, und endlich Kodinus, ſagen überdieß, dieſe Pferde ſeien zu Anfang des fünften Jahrhunderts unter Theodoſius dem jüngern von der Inſel Chios nach Konſtantinopel gebracht worden. Papias und der Ungenannte lebten lange vor der Einnahme der Stadt; ſie ſahen das Denkmal noch an Ort und Stelle, und konnten nicht irren, weil, wie Hr. M. nach byzantiſchen Zeugniſſen bemerkt, alle öffentlichen Denkmale dort mit authentiſchen Inſchriften über ihre Aufſtellung und Herkunft verſehen waren.

Dieß iſt entſcheidend: über das Vaterland des ehernen Viergeſpanns kann fernerhin kein Zweifel mehr obwalten. Da die Inſel Chios niemals in den Fall kam, durch Eroberungen mit Kunſtwerken bereichert zu werden, ſo iſt auch klar, daß es auf Beſtellung der Chier entweder von einem einheimiſchen oder fremden Künſtler gegoßen worden iſt.

In einem Aufſatze des 4ten Bandes von Millins Magasin Encyclopédique von Hrn. Seitz war das Zeugniß des Kodinus ſchon

angeführt worden, aber als das einzige, und gegen ſeine Ausſage könnten immer noch Einwendungen ſtattfinden, weil er erſt nach der Eroberung und Wegführung des Kunſtwerkes ſchrieb.

Die Kunſt wurde frühzeitig in Chios geübt. Hr. M. giebt ein zahlreiches Verzeichniß von Künſtlern der dortigen Schule von den älteſten Zeiten an. Aber alle die, welche vor und um die 60ſte Olympiade fallen, kommen hier gar nicht in Betracht, denn wir wißen, daß der Stil jener Zeiten von dem unſers Viergeſpanns unendlich verſchieden war. Der blühendſte Zeitraum der Inſel Chios fällt zwiſchen die 75ſte und 113te Olympiade. Aus dieſer Zeit nennt Hr. M. den Soſtratus und ſeinen Sohn Panthias; aber von beiden werden nur menſchliche und Göttergeſtalten, keine Pferde erwähnt. Wenige griechiſche Künſtler haben gewiſſermaßen das ganze Gebiet der Kunſt umfaßt; die meiſten erwählten ſich ein beſtimmtes, oft eng begränztes Fach, und enthielten ſich ſorgfältig von Arbeiten, wozu ſie keine beſondre Gabe zu beſitzen glaubten, oder worin ſie wenigſtens keine Erfahrung hatten erwerben können. Dieß darf man bei der Kunſtgeſchichte niemals aus den Augen verlieren. Wenn alſo kein Bildgießer aus Chios wegen ſeiner Quadrigen gerühmt wird, ſo würden wir lieber auf einen auswärtigen Künſtler rathen. Die abgerundete Zeichnung der venetianiſchen Pferde, woran keine Spur von der Strenge des Kalamis mehr ſichtbar iſt, erlaubt nicht, wie uns dünkt, ſie viel früher, als in das Zeitalter Alexanders des Großen, zu ſetzen. Die Blüthezeit von Chios umfaßt dieſes, wie wir geſehen haben: warum könnte alſo nicht Lyſippus eben ſowohl für die reichen Bewohner dieſes Handelsſtaates eine Quadrige gegoßen haben, als für die Rhodier?

Wir begegnen hier einem in dem florentiniſchen Briefe übergegangenen Einwurf gegen dieſe Vermuthung. Manchem Kenner dürfte das venetianiſche Geſpann nicht feurig genug für dieſen Meiſter dünken, weil nach dem Propertius:

Gloria Lysippo est animosa effingere signa.

Ohne Zweifel hat Lyſippus ſowohl Reit- als Wagen-Pferde häufig zum Lauf anſpringend und ſich bäumend, andremal ruhiger und im Schritt vorgeſtellt. Der Ausdruck des Plinius fecit quadrigas multorum generum kann nicht auf die Form des Wagens bezogen werden, die nur eine Nebenſache war; er geht alſo auf die verſchiedenen

Gattungen der Pferde und ihre Bewegungen. Wiewohl im Schritt, verräth ſich dennoch an unſerm Geſpann durch die Wendung des Halſes und die geblähten Nüſtern das Feuer der ihrem Wagenlenker gehorchenden Roſſe.

Die Schrift des Hrn. Seitz haben wir nicht zur Hand, aber einiges, was daraus angeführt wird, verräth große Unkunde in der Kunſtgeſchichte. Er will die venetianiſche Quadrige lieber dem Myron oder dem Polykletus zuſchreiben, als dem Lyſippus. Wer hat jemals gehört oder geleſen, daß jene beiden Künſtler Pferde in Erz gebildet? Die Kühe des Myron ſind bekannt genug; Polykletus hat ſich vermuthlich nie auf Thiergeſtalten eingelaßen. Beide waren überdieß Zeitgenoßen des Phidias, und wir kennen den ganz verſchiedenen Stil der Pferde aus dieſem Zeitalter. (Hr. Muſtoxidi irrt, wenn er die Blüthezeit des Myron um die 60ſte Olymp. ſetzt: wie ſoll dieß möglich ſein, da ſein Meiſter Ageladas ſechs Olympiaden ſpäter gearbeitet hat?) Ferner meint Hr. Seitz, der Künſtler habe die Mähnen der Pferde geſtutzt, weil er die Haare nicht weich und wollig auszudrücken gewußt. Unzählige alte Kunſtwerke, Statuen, Basreliefs, Vaſengemälde, Gemmen, Münzen, beweiſen, daß die Sitte, den Pferden die Mähnen zu ſtutzen, wenigſtens ſeit Perikles bis in die Kaiſerzeiten ſo allgemein war, wie das Stutzen der Schweife in England. Es dünkte den Griechen zierlicher, der Kamm wurde ſorgfältig geordnet, und oben blieb ein Büſchel Haare ſtehn, um daraus, zum Schmuck des edlen Thieres, den Ampyx zu winden. Vielleicht waren die Mähnen der griechiſchen Pferde natürlicher Weiſe verworren und ſtraubig, welches ſie leicht werden, wenn ſie allzu ſtark ſind. Genug es war der herrſchende Geſchmack, die Künſtler hatten keinen Grund davon abzuweichen, und das Auge durch etwas Ungewohntes zu beleidigen. Es iſt wohl keine ſehr ſchwierige Kunſt Pferdeſchweife und Mähnen nachzuahmen; doch ſind auch hiebei neuere Künſtler nicht ſelten in das Uebertriebene, ja in das Abgeſchmackte verfallen.

Hr. M. macht ſich ſelbſt die Einwendung, Chios ſei vom Verres ſtark ausgeplündert worden; man könne alſo vermuthen, daß damals entweder unſre Quadrige noch nicht vorhanden geweſen ſei, oder daß ſie nicht für eins der vorzüglichſten Werke gegolten habe. Er antwortete hierauf, Verres habe vielleicht nicht gewagt, ein ge-

heiligtes Beſitzthum, das Denkmal eines von der Stadt erworbenen Sieges in den Kampfſpielen, anzutaſten. Wir fügen noch dieß hinzu: eine ſolche Quadrige mochte den Verres nicht ſonderlich in Verſuchung führen. Er raubte was ſeine Wohnung auszuzieren dienen konnte, beſonders kleinere Koſtbarkeiten; für eine Quadrige hatte ein Privatmann ſchwerlich einen ſchicklichen Platz, ein ſolcher Raub war zu auffallend, und dergleichen große Werke wurden wohl nur zum Behuf einer öffentlichen Aufſtellung in Rom aus Griechenland entführt.

Es bleibt alſo dabei, daß dieſes in Chios einheimiſche Viergeſpann aller Wahrſcheinlichkeit nach gegen das Ende des eigentlich großen und ſchöpferiſchen Zeitalters der griechiſchen Kunſt, nämlich vor der 120ſten Olympiade, gegoßen worden iſt. Denn in den Zeiten des Verfalls und der Bedrückung unternahmen griechiſche Städte ſchwerlich ſo koſtbare Werke. Unter den ſpäteren Nachfolgern Alexanders des Großen arbeiteten die Künſtler wohl meiſtens nur für die Prachtliebe dieſer Fürſten, und nachher zog ſich Alles nach Rom.

Zu der Behauptung, daß die venetianiſchen Pferde unter Neros Regierung in Rom gegoßen worden ſeien, darf nun in Zukunft kein Unterrichteter mehr zurückkehren. Wir hatten ſchon gezeigt, dieſe unter den Antiquaren verbreitete Meinung gründe ſich einzig auf eine Münze des Nero, welche auf der Rückſeite einen Triumphbogen mit einer Quadrige hat. Hr M. entwickelt ebenfalls die Unhaltbarkeit dieſes Grundes, und fügt noch die treffende Bemerkung hinzu, die neroniſche Quadrige ſehe nicht einmal der unſrigen vollkommen ähnlich, indem auf der Münze alle Pferde mit demſelben Fuße antreten, da hingegen von der venetianiſchen zwei das rechte und zwei das linke Vorderbein heben.

Die irrige Angabe Winckelmanns, jedes Pferd ſei aus zwei beſonders gegoßenen Hälften der Länge nach zuſammengeſetzt, iſt nun auch durch die Hrn. Cicognara und Muſtoxidi berichtigt, wenn es anders deſſen bedurfte. Denn wir begreifen nicht, wie ſich Winckelmann etwas ſo Unglaubliches hat einbilden können. Es iſt einer von den vielen Fehlgriffen, welche er aus Unkunde des mechaniſchen Theils der Kunſt gethan hat. Bei der Fortſchaffung hat ſich der Kopf eines Pferdes zufällig abgelöſt, und dieß gab Gelegenheit,

das Innere zu unterſuchen. Aus zwei Stücken iſt aber doch der Guß allerdings zuſammengeſetzt: nämlich Kopf und Hals, vom Anfange der Mähne an, iſt beſonders gegoßen. Ohne Zweifel war dieß eine Vorſicht des Künſtlers, um die wichtigſten Theile vor dem zufälligen Stocken des Metalls zu ſichern. Auch iſt der Guß der Köpfe tadellos ausgefallen. Die Zuſammenfügung wird geſchickt durch das Bruſtgeſchirr verkleidet, an welchem die Schrauben als Zierraten dienen.

Den Kritiken einiger Neueren und insbeſondre Falconets geſchieht zu viel Ehre, wenn ſich Hr. M. auf ſie einläßt. Die eigne Arbeit jenes Herabwürdigers der Alten, die Statue Peters des Großen zu Sankt Petersburg, iſt, wie uns dünkt, die beſte Widerlegung ſeiner Prahlereien. Wir haben ſo ziemlich alle Statuen zu Pferde, die in Europa aufgeſtellt ſind, ſelbſt geſehen und aufmerkſam betrachtet, und wir bekennen, daß uns die Vergleichung in der Bewunderung der venetianiſchen Pferde immer mehr beſtärkt hat. Hier iſt nicht der Ort, dieſen Theil der Kunſt aus dem Grunde abzuhandeln. Sonſt ließe ſich viel ſagen über den Charakter und die eigentliche Schönheit des Pferdes und ſeiner Glieder, über die Nachahmung für die Bildnerei, über die verſchiednen Bewegungen der Pferde im Gang, im Lauf und im Sprunge, und über die einſichtsvolle Wahl und Beobachtung der Natur, welche die griechiſchen Künſtler auch hierin bewährt. Von allem dieſem ſteht keine Silbe in Winckelmanns Geſchichte der Kunſt, wie denn überhaupt der Abſchnitt von den Thieren einer der kahlſten und magerſten ſeines Werkes iſt.

Römiſche Geſchichte von B. G. Niebuhr. 2 Theile. Berlin 1811. 1812.

Wenn dieſe Anzeige bloß den Zweck hätte, eine neue Erſcheinung bekannt zu machen, und den Freunden der Alterthumskunde zu empfehlen, ſo käme ſie allerdings zu ſpät. Denn der Werth und reiche Gehalt des vortrefflichen Werkes, von welchem wir reden wollen, iſt längſt anerkannt; es ſichert, auch unvollendet, wie es bisher blieb, ſeinem Verfaßer einen ausgezeichneten Rang unter

unſern Denkern, Geſchichtſchreibern und Alterthumsforſchern. Hrn. Niebuhrs Gelehrſamkeit iſt umfaßend und aus den Quellen geſchöpft; der Gang ſeiner ſcharfſinnigen Unterſuchungen iſt immer anziehend, wiewohl zuweilen verwickelt; die Kühnheit des Zweifels wird durch die Vorſicht allſeitiger Erwägung gemäßigt; ſeine Urtheile ſind eindringend, ſeine Anſichten eigenthümlich. Ueberall offenbart ſich eine ernſte und männliche Geſinnung; reger Eifer für Recht und weiſe geordnete Freiheit, und wahrhafte Theilnahme an allem, was ſich auf die Verbeßerung des geſelligen Zuſtandes bezieht. Die Schreibart iſt faſt durchgehends würdig, nicht ſelten beredt, jedoch faſt nirgend frei von einer gewiſſen Schwerfälligkeit in den Wortfügungen. Im Ganzen iſt dem Beſtreben nach gedrängter Kürze die Klarheit und Leichtigkeit des Vortrags allzu ſehr aufgeopfert, und dieß dürfte der ſonſt ſo verdienten und wünſchenswerthen Verbreitung des Buchs im Auslande fürs erſte im Wege ſtehn. Wir möchten auch ſtrengere Reinheit der Sprache wünſchen, die dem Geſchichtſchreiber ganz beſonders anſteht. Zwar ſind die Namen der römiſchen Staatseinrichtungen ſo unzertrennlich mit den Begriffen verwebt, daß ſie nicht wohl entbehrt werden können. Allein wir glauben nicht, daß Civität etwas andres oder etwas mehr ſagt, als Bürgerrecht. Daneben ſtechen dann Wörter wie Courant, Domänen, Linien-Infanterie ſeltſam ab; Prolificität iſt nach altem und neuem Sprachgebrauch ganz unſtatthaft gebildet. Doch dieß ſind kleine Flecken, die ſich bei einer neuen Ausgabe leicht werden wegſchaffen laßen.

Um der Geſchichtſchreiber Roms zu werden, gieng dem ſonſt mit allen Kenntniſſen und Fähigkeiten reichlich ausgerüſteten Verfaßer ein einziges Erforderniß ab: die eigne Anſicht der Gegenden, wo der Schauplatz der erzählten Begebenheiten liegt. Dem Vernehmen nach begiebt ſich Hr. Niebuhr in Geſchäften ſeines Vaterlandes nach Rom, und iſt vielleicht ſchon dahin abgegangen. Seine Reiſen in dieſem merkwürdigen Lande, ſein Aufenthalt auf den ſieben Hügeln, werden hoffentlich der Fortſetzung ſeines Werkes zu Statten kommen. Die beiden erſten kurz nach einander erſchienenen Bände gehen bis zum Jahr a. u. c. 417.; nach der Vorrede will aber der Verfaßer ſeine Behandlung der römiſchen Geſchichte bis zu dem Zeitpunkte fortführen, von welchem Gibbon anhebt, alſo bis zum Marcus Aurelius.

Hr. Niebuhr rühmt oder geſteht von ſich, er habe verſchiedne wichtige Schriften der Neueren über die Gegenſtände, welche er behandelt, erſt nach beinahe abgeſchloßner Unterſuchung geleſen. So ſei ihm Beauforts kritiſche Abhandlung (Sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire romaine), auch Leveſques Geſchichte, erſt zur Hand gekommen, als der erſte Theil ſchon weit im Drucke vorgerückt war. Ja was noch mehr befremden kann, er bedauert, (Th. I. S. 65.) daß er Cluverii Italia antiqua erſt ſo ſpät kennen gelernt. Es iſt zwar der mühſamere und eben deshalb verdienſtlichere Gang der Unterſuchung, ſich zuerſt ausſchließend an die Quellen zu halten, nämlich an die Zeugniſſe der Alten und die Denkmale des Alterthums. Wenn man aber auf dieſem Wege zu gewiſſen Ergebniſſen gelangt iſt, ſo wird es rathſam ſein, ehe man zu deren öffentlicher Mittheilung ſchreitet, ſie mit den Arbeiten ſeiner Vorgänger unter den neuern Gelehrten zu vergleichen. Man läuft ſonſt Gefahr als neu vorzutragen, was ſchon von Andern gelehrt worden iſt; oder auch Schwierigkeiten und Einwürfe nicht zu beſeitigen, die gegen einmal gefaßte und uns einleuchtende Anſichten gemacht werden können, und vielleicht ſchon gemacht worden ſind. Ueberdieß finden ſich die Nachrichten über die entfernteren Zeiträume der Geſchichte ſo zerſtreut, daß man leicht einige überſieht, wenn man die bisherigen Sammlungen nicht benutzt. Die Alterthumskunde iſt nicht das Werk eines Einzelnen; es muß allmählich daran fortgebaut werden: und da wenig Hoffnung iſt, den Vorrath der geretteten Schriften noch beträchtlich vermehrt zu ſehen, ſo läßt ſich dieß nur durch immer vollſtändigere Zuſammenſtellung, ſchärfere Sichtung, lichtvollere Deutung leiſten.

Einer der Hauptſätze des Verfaßers iſt der, welchen er gleich in der Vorrede zum erſten Bande aufſtellt: 'die Geſchichte der vier erſten Jahrhunderte Roms iſt anerkannt ungewiß und verfälſcht'. Wir würden ſagen 'ausgemacht', aber nicht 'anerkannt'. Denn es fehlt viel daran, daß dieſe von Beaufort mit unwiderleglicher Stärke vorgetragene Lehre ſo allgemeinen Eingang gefunden hätte, als ſie es verdient, und beſonders, daß ſie in ihren vielfachen Anwendungen auf die römiſchen Alterthümer gehörig durchgeführt wäre. Freilich behalten wir immer die Verpflichtung, jene fabelhafte Erzählung in gewiſſem Grade unſerm Gedächtniſſe einzuprägen, allein es ſollte

ſchon beim Unterricht in den Schulen nicht ohne vorläufige Warnung geſchehen. Die Einſicht, daß faſt alles, was wir im Livius, Dionyſius, Plutarchus u. a. über dieſen Zeitraum leſen, und leider einmal erlernen müßen, nicht wahr iſt, wenigſtens nicht auf die Art, wie ſie es erzählen, wäre an ſich ziemlich unfruchtbar. Es fragt ſich, ob wir etwas Beßeres an die Stelle zu ſetzen haben; ob ſich die Lücke einigermaßen befriedigend ausfüllen läßt. Von dieſer Seite hat Hrn. Niebuhrs Werk ein vorzügliches Verdienſt. Er verſäumt nichts, um die Verfaßung und Staatswirthſchaft Roms in den früheſten Zeiten der Republik zu erforſchen, auf welche man ſo oft ſpäter geltend gewordene Begriffe irrig übertragen hat. Weniger gelungen ſcheint uns ſeine Bemühung, einen Theil der beſtrittenen Geſchichte unter dem Namen der 'Sage' dennoch wieder zu retten. Ueber die allzu weite Ausdehnung, die man dieſem Begriffe giebt, und über deſſen Mißbrauch bei geſchichtlichen Unterſuchungen haben wir uns bei einer andern Gelegenheit in dieſen Blättern erklärt (Heidelb. Jahrb. 1815. Nr. 46. S. 723...728.).*) Die ungeſchminkte mündliche Ueberlieferung unter dem Volke, welche den unmittelbaren Eindruck einer Begebenheit, das Andenken einer alten Sitte, von Geſchlecht zu Geſchlechte fortpflanzt, verdient allerdings Achtung. Aber im Lauf der Zeiten pflegt ſich ſo viel Fremdartiges anzuhängen, daß das Urſprüngliche ſchwer auszuſcheiden iſt. Die Sage kann nicht bloß verfälſcht, ſie kann, wo ſie gar nicht vorhanden war, gefliſſentlich erkünſtelt werden: beides ſowohl durch prieſterlichen Betrug, als durch dichteriſche Ueberredung. Die Dichter, wenigſtens die, von denen wir wißen, kamen in Rom verhältnißmäßig ſehr ſpät, und ſchmückten bloß den untergeſchobenen, aber ſchon verbreiteten Volksglauben aus. Unter langer Barbarei und Unwißenheit waren die wenigen etwa nicht verlornen ſchriftlichen Denkmale unverſtändlich geworden; die verwahrloſte Sage verſtummte gänzlich, oder äußerte ſich ſehr einſilbig und abgerißen. Ueber die Gründung Roms fanden die Prieſter nichts in ihren jungen und zuſammengeſtückten Jahrbüchern. Als daher die Römer mit den Griechen in nähere Berührung kamen, ſeit dem Kriege gegen Pyrrhus, waren ſie eben ſo bereitwillig die griechiſchen Her-

*) [In der Rec. der altdeutſchen Wälder.]

leitungen (origines Graecas) anzunehmen, als die ſchmeichelnden Griechen, ſolche darzubieten. Sie glichen ſchnell emporgekommenen Leuten von unbekannter Herkunft, die ungemein froh ſind, wenn ihnen jemand etwas Rühmliches von ihrem Großvater zu erzählen weiß. Nun wurde die vaterländiſche Götterlehre mehr und mehr nach griechiſcher Weiſe umgemodelt; Volksfeſte und heilige Gebräuche wurden anders gedeutet; an Denkmalen, welche man den ſo eben erlernten Fabeln errichtete, und nach wenigen Menſchenaltern für uralt ausgab, wird es auch nicht gefehlt haben. Dieß Alles fand ohne Zweifel ſchon vor dem eigentlich litterariſchen Zeitraume ſtatt; noch weit ſchlimmer gieng es, als man endlich die Geſchichte Roms zu ſchreiben verſuchte. Die Griechen hatten das erſte Wort gehabt, und die Römer wußten nichts als ihnen nachzuſprechen: ſchon der älteſte unter allen, Fabius Pictor, dem Diokles von Peparethus! Die Griechenſucht (insanum Graecanicae doctrinae in patrias historias et religiones inferendae studium nennt es Heyne) ſtieg immerfort bis zum Zeitalter des Auguſtus, wo ſie den höchſten Gipfel erreichte. Wie hätte es anders ſein ſollen? Rom war mit Griechlein überfüllt, welche der Jugend, deren Unterricht ihnen anvertraut war, Verachtung gegen das ächt Vaterländiſche als barbariſch beibrachten. Die griechiſchen Antiquare hatten von jeher eine beſondere Gabe, über Dinge, wovon ſie nicht das Mindeſte wußten, mit Zuverſicht zu entſcheiden. Daß man ihnen die Frage vorlegen würde: woher weißt du das? war ihre geringſte Sorge. Wie vielerlei dieſes liebenswürdige Volk ſich ſelbſt und Andern weiß gemacht, das überſteigt alle Begriffe. ‘Es kam endlich dahin’, ſagt der eben erwähnte große Kenner des Alterthums (ad Virg. Aen. VII. Exc. 4.), ‘daß die Römer die ſchlechteſten Ausleger ihrer eigenen Sagen waren; und es gab nichts den Italikern ſo Einheimiſches und Eignes, was ſie nicht von den Griechen hergeholt hätten’.

Hr. Niebuhr nimmt an, die Römer hätten vor dem Anfange der proſaiſchen Geſchichtſchreibung, alſo auch vor aller Bekanntſchaft mit griechiſcher Litteratur, lange erzählende Gedichte über ihre Geſchichten gehabt. Er ſpricht davon (Th. I. S. 178. u. f.) mit einer Beſtimmtheit und Ausführlichkeit, als wenn er ſie wirklich noch vor Augen hätte. Er zählt nicht nur die verſchiedenen Epopöen auf, ſondern weiß ihren Zuſammenhang, ihre Gliederung und Abſchnitte

anzugeben, welche letzteren, wie er verſichert, den Abenteuern des Nibelungen-Liedes entſprechen. ‘Die Geſchichte vom Romulus bildet für ſich eine Epopöe; die der drei folgenden Könige ſteht abgeſondert. Mit L. Tarquinius Priſcus beginnt ein großes Gedicht, welches mit der Schlacht am Regillus endigt.’ Ja, er geht ſo weit, daß er (S. 318. Anm.) bei der Geſchichte der Lucretia ſagt: ‘Livius ſcheint hier die Worte des alten Gedichts gebraucht und erhalten zu haben; denn ſie bilden zwei Verſe ſaturniſcher Art, bei denen der Takt und Abſchnitt, nicht das Maß, noch ſelbſt die Zahl und die genaue Folge der Versfüße gilt.

Tace, inquit, Lucretia, | Sextus Tarquinius sum.
Ferrum in manu est; moriere, | si emiseri' vocem.’

Schon nach den wenigen unbezweifelten ſaturniſchen Verſen, die wir haben, würden wir dieſen Zeilen entſchieden den Rhythmus abſprechen, der ſich in jenen wahrnehmen läßt. Sollen ſie aber durchaus dafür gelten, ſo unternehmen wir, alle noch ſo bare Proſa in ſaturniſche Verſe abzutheilen. Allein wie iſt Hrn. Niebuhrs Angabe zu verſtehen? Soll Livius ſelbſt noch die alten Gedichte vor Augen gehabt haben? Dann wäre es eben ſo unbegreiflich als unverzeihlich, daß er ſich nicht darauf berufen hätte. Oder waren die Gedichte zwar ſchon verloren gegangen, Livius benutzte aber ein von einem älteren Geſchichtſchreiber aufbewahrtes Bruchſtück? Auch von dieſen wird nirgends, gar nirgends die Berufung auf das Zeugniß alter Gedichte gemeldet. Mit Einem Worte, wir halten dieß für einen Grundirrthum, und alles, was der Verf. darüber vorträgt, hat uns auch nicht den Schatten einer Ueberzeugung abzugewinnen vermocht. Das S. 179. angeführte Bruchſtück des Ennius:

— — — scripsere alii rem
Versibu', quos olim Faunei vatesque canebant,

kann durchaus nicht hierauf bezogen werden. Ennius zielte mit dieſem Spott, wie Cicero (Brut. c. 19.) ausdrücklich verſichert, auf den Nävius, der ſeine Erzählung vom erſten puniſchen Kriege in ſaturniſchen Verſen abgefaßt hatte. Die nächſte Zeile:

Quom neque Musarum scopulos quisquam superarat,

beweiſet alſo gerade das Gegentheil von dem, was Hr. N. aus dieſer Stelle folgert: nämlich daß es vor dem Nävius, der ſchon

ein Schüler der Griechen war, gar keine lateiniſchen Dichter gab. Der unvollkommen erhaltne Vers:

— — nec dicti studiosus quisquam erat ante hunc,

ſagt eben daſſelbe aus, die Worte ante hunc mögen nun auf den Ennius ſelbſt, oder, was glaublicher, auf den Nävius gehen. Hr. N. zieht hieraus eine ſchwere Beſchuldigung. S. 179.; 'Dieſe Lieder ſind viel älter als Ennius, welcher ſie nur in Hexameter umformte, und in ihnen Stoff für drei Bücher fand: er, der ernſthaft glaubte, Roms erſter Dichter zu ſein, weil er die alte einheimiſche Poeſie ignorierte, verachtete und mit Erfolg unterdrückte.' Wie will man dieß nur beweiſen? Der gute Ennius war freilich kein Homerus: er gehörte dem Geiſte nach der alexandriniſchen Schule an, und das mochte mit ſeiner unbeholfenen Sprache und ſeinen holperigen Hexametern einen wunderlichen Gegenſatz machen; allein er war ſo wenig bereit, Alles in Hexametern umzuformen, daß er vielmehr den erſten puniſchen Krieg übergieng, weil ihn ſchon Nävius, wiewohl in ſaturniſchen Verſen, behandelt hatte. Es iſt allerdings wahr, daß die alten Römer bei Gaſtmahlen Lieder zum Lobe ihrer Vorfahren ſangen; Cato der Cenſor hat es bezeugt, und wir wollen zu den vom Verfaßer angeführten Beweisſtellen (Cic. Brut. c. 19. Quaest. Tusc. I. 2.) noch andre hinzufügen: Varro de vita pop. Rom. L. II. In conviviis pueri modesti ut cantarent carmina antiqua, in quibus laudes erant maiorum, et assa voce, et cum tibicine. Horat. Carm. IV. 15.

Nosque et profestis lucibus et sacris,
Inter iocosi munera Liberi
Cum prole matronisque nostris,
Rite deos prius adprecati,
Virtute functos, more patrum, duces,
Lydis remixto carmine *tibiis*,
Troiamque et Anchisen et almae
Progeniem Veneris canemus.

Das Zeugniß des Varro iſt als ein urſprüngliches zu betrachten; die andern dürften ſich ſämmtlich auf die Origines des Cato beziehen. Waren nun dieſe Lieder epiſche Gedichte, d. h. in Verſe gebrachte zuſammenhängende Erzählungen der Begebenheiten mit allen ihren wahrhaften oder erdichten Umſtänden? Ganz zuverläßig nicht.

Schon die Erwähnung der Pfeifen iſt dagegen. Welcher Pfeifer möchte es wohl aushalten, das Abſinger einer homeriſchen Rhapſodie bis zu Ende zu begleiten? Ueberall, wo mündliche Mittheilungen erzählender Dichtung üblich waren, wurde ſie entweder bloß geſungen oder von Saitenſpiel begleitet, im Norden wie in Hellas. Natürlich, ſo konnte der Sänger zugleich ſpielen, und nach ſeinem Bedürfniß Ton und Weiſe wechſeln. Ferner wurden dieſe Lieder, wie Varro ſagt, von Knaben geſungen: genoßen aber die römiſchen Knaben in jenem rauhen Zeitalter eine ſo gelehrte Erziehung, daß ſie lange Rhapſodien aus dem Gedächtniſſe hätten abſingen können? Jene Lieder waren ohne Zweifel kunſtloſe Ergießungen, kurze Anrufungen, deren häufige Wiederkehr der Armut an Worten zu ſtatten kam. Wir können uns nach dem Gebet der Feldprieſter (Sacerdotes arvales, bei Lanzi Saggio I. p. 142.) einen ganz anſchaulichen Begriff davon machen. Solche Lieder mochten dazu dienen, einzelne Namen und Thatſachen im Andenken zu erhalten, aber keineswegs die Umſtände, welche faſt überall das Gepräge der Unächtheit an ſich tragen.

Hr. N. ſagt S. 180. 'Bei den Leichenbegängniſſen wurden hiſtoriſche Lieder zur Flöte geſungen: die Nenien.' Dieß iſt wieder ganz irrig. Denn in dem Bruchſtücke der zwölf Tafeln beim Cicero (De Legg. II. 24.) wird die Lobrede vor der Volksverſammlung beſtimmt von den Leichengeſängen unterſchieden. Honoratiorum virorum laudes in concione memorent, easque (fort. leg. eosque) etiam cantu ad tibicinem prosequantur. Cicero fügt hinzu: cui nomen neniae. Die Lobreden enthielten allerdings Nachrichten vom Leben der Verſtorbenen und ihrer Vorfahren; dadurch wurden ſie eben in den letzten Zeiten der Republik eine Haupturſache der Verfälſchung römiſcher Geſchichten. Die von Klageweibern geſungenen Nenien hingegen waren bloße Leichengeſänge, allem Anſchein nach in hergebrachten Formeln. Wie wenig Gehalt ſie hatten, läßt ſich darnach ermeßen, daß man die abgeſungenen Zauberformeln der Hexen (Ovid. Fast. VI. 142.), ja das Geſinge der Gaßenbuben (Horat. Ep. I. 1. 63.) ebenfalls Nenien nannte.

Auf ſolche kurze Lieder bei Gaſtmahlen, bei Opfergebräuchen, bei Leichenzügen, endlich bei den fröhlichen Feſten der Landleute, beſchränkte ſich ungefähr, ſo viel wir wißen, die geſammte alt-latei-

niſche Poeſie. Nicht alle Völker ſind zur Dichtkunſt gleich begabt und geneigt; die Prieſterherrſchaft pflegt der Ausbildung dieſer Kunſt nicht eben günſtig zu ſein; und als die Römer durch Eintritt der Plebejer in die höchſten Aemter ſich der prieſterlichen Vormundſchaft zu entziehen anfiengen, waren ſie ein durchaus kriegeriſches und ackerbauendes Volk, allen veredelnden Künſten fremd. Wo es eine Fülle epiſcher Dichtungen giebt, da wird deren Verſchönerung und Vortrag ein eignes Gewerbe, wie in Griechenland ſchon vor den homeriſchen Zeiten und Jahrhunderte lang nachher, und im Norden während des Mittelalters. Die Römer haben nicht einmal einen einheimiſchen Namen für Dichter, denn vates heißt urſprünglich Wahrſager, carmen ein geheiligter Spruch. Nach Hrn. N. müßten ſie faſt eben ſo reich an epiſchen Geſängen geweſen ſein, wie die Griechen. Bei dieſen entwickelte ſich die Proſa ſchnell mit Leichtigkeit und Anmuth, weil die Sprache ſchon eine vielfache Bildung gewonnen hatte. Das Lateiniſche war hingegen jedem ſchriftlichen Gebrauch außer der Geſetzgebung lange widerſpenſtig; mehrere der älteſten Geſchichtſchreiber wählten daher die griechiſche Sprache; in der lateiniſchen blieb die hiſtoriſche Schreibart bis auf Catos und Siſennas Zeit rauh, mager und wortkarg.

Daß die vermeinten volksmäßigen Epopöen der Römer zur Zeit des Livius nicht mehr vorhanden waren, verſteht ſich von ſelbſt. Horatius würde ſie nicht vergeßen haben, da er, gegen die ausſchweifende Vorliebe für das Alterthümliche eifernd, die älteſten Denkmale der lateiniſchen Sprache aufzählt. Ep. II. 1. v. 23...27.:

> Sic fautor veterum, ut tabulas peccare vetantes,
> Quas bis quinque viri sanxerunt, foedera regum
> Vel Gabiis vel cum rigidis aequata Sabinis,
> Pontificum libros, annosa volumina vatum,
> Dictitet Albano Musas in monte locutas.

Volumina vatum ſind die Bücher der Augurn, wie ſich aus dem ganzen Zuſammenhange ergiebt. Hr. N. ſchiebt auch hier ſeine Lieblings-Hypotheſe ein, und will S. 294. dieſe Worte 'lieber von uralten Gedichten altitaliſcher Art, aus der Zeit, da die Dichter vates hießen, als von Prophetenbüchern erklären'. Volumina bezeichnet geſchriebene Bücher; jene Gedichte müßten alſo im Zeitalter des Auguſtus noch ſchriftlich vorhanden geweſen ſein, denn auf das

Untergegangene konnte ſich die Vorliebe für alles Alte nicht wenden: und wie käme es dann, daß die Grammatiker ſolche vorzügliche Quellen des älteſten Sprachgebrauchs niemals anführen? Ferner: wann hat wohl vates angefangen einen Dichter zu bedeuten? Zur Zeit des Ennius gewiß noch nicht: ihm iſt vates immer ein Wahrſager; für Dichter gebraucht er den griechiſchen Ausdruck poeta, der auch in der lateiniſchen Proſa immer der einzige geblieben iſt. — Selbſt den Geſang der Salier übergeht Horatius nicht, noch die feſcenniniſchen Scherze, noch das Geſetz der zwölf Tafeln gegen die Schimpflieder; aber von mündlich fortgepflanzten epiſchen Gedichten nicht ein Wort. Wenn Dionyſius, wie es ſcheint nach Fabius Pictor, πατρίους ὕμνους auf den Romulus erwähnt, ſo ſind dieß ja eben keine ἔπη. Hr. N. rühmt den Livius beſonders deswegen, weil er den Geiſt der alten Gedichte ſo rein aufgefaßt habe. Dieß könnte nach allem Obigen nur durch Vermittelung der früheren Geſchichtſchreiber geſchehen ſein, und alſo wäre auf das wenigſte das Lob zwiſchen ihnen zu theilen. Allein wo Hr. N. einen Nachhall altitaliſcher Poeſie zu vernehmen glaubt, da ſpüren wir nichts als griechiſche und gräciſierende Rhetorik. Man ſuchte der unſäglichen Trockenheit und Magerkeit der älteren römiſchen Geſchichte, beſonders in den erſten Jahrhunderten der Republik (denn von dem Glanze der Königszeiten hatten ſich mehr Erinnerungen erhalten), allmählich durch Nachahmung des Ausländiſchen aufzuhelfen, quoniam quidem concessum est rhetoribus ementiri in historiis, ut aliquid dicere possint argutius.

Hr. N. verſpricht S. 179. in der Folge von dem Untergange der ihm ſo lebendig vorſchwebenden alten Epopöen zu ſprechen. Wir ſind begierig hierauf, denn dieſes fällt ſchon in die mehr hiſtoriſchen Zeiten. Es wird, je nachdem man es nimmt, ſehr leicht oder ſehr ſchwer ſein zu zeigen, wie etwas untergegangen ſei, das niemals vorhanden war.

Nach obiger Erklärung über eine Grundverſchiedenheit unſrer Anſichten bei ſonſtiger Uebereinſtimmung in vielen andern Stücken, gehen wir zum Einzelnen fort.

'Das alte Italien.' S. 17...116. Der Verfaßer beklagt mit Recht den Untergang der πολιτεῖαι des Ariſtoteles und den origines des Cato. Der Verluſt des letzteren Werkes würde indeſſen wichtiger

ſein, wenn der vortreffliche Mann nicht zuvor die griechiſche Sprache erlernt, wenn er bloß aus einheimiſchen Quellen geſchöpft hätte. Er hat aber gerade das Gegentheil gethan, und durch das Anſehen ſeines Namens die Geſchichtforſchung auf eine falſche Bahn gelenkt, in einem Zeitalter, wo es vielleicht noch möglich war, umzukehren. 'Daß alles, was aus ihm als beſtimmte Angabe angeführt wird, völligen Glauben verdiene', können wir daher nur mit der Einſchränkung zugeben: wenn es nicht von Griechen entlehnt iſt.

Die Bedeutung der verſchiedenen Namen, welche die Griechen einzelnen Theilen der italiſchen Halbinſel gaben, ihre Erweiterung und Verengung nach den Zeitaltern wird gründlich entwickelt. 'Italia' hieß zuerſt bloß die ſüdliche Spitze. Wir ſehen nicht ein, warum der Verfaßer es als eine klügelnde Deutung tadelt, daß Timäus den Namen vom Herden-Reichthum des Landes erklärte. Die Ableitung von einem Könige Italus ſagt gar nichts; die vom Herkules, der einem verlaufenen Rinde nachgefragt habe, iſt kindiſch; die des Timäus bleibt die einzige vernünftige, welche man bisher vorgebracht hat. Wenn die Landſchaft damals, als die Griechen ſie kennen lernten, noch wenig Ackerbau hatte, ſondern hauptſächlich zu Rindertriften benutzt ward, ſo konnten die Einwohner ſie gar wohl das Rinderland nennen: Vitulia oder Vitlia. In den iguviniſchen Tafeln ſteht häufig vitlu, ein Rind. Daß dieſes die oſkiſche Ausſprache war, beweiſen noch die ſpäteren Samnitiſchen Münzen mit der Inſchrift Viteliu. Die Griechen ließen das Digamma weg, wie gewöhnlich, und mochten ſich den Namen um ſo eher aneignen, da auch im Altgriechiſchen ἴταλος einen Stier bedeutet haben ſoll.

S. 31. Anm. 26. 'Kühnere Wortvergleicher finden vielleicht Einerleiheit in Sikelus und Italus, wie beide Völker nach der Sage eines Stamms waren.' Mit nichten! Dieß wäre allen geſunden Grundſätzen der Etymologie zuwider. Die beiden Wörter haben nur die Ableitungsſilben gemein, die Wurzeln ſind durchaus verſchieden. Italia ſcheint ein bloß landſchaftlicher Name zu ſein; wir glauben nicht, daß jemals eine abgeſonderte Völkerſchaft ſich Italer genannt habe. Wie Thucydides bezeugt (VI. 2.), ward noch zu ſeiner Zeit Italien im engeren Sinne, nämlich die ſüdliche Landſpitze, von Sikelern bewohnt. Hieran muß man ſich halten; den fabelhaften König Italus kann man ihm erlaßen.

'Die Oenotrer.' S. 34...48. Der Name Oenotria iſt zuverläßig viel jünger, als ihn die griechiſchen Mythographen machen, indem ſie den Oenotrus in das ſiebzehnte Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege ſetzen. Vermuthlich kam dieſer Name erſt in Umlauf, als die erſten Griechen an dieſen Küſten ſich anſiedelten. Auch klingt Oenotrien nicht italiſch. Wenn alſo die Griechen den Namen nicht zufällig ertheilten, wie ſo häufig; wenn ſich wirklich ein in der untern Halbinſel wohnendes Volk ſo genannt hat, ſo wären wir geneigt zu glauben, die Oenotrier gehörten nicht zu den Ureinwohnern Italiens, ſondern waren von der epirotiſchen Küſte ſpäter eingewandert. Daſſelbe gilt von den Chaonern oder Chonern.

S. 35. 'Wir müßen uns bei der Unmöglichkeit beruhigen, mit Zuverläßigkeit beſtimmen zu können, welches Volk die Pelasger waren? wie von den Griechen unterſchieden? ob diejenigen, welche an verſchiedenen Orten erwähnt werden, zu einem Stamm gehörten? Alle Erwähnungen dieſer Nation, die aus der lichteſten hiſtoriſchen wie aus der dunkelſten Zeit, ſind uns Räthſel, an deren allgemein genügenden Auflöſung derjenige am entſchiedenſten verzweifelt, der ihnen am meiſten nachgeforſcht hat.'

Die Sache hat vielfache Beziehung auf die italiſchen Alterthümer, wegen der behaupteten Einwanderungen der Pelasger und der Verwandtſchaft oder Einerleiheit der Tyrſener und Pelasger. Dunkel und ſchwierig iſt dieſe Frage allerdings, doch halten wir ſie nicht für unauflöslich. Hier nur einige Hauptpunkte, da zu einer erſchöpfenden Erörterung kein Raum iſt. Beim Homerus, dem älteſten Zeugen, iſt noch kein Gegenſatz zwiſchen Hellenen und Pelasgern. Die Scharen des Achilleus werden 'Hellenen', und ihre Landſchaft gleich 'das pelasgiſche Argos' genannt. Auch kennt er beide Benennungen noch nicht als Geſammtnamen. 'Hellas' iſt eine Stadt und Landſchaft in Theſſalien; die einzige Erwähnung der 'Panhellenen' iſt in einem untergeſchobenen Verſe (Il. II. 530. cf. A. W. Schlegel de Geogr. Homer. p. 2.). Den pelasgiſchen Namen gebraucht er dreimal: unter den Bundesgenoßen der Troer iſt ein Volk der Pelasger an der Vorderküſte Kleinaſiens; dann das pelasgiſche Argos, Theſſalien; endlich der pelasgiſche Zeus des Orakels zu Dodona. Man müßte viertens die Pelasger in Kreta hinzufügen, wenn die Zeile, wo ſie vorkommen, nicht unächt wäre

(Schlegel de Geogr. Hom. p. 57.). Daß die aſiatiſchen Pelasger gleichen Stammes mit den europäiſchen waren, iſt nicht zu bezweifeln: ſie hatten ihr Lariſſa wie die theſſaliſchen. Ferner finden wir nicht bloß die Stadt Argos im Peloponneſus, ſondern die ganze Halbinſel, ja ganz Griechenland heißt ſo. Daher Ἀργεῖοι als Geſammtname, neben den beiden andern Δαναοί und Ἀχαιοί. Der Name Argos ſcheint eine geheiligte Bedeutung gehabt zu haben: darauf führen unter andern auch die Sacra Argeorum bei den Römern. Man ſieht alſo, beim Homerus iſt der helleniſche Name eng begränzt und bloß örtlich (Thucyd. I. 3.); der pelasgiſche hingegen erſcheint als ein weit verbreiteter Stamm-Name, theils ausdrücklich, theils in unverkennbaren Spuren. Erſt beträchtlich lange nach der Rückkehr der Herakliden kann der Name der Hellenen allgemein geworden ſein. Die Dorier hießen ſo, weil ſie früher, als im Peloponneſus, im theſſaliſchen Hellas gewohnt haben. Von ihnen gieng der Name auf die ſämmtlichen Griechen über. Nach Herodots ausdrücklichem Zeugniß waren die Athener ein pelasgiſches Volk, das ſich in ſeinen urſprünglichen Sitzen ohne Aus- und Einwanderung behauptet hatte. Wenn dieſe, ſo waren es auch die Jonier; auch die von Theſſalien, dem pelasgiſchen Argos, ausgewanderten Aeolier, in deren Mundart ſich am meiſten Altes erhalten hatte. Als helleniſches, nicht-pelasgiſches Volk bleiben alſo bloß die Dorier übrig, welche ſich anfangs nicht zahlreich, durch Kolonien, Verbündungen und Uebertritt zu ihren Sitten vermehrten. Wie aus pelasgiſchen Völkerſchaften helleniſche geworden, dieß erklärt Herodotus nicht; nach ihm war es keine bloße Vertauſchung des Namens; ſie ſollen die Sprache 'umgelernt' haben. Das thut kein Volk ohne den Einfluß fremder Herrſchaft, oder mittheilenden Verkehr, oder Vermiſchung fremder Völker mit ihm, und auch ſo nur in Jahrhunderten. Wir ſtellen uns die Sache ſo vor. In uralter Zeit ſtand ganz Griechenland unter prieſterlicher Herrſchaft. Die Prieſterkaſte führte eigentlich den Namen der Pelasger, ihr Vorrang übertrug ihn auf ganze Völker. In der Folge der Zeiten erhob ſich die kriegeriſche Kaſte gegen die prieſterliche. Die Ilias liefert noch ſtarke Züge dieſes Kampfes: den Zwiſt des Agamemnon mit dem Chryſes und Kalchas; beidemal muß der König nachgeben. Als nun die Griechen, oder vielmehr die adelichen Krieger

unter ihnen, ſich mehr und mehr der Geſetzgebung der Prieſter entzogen, neue Verfaßungen und Sitten einführten, entſagten dieſe entweder ihren erblichen Vorrechten und verloren ſich ſomit in der Maſſe; oder ſie ſonderten ſich ab, wanderten aus: und von dieſen Prieſtergeſchlechtern ſtammten die zur Zeit des Herodotus und Thucydides hier und da noch zerſtreut wohnenden Pelasger ab. Herodotus ſagt: nach den Pelasgern ſeiner Zeit zu urtheilen, hätten die vormaligen eine barbariſche Sprache geredet. Was die Griechen nicht ohne Dollmetſcher verſtanden, nannten ſie nicht mehr eine verſchiedene Mundart, ſondern eine fremde Sprache, und jede fremde Sprache barbariſch. Die Pelasger in Thracien, Lemnos und am Hellespont, auf ſich beſchränkt, an den vielfachen Umwandlungen Griechenlands, wodurch die Sprache ſich ſchnell entwickelte und veränderte, und an ſeiner dichteriſchen Litteratur nicht theilnehmend, hatten begreiflich ihre alte Mundart beibehalten. Wir halten uns alſo gleichwohl für berechtigt, das Pelasgiſche für die Wurzel und Mutter des Griechiſchen zu halten, ja für dieſe Sprache ſelbſt in ihrer ächteſten und reinſten Geſtalt. Nach obigen Anſichten würden wir die griechiſche Geſchichte in folgende Zeiträume abtheilen: 1. Allgemeine Prieſterherrſchaft, höchſt wahrſcheinlich begleitet von einer ſeitdem untergegangnen geſetzlichen Bildung und Wißenſchaft. Pelasgiſche Urzeit. 2. Vorrang der kriegeriſchen Kaſte, einige Menſchenalter vor und nach dem trojaniſchen Kriege. Heroiſche Zeit. 3. Aufhebung auch dieſes Vorranges und Abſchaffung des Königthums. Republikaniſche Zeit. — Nur den letzten Zeitraum kennen wir hiſtoriſch; den vorhergehenden bloß mythiſch; der erſte iſt ganz dunkel, und was das Schlimmſte iſt, ſo haben die epiſchen Dichter und dann die Mythographen die genealogiſchen Mythen der Heldenzeit auf die Urzeit zurückgeworfen, und dadurch ihr Bild verfälſcht.

Dieſe Erörterung iſt der vorliegenden Unterſuchung nicht fremd: denn auf dem Verhältniß zwiſchen Pelasgern und Hellenen beruht unſer Begriff von dem Weſen der Verwandtſchaft der lateiniſchen und etruſkiſchen Sprache mit der griechiſchen.

Eine gründliche Etymologie, das heißt eine ſolche, die nicht nach zufälligen Aehnlichkeiten haſcht, ſondern vom innerſten Bau der Sprachen und ihren weſentlichen Beſtandtheilen ausgeht, iſt,

wo uns die hiſtoriſchen Berichte verlaßen, unſre einzige Führerin in der Unterſuchung über die Stammverwandtſchaft der Völker, über ihre älteſten Wanderungen, und über die Art, wie der Erdboden allmählich bevölkert worden. Das Licht, welches eine ſolche Etymologie gewähren kann, ſcheint indeſſen der Verf. ziemlich von der Hand zu weiſen. Er ſagt S. 37. ‘es ſei ein Trugſchluß, Völker eines gemeinſamen Stammes müßten einen gemeinſchaftlichen Urſprung gehabt haben, von dem ſie genealogiſch ausgiengen’. Ferner ‘Man wird Völker eines Stammes, das heißt durch eigenthümliche Art und Sprache identiſch, eben an ſich entgegenliegenden Küſtenländern vielfach antreffen, ohne daß es der Vermuthung bedürfte, eine von dieſen getrennten Landſchaften ſei ihr urſprünglicher Sitz geweſen, von wo ein Theil nach der andern gewandert wäre. So finden wir unter den Völkern Italiens auf der weſtlichen Küſte des adriatiſchen Meeres dieſelben illyriſchen, welche das gegenüberliegende Ufer bewohnen; ſo auf den Inſeln des Mittelmeers Iberer, ſo in Gallien und Britannien Celten. Dieß iſt die Analogie der Geographie der Geſchlechter der Thiere und der Vegetation, deren große Bezirke durch Gebirge geſchieden werden, und beſchränkte Meere einſchließen.’

Nach obigen Grundſätzen könnte einmal ein künftiger Geſchichtforſcher die Abſtammung der Nordamerikaner von den Engländern, und der braſiliſchen Kreolen von den Portugieſen leugnen. Sie reden zwar, würde er ſagen, nahe verwandte Sprachen, aber dieß haben ſie in der Art, weil ſie gegenüberliegende Küſten des atlantiſchen Meeres bewohnen. Wird denn die Sprache klimatiſch im Menſchen erzeugt? Iſt ſie nicht eine Hervorbringung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten? Freilich können wir nie bis zu ihrer erſten Erfindung hiſtoriſch hinaufſteigen. Alle Sprachen, die wir kennen, ſind angeerbt oder mitgetheilt; doch iſt in der Entwickelung des Ueberkommenen eine fortgehende wiewohl verſtecktere Erfindung, und wenn nicht künſtliche Mittel der Feſtſetzung dazwiſchen treten, bleibt noch ein weiter Spielraum für die menſchliche Freithätigkeit übrig. Die Theilhaber derſelben Mutterſprache, unter verſchiedenen Umſtänden und Einwirkungen lebend, bilden ſich erſt eigenthümliche Mundarten, in der Folge der Zeiten verſchiedene Sprachen. Die lange getrennten Brüder und Vettern verſtehen ſich nicht mehr, und

nur der philoſophiſche Sprachforſcher kann ihnen die Grade ihrer Verwandtſchaft deuten.

Der Verf. iſt, wie man aus obiger und andern Stellen ſieht, der Lehre von den Autochthonen geneigt. Wir haben, im Allgemeinen betrachtet, nichts dawider; jedoch ſoll man nicht ohne triftige Gründe ſeine Zuflucht zu einem Ereigniß nehmen, welches über die gegenwärtige Naturordnung ganz hinausgeht: nämlich daß hier und da die Menſchen irgend einmal aus der Erde hervorgewachſen. Solche Gründe ſind allenfalls die Spielarten der Menſchengattung, von denen ſich vielleicht nie durch Erfahrung ausmitteln läßt, ob ſie vermöge einer Anhäufung klimatiſcher Einflüße in Jahrtauſenden entſtanden ſind, oder urſprünglich waren. Ferner die Lage eines entfernten Inſellandes, von blödſinnigen Wilden bewohnt, deren Vorfahren man nicht genug Kunde der Schifffahrt zutrauen kann, um den Weg dahin je gefunden zu haben. Alle dergleichen Gründe fallen für Italien weg: die Bevölkerung dieſes Landes iſt ſehr erklärlich, und ohne Zweifel aus Aſien abzuleiten. Dorthin weiſen uns die religiöſen Ueberlieferungen eben ſowohl, wie die Sprache; auch noch der körperlichen Bildung gehören die italiſchen Völker unſrer Geſchichte dem edlen kaukaſiſchen Stamme an, und zuverläßig ſind ſie nicht als Wilde eingewandert. Ob ſie damals ſchwache Horden fremdgearteter Ureinwohner vorgefunden und ausgerottet haben, wißen wir nicht.

S. 36. 'So iſt eine Grundverwandtſchaft zwiſchen der lateiniſchen und griechiſchen Sprache anerkannt, die weit mehr als eine Einmiſchung iſt, welche nur Worte giebt und verändert; dennoch aber auch für den Grundtheil der erſten, in dem einſt die Verwandtſchaft rein beſtand, ehe Vermiſchung mit ganz fremden Völkern ſie völlig umbildete, eine eben ſo entſchiedene Grundverſchiedenheit übrig läßt. Aber dieß iſt nicht auffallender, als die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten, nach denen in der Natur überhaupt Arten, und vieles, was Spielart ſcheint, unveränderlich für ſich beſtehen, und zu einer Gattung gehören.'

Wir erwidern hierauf: vollſtändig kennen wir das Griechiſche und Lateiniſche nur in ſehr verjüngter Geſtalt; auch ſo noch hat das Lateiniſche am meiſten Aehnlichkeit mit veralteten griechiſchen Mundarten bewahrt. Alle Spuren beweiſen, daß je höher das

Alterthum, um ſo größer die Uebereinſtimmung war. Dieß berechtigt uns, auf völlige Einerleiheit zurückzuſchließen, doch fällt ſie vermuthlich in einen Zeitpunkt, wo beide Völker in ihren aſiatiſchen Urſitzen noch neben einander wohnten. Das Abweichende iſt ſeitdem entſtanden, theils durch die natürliche Divergenz der Sprachen, theils durch Einmiſchungen. Wer wollte dieſe leugnen? Die phöniciſchen z. B. ſind ja im Griechiſchen offenbar genug. Aber dieſe Einmiſchungen können weder plötzlich, noch in ſtarkem Maße ſtatt gefunden haben. Dazu iſt die Grammatik beider Sprachen zu vollkommen. Denn wenn nach gewaltſamem Zuſammenſtoß zwei Sprachen in eine neue verſchmelzen, ſo geht immer ein Theil der grammatiſchen Bildſamkeit verloren, wie z. B. das Engliſche die angelſächſiſchen Biegungen eingebüßt, die franzöſiſchen aber nicht erworben hat.

So ſchätzbar die ſämmtlichen geographiſchen Erörterungen und viele der hiſtoriſchen in dem Abſchnitte über das alte Italien ſind, ſo geſtehen wir dennoch, der Verfaßer hat uns hier am wenigſten befriedigt. Die Neigung, ohne Noth Autochthonen anzunehmen, der Begriff von den Sprachen, als wären ſie eine organiſche Naturwirkung im Menſchen, und die Meinung, Uebereinkunft der Sprachen beweiſe keine gemeinſame Abſtammung, haben ſeine Anſichten verwirrt und getrübt. Es ſei uns erlaubt, die unſrige in der Kürze darzulegen.

Wir leugnen entſchieden alle griechiſchen Einwanderungen der vortrojaniſchen und trojaniſchen Zeit, nämlich auf die Weiſe, wie ſie geſchehen ſein ſollen. Vor der Anſiedelung der Hellenen in Sicilien und Großgriechenland, und vor dem Einbruche der Gallier, erkennen wir nur zwei Nationen in Italien; die Etruſker ſind die eine, zu der andern gehören alle übrigen Italiker, mit Ausnahme vielleicht einzelner illyriſcher und epirotiſcher Anſiedelungen an der öſtlichen Küſte. Die Vielfachheit der Namen darf uns nicht irren: ſie waren örtlich, landſchaftlich, oder Benennungen einzelner Staaten und Verbündungen. Alle Spuren in Namen der Menſchen und Oerter, in einzelnen Wörtern und Inſchriften beweiſen, daß dieſe Völkerſchaften eine einzige Sprache in verſchiedenen Mundarten redeten, welche vielleicht nicht weiter von einander abwichen, als heutzutage das Genueſiſche vom Neapolitaniſchen. Die Linie zwiſchen

den Etruſkern und den übrigen Italikern iſt ſchneidend: in den geiſtigen Anlagen, den Sitten, der Geſetzgebung, den geheiligten Lehren und Gebräuchen, endlich in der Sprache. Sie ſind ſpäter eingewandert, der Zeitpunkt läßt ſich faſt hiſtoriſch beſtimmen. Ihre Eigenthümlichkeit brachten ſie ſchon mit: mitgetheilt haben ſie, aber wohl wenig Italiſches angenommen. Durch welche Einflüße ihre Sprache ſich bereits in ihren Urſitzen ſo abweichend beſtimmt hat, wißen wir nicht; ſie gehört dennoch unleugbar zu demſelben Stamm mit der lateiniſchen und griechiſchen, nur iſt die Verwandtſchaft entfernter. Das Lateiniſche läßt ſich keineswegs als eine Miſchſprache betrachten, vielmehr als ein mittlerer Durchſchnitt der italiſchen Mundarten. Dieſe wuchſen wild, jene allein erhielt eine wißenſchaftliche Ausbildung. Als alle Italiker römiſche Bürger wurden, mochten auch viele zuvor hier und da gehörte Ausdrücke eingebürgert werden. Die lateiniſche Grammatik aber iſt altitaliſch und unverfälſcht; ja das Bedürfniß der Deutlichkeit für eine zum öffentlichen Vortrage beſtimmte Sprache veranlaßte im litterariſchen Zeitalter eine Rückkehr zu den vollſtändigen Endungen und Biegungen, welche früher in Rom ſelbſt und in den andern Mundarten zum Theil vernachläßigt und abgekürzt worden waren. *)

Ganz richtig bemerkt Hr. N. S. 49., Auruncus und Ausonicus ſei einerlei. Der Rhotaciſmus der italiſchen Mundarten iſt bekannt. Anders aber iſt es mit der Behauptung S. 50. 'Volſker und Oſker ſind derſelbe, nur in jener Ausſprache breiter gebildete Volksname. Die Stammſilbe iſt Op oder Aup, woher mit Anhängung von Adjectivalendungen gebildet iſt Opiscus, Opscus, Oscus, Volscus, Auson, Auruncus.' — Oscus, vor Alters Opscus und nach einer milderen Form, welche die Griechen vorzogen, Opicus, iſt einer von den wenigen Völkernamen, die ſich mit völliger Gewißheit deuten laßen. Die Wurzel iſt ops, die Erde; unter dieſem Namen wurden ihr

---

*) Im altlateiniſchen hieß es poplu' und periclu', in Ciceros Zeit populus, periculum. Doch war Manches verloren gegangen, z. B. der Unterſchied des Dat. und Abl. Sing. 2. Decl. Jener gieng ehemals auf OI aus, wie im Griechiſchen, was in quoi noch übrig iſt; dieſer hingegen auf OD. In einer Inſchrift des Grabmals der Scipionen: Guaivod patre prognatus; in der duiliſchen: en macestratod, in altod marid, u. ſ. w.

Tempel gebaut. In den abgeleiteten Wörtern opus, opes, opulentes, opimus etc. iſt überall der Begriff des Landbaues und der Fruchtbarkeit. Opsci hat alſo eine ganz allgemeine Bedeutung: die Landesbewohner, vielleicht die Ureinwohner. So gebraucht es auch Propertius überhaupt für alt-italiſch (VI. El. III. 62.). Wenn man von Auruncus und Ausonicus die Ableitungsſilben wegnimmt, ſo bleibt die Wurzel aurun, auson, und was hat dieß mit ops zu ſchaffen? Mit der Stammſilbe von Vol-scus (oder Vulsculus, wie Ennius ſchreibt) heben viele italiſche und etruſkiſche Namen an; vielleicht iſt durch die Milderung der Ausſprache vor dem s ein t ausgefallen. Aber wie man auch Volscus deuten möge, mit Opscus hat es offenbar nichts gemein. Solche Verſuche, wie der, welchen der Verfaßer hier gemacht hat, ſollten von aller Etymologie abſchrecken.

S. 52. 'Im zweiten Jahrhundert nach Troja ſetzten ſich Chalkidier an der kampaniſche Küſte zu Kuma feſt.' So lautet freilich die gemeine Angabe; wir bezweifeln dennoch dieſes hohe Alter des kampaniſchen Kumä. Was bedeutet alle griechiſche Zeitrechnung vor dem Anfange der Olympiaden, da ſie noch keine Bücher hatten, und keine Prieſter bei ihnen regelmäßige Annalen hielten? Eine Kolonie, ſo hoch am tyrrheniſchen Meere hinauf, weit früher gegründet als die erſten Niederlaßungen der Griechen in Sicilien, ſcheint kaum glaublich. Wenigſtens ein Jahrhundert nachher iſt dem Dichter der Odyſſee Sicilien noch ganz in Nebel und Wunder eingehüllt; kaum dämmert einiges Licht über der Südſpitze Italiens, und dieſe Stellen rühren vielleicht von einem ſpäteren Dichter her (die Erwähnung Sikaniens Od. XXIV. 306. gewiß). Wir verweiſen auf die Abhandlung über alte Weltkunde von Voß. Dieſe Schrift des vortrefflichen Dichters und Philologen kann bei Unterſuchungen über das homeriſche und nachhomeriſche Zeitalter nicht genug beherzigt werden. Voß hat unwiderleglich gezeigt, wie ſpät noch das Meer zwiſchen Griechenland und Italien eine unüberſchrittene Kluft bildete. Alle die frühen Schiffahrten und Anſiedelungen bei den Mythographen fallen ſomit als ſpäte Erdichtungen weg.

S. 52. 'Die Tyrrhener beherrſchten das untere Meer, und ohne Zweifel waren es ihre Flotten, welche Kolonien an den Vulturnus führten.' Die Tyrſener oder Tuſker könnten ſich doch wohl

zu Lande bis dahin ausgedehnt haben. Die Verſe des Heſiodus, welche einen mythiſchen Latinus über die Tyrſener herrſchen laßen (Theog. 1012...1015.), wollen wir nicht gerade anführen, weil ſie unächt zu ſein ſcheinen, und auf jeden Fall nur eine verworrene Kenntniß zeigen. Aber Fidenä, wiewohl diesſeits der Tiber, war ausgemacht etruſkiſch; Tuſculums erſte Gründer und Bewohner verrathen ſich durch den Namen; auch Veliträ iſt ganz derſelbe Name, wie Volterra, welches auf allen Münzen VELAΘRI geſchrieben wird. Es gab ein Städtchen Artena in Etrurien, und ein andres Artena im Lande der Volſker. Dazu nehme man den hohen Flor und die in Latium eigenthümlichen Trachten von Gabii (cinctus Gabinus); die uralten Gemälde in Tempeln zu Ardea und Lanuvium (Plin. XXXV. c. 3.), welche, wie die zu Cäre, nur von Etruſkern herrühren konnten. Die Sage vom Mezentius iſt freilich fabelhaft und der Name verfälſcht, denn der Buchſtabe Z iſt nicht italiſch: doch liegt an ſich nichts unwahrſcheinliches darin, daß die Etruſker in alter Zeit über die damals von ihnen abhängigen Völker Latiums einen Statthalter geſetzt hätten, deſſen Andenken verhaßt geblieben iſt. Man berichtet von zwölf Städten des untern Etruriens; in dem engen Kampanien hätten dieſe ſchwerlich Raum gehabt, vielleicht hat man die nachher verloren gegangenen im Latium dazu gerechnet. Im mittleren Etrurien hatte jede der zwölf Hauptſtädte ein beträchtliches Gebiet.

'Die Sabeller.' S. 55...64. Die Verwandtſchaft der Völker ſabelliſchen Stammes, ihre Wanderungen und zum Theil ſpäten Eroberungen im unteren Italien werden lichtvoll entwickelt. Der Name der Samniter ſcheint patronymiſch zu ſein: Sabinites, Abkömmlinge der Sabiner, verkürzt Samnites, wie ἐρεβεννός und ἐρεμνός. Sie ſelbſt nannten ſich Sabiner.

'Die Tyrrhener, Tuſker oder Etruſker.' S. 64...96. Der Verfaßer dieſer Anzeige kehrt ſo eben von einem beträchtlich langen Aufenthalte auf dem klaſſiſchen Boden Toſkanas zurück, und behält ſich vor, die Ausbeute ſeiner dortigen Unterſuchungen in einer eignen Schrift mitzutheilen. Hier nur Weniges.

S. 65. 'In den Worten der etruſkiſchen Inſchriften kann auch durch die gewaltſamſten etymologiſchen Künſte keine Analogie mit der griechiſchen Sprache oder dem ihr verwandten Stamm der latei-

niſchen entdeckt werden.' Lanzi hat das Gegentheil behauptet; nicht alle ſeine Deutungen ſind gleich überzeugend: aber läßt ſich ein Meiſterwerk der kritiſchen Entzifferungskunſt (dafür haben es Heyne, Richard, Payne Knight und viele Andre erklärt) ſo mit einem Machtſpruche abfertigen? Glücklicher Weiſe entkräftet Hr. Niebuhr ſelbſt ſein Urtheil, indem er S. 66. geſteht, er habe die weitläuftige Unterſuchung über die italiſchen Mundarten noch nicht vornehmen können.

S. 66. 'Tuſker und Etruſker waren ihnen ſo fremde Namen als Tyrrhener; ſich ſelbſt nannten ſie Raſena.' Die Stelle des Dionyſius vom 'Raſena' iſt vermuthlich verderbt, oder der Geſchichtſchreiber war ſelbſt in einem Mißverſtändniſſe befangen. Wir ſind feſt überzeugt, daß die Etruſker ſich ſelbſt Turseni nannten, und daß die Griechen den Namen ſo von ihnen gehört. Dieſe veränderten erſt ſpät *Τυρσηνοί* in *Τυῤῥηνοί*. Der italiſche Name war Tusci. Dürfen wir auf eine Stelle der iguviniſchen Tafeln fußen (Tarsinate Turscum), ſo war die urſprüngliche Ausſprache Tursci. Turseni und Tursci wären alſo eins in der Wurzel, nur in den Endungen verſchieden: die letzte war italiſch, die erſte einheimiſch; ſie findet ſich in vielen etruſkiſchen Namen (Porsena, Vibena, Sisena, Ceicna, nach römiſcher Schreibung Caecina, u. ſ. w.). Tus, turis, ſcheint urſprünglich eine ganz allgemeine Bedeutung gehabt zu haben: alles was zum Opfer verbrannt wird. In den iguviniſchen Tafeln findet ſich tursiandu, *θύσαντι*. Turseni ſowohl als Tursci hieße alſo Opferer, Prieſter. Dieſe Ableitung iſt, ſo viel wir wißen, neu. Dem Sinne nach ſtimmt ſie mit der des Dionyſius überein, nur daß ſie nicht durch Vermittlung des Griechiſchen und Auflöſung von Tuscus in *θυοσκόος* erzwungen iſt, und daß ſie *Τυρσηνοί* zugleich mit erklärt. Was war natürlicher bei einer ſo entſchiedenen Prieſterherrſchaft, als daß das geſammte Volk nach dem vorwaltenden Stande benannt ward?

Wir verwerfen mit Hrn. N. die Herleitung der Etruſker von den Lydern oder richtiger zu ſprechen von den Mäoniern; aus denſelben Gründen, die ſchon den Dionyſius dazu bewogen, und aus noch vielen andern. Etwas anderes aber iſt es mit den Stellen des Sophokles und Thucydides, wo die Namen der Pelasger und Tyrrhener, als gleichbedeutend zuſammengeſtellt werden. Dieſe ſind

von dem gröſten Gewicht, und laßen ſich nicht ſo bei Seite ſchieben, wie es Dionyſius verſucht. Wir fügen hier ein noch nicht benutztes Zeugniß bei. Schol. Cod. Ven. ad Il. XVI. 233. sqq. Alexander von Pleuron ſagte, die *Ἕλλοί* des Orakels von Dodona (in unſern Ausgaben ſteht *Σελλοί*, aber ſchon Pindarus las *Ἑλλοί*, cf. ib. Schol.) ſeien Abkömmlinge der Tyrrhener: *ἔθνος εἶναι τὸν Ἑλλὸν* (leg. *τοὺς Ἑλλοὺς*) *ἀπόγονον τῶν Τυῤῥηνῶν, καὶ διὰ πατρῷον ἔθος οὕτω τὸν Δία θρησκεύειν.* Er ſchrieb alſo den Tyrrhenern das Orakel von Dodona zu, welches Homerus ausdrücklich ein pelasgiſches nennt. Indem Dionyſius noch andre Pelasger außer den Tyrſenern annimmt, welche die Umbrer aus ihren alten Sitzen verdrängt haben ſollen, verwirrt er Alles; er iſt genöthigt, da es im oberen Italien keine andern Völker gab, als Tyrſener und Umbrer, die Pelasger nach Griechenland zurückwandern zu laßen, was noch das Unglaublichſte von Allem iſt. Auch die Erzählung des Myrſilus von Lesbos verdreht er; denn dieſer hatte gar nicht von Pelasgern, ſondern von Tyrſenern geſprochen (Dionys. I. 23. in fin.); und am ärgſten die Stelle des Herodotus (I. 57.), die wir zum Glück haben und vergleichen können. Hr. N. unternimmt es, ſeine Mißdeutung zu rechtfertigen. S. 69. ‘Die Erklärung, welche Kreſton für eine thrakiſche Stadt nimmt, gefällt mit täuſchendem Schein. — — Aber Dionyſius Lesart, Kroton (Cortona), iſt gewiß nicht betrügeriſch.’ Zuvörderſt ſteht in unſern Handſchriften des Herodotus *Κρήστων*; ferner paßt *Κρότων* für Cortona durchaus nicht in den Zuſammenhang der ganzen Stelle. Der Geſchichtſchreiber ſucht zu beweiſen, daß die damaligen Pelasger noch dieſelbe Sprache redeten, wie die alten. Die Kreſtoniaten und Plakianer verſtehen ſich unter einander, ſagt er, wiewohl getrennt, aber nicht mit ihren Nachbarn. Wie konnte Herodotus, der niemals in Etrurien geweſen war, wißen, daß die Einwohner von Cortona eine andre Mundart ſprächen als ihre Nachbarn, und daß ſie ſich mit denen von Plakia am Hellespont verſtänden? Der Verſuch war wohl, ſeit Cortona und Plakia ſtanden, niemals angeſtellt worden. Es fällt alſo auch alles weg, was Dionyſius auf ſeine falſche Leſeart und verkehrte Auslegung gründen will.

Wiewohl wir nun, was die Verwandtſchaft der Tyrſener und Pelasger betrifft, auf die Zeugniſſe der Alten fußen und darin eine

Beſtätigung der oben dargelegten Anſicht von den Pelasgern findet, ſo meinen wir doch hieraus keine pelasgiſche Einwanderung aus dem eigentlichen Griechenlande folgern zu müßen, noch weniger eine Rückwanderung der Tyrſener aus Etrurien nach Griechenland, wohl aber Herkunft beider aus gemeinſchaftlichen Urſitzen. Bringt man hiegegen den großen Abſtand der etruſkiſchen Sprache und Religion von der helleniſchen als eine unüberwindliche Einwendung vor, ſo iſt zu bedenken, daß eben bei Entſtehung des Hellenismus Sprache, Sitten und Götterdienſt in den griechiſchen Ländern eine große Umwandlung erlitten. Die Etruſker haben Alles reiner bewahrt, insbeſondre die morgenländiſchen Ueberlieferungen.

Die Tyrſener am ägäiſchen Meere ſind nicht abzuleugnen. Die älteſte Erwähnung von ihnen findet ſich in dem homeridiſchen Hymnus auf Dionyſus. Der Schauplatz des Vorfalles wird zwar nicht beſtimmt angegeben, aber die Erwähnung von Cypern und Aegypten führt uns in die öſtliche Hälfte des Mittelmeeres. Und wie wäre wohl ein ioniſcher Sänger dazu gekommen, den erſt neuerdings unter den Hellenen eingeführten Gott Dionyſus in ein entferntes Abendland zu verſetzen? Ob nun dieſe Tyrſener von Italien etwa aus dem adriatiſchen Meere nach Thracien geſchifft, und ſich dort angeſiedelt, oder ob ſie bei dem Durchzuge ihrer Vorfahren durch die Lande zwiſchen dem Hellespont und dem Iſter zurückgeblieben, und ſich nachher an die Küſte gezogen, ſteht dahin: doch dünkt uns das letzte wahrſcheinlicher.

Herr N. ordnet S. 70. u. f. die Niederlaßungen der Etruſker dem Alter nach folgendermaßen: Rhätien; das circumpadaniſche Land; das mittlere Etrurien; Campanien. Dieß iſt Frerets Hypotheſe. Beim Livius und andern Alten iſt die Ordnung der drei erſten Niederlaßungen umgekehrt. Freilich, wenn die Etruſker zu Lande gekommen ſind, wie wir allerdings glauben, ſo müßen ſie einmal die Gegend am Padus durchzogen haben. Aber die Anlage der Städte auf Gipfeln der Berge mit rieſenhaften Felſenmauern, iſt unſtreitig die ältere Sitte und Bauart; und dieſe findet ſich einzig im mittleren Etrurien. Keine Spur hievon in den circumpadaniſchen Sitzen der Etruſker, wiewohl die Abhänge der Alpen und Apenninen gewiß bequeme Lagen dazu darboten: man ſieht vielmehr, die Städte, wie Felſina, Mantua, Hatria, ſind gleich in der

Ebene erbaut. Die Rhätier ſollen ſich, nach Livius, bei dem Einbruche der Gallier aus dem Thale des Padus in die Alpen geflüchtet haben; Hr. N. macht ſie hingegen zu den Stammvätern der Etruſker. Wie aus gebildeten Etruſkern, durch Noth, harte Lebensart und Trennung von der geſitteten Welt, wilde Rhätier werden konnten, begreift ſich gar wohl, nicht aber das Umgekehrte. Die Wißenſchaft der Etruſker iſt, ihrem ganzen Gepräge nach, nicht in Italien erworben, ſondern mitgebracht.

Daß einige Städte, welche zum mittleren Bunde gerechnet werden, namentlich Piſa, Lucca und Luna, in der That dem circumpadaniſchen Bunde angehörten, iſt eine wahrſcheinliche Vermuthung des Verfaßers. Fäſulä hatte die alte Bauart, war aber klein und vermuthlich eine abhängige Stadt. Hr. N. ſucht die zwölf Staaten des mittleren Etruriens auszumitteln. Er giebt folgendes Verzeichniß: Cäre, Tarquinii, Populonia, Volaterrä, Arretium, Peruſia, Cluſium, Ruſellä, Cortona, Veji, Volſinii; für die zwölfte Stelle iſt er zweifelhaft zwiſchen Capena und Coſa. Vetulonia will er nicht mitrechnen: die Größe dieſer Stadt gehöre nicht in die hiſtoriſche, ſondern in die mythiſche Zeit; ſie ſcheine in das benachbarte Populonia übergegangen zu ſein. Dieß letzte wird durch die Münzen widerlegt: es giebt Münzen von VETLUNA aus gewiß eben ſo ſpäten Zeiten, als von PUPLUNA. Dieſe letzte Stadt muß wohl ausgeſtrichen werden; ſie war eine Kolonie der Volaterraner, und vermuthlich ihr Hafen und Stapelplatz. Denn das mächtige Velathri, wiewohl weit von der See entlegen, ſcheint bedeutende Schifffahrt gehabt zu haben. Dieß bezeichnet der Delphin auf den Münzen. In Populonia wurde das Eiſen der Inſel Elba verarbeitet, deswegen führen die Münzen einen Vulkanus-Kopf und Schmiedegeräth. Auch Coſa iſt auszuſchließen. Es war den Volcientern angehörig oder deren Kolonie. Herr N. vermuthet S. 78., die Volcienter ſeien, man weiß nicht welches fremde Volk von Ureinwohnern, die ſich gegen die etruſkiſche Eroberung behauptet hätten. Allein ſie hießen ſo von der Stadt Volci, und werden in einer triumphalen Inſchrift neben den Volſiniern genannt (cf. Cluver. Ital. ant.). Durch die Lage der Oerter und den großen Reichthum von Volſinii wird es glaublich, daß alles dieß nur Einen Staat ausmachte, deſſen Hafenplatz Coſa war. Wir möchten für Tuder (TVTERE), das heutige

Todi, eine Stelle unter den zwölf Staaten begehren. Dieſe Stadt liegt zwar am jenſeitigen Ufer des Tibers, alſo ſtrenge genommen in Umbrien: aber ſie konnte eben als Gränzfeſtung erbaut ſein, um die Umbrer in der Abhängigkeit zu erhalten. Sie hatte Felſenmauern, dergleichen die Umbrer ſchwerlich jemals errichtet; die Münzen ſind offenbar etruſkiſche Arbeit. Nachdem Tuder eine römiſche Kolonie geworden, wird es unter den umbriſchen Städten aufgezählt. Mit völliger Gewißheit werden ſich die zwölf Staaten vielleicht niemals ausmachen laßen: ein trauriger Beweis, wie wenig wir von der innern Geſchichte Etruriens wißen.

Hr. N. lehrt (S. 79.), die untern Stände in Etrurien ſeien nicht tuſkiſchen Geblüts, ſondern die Nachkommen der Ureinwohner geweſen. Alle alten Zeugniſſe berichten jedoch, daß die Etruſker dieſe nicht unterjocht, ſondern ausgetrieben. Auch hat man keine Spur, daß dort je eine andere Sprache geredet worden außer der etruſkiſchen, und ſo hätte es gleichwohl ſein müßen, wenn die Eroberer nur den kleineren Theil der Volksmenge ausmachten. Alles war in Etrurien aus Einem Stück. Mit der harten Leibeigenſchaft der unteren Stände, welche Hr. N. annimmt, ſtreitet die große Bevölkerung und der blühende Wohlſtand des Landes. Allerdings war es eine prieſterliche Ariſtokratie, aber die Regierung ſcheint weiſe und milde, keinesweges auf rohe Gewalt gegründet geweſen zu ſein.

Von der bildenden Kunſt der Etruſker redet Hr. Niebuhr S. 87. u. 88. im Vorbeigehn. Ueber dieſes weitläuftige Fach läßt ſich nicht viel ausmachen, ohne die Denkmale ſelbſt geſehen zu haben. Die älteren antiquariſchen Werke ſind mangelhaft, weil die Zeichner damals noch nicht die Kunſt verſtanden, den Stil gehörig zu faßen; die von Micali herausgegebenen Kupferſtiche ſind meiſterlich gezeichnet, aber geſchmeichelt, und deswegen zum Theil wieder in gewiſſem Grade verfehlt. Hr. N. irrt, wenn er glaubt, in den Basreliefs der alabaſternen Urnen oder Aſchenſärge, wo die Figuren etwa ſechs Zoll hoch ſind, ſeien Porträte beabſichtigt, und altdeutſche Phyſiognomie darin finden will. Die ruhenden Figuren auf den Deckeln dieſer Urnen ſind allerdings Bildniſſe der Verſtorbenen, und oft bis in die kleinſten Zufälligkeiten nach dem Leben gearbeitet; wir haben deren an vierhundert aufmerkſam betrachtet, aber nichts von altdeutſchen Zügen geſpürt. S. 87. f. ‘Wie man — da niemanden

verhohlen ſein kann, daß die Blüthe campaniſcher Kunſt in das vierte und fünfte Jahrhundert der Stadt fällt, da Etruriens Unterjochung ihr verderblich ſein mußte, — das ſchönſte Zeitalter der etruſkiſchen ſpäter annehmen kann, iſt ganz unbegreiflich.' — Wir ſehen unſrerſeits nicht, was die etruſkiſche Kunſt mit der kampaniſchen zu ſchaffen hat. Ohne Zweifel hat der Verfaßer die kampaniſchen gemalten Gefäße im Sinne: allein dieſe ſind ja die Arbeit griechiſcher Künſtler, wie aus unzähligen Inſchriften erhellet. Daß ſie keine etruſkiſche Arbeit ſind, hat nach Winckelmann Lanzi auf das gründlichſte in einer eignen Schrift bewieſen. (De' vasi antichi dipinti, volgarmente chiamati etruschi.) Die Blüthe dieſer Kunſtſchule fällt früher, und hat gewiß mit der Zerſtörung der griechiſchen Niederlaßungen in Kampanien durch den Einbruch der Samniter ein Ende genommen. Auch findet ſich an den in Kampanien ausgegrabenen Gefäßen nichts, was durch Stil oder Koſtum ein ſpäteres Zeitalter als dieſes verriethe. Es iſt glaublich, daß die Kunſt im mittleren Etrurien vor dem Fall der Unabhängigkeit den höchſten Gipfel erreicht haben wird; aber ohne allen Zweifel hat ſie beträchtlich lange nachher noch fortgeblüht. Der ſogenannte etruſkiſche Redner, nächſt der Chimäre das vortrefflichſte Werk, welches uns übrig geblieben, iſt ja das Bildniß eines römiſchen Beamten. In der Erzgießerei ſcheinen die Etruſker beſonders ſtark geweſen zu ſein; leider haben wir außer den genannten beiden Meiſterwerken weniges, was ſich über das Maß kleiner Götzenbilder erhöbe. Die Basreliefs an den alabaſternen Urnen ſind ein Nebenzweig der etruſkiſchen Kunſtſchule. Die meiſten haben kein hohes Alter, einige dürften in die ſpäteren Kaiſerzeiten fallen. Gleichwohl bleiben ſie ungemein merkwürdig, wegen der Eigenthümlichkeit der Darſtellungen, und weil ſie einen Beweis liefern, daß die Etruſker noch lange nach dem Verluſte der Unabhängigkeit feſt an ihren Sitten und Religionsgebräuchen hielten. Daß die etruſkiſchen Kunſtwerke keine frechen Darſtellungen enthalten (S. 96.), iſt richtig, mit Ausnahme der Pateren jedoch, deren manche zu bacchiſchen Cärimonien dienen mochten.

S. 88. 'Zwar werden tuſkiſche Tragödien erwähnt; aber der römiſche Name der Verfaßers, Volumnius, beweiſt, daß ſie in ſpäter Zeit geſchrieben ſind, und mehr Kunſtſtücke als Kunſtwerk waren,

der Nation ſelbſt fremd.' Das letzte mag richtig ſein, denn Volumnius war ein Zeitgenoße Varros (De L. L. IV.), allein er war gewiß aus Etrurien gebürtig. In wie fern führt Hr. N. ſeinen Namen als römiſch hiegegen an? weil dieſer Name in den Faſten der erſten Jahrhunderte vorkommt? Vielleicht waren ja alle, gewiß aber einige patriciſche Geſchlechter gleich von der Gründung Roms her etruſkiſch. Die Endung iſt der tuſkiſchen Sprache nicht fremd (Vertumnus, Voltumna), auf einer Urne lieſt man den Namen Velimnia (Lanzi T. II. p. 362.), die unbeſtimmt angeführte Göttin Volumna möchte auch hieher gehören.

'Die Umbrer.' S. 99. 'Auf einem Theil der iguviniſchen Tafeln redet ihre Sprache'; — nur auf einem Theil? in welcher Mundart iſt denn das Uebrige geſchrieben? — 'uns unverſtändlich'; — nicht ſo ganz, ſollten wir denken! Lanzi hat Stücke daraus ziemlich befriedigend erklärt, und hoffentlich kann man es noch weiter damit bringen. — 'Auf den Tafeln iſt die Schrift lateiniſch.' — Nicht doch! fünf dieſer Tafeln ſind mit etruſkiſchen Buchſtaben, nur die beiden letzten mit lateiniſchen geſchrieben. Nach dieſer Aeußerung ſollte man glauben, Hr. N. habe die Abdrücke und Kupferſtiche der iguviniſchen Tafeln bei Dempſter, Gori u. a. niemals angeſehen. Doch wird jeder, der nicht ein Fremdling in der italiſchen Paläographie iſt, den Irrthum leicht berichtigen. Schlimmer iſt es mit folgender Anführung aus dem Livius. S. 99. 'Um mit den Umbrern zu unterhandeln, gebrauchten die Römer im fünften Jahrhundert einen der tuſkiſchen Sprache kundigen Geſandten' (Liv. IX. 36.). Die Römer wählten freilich einen Boten, welcher dieſer Sprache vollkommen mächtig war, aber nicht, um ſich mit den Umbrern zu verſtändigen, ſondern weil er ſich, um zu dieſen zü gelangen, durch das feindliche Etrurien verkleidet durchſchleichen mußte. Zwiſchen Lateinern und Umbrern bedurfte es ohne Zweifel gar keines Dolmetſchers.

'Japygien.' S. 99...104. Der Name Japygia iſt nicht italiſch. Wenn ihn die Griechen nicht erfunden, ſondern wirklich dort vernommen hätten, ſo würde er beweiſen, daß ſie an der ſüdöſtlichen Spitze Italiens Völkerſchaften nicht italiſchen Stammes vorfanden. Allein die Bewohner dieſer Gegenden erſcheinen ſo ſpät in der römiſchen Geſchichte, nachdem die griechiſchen Anſiedelungen längſt

Alles verändert hatten, daß ihre Herkunft ſich wohl ſchwerlich mit Gewißheit ausmitteln läßt. Hr. N. tadelt den Strabo, der Daunier und Apulier unterſcheiden will: jenes ſei die griechiſche, dieſes die römiſche Benennung deſſelben Volkes. Apuli ſcheint nicht der eigne Name eines Volkes, ſondern von der Landſchaft erſt auf die Bewohner übergegangen zu ſein. Apulien hieß vielleicht ſo von ſeinem Ueberfluß an Gewäßern: vom oſciſchen apa für aqua, apula für aquula.

'Ligurer und Veneter.' S. 106...111. Hr. N. will die Ligurer nicht für ein italiſches Volk gelten laßen. Er hat das älteſte Denkmal ihrer Sprache, die Tafeln von Polcevera überſehen. Sie ſind zwar lateiniſch geſchrieben, enthalten aber einige Namen von Perſonen und viele von Ortſchaften. Ein genueſiſcher Gelehrter Serra (in den Abhandlungen der liguriſchen Akademie) erklärt dieſe Namen für celtiſch, und will ſie demnach aus dem Deutſchen ableiten, welches in ſich widerſprechend iſt. Die Etymologien ſind auch darnach ausgefallen. Viele dieſer Namen möchten nicht leicht zu deuten ſein: doch tragen ſie ſämmtlich ein italiſches Gepräge: nescio quid Oscum sonant.

'Die drei Inſeln.' S. 110. 111. Die Sikaner, von denen vor Alters ganz Sicilien den Namen Sikanien geführt (Od. XXIV. 306.), und welche nachher von den Sikelern in den weſtlichen Theil der Inſel zurückgedrängt wurden, hält Hr. N., dem Thucydides beipflichtend, für ein iberiſches Volk. Das Zeugniß des großen Geſchichtſchreibers verliert an Gewicht durch die Erwähnung des Flußes Sikanus, den kein Geograph nachgewieſen. Ueberhaupt irrt er in manchen Stücken über das den Athenern erſt neuerdings näher bekannt gewordene Sicilien. Man ſieht nicht, daß die Urbewohner Hiſpaniens jemals als Seefahrer gerühmt würden: ihre Einwanderung über ein ſo weites Meer fordert alſo ſtarke Beweiſe. Will man die Bevölkerung Siciliens zum Theil anders woher ableiten, als von der Südſpitze Italiens, welches doch auf alle Weiſe das Natürlichſte iſt, ſo bietet ſich die vorliegende Küſte Afrikas weit näher dar. Wir haben jetzt keine Proben der ſikaniſchen Sprache gegenwärtig: allein bloß nach dem Namen zu urtheilen, können wir nicht umhin, die Sikaner und Sikuler für nahe verwandt zu halten. Nur waren ſie in verſchiedenen Zeiten eingewandert, und lebten in

getrennten Verbündungen. Die Wurzel beider Namen iſt dieſelbe (Sic-ani, Sic-uli), die Ableitungsſilben ſind verſchieden, aber beide italiſch. Hr. N. nennt S. 52. die Sikuler ein dem griechiſchen Stamme verwandtes Volk. Sie waren es nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Italiker. Von den Sikulern hatten die ſiciliſchen Griechen manche Ausdrücke angenommen: ſie nannten einen Haſen λέποριν, leporem, eine Schüßel κάτινον, catinum (Varro de L. L. IV.). Man ſieht, dieſe Wörter ſind rein lateiniſch. Der Fluß Gelas hieß ſo von dem ſikuliſchen Worte γέλα, der Reif, Rauhfroſt (Steph. Byzant.), welches nur in der Deklination von gelus, gelum, gelu, verſchieden iſt.

Auch die älteſten Bewohner Sardiniens rechnet Hr. N. zu den Iberiern. S. 111. 'Es iſt wohl keine zu dreiſte Vermuthung, wenn man glaubt, einen Grund für dieſe Meinung darin zu finden, daß die lateiniſche Sprache bei den Sarden nicht wie bei den Italiänern, ſondern wie bei den Spaniern ausgeartet iſt, denn dieß deutet auf eine Analogie der früheren Sprache.' Aber haben denn in Spanien ſelbſt die Sprachen der urſprünglichen Bewohner auf die Bildung der heutigen Einfluß gehabt? Nichts weniger. Als die Sueven, Vandalen, Weſtgothen einwanderten, redeten die dortigen Provinzialen nichts anderes als lateiniſch; die Landesſprachen waren längſt erloſchen, ausgenommen an der nordöſtlichen Küſte Spaniens, welche die Römer niemals inne gehabt. Alle romaniſchen Mundarten ſind im Ganzen aus dieſen beiden Beſtandtheilen, dem Lateiniſchen und der Sprache der Eroberer, zuſammengeſetzt. Es wird ſich weniges finden, was ſich nicht in dieſe auflöſen ließe. In das Latein der Provinzen mochten ſich manche nicht-klaſſiſche Wörter eingeſchlichen haben; aber lateiniſch und nur lateiniſch redete man faſt im ganzen abendländiſchen Reiche zur Zeit ſeines Umſturzes; und wo dieſe Sprache noch nicht herrſchend geworden war, da hat ſich auch keine romaniſche Mundart gebildet. Das alte Provenzaliſche hat faſt mehr Verwandtſchaft mit dem Spaniſchen, als mit dem Italiäniſchen, und doch wurde es nicht nur im ſüdlichen Frankreich bis an die Loire, ſondern weit hinein im obern Italien geſprochen. *)

---

*) [Dieſem Satze hat der Vf. in ſeinem Exemplare ein Fragezeichen am Rande beigeſetzt.]

Hier konnte die Aehnlichkeit doch nicht von den Iberiern herkommen. Das Sardiniſche iſt eben eine ſolche mittlere Mundart. Hr. N. meint, man werde baſkiſche Wörter darin finden; wir zweifeln: vielleicht eher arabiſche. In den Proben, welche Vater Mithridates giebt, iſt alles lateiniſch; der Artikel su, sa, könnte gothiſch ſcheinen, doch iſt es natürlicher, ihn für eine bloße Verfälſchung der Ausſprache von lo, la, zu halten.

'Schluß.' S. 112...116. 'Daß ein älteres Menſchengeſchlecht untergegangen ſei, iſt ein Glaube aller Volksſagen, den die griechiſchen Philoſophen theilten und hegten: daß es ſehr verſchieden war von dem jetzigen, iſt ſchon darum wahrſcheinlich, weil dieſes alsdann ein andres iſt; oder war es keine neue Schöpfung, ſondern errettet aus weit verbreitetem Untergang, die Zerſtörung nicht ohne tief wirkende Urſachen ausbrach, noch ohne gleiche Folgen blieb: daß jenes Geſchlecht Werke hinterließ, die auch Naturverwüſtungen beſtehen konnten, iſt nicht unmöglich. Auch iſt die Meinung, welche die aus ungeheuern rohen Felsſtücken zuſammengefügten Mauern der ſogenannten cyklopiſchen Städte von Präneſte bis Alba im Marſerlande, wo die Pfoſten der Stadtthore aus einzelnen Steinen beſtehen, einem Rieſengeſchlecht zuſchreibt, wie die Erbauung der ganz ähnlichen Mauern von Tiryns, eine Aeußerung des unbefangenen Verſtandes. — — Den Völkern, welche unſre Geſchichte in Latium kennt, müßen wir auf jeden Fall dieſe Werke, welche die Kräfte einer zahlreichen, zum Frohn für gebotene Unternehmungen geheiligter Herrſcher verpflichteten Nation erfordern, abſprechen und ſie einer vorhiſtoriſchen Zeit zuſchreiben. Solche Kräfte aber überſteigen ſie nicht; die etruſkiſchen Mauern ſind kaum geringer: die Aushebung der aus dem Felſen gehauenen Obeliſken und ihre Fortſchaffung iſt ein faſt noch rieſenmäßigeres und unſrer Mechanik noch mehr ſpottendes Unternehmen; doch kennen wir die Nation, welche dieſes Wunder ausführte, als ein Volk gewöhnlicher Art. Auch ſind die peruaniſchen Mauern beinahe eben ſo ungeheuer, wie die ſogenannten cyklopiſchen. Alſo gehören dieſe ewigen Werke höchſt wahrſcheinlich ganz vergeßenen Urvölkern des heutigen Menſchengeſchlechts, gegen deren Baukunſt die römiſche verkümmert war: Völkern eines Zeitalters, worin der griechiſche Geſchichtſchreiber des auguſteiſchen Jahrhunderts gleich

den philoſophiſchen des letzten, nur faſt ſprachloſe Wilde auf der rohen jungen Erde ſah.'

Es iſt wahr, die ſogenannten cyklopiſchen Mauern ſind unendlich merkwürdig. Man wäre begierig zu wißen, ob Cato von ihrer Erbauung geſprochen. Es iſt eine Art von Stumpfſinn an den Römern, daß ſie ganz davon ſchweigen, als wäre es eben nicht der Rede werth; daß ſie, mit ſolchen Denkmalen vor Augen, keine Folgerungen daraus zu ziehen wußten, und wohl gar die epikuriſche Lehre von der urſprünglichen Thierheit des Menſchengeſchlechts auch auf die älteſten Bewohner Italiens anwandten. Aber wir geſtehen, Hrn. Niebuhrs Hypotheſe ſcheint uns die verzweiflungsvollſte zu ſein, welche ſich irgend erſinnen läßt. Erliegen konnten die Erbauer ſolcher Feſtungswerke nicht unter dem Einbruche wilder Horden: denn ihre Städte waren unnehmbar, ausgenommen durch Aushungerung, und da bei der erſten Gefahr alle Kornvorräthe in dieſe ſichern Zufluchtsörter gerettet werden konnten, ſo hatten die fremden Belagerer wohl eher Hungersnoth zu fürchten, als die Belagerten. Auch ſehen wir, daß die Gallier ſowohl im mittleren Etrurien als in Latium, ohne etwas zu unternehmen, an den ſo befeſtigten Städten vorbeigezogen ſind. Wie ſoll alſo jenes von Hrn. N. vorausgeſetzte Urvolk untergegangen ſein? Durch eine Natur-Revolution? Welche ſeltſame Natur-Revolution wäre das, welche ein ganzes Menſchengeſchlecht bis auf die letzte Spur vertilgt, die Mauern aber hätte ſtehen laßen? Ferner: waren dieſe Mauern das Werk eines mächtigen weit verbreiteten Volkes, warum ſind ſie denn nicht über ganz Italien verſtreut, ſondern ſämmtlich in einem engen Bezirk zuſammengehäuft? Dieſelbe Erſcheinung findet ſich wieder bei den cyklopiſchen Mauern im Peloponneſus. Es ſcheint demnach unwiderſprechlich, daß die Inhaber dieſer Feſten in der hiſtoriſchen Zeit die Nachkommen ihrer Erbauer waren. Die meiſten lagen im Lande der Herniker. Dieſer Name bezeichnete aber nicht einen beſonderen Volksſtamm, ſondern war bloß örtlich. Herna bedeutete in der Mundart der Sabiner und Marſer saxa (cf. Serv. ad Aen. VII. 684. et Fest.); vermuthlich muß die daher abgeleitete Benennung nicht ſowohl von der felſigen Beſchaffenheit des Landes verſtanden werden, als von der feſten Lage der Städte auf Berggipfeln. Die Nachbarn der Herniker, die Aequer (Aequi,

Aequicoli oder Aequiculi, gens Aequicula), wurden ohne Zweifel im Gegenſatze ſo genannt. Was iſt nun ſo Unbegreifliches darin, daß hier einmal der Mittelpunkt eines Völkerbundes geweſen iſt, der ſich ſchon in der vorhiſtoriſchen Zeit aufgelöſt und zerſplittert hat? Oder der Sitz eines Königreiches, zu welchem einmal ein beträchtlicher Theil des mittleren Italiens gehörte? Denn am Ende waren ſolche Feſtungswerke doch nur eine Sicherungsanſtalt, kein Werkzeug der Eroberung, noch weniger ein Mittel, entfernte Landſchaften im Gehorſam zu erhalten. Ja, im Vertrauen auf den ſichern Zufluchtsort konnten die Beſitzer ſolcher Feſten nach und nach weniger kriegeriſch werden, als die Bewohner offner Dörfer, welche ſich bloß auf die Stärke ihres Armes verließen. Zwar iſt im alten Italien das Königthum immer nur Ausnahme; ſelbſt die mythiſchen Angaben hierüber ſind meiſtens verdächtig; ſtädtiſche Gemeinweſen, die in loſere oder feſtere Verbündungen zuſammentraten, waren die allgemeine Verfaßung. Im Peloponneſus hingegen waren die cyklopiſchen Mauern unleugbar ein Werk der königlichen Macht. Der Sage nach fällt ihre Erbauung in das vierte und fünfte Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege. Proetus, König von Tiryns, ſoll die Cyklopen, die Werkmeiſter der Mauern, aus Lycien kommen laßen. Homerus berichtet dieß nicht, wiewohl er die Mauern von Tiryns kennt: aber er ſchildert den genauen Verkehr zwiſchen Proetus und ſeinem Schwiegervater, dem Könige von Lycien (Il. IV. 168. sqq.). Die Ueberlieferung iſt alſo ächt und gültig, wie etwas dieſer Art nur immer ſein kann. Unſers Bedünkens ſteht das Daſein jener befeſtigten Hauptſtädte, Mycene, Argos und Tiryns, im engſten Zuſammenhange mit dem Vorrang Agamemnons unter den griechiſchen Fürſten. Zwar lag nur Mycene im unmittelbaren Gebiet Agamemnons; Diomedes und Sthenelus (dieſer vom Geſchlecht des Proetus) hatten Argos und Tiryns inne, aber ohne Zweifel unter der Oberhoheit des Pelopiden, denn es heißt von ihm:

Πολλῇσιν νήσοισι καὶ Ἄργεϊ παντὶ ἀνάσσειν,

und Argos bedeutet hier den Peloponneſus. Die andern dortigen Fürſten waren ſeine Vaſallen. Lehensverhältniſſe waren der griechiſchen Vorzeit nicht fremd: im Reiche im Priamus ſtanden ebenfalls neun Fürſten unter dem Könige der Hauptſtadt.

Auch in Griechenland ſpielte die Landſchaft, wo noch jetzt die Trümmer jener unverwüſtlichen Mauern zu ſehen ſind, in der hiſtoriſchen Zeit, als Athen und Lacedämon ſich um die Oberherrſchaft ſtritten, eine unbedeutende Rolle, gerade wie die Herniker in Italien. Die Macht wechſelt nach den Verfaßungen und dem kriegeriſchen Unternehmungsgeiſte, nach begünſtigenden oder nachtheiligen Umſtänden: ein untergegangenes Urvolk brauchen wir weder dort, noch hier anzunehmen.

Die cyklopiſchen wie die etruſkiſchen Mauern beweiſen allerdings einige Grundlagen der Wißenſchaft, und beträchtliche Fortſchritte des Gewerbfleißes: Ueberfluß an eiſernem Geräth; Ueberfluß an Zugvieh; weit gediehenen Ackerbau, um ſo viele Menſchen und Laſtthiere während einer langwierigen, nicht einträglichen Arbeit zu nähren. Was aber beſonders daran hervorleuchtet, iſt die Beharrlichkeit, der in eine Zukunft vorſchauende Gedanke, das Beſtreben, Werke für Ewigkeit zu ſtiften: lauter Züge der Vorwelt, wo ſie unter prieſterlicher Leitung ſtand. Prieſter waren ohne Zweifel überall die Urheber des Entwurfs, die Abmeßer der Anlage, die Werkmeiſter des Baues. Es iſt wohl nicht nöthig, mit Hrn. N. knechtiſche Frohndienſte zum Behuf der Ausführung vorauszuſetzen: die Unternehmung wurde durch ein geheiligtes Anſehen empfohlen, und war zugleich höchſt gemeinnützig. Im Peloponneſus findet ſich außer den Mauern noch ein beſondres Denkmal des Königthums, wovon im Latium bisher keine Spur bekannt geworden: die Theſaure, undurchdringliche Gebäude, mit Spitzgewölben aus horizontalen Steinlagen gebildet, und zur Bewahrung aller koſtbaren Vorräthe beſtimmt. (S. Gell Itinerary of Greece. 1810.) Der Name *θησαυρός* deutet auf eine vorhelleniſche Zeit, wo das Gold in Griechenland noch nicht *χρυσός*, ſondern wie in Italien *αὖρον* hieß. Das älteſte dieſer Gebäude mochte jedoch von Prieſtern in Delphi erbaut ſein. *)

---

*) Il. IX. 404. 405. Der *λάϊνος οὐδός* dürfte von einem ſolchen Gebäude zu verſtehen ſein, und nicht von der Schwelle des Tempels, innerhalb deſſen die Schätze verwahrt worden wären. In dem heiligen Kriege gab dieſe Stelle der Ilias Anlaß zu einem ſeltſamen Mißverſtändniß. **Cf. Diod. Sic. et Strabo.**

Die vollkommene Aehnlichkeit der Bauart an den Mauern im Peloponneſus und denen im Latium berechtigt zu dem Schluße, daß ſie dort und hier von verwandten Völkern, ja von verſchiedenen Genoßenſchaften eines und deſſelben Volkes errichtet worden, welche die Kunſt ſchon aus ihren gemeinſchaftlichen Urſitz in Aſien mitgebracht haben. Unſre Leſer finden vielleicht darin eine Beſtätigung deſſen, was oben über das eigentliche Weſen der Verwandtſchaft zwiſchen den Italikern und den Stammvätern der Hellenen geſagt worden iſt. Man darf wohl nicht ſchlechthin die cyklopiſche Bauart, aus unregelmäßigen Vielecken, für älter erklären als die etruſkiſche, aus großen Parallelogrammen in horizontale Steinlagen geordnet. In beiden ruhten die Steine, gleich ſorgfältig behauen und zuſammengefugt, ohne Kitt unerſchütterlich feſt auf oder in einander. Man hat verſchiedene Theile derſelben Stadtmauern in beiden Bauarten ausgeführt gefunden (ſ. Gell). Coſa, die einzige Stadt in Etrurien, welche cyklopiſche Mauern hat, iſt keine der älteſten. Oertliche Urſachen konnten die Gründer für die eine oder die andre Verfahrungsweiſe entſcheiden. Jedoch iſt es wahrſcheinlich, daß die Feſten im Latium ſchon bei der Einwanderung der Etruſker vorhanden waren, und ihren Eroberungen einen Damm entgegenſetzten. Da nun die Etruſker vermuthlich ein oder zwei Jahrhunderte vor dem trojaniſchen Kriege eingewandert ſind, ſo würde die Erbauung jener Feſten in ein noch höheres Alterthum fallen, als im Königreiche von Argos und Mycene die Ueberlieferung ſie angiebt. Auf jeden Fall ſind die hernikiſchen und etruſkiſchen Mauern in Italien und die pelasgiſchen im Peloponneſus das älteſte Denkmal europäiſcher Kultur.

Wir ſetzen die den unſrigen geradezu entgegenſtehenden Reſultate dieſes Abſchnittes mit den eignen Worten des Verfaßers her. S. 113. 'Das darf als hiſtoriſche Wahrheit behauptet werden, daß die Hauptvölker Italiens in ihren Sprachen grell von einander unterſchieden waren, wie Celten und Deutſche, wie Iberer und Celten; obgleich es zweifelhaft iſt, welche von denen, die abgeſondert erſcheinen, ob etwa die Auſoner und Sabeller, zu einem Geſchlecht gehörten. Ihre Religionen, alle verſchieden von der griechiſchen, waren es auch unter ſich. Aber mehrere von dieſen verſchiedenen Nationen, die Latiner, Etruſker und Sabeller, hatten in einigen Hinſichten übereinſtimmende

Einrichtungen, welche ſie geſammt vor allen von den Griechen auffallend unterſchieden.' — Wir wünſchten, der Verf. hätte ſich nicht der zweideutigen Ausdrücke 'Griechen' und 'griechiſch' bedient. Meint er Hellenen und helleniſch, ſo hat er ganz Recht; allein wir haben ſchon gezeigt, wie jung der Name und die Sache iſt. Die Religion und die geſelligen Einrichtungen der italiſchen Völker waren von den helleniſchen verſchieden: aber auch von den pelasgiſchen? Kennen wir dieſe genugſam? Uebrigens dürften die Religions-Verſchiedenheiten nur in der örtlichen Verehrung beſonderer Schutzgottheiten beſtanden haben, wie ja auch die ägyptiſchen Nomen in manchen Stücken einen verſchiednen Götterdienſt hatten. Die Etrusker ſcheinen ſtärker abzuweichen, vielleicht aber mehr in den Namen als in der Sache. Wenigſtens nahmen die andern italiſchen Völker ihre heiligen Gebräuche willig an, und ſie ſelbſt huldigten frühzeitig den helleniſchen Göttern.

'Die Latiner.' S. 117...141. Die Aboriginer machen in den Alterthümern Latiums viel zu ſchaffen; man weiß mit ihnen weder woher, noch wohin. Es wäre wohl das Beſte, ihnen als einer leeren Einbildung einmal für allemal dreiſt den Abſchied zu geben. Vermuthlich verdanken ſie ihr Daſein dem Mißverſtändniſſe eines Griechen, der von den Latinern gehört hatte, ihre Vorfahren hätten ab origine da gewohnt. Das Wort iſt ſprachwidrig gebildet: wie hieß denn der Singularis? ein Aborigo oder ein Aborigen? Das einfache Origines wäre ſchon unerhört als Benennung eines Volkes, ſowohl der Benennung, als des weiblichen Geſchlechts wegen; das Vorwort macht die Sache nur ſchlimmer: man bedenke, was aboriri and abortus bedeutet. Die Verdrehung iſt Aberrigines, um ihren Namen von aberrare abzuleiten, iſt um nichts beßer. Livius ſagt, aus der Vermiſchung der Trojaner und Aboriginer ſei das Volk der Latiner entſtanden. Da nun aber erweislich niemals Trojaner im Latium ſich niedergelaßen haben, ſo iſt es klar, daß die Aboriginer nichts andres ſind, als die Latiner ſelbſt.

Hr. N. wünſcht jedoch die Aboriginer zu retten, weil er das Lateiniſche als eine gemiſchte Sprache betrachtet. S. 117. 'Die Entſtehung der lateiniſchen Nation durch die Verſchmelzung eines den Griechen verwandten Stammes mit einem barbariſchen altitaliſchen Volk, bewährt die Sprache, eben ſowohl durch ihre Biegungen,

als durch die Worte.’ Wir wären begierig hievon die Beweiſe zu ſehen, und ſind auf dieſen Fall zur Widerlegung erbötig. Nach Hrn. N. waren die Aboriginer die barbariſchen Autochthonen, und die Sikuler das den Griechen verwandte Volk, aus deren Vermiſchung die Latiner entſtanden ſein ſollen. Er ſagt S. 119.: ‘Ich nenne, zur Unterſcheidung, das Volk an der Tiber Sikuler, das önotriſche aber Sikeler.’ Dieß vollendet die Verwirrung: aus der verſchiedenen Schreibung desſelben Namens bei Griechen und Römern werden zwei Völker gemacht. Mit gleichem Recht könnte man zwei verſchiedene Völker annehmen: die Deutſchen und die Tedeschi; jene haben im Norden der Alpen gewohnt, dieſe in Italien ihr Weſen. — Wahrſcheinlich iſt die Bevölkerung Italiens zu Lande von Norden her erfolgt, und die einwandernden Völkerſchaften haben ſich dabei allmählich vorwärts gedrängt. Da nun die Sikuler bis zur ſüdlichen Landſpitze und endlich nach Sicilien gelangt ſind, ſo müßen ſie freilich die ganze Halbinſel der Länge nach durchzogen haben. Sie konnten alſo auch einmal im Latium wohnen, es konnte ein Theil von ihnen zurückgeblieben ſein. Wie viel oder wenig nun aber die angeblich hievon nachgewieſenen Spuren gelten mögen, für Hrn. N.s Hypotheſe iſt auf keinen Fall etwas damit gewonnen, denn die Sikuler waren, wie wir oben geſehen, ein ſo ächt italiſches Volk, als irgend ein andres.

Der Name Latium dürfte ſich befriedigender und natürlicher deuten laßen, als die Alten es gethan. Von Latium muß aber die Benennung der Bewohner, Latini, abgeleitet werden, nicht umgekehrt. Der Name war alſo nicht der eines beſonderen Stammes, ſondern, örtlichen Urſprungs, wurde er einem Staatenbunde zugeeignet. Der König Latinus iſt nichts andres als die gewöhnliche Weiſe, ein Volk durch einen Königsnamen zu perſonificieren. So viel wir wißen, hat ein griechiſcher, jedoch alter, Dichter, welcher dem Heſiodus ſeine Verſe unterſchob (Theog. 1011...1015.), den Latinus zuerſt erſonnen, und ihn eben ſo wohlfeilen Kaufs zu einem Sohn des Ulyſſes und der Circe gemacht. Das Königthum iſt überhaupt im alten Latium ſehr verdächtig. Man wußte dem Latinus keine Vorgänger auszumitteln: mit Mühe und Noth hat man endlich drei einheimiſche Götter herbeigeſchafft, welche man in Könige verwandelte, den Saturnus, Picus und Faunus. Aber dem

italiſchen Glauben war die Abſtammung der Menſchen von den Göttern durchaus fremd. Auch keine Nachfolger hat Latinus gehabt, wie wir bald ſehen werden.

Im Ganzen erkennt es Hr. N. wohl, wie willkürlich die Griechen in die italiſchen Alterthümer hinein und über ſie weg gefabelt haben; im Einzelnen läßt er ſich noch zu ſehr mit ihren leeren Vorſpiegelungen ein, in der Hoffnung darunter Spuren einheimiſcher Ueberlieferung zu entdecken. Dieß iſt auch Heynen einmal begegnet. Den Evander giebt er zwar als eine leere Erdichtung auf (Exc. I. ad VIII. Aen.), vom Cacus ſagt er aber: Fabula Italorum domestica fuit. Wie doch ſelbſt den ſcharfen Forſcher zuweilen ſein Blick verlaßen kann! Die Geſchichte von den rückwärts in die Höhle gezogenen Rindern iſt aus dem Hymnus auf Hermes entlehnt; der Name des Räubers iſt ganz griechiſch, und zwar von einer Wurzel, die im Lateiniſchen gar keine Schößlinge getrieben. Cacus (κακός) iſt der böſe Mann, Evander der gute: man ſieht, der Erfinder hat ſich mit den Namen nicht ſouderlich in Unkoſten geſetzt. Von den Thaten des Herkules im Latium, von der Anſiedelung Evanders, urtheilt Hr. N. ganz richtig, ſie ſeien ſpät-griechiſche Erfindung. Die letzte iſt ohne Zweifel bloß auf die Verdrehung des Namens Palatium in den des arkadiſchen Ortes Pallanteum gegründet. Einige der Hügel, worauf Rom nachher erbaut ward, ſcheinen einheimiſchen Gottheiten geweiht geweſen zu ſein: der nachherige kapitoliniſche dem Saturn, das Janikulum dem Janus, das Palatium oder mons Palatinus der Göttin Pales. Den mythographiſchen Antiquaren, welche ſchon eine arkadiſche Auswanderung des Oenotrus, ſiebzehn Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege verſchluckt hatten, mochte es eine Kleinigkeit ſcheinen, an die weit ſpätere vom Evander zu glauben. Allein die Arkadier wohnten im Innern des Peloponneſus, ſie berührten nirgends die Küſte, Homerus bezeugt ausdrücklich, ſie hätten nichts mit dem Seeweſen zu ſchaffen gehabt, deswegen habe ihnen Agamemnon ſeine eignen Schiffe zu der Fahrt nach Troja geliehen. Und dennoch ſollen Oenotrus und Evander nach dem fernen Italien geſchifft ſein! So laſen die Griechen ihren Homerus!

Einige Beiſpiele von gräciſierenden Deutungen mögen zeigen, was es für läppiſche Hirngeſpinnſte waren. Ein Ort in Rom hieß

Argiletum von einer ehemaligen Thongrube (argila, argiletum, ſo wie dumetum, quercetum u. ſ. w.). Die Antiquare trennten das Wort, und machten Argi letum daraus: hier ſollte ein Fremdling Argus umgebracht ſein. Ein Wunder iſt es nur, daß ſie die Fabel von der Io und ihrem Wächter Argus nicht dahin verſetzt haben. Jede Namens-Aehnlichkeit ward aufgehaſcht, noch öfter wurden die Namen der Perſonen ſelbſt nach den Oertern erſonnen: dieß Vorgebirge ſollte nach der Amme des Aeneas benannt ſein, jenes nach ſeinem Trompeter; aber Trompeter gab es in der trojaniſchen Zeit noch gar nicht. Hinwiederum wurden die Namen, welche deutelnde Geographen den Inſeln und Küſten nach ihren Einbildungen von den Irrfahrten des Ulyſſes beigelegt hatten, in der Folge die volksmäßige Benennung: ſo willigen Glauben fand jedes mythologiſche Vorgeben. Zu den Anſprüchen Roms und unzähliger andern italiſchen Städte auf einen griechiſchen Urſprung aus der Heroen-Zeit kam nun noch die Eitelkeit der Familien. Die Mamilier aus Tuſculum leiteten ihr Geſchlecht vom Telegonus, dem Sohne des Ulyſſes und der Circe, ab. Sie hätten billig etwas Zauberei verſtehen ſollen, um dieſe Anmaßung zu rechtfertigen, welche erſt im litterariſchen Zeitalter Roms aufgekommen ſein kann, vom Livius aber mit ſeinem gewöhnlichen Mangel an Urtheil ſchon dem Schwiegerſohn des zweiten Tarquinius zugeſchrieben wird. (Liv. II. 49.) Aelius Lamia war ſtolz darauf, den menſchenfreßeriſchen Rieſenkönig Lamus zum Ahnherrn zu haben, und Horatius hebt eine Ode an ſeinen Freund gefällig mit dieſer antiquariſchen Erörterung an.

'Aeneas und die Troer in Latium.' S. 125...141. Das ſo eben Bemerkte hat nahen Bezug auf dieſen Abſchnitt. Denn ſeit Julius Cäſar ſich öffentlich auf der Rednerbühne gerühmt hatte, von der Göttin Venus abzuſtammen, wurde die *) Niederlaßung des Aeneas in Latium ein Glaubensartikel der politiſchen Schmei-

*) Sueton. Caes. c. 6. — Amitae meae Iuliae maternum genus ab regibus ortum, paternum cum Diis immortalibus coniunctum est. Nam ab Anco Marcio sunt Marcii Reges, quo nomine fuit mater: a Venere Iulii, cuius gentis familia est nostra. Est ergo in genere et sanctitas regum, qui plurimum inter homines pollent, et caerimonia Deorum, quorum ipsi in potestate sunt reges.

chelei. Im Zeitalter des Auguſtus möchte es bedenklich für einen Geſchichtſchreiber geweſen ſein, die Sache kritiſch zu beleuchten. Hr. N. ſagt 'Niemand verwerfe die troiſche Sage ſchlechthin, weil auch Ilion eine Fabel, und eine Schiffahrt nach dem unbekannten Weſten unmöglich geweſen ſei.' — Daß die beſchränkte Weltkunde der Griechen im homeriſchen Zeitalter, die Kindheit ihrer Schiffahrt noch ſo lange nachher, ein triftiger Einwurf gegen die Kolonie des Aeneas wie gegen alle ähnlichen ſei, behaupten wir allerdings. Aber es giebt einen weit entſcheidenderen Grund, ſie zu verwerfen. Nicht das Daſein Ilions und den trojaniſchen Krieg gedenken wir abzuleugnen, wie es von Alten und Neueren mit Scharfſinn geſchehen iſt; im Gegentheil, wir würden fürchten bei den trojaniſchen Sagen allen geſchichtlichen Grund und Boden zu verlieren, wenn wir uns nicht ſtrenge an den Buchſtaben der Ilias und Odyſſee hielten. Die Prophezeiung Poſeidons Il. XX. 307. 308.:

Νῦν δὲ δὴ Αἰνείαο βίη Τρώεσσιν ἀνάξει,
Καὶ παίδων παῖδες, τοί κεν μετόπισθε γένωνται,

kann nach allen Regeln der Auslegungskunſt nur von einem nach der Zerſtörung Ilions in der Troas ſelbſt neu errichteten Reiche verſtanden werden, nicht von dem traurigen Schickſale, landflüchtig umher zu irren, und endlich in der unbekannten Weſtwelt mit einem kleinen Haufen Geretteter unter Fremden eine Zuflucht zu finden. Das Haus des Priamus ſollte untergehn, aber ſeine Herrſchaft dem Geſchlecht des Aeneas anheimfallen, weil er den Göttern immer gefällige Geſchenke gab. Man leſe die Stelle in ihrem ganzen Zuſammenhange. Nur erfüllte Weiſſagungen machen in der Poeſie ihr Glück: dieſe war gewiß erfüllt, ihre Erfüllung beſtand noch im Zeitalter des Sängers, und zwar ſo, daß es ſeinen Zuhörern bekannt ſein mußte. Die äoliſchen Anſiedelungen am Hellespont und in der Troas beweiſen nichts hiegegen: ſie beſchränkten ſich anfangs nur auf die Küſte; um den Ida herum, wo urſprünglich die Stadt des Aeneas Dardania lag, konnte noch Raum genug zu einem troiſchen Fürſtenthum ſein. Verſchiedene Stellen der Ilias machen es wahrſcheinlich, daß die dort regierenden Aeneaden mit den benachbarten aſiatiſchen Griechen in freundlichem Verkehr ſtanden, ja daß Rhapſodien der Ilias an ihrem Hofe geſungen wurden. Wie

umſtändlich wird die Abſtammung des Aeneas, und ſomit ſein Recht an die Thronfolge erklärt (Il. XX. 208. sqq.)! Der Hymnus auf die Aphrodite, in welchem dieſelbe Weiſſagung wiederholt wird, iſt ganz ſo beſchaffen, als wenn er einem Aeneaden zu Gefallen gedichtet wäre.

Was können nun gegen ein ſolches Zeugniß, das älteſte und das einzig gültige, das wir haben, die Einfälle der Dichter und Mythographen ausrichten, welche ſechs Jahrhunderte nach dem trojaniſchen Kriege und ſpäter, wie ſie Alles willkürlich verwirrten, auch den Aeneas bald hier, bald dorthin auswandern ließen, und da ſich nirgends eine wahrhafte Spur ſeiner Niederlaßung fand, ihn immer weiter nach Weſten vorwärts ſchoben? Es wurde ihnen um ſo leichter, da ſie alle Tempel der Aphrodite auf Vorgebirgen als Spuren einer Landung ihres Sohnes betrachten konnten. Schon Strabe ſah es ein, daß jene Stelle der Ilias der gemeinen Anſicht widerſpreche. Ohne Zweifel aus eben dem Grunde hat man, da die trojaniſche Abkunft der Römer allgemein angenommen, und ihre Weltherrſchaft eine Thatſache war, den Text folgendermaßen verfälſcht:

Νῦν δὲ δὴ Αἰνείω γενεὴ πάντεσσιν ἀνάξει

μεταγράφουσί τινες, ſagt der venetianiſche Scholiaſt, *ὡς προθεσπίζοντος τοῦ ποιητοῦ Ῥωμαίων ἀρχήν*. Aus den Verſen der Aeneïs III. 97.

Hic domus Aeneae cunctis dominabitur oris,
Et nati natorum, et qui nascentur ab illis,

iſt es klar, daß Virgilius dieſe Verfälſchung ebenfalls vor Augen hatte, und ſie bereitwillig ergriff.

Unter den neueren Gelehrten haben Cluverius und Bochart die trojaniſche Kolonie im Latium verworfen, und Ryckius hat ſie mit ſchlechten Gründen vertheidigt. Hr. N. äußert ſich ſkeptiſch darüber, und beſchränkt dann ſelbſt den Gegenſtand ſeiner Unterſuchung hiera,uf 'ob die troiſche Sage alt und einheimiſch war, oder ob ſie von den Griechen ausgegangen, und von den Latinern aufgenommen worden iſt.' Er ſucht das erſte darzuthun; uns ſcheint hingegen das letzte ausgemacht.

Die allmähliche Entwickelung der Sage von den Irrfahrten des Aeneas, und ihre mannichfaltigen Abweichungen hat Heyne vortrefflich behandelt. Wenn Hr. N. S. 128. ſagt: ‘es ſcheine keine Urſache vorhanden, der Nachricht zu mißtrauen, daß Virgilius das zweite Buch der Aeneïs dem Piſander von Kamirus ganz nachbildete’, ſo nimmt er auf dieſen Vorgänger keine Rückſicht; denn Heyne hat ausführlich gezeigt, daß Virgilius nicht aus der Heraklea des alten Piſander ſchöpfen konnte, und daß die irrige Angabe des Macrobius vermuthlich auf einen Dichter gleiches Namens aus der Kaiſerzeit zu beziehen iſt (Exc. I. ad Lib. II. p. 282...289.). Die Rettung des Aeneas, und ſeinen Auszug aus der brennenden Stadt nach den Gebirgen zu, meldeten gewiß ſchon die älteſten Dichter, welche die Zerſtörung Trojas beſangen: denn dieſes war dem Homerus gemäß. Von der Auswanderung des Helden aber nach dem Abendlande, nach Heſperien, ſcheint Steſichorus der erſte Erfinder geweſen zu ſein; derſelbe Dichter, der gleichfalls gegen den Homerus behauptete, Helena ſei niemals nach Ilion gelangt (Plat. Phaedr. c. 44.). Wenn man dieß erwägt, ſo wird die Frage ziemlich müßig, woher Steſichorus jenes Vorgeben genommen. Aus ſeinem Kopfe nahm er es, nach altem Dichterrecht. Hr. N. meint, die Sage ſei wahrſcheinlich entweder von den Elymern, oder aus Latium ſelbſt zu den Sikelioten gekommen. Will man deswegen der Ausſage des Steſichorus von der Auswanderung des Aeneas nach Weſten einiges Gewicht beilegen, weil er aus Sicilien gebürtig war, ſo liegt die Beziehung auf die Elymer und Egeſta am nächſten; ferner gab es eine vorgeblich trojaniſche Kolonie am Siris; von Troern im Latium ließ ſich Steſichorus (vor der 56ſten Olympiade) ſchwerlich etwas träumen. Vollends annehmen, daß ein helleniſcher Mythus von den Latinern nach Sicilien gebracht worden, das heißt Holz in den Wald tragen. Wie hätten wohl die Prieſter von Lavinium oder die Römer überhaupt nur ahnden mögen, daß es jemals ein Troja gegeben, ehe ihnen dieſe Kenntniß mittelbar oder unmittelbar von den Griechen mitgetheilt wurde! Wir ſagen mit Bedacht ‘mittelbar’; denn es finden ſich unverkennbare Spuren, daß die Römer die erſten Begriffe von helleniſcher Mythologie, die Namen einiger Heroen, lange vor ihrem litterariſchen Zeitalter durch die Etruſker überkommen hatten. Die früheſte

amtliche Anerkennung des trojaniſchen Urſprungs von Seiten der Römer findet ſich in der duiliſchen Inſchrift (a. U. c. 495.), welche die Egeſtaner cocnatos popli Romani nennt, wofern dieſe Worte nicht zu den Ergänzungen des Ciacconius gehören. Sind ſie ächt, ſo hatten die Egeſtaner ſich gewiß hierauf, als auf einen Grund der Bundsgenoßenſchaft berufen, und die Römer ließen es gern gelten. In wie mannichfaltige Berührung mit den Griechen waren die Römer damals ſchon, unter andern durch den Krieg gegen Pyrrhus, geſetzt worden! Im Jahr der Stadt 454. brachte nach Varros Zeugniß P. Ticinius die erſten Barbierer aus Sicilien nach Rom; irgend ein Andrer mochte Fabeln eben daher holen; oder die Barbierer, von jeher ein geſchwätziges Gewerbe, brachten auch die Fabeln gleich mit.

Eben ſo legt unſers Bedünkens Hr. N. zu viel Nachdruck auf die Nachricht des Timäus von den troiſchen Bildern aus Thon, den Penaten in Lavinium. Timäus war ja wegen ſeiner italiſchen Nachrichten übel genug berufen, und ſchrieb überdieß erſt nach dem Kriege des Pyrrhus. So bald übrigens die Prieſter in Lavinium einmal erfahren hatten, daß ihre Bildchen etwas ſo Vornehmes wären, werden ſie ſelbſt es eifrig genug behauptet haben. Vielleicht war das artige Wunder mit der Sau und ihren dreißig Ferkeln von der Erfindung dieſer Prieſter. Es liegt darin eine feine Anſpielung auf den trojaniſchen Urſprung, welche hervorzuheben ſich Virgilius wohl ſchämte: in der gemeinen Sprechart ward nämlich eine Sau troia genannt.

Wir folgern aus Obigem: das Märchen vom Aeneas iſt, aller Wahrſcheinlichkeit, ächten Sage und Geſchichte zuwider, von griechiſchen Dichtern und Mythographen aufs Gerathewohl erſonnen worden; ſehr ſpät, in Vergleichung mit dem trojaniſchen, ja mit dem homeriſchen Zeitalter; den Römern war die Annahme einer trojaniſchen Abkunft urſprünglich ganz fremd, ſeit dem Ende des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt wurde ſie aber auch von ihnen ſelbſt öffentlich anerkannt, und nun mochten die Geſchichtſchreiber und Antiquare zuſehen, wie ſie den verworrenen Handel leidlich in Ordnung brächten. Mithin fällt nun auch alles weg, was bis zur Erbauung Roms an die Niederlaßung der Troer im Latium geknüpft worden; es fällt weg, nicht nur als

wahrhafte Geſchichte, ſondern als einheimiſche unverfälſchte Ueberlieferung.

'Alba.' S. 140. 141. Mit Recht urtheilt der Verfaßer, daß das Verzeichniß der Könige von Alba ein ſehr junges und äußerſt ungeſchicktes Machwerk ſei. Man hat ſich nicht lange dabei aufzuhalten; dieſe Könige ſind unter aller Kritik. Wir fügen nur dieß hinzu: es kann billig bezweifelt werden, daß Alba Longa jemals ein Königreich geweſen. Bei der erſten beglaubigten Begebenheit, wo Alba in der Geſchichte erſcheint, unter dem Tullus Hoſtilius, wird ein Diktator, Mettus Fufetius, als Oberhaupt der Albaner erwähnt. Sein Vorgänger, C. Cluilius, heißt beim Livius König. Wenn er es wirklich war, warum folgte ihm denn kein König nach? Oder wurde Alba im Lager vor Rom aus einem Königreiche in eine Republik umgeſtaltet? Vorſichtiger nennt Dionyſius den Cluilius den oberſten Befehlshaber. Die beiden Namen ſind übrigens eben ſo ächt lateiniſch, als die der Könige von der Dynaſtie der Silvier fremd und unächt.

'Rom. Verſchiedene Sagen über die Gründung der Stadt. Romulus und Numa.' S. 142...167. Wenn Hr. Niebuhr S. 149. anhebt: 'Alſo lautete die alte römiſche Dichtung'; ſo würden wir ſtatt deſſen ſagen: 'Alſo lautete der moderne griechiſche Roman'; und hiemit iſt auch die ganze Verſchiedenheit unſerer Anſichten ausgeſprochen. S. 146. 'Daß Fabius Pictor dem Diokles von Peparethus' (in der Erzählung vom Romulus und der Gründung Roms) 'gefolgt ſei, iſt gewiß nur Plutarchs Vermuthung.' Wie gedenkt Hr. N. dieß zu beweiſen? Plutarchus drückt ſich ſehr beſtimmt aus. Rom. c. 3. *τὰ μὲν κυριώτατα πρῶτος εἰς τοὺς Ἕλληνας ἐξέδωκε Διοκλῆς ὁ Πεπαρήθιος, ᾧ καὶ Φάβιος Πίκτωρ ἐν τοῖς πλείστοις ἐπηκολούθησε.* Plutarchus hatte die Bücher beider Schriftſteller vor Augen, er verglich noch viele andre; und ſeine Ausſage wird dadurch um ſo wahrſcheinlicher, daß auch Q. Fabius griechiſch geſchrieben hat (Dion. I. 6.). Der Satz wird umzukehren ſein: daß es altrömiſche Heldengedichte gegeben, iſt gewiß nur Hrn. Niebuhrs Vermuthung. Dieſer zu Gunſten mußte das achtungswürdige Zeugniß des Geſchichtſchreibers verworfen werden, welcher unter allen auf uns gekommenen über die Alterthümer Roms am gelehrteſten geſammelt hat.

Die Sache verhält ſich ſo. Nachdem den Griechen der Name Roms bekannt geworden war, wandten ſie die erträumte Niederlaßung des Aeneas am tyrrheniſchen Meere dieſer Stadt zu, welche ſie unmittelbar von ihm ſelbſt oder ſeinen nächſten Nachkommen ſtiften ließen. Nach ihrer Weiſe erfanden ſie eine Trojanerin oder Griechin Rhoma, einen Rhomos oder mit verlängerter Endung einen Rhomylos. Von dieſem Rhomos hat man wenigſtens zehnerlei Genealogien; doch ſtimmen alle früheren dahin überein, ihn in das erſte oder zweite Menſchenalter nach dem Aeneas zu ſetzen. Nun wurde man etwas näher mit der römiſchen Geſchichte bekannt; eine große Thatſache, die Abſchaffung des Königthums, ſtand chronologiſch ſo ziemlich feſt; vor dieſer Begebenheit wußten die Römer nur wenige Könige zu nennen: man mochte ihre Regierungen noch ſo ſehr in die Länge ziehen, ſo war damit der lange Zeitraum vom trojaniſchen Kriege her durchaus nicht auszufüllen. Man ſchob alſo Mittelglieder ein; die Verwandtſchaft mit Troja wurde weitläuftiger, ungefähr wie zwiſchen Vettern nach der bretagniſchen Mode, durch die Kolonien von Lavinium, Alba Longa und endlich Rom vermittelt. Die Erzählung des Diokles gründet ſich auf die Ableitung von Alba: da er eine ganz andre Genealogie des Romulus gab, als die Aelteren, ſo ſchickte er ohne Zweifel auch die Reihe der albaniſchen Könige voraus, nur vielleicht nicht ſo genau entwickelt, als ſie nachher, der Zeitrechnung zu Lieb, abgefaßt ward. Durch die verſchiedenen Ableitungsformen deſſelben Namens hatte man ſich mit zwei Stiftern Roms behelligt, und doch konnte man nur einen brauchen. Romus und Romulus waren in der That Zwillingsſöhne, aber nicht des Mars und der Rhea, ſondern des Namens Roma. Der, welcher eine Silbe mehr hatte, als der Stärkere, ſchlug natürlich ſeinen Bruder todt. Metuo sane, ſagt Voſſius, ne ex eo, quod alii a Romo alii a Remo conditam urbem scripserint, orta sit ſabella de duobus ſratribus Romo et Remo, cum unus idemque sit Romus et Remus. Er zweifelt jedoch wegen der verſchiednen Quantität von Remus. Aber aus dem griechiſchen Ῥῶμος machten erſt die ſpäteren Römer Remus, vermuthlich um örtliche Namen ganz andern Urſprungs auf ihn zu deuten.

Es bietet ſich hier die von Hrn. N. übergangene Frage über die wahre Etymologie des Namens Roma dar. Die Ableitung von

ῥώμη war den Vertheidigern des helleniſchen Urſprungs eben ſo willkommen, als dem Stolze der Römer. Lateiniſch aber iſt ſie ſchwerlich, was auch Voſſius dafür ſagen mag. Robur und robustus im Sinne der Stärke iſt bildlich von der Härte des Eichenholzes übertragen; der Baum ſelbſt hieß ſo von der röthlichen Farbe des Holzes; und dann iſt robur noch weit von Roma. Weit natürlicher iſt folgende Ableitung, welche auch ſchon einige Alte im Sinne gehabt (Heyne Exc. IV. ad Aen. VIII.). In der etruſkiſchen Schrift, der älteſten der Römer, gab es kein O; die Schreibung war alſo unfehlbar RVMA, und ruma hieß mamma. Eine ſchickliche Benennung für eine Hügelgruppe in einer weiten fruchtbaren Ebne, gerade wie οὖθαρ ἀρούρης beim Homerus.

Aus allem geht hervor, nicht nur, daß Romulus niemals gelebt, ſondern auch daß die Sage von ihm den Römern bloß von den Griechen angeſchwatzt, und daß vor der Mitte, vielleicht vor dem Schluß des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt ſein Name in Rom ſelbſt noch nicht gehört worden war.

Daß die allgemein angenommenen Geſchichten vom Romulus und Remus griechiſche Erfindung ſeien, wird ausdrücklich und glaubwürdig bezeugt; würde es aber auch nicht, ſie tragen ein ſo unitaliſches Gepräge, daß ſie ſich ſelbſt kund geben. Nur eine vorgefaßte Meinung macht es begreiflich, wie dieß Hrn. Niebuhrs prüfendem Sinne entgehen konnte. Wir wollen einige der Hauptpunkte bemerken.

Es iſt unerhört, daß der Name des Erbauers einer Stadt von dieſer abgeleitet ſei. Ueberall findet das Gegentheil ſtatt, nicht nur in der beglaubigten Geſchichte, wie bei Alexandria, Antiochia; ſondern auch in der uralten Sage, z. B. Ilion von Ilos, Dardania von Dardanos, u. ſ. w. Roma kann aber durchaus nicht von Romulus abgeleitet werden: es müßte etwa Romulia heißen. Wie nun die Wurzel immer den abgeleiteten Wörtern vorangeht, ſo berechtigt dieß zu dem Schluße, daß der Name der Stadt älter ſei, als der des angeblichen Stifters.

Ferner: zwei Namen, ein patronymiſcher oder Geſchlechts-Name, der immer auf ius ausgeht, und ein eigner Vorname, das iſt die alte lateiniſche, ja überhaupt die italiſche Sitte, wie Hr. N. richtig bemerkt (S. 114. u. 115.). Alle folgenden Könige Roms haben

zwei ſolche Namen, wie es die Regel erheiſcht. Auch die, welche als Zeitgenoßen des Romulus genannt werden, haben ſie: Titus Tatius, Hostus Hostilius, Mettus Curtius. Nur für den Romulus hat man keine zwei Namen aufzutreiben gewußt. Doch wir vergeßen: er hieß wohl Silvius, wie die albaniſchen Könige. Dann wäre alſo Romulus ſein Vorname geweſen. Allein die lateiniſchen Vornamen ſind bekannt; in geringer Anzahl werden ſie unaufhörlich wiederholt. Warum käme denn der Name Romulus niemals weder bei Lateinern, noch bei verwandten Völkern vor?

Die Mutter des Romulus wird Rhea genannt, nach dem Namen einer helleniſchen Göttin, der Mutter der Heſtia oder Veſta, weswegen den griechiſchen Erzählern dieſer unlateiniſche Name für eine Veſtalin ſchicklich dünken mochte.

Die geſammte heroiſche Genealogie der Griechen war auf Liebeshändel der Götter mit den Fürſtentöchtern gebaut. Der reineren italiſchen Religion war dieß fremd: hier waren Götter und Sterbliche ſo vollkommen geſchieden, wie ſie bei den Hellenen nach dem Ausdruck des Pindarus nur Ein Geſchlecht ausmachten. Deswegen hatten die Italiker auch keine Helden-Mythologie.

Die Erzählung von der Ausſetzung des Romulus, von ſeiner Erziehung unter Hirten, von der Wiedererkennung mit dem Großvater, iſt ſichtbar der Jugendgeſchichte des Cyrus beim Herodotus mit den gehörigen Abänderungen nachgebildet.

Romulus ſoll ein Aſylum eröffnet haben, um ſeine neue Stadt zu bevölkern. Die Sache war im alten Italien ſo unbekannt, daß es kein Wort dafür in der lateiniſchen Sprache gab, und Livius den griechiſchen Ausdruck hat beibehalten müßen. Wo die Prieſter mit einem gewaltthätigen kriegeriſchen Adel zu kämpfen haben, da wird das Recht der Aſyle geltend gemacht, und kann wohlthätig wirken. Wo aber eine prieſterliche Ariſtokratie iſt, wie im alten Italien, wo der Prieſterſtand unbeeinträchtigt das höchſte Anſehen im Staate beſitzt, da wird er ſich wohl hüten, ein Recht aufzubringen, welches die Götter zu Bundsgenoßen der Widerſpenſtigen machen würde.

Von der Apotheoſe des Romulus konnten die Römer ſich erſt in einem Zeitalter überreden laßen, wo ihr Götterdienſt durch Vermiſchung mit dem griechiſchen ausgeartet war. Denn die italiſchen

Religionen wußten nichts von Vergötterung der Sterblichen. Quirinus war ohne Zweifel ein ſabiniſcher Schutzgott, und ſeine Verehrung älter als Rom.

Eben ſo war Tarpeja vermuthlich eine örtliche Gottheit, die Lara des tarpejiſchen Felſen. Griechiſche Dichtung nach dem Muſter ſo vieler Heldinnen, die in feindliche Heerführer verliebt geſchildert werden, beſonders der Scylla, iſt ihre Liebe zum Tatius und ihr Verrath. Mit dieſem läßt ſich das jährliche Opfer, das ihr gebracht ward, nicht vereinbaren. Die goldenen Armſpangen der Sabiner ſcheinen den Galliern abgeborgt zu ſein; auch ihre Einnahme des damals noch nicht vorhandnen Kapitols erinnert an den von den Galliern verſuchten Ueberfall.

Wie Hr. N. ſelbſt bemerkt, iſt der Name des Anführers der Caeniner, Akron, von dem Romulus die erſten spolia opima heimgetragen haben ſoll, ganz griechiſch. Akron ſtammte vom Herkules ab: überall erkennt man die Hand der griechiſchen Erfinder.

Daß dieſe ihrer Erzählung manche wirklich alte und einheimiſche Namen und Anſpielungen auf Religionsgebräuche einwebten, darf nicht geleugnet werden. Acca Larentia ſoll die Pflegemutter geweſen ſein. Der Name iſt gewiß ächt, aber er bezeichnet kein ſterbliches Weib, ſondern eine Göttin; ſie war vermuthlich die Mutter der Laren. Akka heißt in der indiſchen Sprache Mutter, Larentia, das deutet ſich ſelbſt. Die Larentalien fielen auf den nächſten Tag nach den Kompitalien, welche den Laren gefeiert wurden.

Vielleicht wird man ſich für das wirkliche Daſein des Romulus auf die in Rom vorhandenen Denkmale von ihm berufen: auf ſeine Statue unter denen der Könige im Kapitol, auf den ruminaliſchen Feigenbaum. Leider ſagt Plinius nichts von dem Stile dieſer Statuen, noch ob man am Saum der Gewänder Inſchriften in etruſkiſchen Buchſtaben las. Die Statuen der letzten Könige mochten aus ihrem eignen Zeitalter ſein, das hat nicht die mindeſte Schwierigkeit. Wenn aber auch die Reihe der Bildniſſe erſt im ſechsten Jahrhundert der Stadt nach den damals herrſchenden Begriffen ergänzt worden war, ſo konnten die Statuen dem Plinius dennoch als ſehr alt erſcheinen, wegen der eigenthümlichen Strenge der etruſkiſchen Kunſtſchule, oder weil man ein höheres Alter nachgeahmt hatte. Schwerlich wird man eine Spur finden, daß im

ſechsten Jahrhundert ſchon griechiſche Künſtler in Rom gearbeitet hätten; in dieſen Zeitraum fällt eben der große Stillſtand der Kunſt in Griechenland ſelbſt (Ol. 120...155.). Billig hätte Plinius erklären ſollen, wie die von ihm für ächt gehaltenen Bildniſſe aus Erz den beiden Bränden des Kapitols zur Zeit des Sulla und des Vitellius haben entgehen können. Was den ficus Ruminalis betrifft, ſo hatte dieſer Baum urſprünglich nichts mit dem Romulus gemein, ſondern war von Hirten der Göttin Rumia, der Beſchützerin der Säuglinge, zu Ehren geſetzt (Varro de R. R. II. c. XI.). Es iſt nicht unglaublich, daß ſchon frühzeitig das Bild einer Wölfin mit ſaugenden Knaben eben dieſer Göttin geweiht war, entweder als ein ex voto, oder als ein Sinnbild ihrer Macht, auch die wildeſten Thiere durch das Bedürfniß der Säugens zu zähmen, und daß Diokles daher den Anlaß zu ſeinem Märchen von der Ausſetzung der Zwillingskinder nahm. Jener verehrte Baum ſollte dem Augur Attius Navius bis in das Comitium nachgewandert, zugleich aber auch an ſeiner alten Stelle, am Abhange des palatiniſchen Hügels gegen den Tiber zu, geblieben ſein. Plinius (XV. c. 18.) vermindert das Wunder in etwas, indem er hinzufügt: wenn der Baum verdorrt, ſo pflanzen ſie einen andern.

Daß wir das Jahr und vielleicht das Jahrhundert der Stiftung Roms nicht wißen, muß wohl eingeſtanden werden; der Stiftungstag aber fiel mit den Palilien zuſammen (S. 156.) auf den 21ſten April. Haben wir nun hieran eine wahrhafte hiſtoriſche Erinnerung? Das älteſte Rom, Roma quadrata, war auf dem Palatium erbaut. Da nun beim Feſte der Pales die Hirten ſich um dieſen ihr geweihten Hügel verſammelten, ſo konnte das Feſt leicht auf die Gründung der Stadt bezogen werden. Die ländlichen Gebräuche gaben wohl auch den Begriff vom Hirtenleben des Romulus und ſeiner Genoßen.

Wie Hr. N. bemerkt, muß in den älteſten Schilderungen vom Raube der Sabinerinnen nur von dreißig geraubten Mädchen die Rede geweſen ſein. Valerius Antias zählte deren 527, Juba 683. Dieſe Zahlen ſind aus der Luft gegriffen, aber jene erſte war widerſinnig. Denn ſie waren alle ohne Weiber, heißt es, den Romulus nicht ausgenommen: was verſchlugen alſo dreißig Mädchen, wenn man nicht die Vielmännerei einführte? Indeſſen giebt uns Livius

den Schlüßel an die Hand. Um die ſabiniſchen Frauen zu tröſten, ſollen nach ihren Namen die dreißig Curien benannt ſein. Die geraubten Sabinerinnen waren alſo vermuthlich nichts andres, als die weiblichen Namen der Curien ſelbſt, in lebendige Weſen verwandelt.

Bei der Erzählung vom Raube der Sabinerinnen wird allerdings vorausgeſetzt, daß die erſten Bewohner Roms ein zuſammengelaufnes Geſindel waren, denen niemand ſeine Töchter zur Ehe geben wollte. ‘Als Kolonie von Alba’, ſagt Hr. N., ‘hätte Rom mit allen Latinern Connubium für alle Bürger gehabt.’ Allein hieraus folgt nicht, ‘daß die älteſte Sage Rom gar nicht als eine eigentliche Kolonie Albas und eine latiniſche Stadt betrachtete.’ Es beweiſt nur, daß der erſte Erfinder ſeiner eignen Vorausſetzungen nicht eingedenk war. Läßt er doch auch den Romulus ſein Erbrecht auf das Königreich Alba vergeßen, welches von der Geſchichte ſeiner Kindheit ganz unzertrennlich iſt. Der Faden des ungeſchickt geſponnenen Märchens iſt überall brüchig. Der Raub der Sabinerinnen hängt ſo genau mit den rohen Hirtengeſellen des Romulus und mit dem Aſylum zuſammen, daß wir nicht umhin können, ihn ebenfalls für ein Stück von dem Roman des Diokles zu halten.

In der Fülle der Macht und des Reichthums mochte den Römern die vermeinte Niedrigkeit ihrer Vorfahren eben durch den Gegenſatz ſchmeicheln; den ſtrengen Patriciern der erſten Jahrhunderte hätte der Fleck einer mehr als zweideutigen Herkunft ſchwerlich behagt. Die Art, wie Romulus einen Senat erſchafft, iſt im Sinne der griechiſchen Demokratien gedacht, wo alle zu den Stellen wahlfähig waren. Wer mit den altitaliſchen Verfaßungen bekannt war, mußte wohl wißen, daß es unmöglich geweſen ſei, Patricier zu machen, d. h. Leute zu Mitgliedern einer erblichen Prieſterſchaft zu erheben, die nicht ſchon in ihrer Vaterſtadt dazu gehörten; eben ſo unmöglich, als es dem mächtigſten Monarchen Indiens ſein würde, Braminen zu machen. Auf der Unmöglichkeit, anders als durch Geburt ein Patricier und folglich zu den höchſten Würden im Staat ausſchließlich berechtigt zu ſein, beruht ja die ganze ältere Geſchichte der römiſchen Republik. Der Glaube an das Gegentheil, an die Erſchaffung eines Patrieiats durch die Willkür der Könige, konnte

in Rom erſt Eingang finden, als längſt aller politiſche Unterſchied zwiſchen Patriciern und Plebejern erloſchen war.

S. 163. 'Die Eroberung von Fidenä' (durch den Romulus) 'wird faſt genau ſo erzählt, wie die Einnahme derſelben Stadt im Jahr 328., eine Uebertragung der Vorfälle aus der ſchon hiſtoriſchen Zeit in die mythiſche, welche im weitern Fortgang dieſer Geſchichte häufiger erſcheinen wird.' Dieſe Bemerkung iſt lichtvoll, in ihrer umfaßenden Anwendung äußerſt wichtig, und ſo viel wir wißen, Hrn. Niebuhr eigenthümlich. Bei der Dürftigkeit an Thatſachen werfen die Geſchichtſchreiber, um die Lücken auszufüllen, wirkliche Begebenheiten in eine ältere Zeit zurück: von den verſchiedenen Exemplaren derſelben Erzählung iſt dann die letzte als das wahre Original, die angeblich frühere als die Kopie zu betrachten. Die römiſchen Geſchichtſchreiber rechneten wohl auf die Vergeßlichkeit ihrer Leſer bei der unendlichen Langenweile, welche die kleinen Kriege Roms einflößen. Mit Fidenä aber ſcheinen ſie es gar nicht ſatt zu werden, ſie laßen es dreimal erobern: einmal vom Romulus, zweimal im Jahre Roms 320., endlich im J. 328.; und doch ſoll es eine wohlbefeſtigte und durch Sturm nicht einzunehmende Stadt geweſen ſein. Wenn ſie es hatten, warum behaupteten ſie es denn nicht beßer?

Der Krieg des Romulus gegen Veji iſt eben ſo willkürlich erfunden, als die Eroberung von Fidenä. Die Vejenter ſollen einen Landſtrich und Salzwieſen an der Mündung des Tibers abgetreten haben. Die Einrichtung der Salzwerke, ſo wie die Gründung von Oſtia wird mit beßerem Grunde erſt dem Ancus Martius zugeſchrieben.

Was bleiben nun dem Romulus für Thaten übrig? Nichts als der bettelhafte Krieg gegen Antemna, Cruſtumerium und Cänina, wobei noch die spolia opima des herkuliſchen Akron abgerechnet werden müßen; dann die Raufereien mit den Sabinern zwiſchen dem palatiniſchen und kapitoliniſchen Hügel. Es verlohnte ſich wohl der Mühe, um ſolcher Thaten willen jemanden unter die Götter zu verſetzen! Zwar, da man einen Romulus hatte, konnte man ihn nicht wie ein ſtummes Bild vorüberführen, man mußte ihm irgend etwas andichten. Man ſieht, wie kümmerlich dieß für die acht und dreißigjährige Regierung eines raſtlos kriegeriſchen Königs geleiſtet worden.

Hrn. Niebuhrs Abſchnitt vom Numa S. 165...167. iſt ſehr kurz und unvollſtändig. Er erzählt das Hergebrachte nach, ohne ſich beſtimmt zu äußern, was eigentlich davon zu halten ſei. Wir erwarteten hier eine Unterſuchung über die Bücher des Numa, die gleich beim Tullus Hoſtilius auf eine bedeutende Weiſe erwähnt werden; über die in einer Kiſte im Jahr a. U. c. 573. ausgegrabenen, welche der Senat mit beiſpielloſer Barbarei verbrennen ließ: zum Beweiſe, daß die Römer in dieſem ſchon halb litterariſchen Zeitalter nicht nur von ihren eignen Alterthümern nichts wußten, ſondern auch nichts wißen wollten.

Mit dem Numa hat es unſers Bedünkens eine ganz andere Bewandtniß, als mit dem Romulus. Die Sage von ihm iſt alt und einheimiſch, aber er ſcheint nicht ein wirklicher Menſch, ſondern ein allegoriſches Weſen zu ſein, wie der Tages der Etruſker, der Manu der Indier. Numa bedeutet eben die göttliche Eingebung im menſchlichen Gemüthe. Daß die allgemeinen Einrichtungen und heiligen Gebräuche, welche im zugeſchrieben werden, weit älter ſind, als man ſeine Lebensjahre in der Zeit geordnet hat, leuchtet ein. Was bliebe alſo für ſeinen Wirkungskreis übrig? Er gab Geſetze, die ſchon vorhanden waren. Die vorgebliche Schülerſchaft beim Pythagoras beweiſet, daß auch in den Geſchichten vom Numa die Griechen ihre Hand hatten, und ihn gern in einen helleniſchen Philoſophen umgekleidet hätten. Jedoch liegt hierin eine Ahndung des Wahren: denn Pythagoras wollte den Götterdienſt ſeines Volkes zu der reineren Quelle morgenländiſcher Ueberlieferung zurückführen, welche in Italien noch ungetrübt floß.

Die Geſetzgebung Numas im Ganzen iſt nichts andres, als die älteſte Religions-Verfaßung Roms. Es werden aber beſondere Geſetze von ihm angeführt, deren Hr. N. nicht erwähnt, wiewohl ſie ungemein merkwürdig ſind: die Anordnung von Zünften der Handwerker (Plin. XXXIV. c. 1. et XXXV. c. 12.), ein Geſetz zur Beförderung des Weinbaues (Plin. XIV. c. 12.), ein andres gegen den Luxus beim Genuß der Seefiſche, und gegen deren Vertheurung (Plin. XXXVII. c. 2.). Dieſe ſehr alten Angaben beweiſen den frühen Wohlſtand Roms, und ſeine Fortſchritte im Gewerbfleiße, und ſtehen im ſchneidendſten Widerſpruche mit den Schilderungen von dem wüſten Leben und der hirtlichen Armut unter Romulus. Iſt

die Berufung auf den Numa in den prieſterlichen Büchern auch nicht wörtlich zu nehmen, ſo folgt daraus wenigſtens, daß man keine ſpäteren hiſtoriſchen Urheber jener Geſetze anzugeben wußte.

Auch vom Mamurius Veturius, deſſen Name in der Ueberlieferung mit dem des Numa gepaart wird, redet Hr. N. nicht. Wir hätten von dieſem fabelhaften Dädalus der italiſchen Kunſt eine neue Deutung vorzulegen, wenn es hier nicht zu weit führte.

'Anfang und Art der älteſten Geſchichte.' S. 168...180. Hr. N. gründet in dieſem Abſchnitte auf die Angabe der ſibylliniſchen Bücher, das erſte Säkularfeſt nach Verbannung der Könige ſei a. U. c. 298. gefeiert worden, eine Vermuthung über die älteſte Zeitrechnung Roms. Ein römiſches Säkulum begriff 110 Jahre; wird nun der Regierungs-Antritt des Tullus nach Euſebius auf das J. d. St. 78. beſtimmt, ſo wären von daher bis zu der gemeldeten Säkularfeier zwei Säklen verfloßen. Die Regierungen des Romulus und Numa nimmt Hr. N. jede zu 38 Jahren an, wozwiſchen das Jahr des Interregnums fällt. Die Zahl der Nundinen oder achttägigen Wochen des cykliſchen Jahres der Römer war 38; jene Zeitbeſtimmung habe alſo eine allgemeine ſinnbildliche Bedeutung nach gewiſſen Zahlenverhältniſſen. Dieß dünkt uns etwas gezwungen: man ſieht nicht recht ein, was Jahre als Nundinen gerechnet mit der ſäkulariſchen Meßung gemein haben. Wir würden aus der Angabe der ſibylliniſchen Bücher einen ganz andern Schluß ziehen, nämlich daß Rom entweder 32 oder 142 Jahre früher gegründet worden, als nach der gewöhnlichen Zeitrechnung. Denn wenn man dieſe Zahlen zu 298 hinzurechnet, ſo kommen 330 oder 440 Jahre heraus, alſo gerade drei oder vier Säklen. Und die letzte Annahme ſtimmt wunderbar mit einem ſehr alten und merkwürdigen Zeugniſſe überein. Ennius ſagt:

> **Septingentei sunt paullo plus aut minus anni,**
> **Augusto augurio postquam incluta condita Roma'st.**

Ennius lebte zwiſchen den Jahren d. St. 515...585. Wenn er nun obige Zeilen um das 560. ſchrieb, ſo rechnete er gerade 140 Jahre mehr für die Dauer Roms als Varro. Hr. N. ſucht dieſe Angabe folgendermaßen auf die gewöhnliche Zeitrechnung zurückzuführen. S. 204. 'Es waren cykliſche zehnmonatliche Jahre, von denen Ennius bis auf ſeine Zeit ungefähr 700 zählte, welche ihm Varro

als einen argen Fehler verweiſt. Aber 700 cykliſche Jahre ſind ungefähr 583 bürgerliche, und im Jahr 582 ſchrieb der Greis das letzte Buch ſeiner Annalen.' Allein wie kam Ennius dazu, nach zehnmonatlichen Jahren zu rechnen, die längſt außer dem Gebrauche waren? Seine Leſer mußten ihn mißverſtehen. Oder war er ſelbſt in einem Mißverſtändniſſe begriffen? Dann müßte man annehmen, irgend ein Chronolog hätte vor ihm die ganze Dauer Roms bis zur damaligen Zeit nach jenen cykliſchen Jahren berechnet, welches bei der tiefen Unwißenheit der Römer über die Beſchaffenheit und Bedeutung ihres eignen alten Kalenders kaum glaublich iſt. Ferner giebt Varro nicht an, in welchem Buch der Annalen obige Verſe ſtanden: dem Inhalte nach ſcheinen ſie vielmehr zum erſten als zum letzten zu gehören. Es iſt demnach nicht wahrſcheinlich, daß Ennius ſie ſo kurz vor ſeinem Tode geſchrieben. Wie dem auch ſei, immer bleibt eine beträchtliche Lücke: und wie iſt dieſe auszufüllen? Wir behalten nur fünf wahrhaft hiſtoriſche Könige; ihre Regierungen ſind ſchon ungebührlich hoch angeſchlagen. Daß einige Könige in Vergeßenheit gerathen ſein ſollten, iſt nicht glaublich. Da wir einmal bei dieſer Unterſuchung in dem Falle ſind, dem ganzen Alterthum ins Angeſicht zu widerſprechen, ſo wir uns nicht ſcheuen, auch hierüber mit unſrer Meinung hervorzutreten. Wie, wenn Rom anfangs eine Republik geweſen, und das Königthum erſt nach Verlauf einer geraumen Zeit eingeführt, ja auch nachmals noch öfter unterbrochen worden wäre? War Rom als ein gemeines Weſen entſtanden, ſo wird es begreiflich, warum die Römer keinen perſönlichen Stifter zu nennen hatten, und ſich darüber erſt bei den Griechen Raths erholen mußten. Es würde weitläuftig ſein, die mannichfaltigen Gründe für obige Vermuthung zu entwickeln: den Kennern werden ſie ſich ſchon von ſelbſt darbieten.

S. 175. 'Aus dem ganzen Zeitalter der Könige werden an Urkunden nur Servius Tullius Bündniß mit den Latinern, und das Bündniß des letzten Tarquinius mit den Gabiern erwähnt.' Die Angabe iſt nicht vollſtändig, denn Horatius ſagt:

— — — — **foedera regum**
Vel Gabiis, vel cum rigidis aequata Sabinis,

und er konnte des Verſes wegen eben ſo bequem ſetzen: **cum priscis aequata Latinis.** Welcher König den letztgenannten Vertrag geſchloßen hatte, wißen wir freilich nicht.

Alle archivariſchen Urkunden aus den erſten Zeiten der Republik, wovon wir irgend wißen, ſtehn, wie ſchon Beaufort vor unſerm Verfaßer bemerkt hat, mit den hergebrachten Erzählungen in durchgängigem Widerſpruch; mit den Faſten der Prieſter ſieht es auch mißlich aus: Hr. N. nimmt alſo, um einen Halt für die Geſchichte der erſten vier Jahrhunderte zu finden, ſeine Zuflucht zu den epiſchen Gedichten der Römer, worüber ſchon oben das Nöthige erinnert ward. S. 179. ‘So alt wie der epiſchen Lieder Grundſtoff unſtreitig war, ſo ſcheint die Form, worin ſie beſtanden, und ein großer Theil ihres Inhalts, doch viel jünger als die erſten Zeiten der Republik. Wie die pontificiſchen Annalen die Geſchichte für die Patricier verfälſchten, ſo herrſcht in dieſer ganzen Dichtung plebejiſcher Sinn, Haß gegen die Patricier, und ſichtbare Spuren, daß, als ſie geſchrieben wurden, mehrere plebejiſche Geſchlechter ſchon groß und mächtig waren.’ Daß dieſe Geſchichten erſt damals, nämlich nach dem fünften Jahrhundert der Stadt, in eine geordnete Erzählung gebracht worden, hat ſeine Richtigkeit; nur daß es in dichteriſcher Form geſchehen, leugnen wir. Jener plebejiſche Sinn erklärt ſich hinreichend aus den demokratiſchen Begriffen der Griechen, welche bei der Geſchichtſchreibung Roms zuerſt das Wort geführt hatten. Was auf die Anmaßungen einzelner plebejiſcher Geſchlechter ſich bezieht, iſt ohne Zweifel am ſpäteſten aufgekommen. Lucius Junius, der erſte Konſul, ſoll ein Plebejer geweſen ſein. Dieß iſt geradehin unmöglich: die Geſchichte der folgenden anderthalb Jahrhunderte würde dadurch ſinnlos werden. Allein die plebejiſche Familia Junia wollte ihn zum Ahnherrn haben, und Cicero willfahrte hierin gern ſeinem Freunde Marcus Brutus.

‘Muthmaßungen über Rom vor Tullus.’ S. 181...183. Alles deutet bei Rom auf etruſkiſchen Urſprungt, ſagt Hr. N.; doch beſchränkt er dieß ſogleich durch Anerkennung einer frühen ſabiniſchen Niederlaßung. S. 183. ‘Alles dieſes iſt vorhiſtoriſch, unlatiniſch, älter als Roms lateiniſcher Charakter. Dieſen empfieng es erſt von Tullus an, durch die Vereinigung mit Alba unter ihm, und durch die gewaltſame Aufnahme ſo vieler Latiner unter ſeinen Nachfolgern, ſo daß die älteren Einwohner mit ihnen verſchmolzen ganz Latiner wurden, und ihre Sprache den ſpäteren vollkommen unverſtändlich, wie die Lieder der Salier und

Arvalen, welches den Untergang der hiſtoriſchen Verzeichnungen jener Zeit erklärt.'

Wir ſind darüber mit dem Verfaßer einverſtanden, daß Rom aus vermiſchten Beſtandtheilen erwachſen iſt, doch möchten wir gleich bei der erſten Stiftung lateiniſche Anſiedler vorausſetzen. Die Etruſker walteten unſtreitig vor bei der bürgerlichen und heiligen Geſetzgebung, durch prieſterliches Anſehen, Wißenſchaft und Reichthum. Aber die Zahl ihrer Geſchlechter war wohl zu klein, um auf die Sprache einen bedeutenden Einfluß zu haben. Sabiner und Latiner waren gewiß in jener Zeit kaum noch durch die Mundart verſchieden. Nichts berechtigt uns anzunehmen, daß die gemeinſame Sprache in Rom vor Tullus eine andre als die lateiniſche war. In Abſicht auf die Lieder der Salier hätte ſich Hr. N. aus dem Varro des Gegentheils überzeugen können. Sie waren lateiniſch und nur durch die Veraltung unverſtändlich geworden. (Varr. de L. L. VI. — — — ad initium Saliorum, quo Romanorum prima verba poetica dicuntur Latina. Die ganze Stelle iſt nachzuſehen.) Und iſt etwa das Gebet der Feldprieſter, das wir haben, nicht auch lateiniſch? Wenn die Auslegung nicht ganz gelingen will, ſo mag dieß von der Unrichtigkeit des Textes herrühren. Wie leicht konnten beim Abſchreiben veralteter Gebetformeln Verſehen vorfallen!

'Die Aera von Gründung der Stadt. Ueber den Säcularcyklus.' S. 183...206. Dieſe Abſchnitte ſind voll von ſcharfſinnigen Zuſammenſtellungen, und verdienen von allen Chronologen und Geſchichtforſchern der Aſtronomie aufmerkſam erwogen zu werden. Der Verfaßer gegenwärtiger Anzeige iſt mit den eben genannten Fächern nicht vertraut genug, um auf ſeine Zweifel über eins und das andre einiges Gewicht zu legen. Die Aufſchlüße, welche Hr. N. giebt, ſind überraſchend und in ſich zuſammenhängend. Indem er das alte Jahr der Römer von 304 Tagen, in 38 Nundinen und 10 Monate eingetheilt, für ein cykliſches erklärt, deſſen Zweck war, dem bürgerlichen Mondſchaltjahr zur Korrektion zu dienen, bringt er heraus, daß die Etruſker das tropiſche Jahr auf 365 Tage 5° 40′ beſtimmt hatten. Dieß würden einen hohen Begriff von der Wißenſchaft dieſes Volkes geben: vielleicht nicht ſowohl von der erworbenen als von der angeerbten; und die letzte Vorausſetzung iſt für die Geſchichte der Etruſker ſelbſt, und für

die des älteſten Menſchengeſchlechts überhaupt noch merkwürdiger, als die erſte.

'Die Könige Tullus, Ancus und L. Tarquinius.' S. 206...209. Daß in Hrn. Niebuhrs Augen der Krieg gegen Alba, und der Kampf der Horatier und Kuriatier ein vollkommnes Heldenlied iſt, ſtand zu erwarten. Eine alte volksmäßige Sage war es allerdings: davon zeugten der kluiliſche Graben, die Grabmale der Kämpfer und der ſchweſterliche Balken (Sororium tigillum). Die Geſchichten vom Tell leben noch jetzt nach fünf Jahrhunderten in der ſchweizeriſchen Volksſage, und doch haben die alten Schweizer keine Heldengedichte gehabt.

Aus ſehr ſtarken Gründen vermuthet Hr. N. S. 210. 'daß Alba von den Latinern und nicht von Rom zerſtört iſt, und die Albaner, welche ſich nach Rom wandten, dort als Flüchtlinge Aufnahme gefunden haben.' Es iſt ſonderbar, daß die Römer, hier und in andern Fällen, ihren Vorfahren erlogene Frevelthaten aufbürden. Denn wenn Rom eine Kolonie von Alba war, ſo mußte die Schleifung dieſer Stadt nach der Denkart der geſammten alten Welt als ein wahrer politiſcher Muttermord betrachtet werden. Auch ohne dieſe Rückſicht bleibt die Geſchichte höchſt empörend. Mochte Mettus Fufetius ein Verräther ſein, was hatten hiebei die Albaner verſchuldet?

Ueber den wahren Mutterſtaat Roms bringt Hr. N. erſt in den Zuſätzen zum erſten Bande eine ſpäter gefaßte Vermuthung vor: es ſei nämlich das etruſkiſche Cäre. Er nennt dieß allzu beſcheiden eine vermeßene Hypotheſe; unſers Bedünkens erhebt ſie ſich faſt zu hiſtoriſcher Gewißheit, durch das ſonſt unbegreiflich friedliche Verhältniß gegen einen benachbarten, reichen, und wenigſtens zu Lande gar nicht kriegeriſchen Staat; durch die Wegführung der Heiligthümer Roms nach Cäre bei dem galliſchen Einbruch; endlich durch das uralte cäritiſche Bürgerrecht. Ein einzigesmal (a. U. c. 401.) hat Rom gegen Cäre den Krieg erklärt, aber ihn nicht geführt. Es ließe ſich noch Manches anführen. Nur auf die bekannte Ableitung von Caerimonia möchten wir nicht eben viel Nachdruck legen, weil die Schreibung des Wortes ſchwankend, und ſomit auch die wahre Wurzel zweifelhaft iſt (cf. Voss. Etymol.). Hingegen der Name Quirites läßt ſich wenigſtens eben ſo bequem nach der alten

breiteren Ausſprache von CAIRE ableiten, als vom ſabiniſchen Cures Dem Stolze der ſpäteren Römer konnte dieſe Herkunft nicht zuſagen, unter andern auch wegen der Verachtung der cäritiſchen Tafeln, als die Einſchreibung in dieſe eine cenſoriſche Beſchimpfung geworden war. Ueberdieß gehörte die Abſtammung von Alba zu der trojaniſchen Fabel.

Mit vollkommenem Recht, wie uns dünkt, verwirft Hr. N. die griechiſche Abſtammung der Tarquinier. S. 116. 'Weit wahrſcheinlicher iſt es, daß Tarquinius ein rein etruſkiſcher Großer war, welcher mit einer Menge Klienten nach Rom zog.' Wenn Herodotus oder Thucydides berichtete, bei der Parteiung der Kypſeliden habe ſich ein Korinthier Demaratus nach Etrurien gewandt, ſo wäre es etwas andres. Allein wo mag jener Name zuerſt vorgekommen ſein? Ohne Zweifel bei den griechiſchen Geſchichtſchreibern Roms, einem Timäus oder Diokles von Peparethus. Daß die Römer, welche nicht einmal den wahren etruſkiſchen Namen ihres Königs wußten, ſondern ihn ſchlechthin den Lucumo, d. h. den vornehmen Mann aus der Stadt Tarquinii, nannten, den Namen ſeines griechiſchen Vaters nicht auf uns gebracht haben, leuchtet von ſelbſt ein. Es iſt höchſt unwahrſcheinlich, daß ein vertriebener Korinther von edler Geburt und großem Reichthum Etrurien ſollte zum Aufenthalt gewählt haben, da ſich ihm ſo viele nähere helleniſche Zufluchtsörter darboten. In Etrurien konnte ein Fremder zu nichts gelangen; und eben dieſer Grund, der für die Auswanderung des Lucius Tarquinius angeführt wird, mußte gegen die Einwanderung ſeines Vaters entſcheiden. Was aber die ganze Sache noch am verdächtigſten macht, iſt der Name. Es iſt wirklich einmal ein Demaratus auf eine merkwürdige Weiſe ausgewandert: er war ein vertriebener König von Sparta, gieng zu den Perſern, und fand beim Darius gaſtfreie Aufnahme (Herodot. VI. c. 70.). Daß der Korinthier Demaratus die Buchſtabenſchrift und die bildende Kunſt durch die mitgebrachten Künſtler Eucheir und Eugrammos (Guthand und Gutzeichnung) in Etrurien eingeführt, iſt vollends ſpätere Ausſchmückung. Man ſieht, wie die griechiſchen Geſchichtſchreiber alles helleniſierten. Die Regierung der Tarquinier hat einen Glanz und eine Bildung, welche ihrem Vorgeben Schein gab; und die Römer mochten wohl gern der Demüthigung los ſein, drei Königen aus einem ſeitdem

unterjochten Volk gehorcht zu haben. Verhehlten ſie doch auch die etruſkiſche Herkunft des Servius Tullius.

'Roms älteſte Verfaßung, und wie Tarquinius der Alte ſie änderte. Tarquinius des Alten Ende und Servius Tullius. Servius Tullius Geſetzgebung. Fernere Geſchichte von Servius Tullius.' S. 219...295. In dieſen Abſchnitten geht Hr. N. in tiefe Unterſuchungen ein, über die verſchiedenen Stände und Eintheilungen des Volkes, über die Vermögens-Schätzung, das Steuerweſen u. ſ. w., wobei ſich ſein forſchender Geiſt in voller Stärke zeigt. Nur iſt er nicht überall bis zu klaren Ergebniſſen hindurchgedrungen, oder hat ſie nicht ausgeſprochen; jenes war bei ſo dunkeln Gegenſtänden oft wohl nicht möglich. In der römiſchen Verfaßung ſind durchgehends die alten Namen geblieben, während das Weſen der Sache ſich durchaus verändert hatte, und nicht nur Geſchichtſchreiber, ſondern auch Staatsmänner Roms waren in der Geſchichte ihres eignen Staatsrechts unbewandert, und beurtheilten die alte Zeit nach Begriffen der ihrigen. Zu den Hauptſätzen des Verfaßers gehört es, daß er gegen die hergebrachte Meinung die Klienten der Patricier gänzlich von den Plebejern trennt. Nach ihm waren die Klienten nicht Plebejer, und die Plebejer nicht Klienten; die Klienten erbunterthänige Vaſallen der Patricier, die Plebejer nichtpatriciſche freie Landeigenthümer. Erſt ſeit der Geſetzgebung der zwölf Tafeln ſeien die Klienten in die plebejiſchen Bürgerrechte eingetreten, und das Verhältniß der Klientel habe ſich allmählich gemildert. Unter andern iſt auch die Etymologie dieſer Anſicht günſtig, denn clientes heißt die Gehorchenden. (Von cluo, *κλύω;* in vielen Sprachen ſind die Benennungen der Unterwürfigkeit vom Hören enlehnt.) Daß der Ritterſtand urſprünglich nicht das war, was er im Fortgange der Republik ward, ein Vermögensadel, iſt erweislich. Aber was waren denn die alten Rittercenturien mit ihren etruſkiſchen und von den Römern verkehrt gedeuteten Namen der Ramnes, Tities und Luceres? Waren ſie etwa nichts anderes als die patriciſche Jugend? Oder waren die Ritter nicht Patricier, ſondern ein kriegeriſcher Adel neben dem prieſterlichen? Nach Hrn. N. waren die von Tarquinius dem Alten geſtifteten Rittercenturien plebejiſch. Aber gründete dieß nun einen Erbadel? Hatten die Söhne der Ritter einen Anſpruch auf die Stellen ihrer Väter, die ja ſchon bei zunehmendem Alter

austreten mußten? Oder ergänzten die Konſuln und dann die Cenſoren die Rittercenturien willkürlich aus den reicheren plebejiſchen Geſchlechtern? — Die Deutung des Namens Tities als der dritte Stand, S. 227., iſt ſchwerlich zu billigen. Das R in tres gehört weſentlich zur Wurzel: verſetzt konnte es werden, wie in ter, tertius, aber nicht ausfallen. Wir kennen hievon kein einziges Beiſpiel in allen den Sprachen, welche die indiſchen Zahlwörter haben, und zu denen ohne Zweifel auch die etruſkiſche gehörte. In der Anmerkung S. 225. giebt Hr. N. noch einige andre Etymologien, die uns mit einer ſkandinaviſchen Hypotheſe über die italiſchen Alterthümer bedrohen, nachdem die celtiſche glücklich ausgetrieben worden iſt.

Daß die Komitien der Kurien nur die Gemeinde-Verſammlung der Patricier waren, ſo wie der Senat ein Rath der Aelteſten aus ihnen, glauben wir mit dem Verfaßer. Im erſten Theile ſchwankt er noch und nimmt an, ſchon von den Königen ſeien die Plebejer, dann von den Patriciern ihre eignen Klienten in den Kuriat-Verſammlungen zugelaßen worden. Th. II. S. 35. nimmt er dieß entſchieden zurück. Daraus, daß die comitia curiata ausſchließend patriciſch waren, erklärt ſich ihr frühes Erlöſchen, und ihre Beibehaltung als religiöſe Förmlichkeit für gewiſſe Gegenſtände. Das iſt indeſſen gewiß, daß urſprünglich nicht bloß die patriciſchen Geſchlechter, ſondern alle römiſchen Bürger in die dreißig Kurien vertheilt waren. Vermuthlich in Abſicht auf gottesdienſtliche Verpflichtungen und Befugniſſe (Ovid. Fast. II. 527...532.). Aber zur Zeit des Auguſtus und wohl lange vorher wußten die Ungelehrten nicht, zu welcher Kurie ſie gehörten. Stultaque pars populi, quae sit sua curia, nescit. Es bleiben hiebei manche vielleicht nie aufzuhellende Dunkelheiten zurück.

Beim Servius Tullius hat Hr. N. eine Hauptſtelle, das Bruchſtück einer Rede des Kaiſers Claudius, überſehen, und ſie erſt in einem Anhange des zweiten Theiles nachgebracht. Dieſes Zeugniß iſt entſcheidend: es läßt keinem Zweifel Raum über die etruſkiſche Herkunft des Servius oder vielmehr des Maſtarna, und über ſeine früheren Schickſale, ehe er zur Königswürde gelangte. Dieſes Zeugniß, aus alten etruſkiſchen Quellen geſchöpft, vernichtet, wie die archivariſchen oder gleichzeitigen Nachrichten immer thun, alle römiſchen

Fabeleien. Der Kaiſer Claudius war gelehrt in den Alterthümern, auch der Sprache; er iſt vielleicht der einzige Römer ſeit Ciceros Zeiten, dem man gründliche Kenntniß der etruſkiſchen Sprache zutrauen darf; auf jeden Fall ſtanden ihm die beſten Dolmetſcher zu Gebot, und als Kaiſer durfte er ſich nicht ſcheuen, hergebrachten Vorurtheilen zu widerſprechen. Man kann daher den Verluſt ſeiner etruſkiſchen Geſchichten nicht genug beklagen; die Römer waren viel zu ſchlechte Kenner, um ein ſolches Buch gehörig zu ſchätzen: aber für uns würde ein neues Licht über das alte Rom, ſo wie über Etrurien daraus aufgegangen ſein, und wir hätten jetzo nicht das leere Stroh zu dreſchen.

'L. Tarquinius der Tyrann.' S. 295...522. Es iſt etwas verdrießlich, Dinge, die jedermann aus dem Livius auswendig weiß, die aber erwieſener oder erweißlicher Maßen falſch ſind, hier ausführlich nacherzählt zu leſen, wo man bloß Prüfung des Herkömmlichen und Darlegung des Wahren, inſofern ſich deſſen Spur noch erkennen läßt, erwartete. Allein Hr. N. thut dieß, um den Zuſamſammenhang des vermeinten Heldengedichts nicht zu unterbrechen. S. 294. 'Ich wiederhole, von Lucumos Ankunft in Rom bis zur Schlacht am Regillus iſt das Werk eines epiſchen Dichters unverkennbar, und eines weit größeren, als Rom in der Zeit ſeiner glänzendſten Kultur hervorbrachte, wenn auch ſein rauhes Versmaß und die geſetzlos reiche Sprache den Späteren ſein Gedicht ungefällig machen mochte. Man vergleiche die lebensvolle Fülle dieſer Periode, und die trockne Dürre der unmittelbar folgenden; man frage ſich dann, ob man in dieſem Zeitraum nicht auf dichteriſchem Boden wandle.' Dieß Geheimniß erklärt ſich ganz natürlich.

Als die Römer Herren der Welt geworden waren, ſchmeichelte man ihnen und ſie ſchmeichelten ſich ſelbſt auf alle Weiſe. Nun wurde ihre lange verſäumte Geſchichte ausgeſchmückt, wo ſie nur irgend einen des Schmuckes empfänglichen Stoff darbot. Die Geſchichtſchreiber, beſonders die griechiſchen, verfuhren dabei nach dem Wahlſpruche des Reineke Fuchs:

'Aber ich ſehe ſchon, Lügen bedarf es, und über die Maßen.' So kamen die Bravurſtücke von der Verbannung der Tarquinier, vom Kriege des Porſena, vom Koriolan, von der Eroberungs Vejis, von den galliſchen Einbrüchen u. ſ. w. zu Stande. Aber in be-

trächtlichen Zeiträumen waren die Nachrichten ſo kahl und mager, die Begebenheiten ſelbſt, jene ewigen Raubkriege gegen wohlhabendere Nachbarn, ohne Plan, ohne Kriegskunſt und ohne bemerkbaren Fortſchritt, ſo leer und unbedeutend, daß die Kunſt des gewandteſten Erzählers an ihnen verzweifeln mußte. Man ließ ſie alſo, wie ſie waren, und eilte flüchtig darüber hin.

Die Geſchichte des zweiten Tarquinius iſt zuvörderſt verfälſcht durch die Verleumdungen der gegen ihn verſchwornen Partei; dann durch die Erfindungen der Familien, welche ihren Vorfahren Rollen dabei zutheilen wollten; auf dieß alles wurde griechiſche Rhetorik geimpft. Es iſt unbegreiflich, wie Hr. N. bei ſeiner Meinung von einheimiſcher Ueberlieferung und volksmäßiger Dichtung beharren konnte, da er doch ſelbſt die aus Griechenland erborgten Züge anerkennt. Die Art, wie der junge Tarquinius der Stadt Gabii ſich durch Liſt bemeiſtert, iſt von der Eroberung Babylons durch den Zopyrus beim Herodotus entlehnt; der Rath, welchen der König ſeinem Sohn durch die abgeſchlagenen Mohnköpfe ertheilt, iſt die Antwort des Thraſybulus an den Periander. Hier iſt alſo das Plagiat offenbar: und wie viele ſolcher Plagiate würden wir entdecken, wenn wir jene rhetoriſchen Geſchichtſchreiber der Griechen noch hätten, deren Manier Polybius tadelt, und bei denen die Austreibung der Tyrannen ein beliebtes Thema war! Den Römern unter den erſten Imperatoren war es willkommen, an dem alten vermeinten Tyrannen ihren republikaniſchen Trotz auslaßen zu können, während ſie die wahren Tyrannen ihrer Zeit niederträchtig vergötterten. Dem doppelt verkehrten Ahnenſtolze der plebejiſchen Familien verdanken wir die Geſchichten vom Brutus und Scävola. Alle Beinamen (cognomina) in den erſten Jahrhunderten der Republik gelten ſo gut wie gar nichts. Wann die Sitte aufgekommen, die verſchiedenen Zweige desſelben Stammes durch einen dritten Namen zu unterſcheiden, wißen wir nicht; dazu ſind unſre Steinſchriften zu jung; aber erweislich wurde nach der alten Sitte jeder durch zwei Namen und durch den Vornamen ſeines Vaters bezeichnet.*) Man hat die

*) Die Beinamen mochten im gemeinen Leben ſchon lange gäng und gebe ſein, ehe ſie in die amtliche Bezeichnung eines Bürgers bei gewöhnlichen Handlungen aufgenommen wurden. Denn viele davon ſind ihrer Bedeutung nach als wahre Spottnamen entſtanden.

Beinamen in die Faſten zurückgeſchoben, um dieſer oder jener Familie Ehrenſtellen und Triumphe zuzueignen. Lucius Jünius hieß der erſte Konſul, das iſt gewiß; die ihm fremden plebejiſchen Junier führten den Beinamen Brutus, und aus dieſem Beinamen iſt die ganze Fabel von dem verſtellten Blödſinn des L. Junius entſponnen. Eben ſo die verbrannte Hand des Mucius aus dem Beinamen der plebejiſchen Mucier, Scävola, den ſie durch linkiſch erklärten. Vielleicht hatte dieſer Beiname eine noch wunderlichere Bedeutung: scaeva, scaevula, hieß nach Varro ein unanſtändiges Amulet, das die Knaben am Halſe trugen. Doch wir wollen der Familie Mucia irgend einen linkiſchen Ahnherrn zugeſtehn: folgt daraus, daß jener Mucius ſeine Rechte auf eine heroiſche Art aufgeopfert? Würden ihm die Römer nicht eine Statue mit verſtümmeltem Arm geſetzt haben, wie dem Horatius Kokles, wie der Klölia? Davon wird nichts erwähnt. Der Himmel verhüte, daß wir glauben ſollten, ächte epiſche Dichtung, auf dem durch die Sage fortgepflanzten Eindrucke großer Thaten beruhend, habe ſich jemals an den Krücken ſo armſeliger Deutelei fortgeholfen!

Freilich nicht ſo, wie Hr. N. meint, aber doch ſchon frühzeitig im Anfange der römiſchen Litteratur, war die Verbannung der Könige und alles damit Zuſammenhängende auch dichteriſch behandelt worden. Zuerſt vom Ennius, deſſen Annalen auf den öffentlichen Plätzen abgeleſen wurden, deſſen Verſe noch zu Ciceros Zeit in Aller Munde waren. Dann gab es ein Trauerſpiel vom Attius, Brutus, worin die Geſchichte der Lucretia vorkam. Darf uns alſo die dramatiſche Anordnung und das tragiſche Pathos Wunder nehmen? Dieſe Dinge waren ἐκτραγῳδούμενα lange vor dem Zeitalter des Auguſtus. Hr. N. nennt das erſte Buch des Livius ‘das Meiſterwerk ſeiner ganzen Geſchichte.’ Wir glauben, der Geſchichtſchreiber würde ſelbſt über dieß Lob ſeiner tumultuariſchen Abfertigung eines ſo wichtigen Zeitraums betroffen ſein. Zu träge oder unfähig, eigne Unterſuchungen anzuſtellen, wozu noch Mittel genug vorhanden waren, unbekümmert um die innern Widerſprüche, raffte Livius nur das Gemeinſte auf, und war hier bloß ein leidiger Wiederholer ſeiner Vorgänger.

Falſch iſt die Geſchichte des zweiten Tarquinius; das hat Beaufort längſt bewieſen, das erkennt auch Hr. Niebuhr. Da ſie nun,

in Bauſch und Bogen für wahr angenommen, ſo oft bis zum Ekel zu Schulübungen in der Rhetorik gedient hat, ſo ſollte einmal jemand die andre Seite herauskehren, und eine Lobrede auf den Tarquinius Superbus ſchreiben, auf die Gefahr hin für einen Feind der Freiheit und Verräther an der Sache der Menſchheit erklärt zu werden. Der Verfaßer dieſer Anzeige wird ſich wohl hüten, in ſeinem Namen den Anwalt des Teufels zu ſpielen; aber er denkt ſich, jener vermeßene Lobredner würde etwa folgendermaßen ſprechen:

'Man kann die Regierung der drei etruſkiſchen Könige mit Recht das goldne Zeitalter Roms nennen, und ſo lebte auch beim Volke das Andenken eines vergeblich zurückgewünſchten Zuſtandes. Tarquinius der Alte ward hoch verehrt; die Anhänglichkeit an Servius Tullius gieng bis zur Schwärmerei; nur gegen den letzten Tarquinius haben Jahrhundert lang fortgeſetzte Verleumdungen den Sieg über die Geſinnungen ſeiner Zeitgenoßen davon getragen. Und dennoch geht ſelbſt aus dem Bericht ſeiner Feinde hervor, daß er ein kluger, tapfrer und thätiger Fürſt war, und ganz im Sinne ſeiner großen Vorgänger fortarbeitete. Die Jahrbücher weniger Monarchien haben eine ſo glänzende Königsreihe aufzuweiſen. Noch zwei ſolche Regierungen, und Rom theilte mit den Etruſkern die Herrſchaft von Italien. Seine Oberhoheit wäre in der ganzen unteren Halbinſel anerkannt worden, nicht wie es drittehalb Jahrhunderte ſpäter geſchah, durch lange Vertilgungskriege und Zerſtörung aller italiſchen Bildung, ſondern vielmehr durch deren Verbreitung, durch Ueberlegenheit in allen geſelligen Einrichtungen und Hülfsmitteln, und durch die Vortheile, wodurch das königliche Rom den verbündeten und ſchutzverwandten Völkern einen gewiſſen Grad der Abhängigkeit vergütete. Der jüngere Tarquinius war nicht ſo kriegsluſtig, als er geſchildert wird, denn die Feldzüge gegen Gabii und Ardea ſind ihm angedichtet. Er ſuchte Roms Gebiet und Einkünfte mehr durch Unterhandlungen zu vermehren, als auf dem Wege der Gewalt. Wann er aber Krieg führte, ſo geſchah es zu großen Zwecken und mit entſcheidendem Nachdruck. Die Eroberung von Sueſſa Pometia machte ihn zum Meiſter der ganzen pomptiniſchen Ebene bis Terracina. Wie gut er dieſen Beſitz zu ſichern und zu benutzen wußte, beweiſet die Anlage einer Kolonie auf dem circejiſchen Vorgebirge, welche, für die Schiffahrt günſtig gelegen, Rom in nahe Berührung mit den griechiſchen Anſiedelungen brachte.'

‘Damals blühte in Rom Gewerbfleiß, Handel und Schiffahrt, wie ſeitdem nie wieder. Denn in den Zeiten der Weltherrſchaft ſchwelgten die Großen vom Raube der Provinzen, der Ritterſtand vom Finanzwucher; niemand brachte wahrhaft Nützliches hervor; der verworfene Pöbel Roms mußte auf Koſten des Staats genährt und beluſtigt werden. Aus ihrem vaterländiſchen Etrurien führten die Könige die edleren Künſte herbei. Schon konnte Rom den würdigſten Hauptſtädten der alten Welt ſich vergleichen, durch ſeine Mauern, durch die dem kapitoliniſchen Felſen angebauten unerſteiglichen Steinmaſſen, durch die unterirdiſchen Kanäle, welche unter den regelmäßigen Straßen hinliefen, und eben ſo erſprießlich für die Reinlichkeit als für die Geſundheit waren, durch die öffentlichen Plätze, endlich durch eine große Rennbahn nach griechiſcher Sitte. Der jüngere Tarquinius vollendete auch hierin die Entwürfe ſeiner Vorgänger. Rom war ſchwer zu befeſtigen, weil ſich die Hügel zum Theil allmählich in die Ebene verliefen. An dieſer Seite warf er einen hohen Damm auf, ſo daß die darauf errichtete Mauer ſo hoch ward, wie über den natürlichen ſteilen Abhängen. Durch dieſes gemeinnützige und dauerhafte Werk wetteiferte er mit der Vorzeit; durch den Bau des erhabenen kapitoliniſchen Tempels übertraf er vielleicht den Parthenon des Perikles. Und dieſe herrlichen Unternehmungen koſteten dem Volke nur wenig: ſie wurden großentheils aus der Beute des Krieges und den Beiträgen der Bundesgenoßen beſtritten.’

‘Die Anklagen, wodurch die Patricier ihren Gewaltſtreich gegen den Tarquinius zu beſchönigen verſucht haben, ſind ſo offenbar falſch, daß ſie erſt lange nachher erſonnen werden konnten; den Zeitgenoßen hätte die Unwahrheit unmittelbar eingeleuchtet.*) Tarquinius ſoll den Vater und älteren Bruder des Lucius Junius umgebracht, ihm aber dennoch den Oberbefehl über die Ritter anvertraut haben. L. Junius ſtellte ſich blödſinnig, ſagt man. Aber wie konnte denn ein Blödſinniger ein in Krieg und Frieden ſo wichtiges Amt bekleiden? Was Lucretia betrifft, ſo war auf keinen Fall der König ſelbſt ſchuldig, ſondern ſein Sohn: man mußte alſo zuvor abwarten,

*) Der Lobredner übergeht die gewaltſame Art, wie Tarquinius zum Thron gelangt ſein ſoll. Aber hier hat ihm Hr. N. ſchon vorgearbeitet, indem er die ganze Geſchichte bezweifelt.

ob ihn ſein Vater nicht nach den Geſetzen ſtrafen würde. Allein die ganze Geſchichte von der Lucretia iſt an die Belagerung von Ardea geknüpft, und dieſe Belagerung hat niemals ſtattgefunden, denn Ardea ward als ein ſchutzverwandter Ort in dem Vertrage begriffen, den die erſten Konſuln mit den Karthagern ſchloßen. Die Entehrung Lucretias wird mit den widerſinnigſten Umſtänden erzählt. Waren die Häuſer der Alten etwa ſo weitläuftig, daß ſie nicht zu ihrem Geſinde um Hülfe rufen konnte, als Sextus in ihr Gemach eindrang? Sie ſoll ihm nachgegeben haben, weil er ſie bedrohte, ihr einen ermordeten Sklaven beizulegen. Als ob ein Fremder in einem mit Knechten und Mägden angefüllten Hauſe dieß unbemerkt hätte ausführen können! Ueberdieß hätte Sextus ſich dennoch dadurch verrathen, denn er konnte das Schlafgemach der Lucretia zur Nachtzeit nur in übler Abſicht betreten.'

'Die Könige verbeßerten die Verfaßung Roms; ſie hatten dabei gegen ſtarre Vorurtheile und erbliche Vorrechte zu kämpfen. Der ältere Tarquinius ſuchte durch Vermehrung der Rittercenturien ein Gegengewicht gegen den Prieſteradel zu bilden, und das trügeriſche Vorgeben eines Augurs hinderte ihn nicht, ſein Vorhaben im Weſentlichen durchzuſetzen. Servius hatte durch die Eintheilung der Bürger nach ihrem Vermögen die Staatslaſten auf die Reichen gelegt. Tarquinius gewährte den Bewohnern der reichen Stadt Gabii das volle römiſche Bürgerrecht. Dieſe Aufmunterung für vermögende Gabiner, ſich in Rom niederzulaßen, mußte die Wohlhabenheit und ſomit das Anſehen des nicht bevorrechteten Standes vermehren. Die Patricier, denen Freiheit und Gleichmäßigkeit der Rechte ein Gräuel war, hatten den Servius eben ſo ſehr gehaßt, als ihn das Volk liebte; ſie nannten Tarquinius den Uebermüthigen, eben weil er den unteren Ständen ein gerechter und milder König war.'

'Seine Vertreibung war einzig das Werk einer patriciſchen Faktion; das Volk nahm nicht den mindeſten Antheil daran. Wohlthaten können den Ehrgeiz bösartiger Menſchen nicht entwaffnen. An die Spitze der Verſchwornen trat ein Mann, den Tarquinius in argloſem Vertrauen zu der erſten Würde im Staat nach der ſeinigen, zu der Hauptmannſchaft des Ritterſtandes, erhoben hatte; ein naher Verwandter des Königs, L. Junius. Die Abſchaffung des Königthums wurde in einer Verſammlung der Kurien

beſchloßen, wo die Patricier allein ſtimmten. So maßten ſie ſich das Recht an, einſeitig ohne Befragung des Volkes die Grundgeſetze des Staats umzuſtoßen. Zwar wurde in der Verfaßung nicht das Mindeſte zu Gunſten der Freiheit geändert, die Obergewalt kam nur in andre Hände. Ueber das Volk wurde den Konſuln die ganze Fülle der königlichen Macht verliehen, nur gegen ihre Ebenbürtigen wurden ſie mit der allen geſchloßnen erblichen Ariſtokratien eignen Eiferſucht beſchränkt, und weil ſie den Senat über Alles zu Rathe ziehen mußten, hießen ſie Konſuln.'

'Tarquinius, wiewohl ſchwer gekränkt, wollte nicht ſogleich Gewalt gebrauchen, ſondern ſchlug den Weg der Unterhandlungen ein. Aber ſo wüthend war der Faktionsgeiſt, daß, da einige junge Patricier zu gütlichem Vergleich geneigt waren, ihre eignen Väter ſie hinrichten ließen.'

'Die Patricier ſuchten das Volk durch Vertheilung einiger königlichen Ländereien zu beſtechen, dennoch hörte es nie auf den König zurückzuwünſchen. Aus Furcht, es möchte ihn durch einen Aufſtand wieder einſetzen, verſtellten ſie ſich und verfuhren ſchonend, ſo lange er lebte. So wirkte der König noch aus der Ferne wohlthätig für ſein Volk. Schon im dritten Jahre nach ſeinem Tode trieben die Patricier durch Bedrückungen und Mißhandlungen jeder Art die freien Bürger zu dem verzweifelten Entſchluß, insgeſammt auszuwandern.'

'Im Glanze ſeiner Hoheit hatte Tarquinius ſich Freunde erworben; in ſeinem Unglück begleiteten ihn viele der edelſten Römer, und er fand überall eine gaſtfreie und ehrenvolle Aufnahme: in Cäre, dem Mutterſtaat Roms; in Tarquinii, der Vaterſtadt ſeiner Ahnen; in Kluſium, dem Haupt des etruſkiſchen Bundes; in Tuſkulum, bei ſeinem Schwiegerſohn Mamilius. Endlich beſchloß er ſeine Tage an der Küſte des glückſeligen Kampaniens, im Schooß der Freundſchaft und aller helleniſchen Bildung, bei dem Beherrſcher von Kumä, Ariſtodemus, den er nach dem Verluſt ſeiner Söhne dankbar zum Erben einſetzte.'

'Die Patricier wußten gar wohl, welche ein furchtbares Ungewitter ſie durch Vertreibung des Königs über Rom zuſammenzogen, welchem unabſehbaren Elende ſie das Volk preisgaben. Es galt ihnen gleich, wenn nur ihre Kaſte unumſchränkt herrſchte. Das Königthum in Rom war, ſeit drei Regierungen wenigſtens, vielleicht

ſchon früher, ein Lehen des etruſkiſchen Bundes,*) welcher deswegen den römiſchen Königen die dort einheimiſchen Inſignien der höchſten Würde zuzuſenden pflegte. Durch Etruriens Schutz und Begünſtigung war Rom ſo mächtig geworden. Meiſter des tyrrheniſchen Meeres, theilten dennoch die etruſkiſchen Freiſtaaten willig mit Rom die Schiffahrt nach Sardinien und an der libyſchen Küſte. In ihren Verträgen mit Karthago war Roms Seehandel mitbegriffen; darum eilten die erſten Konſuln ſo ſehr, ſich vor dem Ausbruch der Feindſeligkeiten von den Karthagern gleiche Vortheile zuſichern zu laßen. So lange ein König aus ihrem Mittel Rom regierte, konnten die Etruſker es als eine Vormauer gegen die roheren Bergvölker im untern Italien betrachten. Dieſe Gewährleiſtung war verloren, als immer wechſelnde Obrigkeiten aus einem ehrgeizigen und habſüchtigen Senat an die Stelle der Könige traten. Rom konnte nun die Streitkräfte, die es durch Etruriens lange genoßenen Vorſchub erlangt hatte, gegen ſeine Beſchützer ſelbſt wenden. Der ganze Bund, ſonſt friedlich geſinnt, trat in die Waffen; deſſen Heerführer, der große Porſena, ſtand vor den Thoren Roms, und forderte Rechenſchaft. In Kurzem ward er Meiſter der Stadt durch Uebergabe: die Patricier wußten ſie entweder nicht zu vertheidigen, oder das Volk wollte nicht gegen die Wiedereinſetzung des Königs fechten.

*) Ueber dieſen Satz und die nächſtfolgenden ſind wir mit dem Lobredner einverſtanden. Alle etruſkiſchen Kriege aus der Zeit der Könige ſind gerade durchzuſtreichen. Der Feldzug des Porſena beweiſt, daß die Etruſker damals ein Recht zu haben behaupteten, ſich in die innern Angelegenheiten Roms zu miſchen. Das Schrecken ihrer Waffen war ſo groß, daß die Römer erſt 27 Jahre nach Verbannung der Könige zum erſten Mal gegen ihre Nachbarn, die Vejenter, den Frieden brachen. Nach Dionyſius ſoll Servius Tullius durch einen zwanzigjährigen Krieg den ganzen mittleren Bund Etruriens unterjocht haben. Es iſt eine wahnwitzige Prahlerei, Livius ſagt nicht ein Wort davon, aber Dionyſius hatte es doch gewiß aus irgend einem Annaliſten geſchöpft. Dieß giebt einen Maßſtab für die Wahrhaftigkeit der übrigen Angaben, von dem vejentiſchen Kriege des Romulus an. Der Landſtrich am rechten Ufer der Tiber, welchen Porſena den Römern abnahm, war vermuthlich gar keine Eroberung, ſondern ein friedliches Erbtheil von Cäre. Vielleicht ward dieſe Gränzmark den Vejentern zugeſprochen, weil die Cäriten, wegen der Verwandtſchaft, nicht die Vorwacht des etruſkiſchen Bundes gegen Rom ſein konnten: ein Poſten, auf dem die Vejenter ſich lange mit Ruhm behauptet haben.

Porſena zog ſiegreich an, vom Kapitol aus konnte er Geſetze vorſchreiben. Warum vollendete er ſein glorreiches Unternehmen nicht durch Herſtellung des Königthums? Welches waren ſeine Vollmachten, und handelte er ihnen gemäß, oder nicht? Vielleicht ſpiegelte der Senat ihm vor, Tarquinius und die Könige überhaupt begünſtigten zu ſehr die Freiheit der unteren Stände; das Beiſpiel ſei für Etrurien gefährlich, wo ja auch ein erblicher Prieſteradel herrſche. Wie dem auch ſei, Porſena begnügte ſich mit Abtretung vom dritten Theil des römiſchen Gebiets, empfieng die Huldigung und nahm Geiſeln; der Senat unterzeichnete die ſchmähliche Bedingung einer allgemeinen Entwaffnung. Alle abhängigen und verbündeten Völker rißen ſich los: Rom war ſo gut wie vernichtet.'

'Unter ſolchen Auſpicien war die Republik geſtiftet; bald ſtellte ſich in ihr der kläglichſte Zuſtand ein. In den erſten Zeiten erblickt man noch hier und da einen Widerſchein von dem Glanze der Monarchie. Ein paarmal iſt noch von Schiffahrt die Rede, dieß hört nachher gänzlich auf. Keine Tempel wurden mehr zu Ehren der Götter und zur Zierde der Stadt errichtet; kaum die vom Tarquinius begonnenen fertig gebaut und eingeweiht. Nach Horatius Kokles und der Klölia wurde Jahrhunderte lang keinem verdienten Bürger mehr eine Statue geſetzt. Auch in den zwölf Tafeln ſtehen einige Geſetze bloß da als Erinnerung an eine ehemalige verlorne Wohlhabenheit. Die ſchöne Stadt blieb den Römern noch bis zum galliſchen Einbruche. Aber der Senat, mit ganz andern Dingen beſchäftigt, als mit der Sorge für das Wohl des Staates, und vollends mit der für die Nachwelt, hatte die königlichen Befeſtigungswerke vernachläßigt. Rom ward ohne Belagerung eingenommen, und nach dem galliſchen Brande als ein großes Dorf mit engen winkelichten Gaßen wieder aufgebaut. In der Republik herrſchte ewiger Zwieſpalt neben der bitterſten Armut. Die Patricier drückten das Volk nicht bloß durch unerſchwingliche Auflagen, ſondern durch ihren eignen ſchändlichen Wucher. Aller Gewerbfleiß lag darnieder; durch die Trennung von Etrurien wurden die Römer den edleren Lebenskünſten fremd; die Patricier ſelbſt, vormals eingeweiht in etruſkiſche Wißenſchaft, verſanken in die tiefſte Unwißenheit: Allen blieb nichts, als kärglicher Ackerbau und eine barbariſche Kriegsmanier. Die Veränderung war nicht bloß für die Römer

verderblich, ſie wurden dadurch eine wahre Landplage für ihre geſitteten Nachbarn. Eine Hauptſtadt ohne Gebiet, das Mißverhältniß der Bevölkerung mit dem Länderbeſitz, nöthigte den Senat zu beſtändigen Raubkriegen, um entweder die überflüßige Menge auf dem Schlachtfelde los zu werden, oder für die Hungrigen Brod zu erobern. Die Geſchichtſchreiber vergeßen bei dieſen Kriegen, wenn man ſie ſo nennen darf, den Hauptumſtand; nämlich wie viele mit Ochſen beſpannte Karren den Heeren folgten, um das auf Feindes Gebiet gemähte Korn heim zu ſchaffen. Dieſer Zuſtand dauerte über ein Jahrhundert: die dadurch erzeugte Barbarei des National-Charakters wurde nie ganz weggebildet, nur überfirnißt. Wenn der Schatten eines edlen Königs für Rachſucht empfänglich wäre, ſo konnte Tarquinius in der Unterwelt frohlocken: ſeinen Manen wurden genug blutige Todtenopfer gebracht.' —

So würde der etwanige Lobredner ungefähr ſprechen, auf deſſen Verantwortlichkeit alles Obige beruhen mag. Da ſich beim Anfange der Republik ein bequemer Abſchnitt in der Geſchichte darbietet, und dieſe Anzeige ſchon ſehr weitläuftig ausgefallen iſt, ſo brechen wir hier ab, und behalten uns vor, das Uebrige in einem der folgenden Hefte nachzubringen. Von einem Werke, wie Hrn. Niebuhrs römiſche Geſchichte iſt, muß man entweder gar nicht reden oder gründlich zu reden verſuchen. Theils durch die Unterſuchungen, welche der Widerſpruch hervorruft, theils durch unweigerliche Annahme ſo vieler neuen Aufſchlüße, muß dieſes Buch, gehörig benutzt, mit der Zeit die ganze Lehre von den römiſchen Alterthümern umgeſtalten.

Recenſion von Humboldts Vues des Cordillères. 1817.

Alexandre de Humboldt, Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique, ornés de planches. Paris 1816. 2 voll.

Durch dieſe verkleinerte Ausgabe des im J. 1813. zuerſt erſchienenen Atlas pittoresque etc. hat die Verlagshandlung den Leſern, welche ſich jenes prächtige und koſtbare Werk nicht verſchaffen können, eine ſehr willkommene Gabe geboten. Von 69 zum Theil kolorierten Kupfertafeln ſind die unentbehrlichſten, 19 an der Zahl, ohne weſentlichen Verluſt verkleinert, der Oktav-Ausgabe beigefügt. Da alle Aufſätze in der Form von Erklärungen der Kupferſtiche abgefaßt ſind, ſo entſteht nun freilich die Unbequemlichkeit, daß der Verfaßer ſich auf Abbildungen bezieht, welche der Leſer nicht gegenwärtig hat. Doch dieß war unvermeidlich, wenn das Buch zu einem mäßigen Preiſe geliefert werden ſollte; das große Werk darf in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen; und jeder Freund der erhabenen Naturſchauſpiele der neuen Welt und der Denkmale ihrer Urbewohner, der es einmal betrachtet hat, wird den Mangel leicht aus der Erinnerung ergänzen.

Oft haben Regierungen mit großen Koſten eine Anzahl Gelehrter auf Weltreiſen ausgeſandt, um durch die Verbindung ihrer Kenntniſſe ein Ganzes zu bilden, weil bei dem jetzigen Zuſtande der Naturwißenſchaften die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, welche in entlegnen und noch wenig bekannten Ländern ſich der Beobachtung darbieten, die Kräfte eines Einzelnen zu überſteigen ſchien. Was jene leiſten ſollten, unternahm Alexander von Humboldt allein, ohne andre Sendung, als wozu ihn die Leidenſchaft des Forſchens und ein unermüdlicher Eifer für die Förderung der Wißenſchaft berief, mit beträchtlichen Aufopferungen, mit vielfacher Gefahr der Geſund-

heit und des Lebens, bloß mit ſeiner eigenen Geiſtes- und Willens-Kraft ausgerüſtet, und man kann wohl ſagen, daß er allein eine ganze Geſellſchaft reiſender Gelehrten vorſtellt. Der Verfaßer dieſer Anzeige iſt der beobachtenden Naturwißenſchaften unkundig, und mit dem berühmten Natur- und Länder-Forſcher durch vieljährige Freundſchaft und häufig von ihm empfangenen Mittheilungen verbunden. Was durch Humboldts Unternehmung im Ganzen geleiſtet und gewonnen worden, mögen alſo befugtere Beurtheiler würdigen, und haben es ſchon in verſchiedenen Ländern Europas übereinſtimmend gethan. Wir wollen uns hier nur auf die Edinburger gelehrte Zeitſchrift beziehen, wo einer der geachtetſten Phyſiker Großbritanniens, und der in keinem perſönlichen Verhältniſſe zu Alexander von Humboldt ſtand, Herr Playfair, ihn als das Muſter eines wißenſchaftlichen Reiſenden anerkannte.

Seit ſeiner Rückkehr nach Europa, ſeit nunmehr zwölf Jahren, war A. v. H. unabläßig damit beſchäftigt, den geſammelten Ertrag ſorgfältig geordnet der Welt mitzutheilen, und er ſieht jetzt der Vollendung dieſer weitläuftigen Arbeit entgegen. Nach einem, wie uns dünkt, ſehr verſtändigen Plane hat er die Beobachtungen und Entdeckungen in den verſchiedenen Naturwißenſchaften von einander und von der erzählenden Reiſebeſchreibung geſondert, für welche noch eine Menge gemiſchte Bemerkungen über die Naturgegenſtände und Erſcheinungen und über den geſelligen Zuſtand der Ureinwohner des ſüdlichen Amerika und der europäiſchen Anſiedler übrig blieben. Dieſer Theil des geſammten Werkes iſt noch nicht beendigt: der zweite Band der Quartausgabe iſt unter der Preſſe und wird in wenigen Wochen erſcheinen. Daß der Verfaßer die Bearbeitung ſeines Tagebuches für den Druck ſo lange verſchob, hätte die Beſorgniß erregen können, ſeine Erinnerungen möchten in etwas erloſchen ſein. Allein er muß die unmittelbaren Eindrücke entweder ſehr beſtimmt an Ort und Stelle ſchriftlich aufgefaßt haben, oder eine große Gabe der Vergegenwärtigung beſitzen: ſeine Schilderungen, insbeſondre verſchiedne des zweiten Bandes, die wir ſchon zu leſen Gelegenheit hatten, haben die Friſche der lebendigſten Erinnerung.

Außer den wißenſchaftlichen Theilen und der Reiſebeſchreibung hat nun A. v. H. einen ſtatiſtiſchen Verſuch über das Königreich Neu-Spanien und dann die Erklärungen des maleriſchen Atlas ab-

geſondert herausgegeben. Dieſe drei letzten Werke ſind für alle zwar nicht in den Naturwißenſchaften bewanderte, aber ſonſt gebildete Leſer großentheils verſtändlich und anziehend, und es war daher zweckmäßig, ſie in bequemen Handausgaben zu verbreiten.

In den übrigen Fächern hat ſich der Verfaßer auf die ſelbſt geſammelten Materialien beſchränkt; in dem Theile des vorliegenden Werkes, der ſich auf die amerikaniſchen Altarthümer bezieht, hat er ſeit ſeiner Rückkehr noch manche ergänzende Unterſuchungen angeſtellt. Wir begreifen nicht recht, unter welchem Vorwande ein unberufener Beurtheiler (im Quarterly Review) ihm dieß zum Vorwurfe gemacht hat. Uns ſcheint es vielmehr ein Verdienſt zu ſein. Dem kühnen Reiſenden war es nicht zuzumuthen, daß er alles, was je über Amerika geſchrieben worden, zuvor geleſen haben ſollte. Hätte er ſich auf ſolche Weiſe vorbereiten wollen, ſo würde er wohl nie zur Ausführung ſeines Vorhabens gelangt ſein. Es war vielleicht um ſo beßer, daß er unbefangen ſah, und erſt nachher die Meinungen und Anſichten älterer Schriftſteller bis auf die Berichte der erſten Miſſionare zurück mit ſeinen Beobachtungen verglich. Weit entfernt, zu finden, daß der Verfaßer ſich auf dieſe Unterſuchungen zu ausführlich eingelaßen, fanden wir uns zuweilen mehr lebhaft angeregt, als ganz befriedigt, und wir wünſchen, daß er in ſeiner Reiſebeſchreibung auf manche hier behandelte Gegenſtände wieder zurückkommen möge.

In den meiſten Fächern können wir dem Verfaßer nur von fern folgen; in dem geſchichtlichen Theile des vorliegenden Werkes begegnen wir ihm auf dem Felde eigner Lieblings-Unterſuchungen über die Alterthümer der Geſchichte in der alten Welt. Denn was in manchen entlegenen Ländern noch heut zu Tage vor Augen liegt, führt den Denker unmittelbar auf die entfernteſte Urwelt zurück, ja auf Fragen, die eigentlich aller Geſchichte vorangehen, wovon vielleicht nie eine ganz befriedigende Löſung möglich iſt, die ſich aber dennoch nicht abwehren laßen, weil ſie von unendlicher Wichtigkeit ſind.

Zuerſt bieten ſich in den verſchiedenen Welttheilen die ſo ſtark gegen einander abſtechenden Menſchenſtämme dar. Iſt die Verſchiedenheit urſprünglich oder durch eine lange Anhäufung klimatiſcher Wirkungen entſtanden? Durch die Erfahrung würde ſich dieß nur in Jahrtauſenden ausmachen laßen, allein wenn auch das Erlöſchen

des Stammcharakters unter einem andern Himmelſtriche nicht erfolgte, ſo wäre dieß noch kein entſcheidender Beweis der Urſprünglichkeit. Denn, wie A. v. H. bemerkt, die Menſchengeſchlechter ſcheinen ihre Lebensalter zu haben, wie die einzelnen Menſchen, und über ein gewiſſes Alter hinaus verliert ſich die phyſiſche Bildſamkeit und Beſtimmbarkeit durch äußere Einflüße. Wir finden den größten Theil des Erdbodens bevölkert: ſtammen alle dieſe Völker von einer einzigen Familie ab? oder, um uns allgemeiner auszudrücken, ſind ihre Vorfahren alle von Einem Mutterlande ausgezogen, oder haben verſchiedene Länder ihre Ureinwohner, Autochthonen, gehabt? Ueber die allzu freigebige Vorausſetzung von Autochthonen haben wir uns in der Recenſion von Niebuhrs römiſcher Geſchichte geäußert. Nach einer geſunden Logik muß man erſt verſuchen, die Bevölkerung eines Landes durch eine Einwanderung zu erklären, dergleichen wir viele aus der Geſchichte kennen, ehe man zu einer Vorausſetzung ſeine Zuflucht nimmt, die über alle Erfahrung hinausgeht, dem Hervorwachſen des Menſchen aus dem mütterlichen Boden. Ja, wenn wir auf einem entlegnen Inſellande blödſinnige Wilde fänden, ohne alle Kenntniß der Schiffahrt, ſo ließe ſich immer noch denken, daß die von ihren Vorfahren ausgeübten Lebenskünſte allmählich bei ihnen in Vergeßenheit gerathen wären. An ſich betrachtet hat aber die den Alten ſo geläufige Lehre von den Autochthonen nichts Widerſinniges. Wir kennen in der jetzigen Verfaßung unſers Planeten nur eine fortpflanzende Fruchtbarkeit; die unmittelbare Erzeugung ohne gleichartige Keime, generatio aequivoca, findet nur in gewiſſen gleichſam apokryphiſchen Gebilden der Thier- und Pflanzen-Welt ſtatt, bei der Zerſetzung ſolcher Stoffe, welche ſchon organiſchen Körpern angehört haben. Analogiſch läßt ſich dieſer Begriff einer hervorbringenden Fruchtbarkeit auf höhere Gattungen, bis zum Gipfel der irdiſchen Schöpfung hinauf, anwenden, ja wir ſind ſogar dazu genöthigt. Die Betrachtung der verſteinerten Ueberreſte von Schaalthieren und Molluſken aus der Zeit, wo noch der alte Ocean die Erdfläche bedeckte, und weit mehr noch jener rieſenhaften Gebeine untergegangener Gattungen von Säugethieren, lehrt uns, daß die Erde ihre hervorbringenden, ihre bloß fortpflanzenden, und wiederum ihre zerſtörenden Zeiträume hatte, und daß den verſchiedenen Gattungen ihre Lebensdauer nach der wechſelnden Verfaßung

des Planeten, wenigſtens ehemals, zugemeßen war. Angefangen hat das Menſchengeſchlecht irgend einmal zuverläßig; davon läßt ſich der Beweis, alles Andre bei Seite geſtellt, geologiſch führen. Aus dem phyſiologiſchen Geſichtspunkte läßt ſich nun dieſer Anfang nicht anders denken, als durch Naturkräfte vermittelt, deren allmähliche Entwickelung mit dem Daſein des Planeten und der Feſtſetzung ſeiner koſmiſchen Verhältniſſe zugleich vorherbeſtimmt war. Wir ſehen freilich, daß die Verſchwendung der Lebenskeime in der Natur abnimmt, ſo wie wir zu höheren Gattungen belebter Weſen empor ſteigen; daraus aber folgt noch nicht, daß das glückliche Zuſammenwirken der ſchaffenden Kräfte, welches den Menſchen hervorbrachte, nur ein einziges Mal habe ſtattfinden können. Und wenn dieſes Ereigniß nicht auf Einen Punkt der Erde, noch auf Einen Augenblick beſchränkt war, wenn der ſchöpferiſche Zeitraum eine gewiſſe Dauer hatte, ſo konnten verſchiedene Menſchenſtämme entſtehen: einige der noch unreife Wurf einer mit dem elementariſchen Widerſtande ringenden Natur, andre die Spätlinge einer ſchon erſchöpften Fruchtbarkeit, in der Mitte zwiſchen ihnen die Stämme, in denen das Gepräge der Menſchheit am vollkommenſten ausgedrückt war. Wer am meiſten geforſcht und gedacht hat, wird am abgeneigteſten ſein, voreilig entſcheiden zu wollen. Aber die Frage ſteht unabweislich da: und hoffentlich iſt in unſerm Zeitalter ihre unbefangene Beleuchtung nach geſchichtlichen und phyſiſchen Gründen erlaubt. Vor drei Jahrhunderten hat man ſich eingebildet, Wahrheiten einer höheren Ordnung würden durch die Lehre gefährdet, daß die Erde um die Sonne kreiße. Heutzutage fällt dieß Niemanden ein, und ſo ſchmeicheln wir uns auch, daß man die Präadamiten nicht mehr unter die Ketzer rechnet.

Ferner: wie hat man ſich den früheſten Zuſtand des Menſchengeſchlechtes, ſeinen Eintritt in die Laufbahn vernünftiger Bildung zu denken? Iſt die Kultur aus der Wildheit, die Vernunft aus thieriſcher Dumpfheit hervorgegangen? Oder war wenigſtens ein Theil des älteſten Menſchengeſchlechtes urſprünglich mündig, mit einem hellen Bewußtſein ſeines eignen Weſens und ſeiner Verhältniſſe zur umgebenden Welt begabt, und dadurch im Stande, ſogleich ſeine Fähigkeiten auf weiſe Einrichtungen des geſelligen Lebens und auf die Benutzung der natürlichen Ereigniſſe zu dieſem Zwecke zu

lenken? Beide Lehren ſind uralt, eine oder die andre gehören weſentlich zu gewiſſen philoſophiſchen Syſtemen, dem platoniſchen und dem epikuriſchen, nach deren entgegengeſetzter Richtung; ja ſie ſind ſchon in den älteſten Mythologien einheimiſch, oft neben einander in verſchiedenen Cyklen derſelben Mythologie. Die Ueberlieferungen vieler Völker ſchilderten und ſchildern noch das beſtehende Menſchengeſchlecht als getrennt von ſeinen älteſten Stammvätern oder Vorgängern durch die Kluft allgemein verwüſtender Naturereigniſſe; ſie lehren, alle Grundlagen des geſitteten Lebens ſeien nur Trümmer von der Wißenſchaft einer weiſeren Vorwelt. Nicht wenige Völkerſchaften ſind nach ihrem eignen Geſtändniſſe durch die von fremden Anſiedlern empfangene Belehrung aus einem Zuſtande der Wildheit gerißen worden. Sowohl die Ueberlieferung als die beglaubigte Geſchichte ſcheint uns auf das innere Aſien als einen Mittelpunkt hinzuweiſen, von welchem vormals ſolche anregende Mittheilungen ausgeſtralt ſind.

Bei allen bisher bekannt gewordenen Völkern hat man nach hinlänglicher Beobachtung wenigſtens Spuren religiöſer Begriffe und darauf gegründeter Gebräuche gefunden. Dieſe ſo tief eingewurzelten Meinungen, die oft in den widerſinnigſten und grauſamſten Aberglauben ausarten, ſind es Irrthümer, auf welche der Menſch zuvörderſt gerieth, indem er mit ungeübten Kräften die Räthſel ſeines Daſeins zu löſen verſuchte und nicht zur Wahrheit hindurchdringen konnte? oder ſind ſie durch Betrug und Herrſchſucht abſichtlich erzeugt? oder ſind es Verdunkelungen, Entſtellungen urſprünglich erkannter Wahrheit? Je nachdem der Geſchichtforſcher ſich mehr zu der platoniſchen als zu der epikuriſchen Lehre hinneigt, wäre es auch, ohne ſich ſelbſt beſtimmt Rechenſchaft davon abzulegen, werden ſeine Anſichten hierüber verſchieden ausfallen.

An alle dieſe Fragen ſchließt ſich die vom Urſprunge der Sprachen und von der Entſtehung ihrer faſt unüberſehlichen Verſchiedenheit an. Nach etymologiſchen Grundſätzen einer allgemeinen Grammatik laßen ſich alle noch lebenden oder in ſchriftlichen Denkmalen auf uns gekommenen menſchlichen Sprachen ſchwerlich auf eine Urſprache zurückführen. Wenn man die genealogiſche Einheit des Menſchengeſchlechtes behauptet, ſo läßt ſich der Schwierigkeit nur durch die Annahme ausweichen, die Menſchen hätten bei ihrer erſten Zerſtreuung über den Erdboden nur noch ſehr geringe Anfänge der

Sprache gehabt, oder ſie hätten die aus dem Mutterlande mitgebrachte Urſprache nachher großentheils vergeßen, und die Spracherfindung von Neuem angefangen, oder die Sprachen hätten ſich vormals willkürlich und zufällig verändert, und nicht nach den Geſetzen, die wir überall in ihrer Geſchichte wahrnehmen. Im Mittelalter nahm man den babyloniſchen Thurmbau zu Hülfe, wobei durch die Verwirrung der Arbeiten zwei und ſiebzig Sprachen entſtanden ſein ſollten. In der mexikaniſchen Sage vertheilt ein Vogel den aus der Sündflut geretteten Menſchen drei und dreißig Zungen. Man ſieht, wie dieſe Aufgabe in den verſchiedenſten Zeitaltern den menſchlichen Geiſt beſchäftigt hat.

Manche Geſetzgebungen und Verfaßungen der Vorwelt, wovon ſich auch in der neuen Welt Abbilder wieder gefunden haben, tragen ein ſeltſames Gepräge; ſie ſind auf Begriffe gebaut, die, nach des Verfaßers geiſtreicher Vergleichung, von den unſrigen ſo weit abſtehen, wie die Geſtalten der untergegangenen Thiergattungen von denen, welche noch jetzt die Erde bewohnen. Unter allen Völkern, die wir kennen, haben zuerſt die Phönicier in gewiſſem Grade, weit vollkommner die Griechen, das Beiſpiel einer freien und fortſchreitenden Bildung gegeben. Ueberall, wo ſich in der alten Welt ein geordnetes Syſtem koſmogoniſcher Lehren und eine verhältnißmäßig bedeutende Maſſe mathematiſcher und phyſikaliſcher Wißenſchaft findet, ſehen wir alles dieß in den Händen eines angeſehenen Prieſterſtammes, als einen ererbten Schatz, den man vielleicht nicht zu erwerben gewünſcht hätte, den man nicht ſonderlich zu vermehren wußte, und den man nur durch geheiligte Ueberlieferung unwandelbar zu bewahren ſuchte. So war es bei den Aegyptiern, bei den Etruſkern, vermuthlich bei den Chaldäern, ſo iſt es noch jetzt bei den Indiern; ſo war es auch in Mexiko und Peru. Dieſer ſtationäre Zuſtand und eine fortſchreitende Entwickelung ſind zwei ganz verſchiedene Dinge, und billig ſollte man die Wörter Kultur und Civiliſation nicht ohne beigefügte Unterſcheidung von beiden gebrauchen. Die fortſchreitende Ausbildung ſcheint zwar überall ihre Grundbeſtandtheile und unentbehrlichſten Hülfsmittel, den Anbau der getreideartigen Pflanzen, die Zähmung der Hausthiere, die Bearbeitung der Metalle, und vielleicht die Schrift, aus ſolchen ſtillſtehenden Verfaßungen der menſchlichen Geſellſchaft ent-

lehnt zu haben; dieſe weiſen uns aber wieder auf einer unbekannten früheren Zeitraum erfindſamer Entwickelung zurück. Unter den Wißenſchaften ſcheint zuerſt die Aſtronomie, unter den Künſten die Architektur durch die beharrlichſte Mühe zu einer gewiſſen Höhe gebracht worden zu ſein, weit über das irdiſche Bedürfniß hinaus, nach Antrieben und Begriffen, welche dem heutigen Menſchengeſchlecht eben ſo fremd geworden ſind, als jene uralten prieſterlichen Geſetzgebungen ſelbſt.

Wir haben dieſe allgemeinen Betrachtungen nur deswegen hier aufgeſtellt, um zu zeigen, daß ſich bei ſolchen rückwärts gehenden Unterſuchungen der Zuſammenhang der Gedanken nirgends abſchneiden läßt, und weil es, wie uns dünkt, für die Klarheit der Prüfung vortheilhaft iſt, von Anſichten und Vorausſetzungen, die dabei, bewußter oder unbewußter Weiſe, im Hintergrunde ſtehen, ſich beſtimmte Rechenſchaft abzulegen. Denn A. v. H. beſchränkt ſich auf Beobachtung und geſchichtliche Forſchung; er iſt allen gewagten Vermuthungen abgeneigt; wo die Gegenſtände, die er behandelt, mit jenen vorgeſchichtlichen Fragen in Beziehung ſtehen, äußert er ſich mit vorſichtiger Zurückhaltung. In dieſem Sinne redet er von dem amerikaniſchen Menſchenſtamme, von der Art, wie die Bevölkeruug des Welttheils wahrſcheinlich vor ſich gegangen, von der Stiftung der beiden großen Reiche, in Mexiko und Peru; von den einheimiſchen Sagen, nach welcher dieſe Völker die erſten Anregungen zur geſelligen Ausbildung von Ankömmlingen fremden Geſchlechts empfangen, und von deren Deutung; von der Aſtronomie, der Bilderſchrift, den Denkmalen der Baukunſt und Bildnerei. Alle entſprechenden Beiſpiele aus der alten Geſchichte und aus den übrigen Welttheilen ſtehen ihm zu Gebote; keine Verwandtſchaft, kein Berührungspunkt entgeht ihm, und ſeine Vergleichungen ſind nicht bloß ſinnreich, ſondern in der That aufklärend. Die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände iſt groß, wir müßen uns auf wenige Bemerkungen über das Einzelne beſchränken.

‘Phyſiognomiſche und phyſiologiſche Eigenthümlichkeit des amerikaniſchen Menſchenſtammes.’ Wir wünſchen, der Verfaßer möge in ſeiner Reiſebeſchreibung noch ausführlicher darauf zurückkommen. Es hat uns nie gelingen wollen, uns einen anſchaulichen Begriff von den Eingebornen Amerikas zu machen. Wie uns dünkt, ſind

wir mit den Phyſiognomien der Völker des nördlichen Aſiens, ja auch der Bewohner der Südſee, ſchon weit vertrauter. Bildniſſe von Männern und Frauen verſchiedener amerikaniſcher Völkerſchaften, aus Gegenden, wo ſich das Geblüt am unvermiſchteſten erhalten hat, wären eine angenehme Zugabe zu dem Atlas pittoresque geweſen. Aber damals, als der Verfaßer die Reiſe unternahm, zeichnete er nur Landſchaften. Nach der Weiſe eines Mannes, der gewohnt iſt, Alles von ſich ſelbſt zu fordern, hat er ſich ſeitdem mit Erfolg geübt, ähnliche Bildniſſe zu zeichnen, um auf den Fall künftiger Reiſen auch hierin vorbereitet zu ſein.

'Erſte Bevölkerung Amerikas.' Der Verfaßer behauptet gegen die Meinung mancher früheren Erdbeſchreiber, Amerika ſei, zum Theil wenigſtens, auf den Gebirgen den Menſchen eben ſo frühzeitig bewohnbar geweſen, als andre Welttheile. Aber die Bevölkerung konnte Jahrtauſende lang ſehr ſpärlich bleiben, wenn die zerſtreueten Horden nur von der Jagd lebten, und ſich vielleicht, wie wir es noch jetzt in Nordamerika ſehen, obendrein unaufhörlich bekriegten. Um die Menſchenmenge beträchtlich zu vermehren, mußten Mittelpunkte einer zugleich unterjochenden und ſchützenden Macht und einer mehr geordneten Geſetzgebung entſtehen, und dieſes ſcheint ſehr ſpät erfolgt zu ſein. Die mexikaniſchen Annalen ſind äußerſt jung. Sie reden durchgängig von Einwanderungen verwandter Völker nach einander aus dem Norden. Darf man dieſe Sage verallgemeinern, ſo müßten bei dem allmählichen Vorrücken der Stämme der Tolteken und Azteken ſchon andre vorausgegangen ſein, die ſich im Süden der Halbinſel von Panama längs der großen Bergkette anſiedelten. Wie früh aber der erſte Grund zum peruaniſchen Reiche gelegt worden, das iſt eine andere Frage; indeſſen hat es einen Anſtrich weit höheren Alterthums, als das mexikaniſche. Die Sagen, welche auf Einwanderungen aus dem nordöſtlichen Aſien hinzuweiſen ſcheinen, werden dadurch beglaubigt, daß die Niederlaßungen überall auf den hohen Bergflächen erfolgten, wo die Ankömmlinge ein dem zuvor bewohnten ähnliches Klima fanden. Denn es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß weit gen Norden wohnende Völker die Hitze des Südens nicht ertragen können. Hingegen ſehen wir Völker aus der gemäßigten Zone zuweilen gewaltſam gegen einen wärmeren Himmelſtrich vordringen;

z. B. bei den Einbrüchen der Gallier in Italien, Griechenland und Kleinaſien, bei der Eroberung des römiſchen Reichs durch die germaniſchen Völkerſchaften. Die Vandalen waren von den Küſten des baltiſchen Meeres bis nach Afrika gewandert, und vielleicht muß man den ſchnellen Untergang des vandaliſchen Reichs zum Theil hieraus erklären, daß ihnen der allzu plötzliche Wechſel des Klimas verderblich ward.

'Anfänge der Kultur. Fremde Anregungen und Mittheilungen.' Die Sagen der Mexikaner ſowohl als der Peruaner berichten, bärtige Männer von hellerer Farbe ſeien wunderbarer Weiſe gekommen, und durch Belehrung ihrer Vorfahren Stifter des Götterdienſtes und der Geſetzgebung geworden. Die Vermuthungen richten ſich natürlich nach dem öſtlichen Aſien, wo es vor Alters und noch jetzt ſolche prieſterliche Verfaßungen gab, wie die Theokratie der Inkas. Aber Quetzalcoatl ſoll zu dem Volke der Tolteken, Bochica zu den Muyscas von Oſten her gekommen ſein. Bei dem erſten in Mexiko läßt ſich noch die Möglichkeit einer Landung von Europa her denken; aber in der ſüdlichen Halbinſel wird dieß ganz unbegreiflich. Oder iſt die Angabe 'von Oſten' nicht hiſtoriſch, ſondern allegoriſch zu verſtehen, weil nämlich von Oſten her das Licht aufgeht? Skandinaviſchen Mittheilungen will der Verfaßer keinen Antheil an der amerikaniſchen Kultur zugeſtehen; wir glauben, mit vollem Rechte. Die normänniſchen Seeräuber waren zu rauh und kriegsluſtig, als daß von ihnen friedliche Niederlaßungen oder gar prieſterliche Belehrungen hätten ausgehen ſollen. An den fränkiſchen und engliſchen Küſten, wo ſchon höhere Kultur war, hat man ſie nur durch verheerende Einbrüche kennen gelernt. Hingekommen ſind die Normänner aber doch nach Grönland und der Nordküſte Amerikas; und damit könnte die Sage von einem fremden Heerführer, Wotan, von welchem in Guatemala im mexikaniſchen Gebiet ein Geſchlecht abzuſtammen behauptete (Th. I. S. 208.), allerdings zuſammenhängen. Für die Meinung, die Uebereinſtimmung der Namen ſei nicht zufällig, mag noch dieß ein kleines Gewicht in die Wagſchale legen, daß die Ausſprache Odin für Wodan (wie orm für worm, ord für word u. ſ. w.) im ſkandinaviſchen Norden erſt ſpät aufgekommen iſt. Unſers Wißens iſt Saxo Grammaticus der erſte Geſchichtſchreiber, bei dem ſich die

neuere Form, Othinus, findet. Aber dem Zeugniſſe des Beda, daß von Wodan die Könige vieler Völker abſtammen, legt der Verfaßer vielleicht einen zu allgemeinen Sinn bei. Wir glauben, er bezog dieß bloß auf Altſachſen und die Heptarchie, ohne ſelbſt an Skandinavien, geſchweige an andre Länder zu denken. Alle angelſächſiſchen Könige leiteten ihr Geſchlecht durch verſchiedene Söhne von Wodan, dem Großvater des Hengiſt und Horſa, ab, der alſo gegen Ende des vierten Jahrhunderts gelebt haben muß. Daß dieſer ſächſiſche Fürſt zugleich in Skandinavien geherrſcht haben ſollte, iſt nach dem damaligen Zuſtande des Nordens nicht denkbar. Die angelſächſiſche Chronik enthält keine Spur davon, daß in dem noch heidniſchen England der Stammvater der Könige jemals für den weit und breit und auch in England verehrten Kriegsgott Wodan (woher Wednesday) ausgegeben worden ſei. Auch Adam von Bremen ſpricht in ſeiner Beſchreibung von Upſala nur von dem Götzen Wodan. Die isländiſchen Sagen vom Odin zugleich als einem erobernden Helden und einem Gotte, dann von ſeinen Wanderungen, worauf die nordiſchen Geſchichtſchreiber ſo Vieles bauen, ſcheinen uns ſpäte dichteriſche Einkleidungen der Einführung des Wodansdienſtes zu ſein, der allerdings ſcheint aus Aſien abgeleitet werden zu müßen. Wir kennen keinen andern hiſtoriſch beglaubigten Menſchen des Namens Wodan, als den Großvater des Hengiſt und Horſa.

Der Verfaßer ſpottet (Th. II. S. 387.) über die erſten ſpaniſchen Miſſionarten, welche ernſthaft unterſuchten, ob Quetzalcohuatl ein Karthager oder ein Irländer war. Die Karthager werden freilich ſchon durch ihr Alterthum ausgeſchloßen, da die mexikaniſchen Jahrbücher ſo jung ſind, der übrigen Schwierigkeiten zu geſchweigen. Dasſelbe gilt von Irland, wenn von jener Vorzeit die Rede iſt, wo Phönicier oder Karthager die Inſel beſucht haben ſollen. Bezieht ſich dieſe Meinung aber auf neuere ſchon chriſtliche Zeiten, ſo dürfte ſie ſich nicht ſo ſchnell von der Hand weiſen laßen, und zwar aus folgendem Grunde. Es findet ſich ein glaubwürdiges Zeugniß, daß die Irländer ſchon vor der Einwanderung der Norweger unter Harald dem ſchönhaarigen, alſo vor dem Ende des neunten Jahrhunderts, nach Island geſchifft waren und ſich dort in gewiſſem Grade angeſiedelt hatten. In der Vorrede (Prologus)

des Landnamabok, des isländiſchen Berichts über die Beſitznahme der Inſel, heißt es nach der wörtlich genauen lateiniſchen Ueberſetzung:

> Sed antequam Islandia a Norvegis inhabitaretur, ibi homines fuerunt, quos Norvegi Papas vocant, qui religionem christianam profitebantur, et ab occidente per mare advenisse creduntur; ab iis enim relicti libri Hibernici, nolae et litui et res adhuc plures reperiebantur, quae indicare videbantur illos Vestmannos fuisse. Haec inventa sunt in Papeya orientalium et Papyli; libri quoque Anglici tunc temporis navigationes inter terras (istas) increbuisse perhibent.

Sind unter den engliſchen Büchern vielleicht verlorne angelſächſiſche Gedichte gemeint, dergleichen Thorkelin eins wieder aufgefunden hat? Im Beda findet ſich nichts, in der angelſächſiſchen Chronik, ſo viel wir uns erinnern, auch nicht. Die Erwähnung der Kirchengeräthe, die ganze Beſchreibung führt auf eine Miſſionsanſtalt, welche um nichts unglaublicher iſt, als die unzweifelbar bezeugten Wanderungen der irländiſchen Miſſionare Gall, Kolumban, Kolomann und anderer. Deutet nicht auch die Legende vom heiligen Brandanus auf entfernte Schiffahrten? Von Island aus mochten die Irländer leicht nach Grönland hinübergelangen, und konnten ſie nicht irgend einmal von dort durch Winde und Strömungen ſüdwärts bis nach Guatemala verſchlagen werden? Hiemit wollen wir jedoch nicht gerade ausdrücklich behaupten, Quetzalcoatl und ſeine Begleiter, dieſe bösartigen weißen Männer in langen ſchwarzen Gewändern, ſeien irländiſche Benediktiner geweſen, deren Lehre unter dem rohen Volke bald wieder in Heidenthum ausgeartet ſei.

'Mexikaniſche Bilderſchrift.' Der Verfaßer läßt ſich darauf ſehr gründlich und ausführlich ein. Die kolorierten Abbildungen im maleriſchen Atlas ſind beſonders ſchätzbar; in älteren Werken hat man wohl Kupferſtiche zu geben verſucht, aber die Farben ſind dabei unentbehrlich, und erſt neuerdings haben die Künſtler gelernt, dergleichen charakteriſtiſch genau nachzuahmen. Einen Theil dieſer Schriftmalereien hatte A. v. H. ſelbſt aus Mexiko mitgebracht; dieſen ſind Proben aus den ſchon früher in Europa vorhanden geweſenen Handſchriften beigefügt. Die Gegenſtand iſt widerwärtig.

wegen der ungeheuern Häßlichkeit der Geſtalten, und weil ſich der Einbildungskraft verſchiedentlich die blutdürſtigen Menſchenopfer aufdrängen. Aber es lohnt der Mühe, den Widerwillen zu aufmerkſamer Betrachtung zu überwinden, weil dieſes Beiſpiel in der geſammten und bekannten Geſchichte des Menſchengeſchlechts einzig in ſeiner Art iſt. Die weſentliche Verſchiedenheit von der ägyptiſchen Hieroglyphen bei einigen Zügen der Verwandtſchaft erörtert der Verfaßer ſcharfſinnig. Das Merkwürdigſte iſt der äußerſt häufige Gebrauch, der im mexikaniſchen Reich von dieſer Bilderſchrift gemacht wurde. Sie wurde nicht nur auf die prieſterlichen Wißenſchaften der Aſtronomie und Chronologie, des Ritualgeſetzes, der Koſmogonie und Mythologie, ferner auf die Haltung der Jahrbücher angewandt, ſondern vielfältig in den bürgerlichen Geſchäften gebraucht: das ganze Steuerweſen wurde darin berechnet, die Befehle des Königs an die Befehlshaber der Provinzen wurden in ſolchen Briefen geſandt. Das Schreiben oder vielmehr Malen war ein eignes Gewerbe, an Bequemlichkeit als Schreibmaterial thaten es die mexikaniſchen Pflanzen dem ägyptiſchen Papyrus gleich. Und dennoch blieb man Jahrhunderte lang auf einer ſo untergeordneten Stufe in der Kunſt der ſichtbaren Gedankenbezeichnung ſtehen, und auch wenn die Spanier das mexikaniſche Reich nicht entdeckt und geſtört hätten, wäre man vielleicht nie darüber hinausgekommen. Dieſes muß unſre Bewunderung für die Erfindung der Buchſtabenſchrift erhöhen, und unſer Erſtaunen, ſie ſo frühzeitig in der alten Welt verbreitet zu ſehen. Denn man ſieht, wenn einmal im erſten Wurf die einzige glückliche Löſung der Aufgabe, die Zergliederung der Sprache in einfache Laute, verfehlt worden iſt, ſo wird nachher ein unvollkommnes ſtellvertretendes Mittel eine faſt unüberwindliche Hemmung für den menſchlichen Geiſt. Schwerlich hat ſich in Aegypten die Buchſtabenſchrift aus der hieroglyphiſchen entwickelt. Iſt dieſe früher im Gebrauch geweſen, ſo war vermuthlich jene keine einheimiſche Erfindung, ſondern wurde vermöge einer fremden Mittheilung eingeführt. Die Hieroglyphen dürften ſich aber zu den Buchſtaben vielmehr wie die algebraiſchen Zeichen zu den Ziffern verhalten.

Es leuchtet ein, daß die Devanagari-Schrift, ein Alphabet von 50 Buchſtaben, ſo wißenſchaftlich geordnet, wie wir kein anderes

kennen, nicht ein erſter Verſuch in der Schreibekunſt war: ſie konnte nur die letzte Vollendung, das Werk ſcharfſinniger Grammatiker ſein. Sie führt ihren Namen von der Gottesſtadt, und iſt alſo vielleicht von Benares ausgegangen. Ueber das Alter der Devanagari-Schrift iſt noch kein Ergebniß bisheriger Unterſuchungen bekannt geworden. Aber ſo viele nun untergegangene Steinſchriften an Denkmalen beweiſen, daß die Indier ſich zuvor anderer Alphabete bedienten.*) Ich geſtehe, zehntauſend griechiſche Ausſagen, wie die des Megaſthenes, würden mich nicht überzeugen, die Indier hätten zur Zeit Alexanders des Großen, kaum drei Jahrhunderte vor der Epoche des Vikramaditya, noch keine Buchſtabenſchrift gehabt. Die Griechen gebrauchten den Namen der Indier in eben ſo unbeſtimmter Ausdehnung, wie die der Scythen und Kelten.

— — — — — — — — — — — — — —

*) [Am Rande hat der Vf. „Fingerſprache" beigeſchrieben.]

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, August Wilhelm <<von>>,

August Wilhelm von Schlegel's sämmtliche Werke

Bd.: 12

Leipzig 1847

Opp. 553 r-12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604574-2